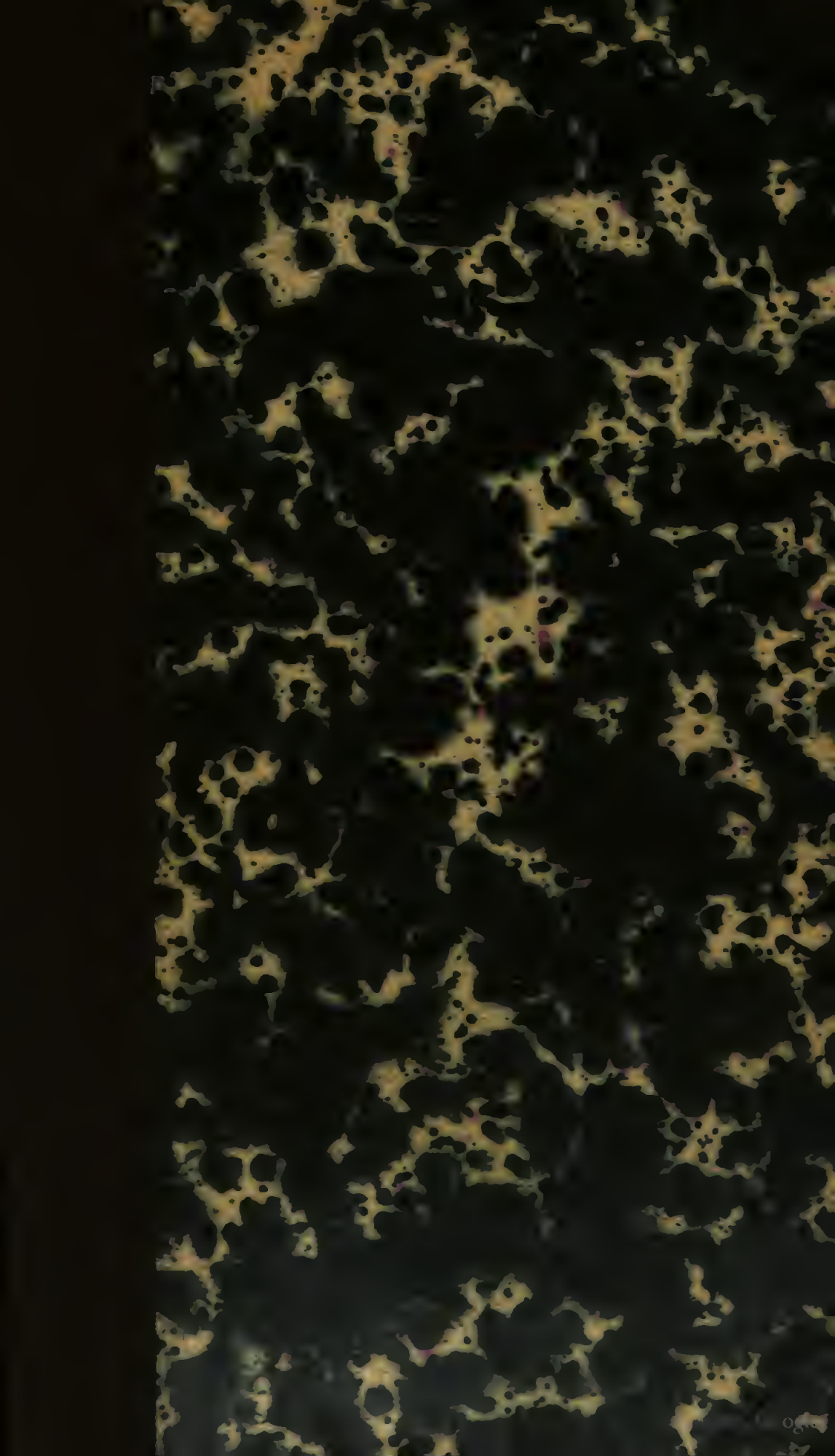


Annalen
H. eccl.
38 n

<36629162300010

<36629162300010

Bayer. Staatsbibliothek

Annalen
H. eccl.
38 n

<36629162300010

<36629162300010

Bayer. Staatsbibliothek

Annalen

der

Verbreitung des Glaube

zum

Vortheil der Missionen

herausgegeben

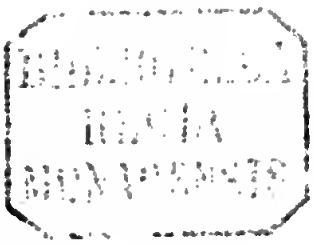
durch den Ludwig-Missions-Verein.

Mit Erlaubniß geistlicher Obrigkeit.
1868.

Sechsunddreißigster Band.

1868

2439



Annalen

der

Verbreitung des Glaubens.

Eine

mit Erlaubniss geistlicher Obrigkeit

durch

den Ludwig-Missions-Verein

herausgegebene

periodische Sammlung von Erlassen des heiligen Stuhles, dann der hochwürdigsten Ordinarien, sowie von Urkunden und Nachrichten, welche auf das Werk der Glaubensverbreitung Bezug haben.

Sechsunddreißigster Band.

München, 1868.

Im Verlag der Central-Direktion des Ludwig-Missions-Vereins.

Papier und Druck von Fr. Pustet in Regensburg.

Bibliotheca
REGIA
MONACENSIS

H. eccl. 38 n/1868

Annalen
der
Verbreitung
des
Glaubens,
zum Vortheil der Missionen herausgegeben
durch den
Ludwig-Missions-Verein.

Nro. 201. 1868. I.

Mit Erlaubniß geistlicher Obrigkeit.

München, 1868.
Im Verlag der Central Direktion des Ludwig-Missionsvereins.
Papier und Druck von Fr. Pustet in Regensburg.

Der Ludwig-Missionsverein

hat für Bayern und die sich ihm anschließenden deutschen Länder den gleichen Zweck, welchem anderwärts, unter der Leitung der obersten Räthe zu Paris und Lyon „das Werk der Verbreitung des Glaubens, zu Gunsten auswärtiger Missionen auf beiden Hemisphären" sonst auch „St. Franziskus-Xaverius-Verein" genannt, gewidmet ist; nämlich: durch Gebet und Almosen die Verbreitung des katholischen Glaubens in allen Welttheilen zu unterstützen. Dürftigen katholischen Gemeinden in protestantischen Gebieten Hilfe zu leisten (welches, soweit jene zu Deutschland gehören, die besondere Bestimmung des außerhalb Bayerns bestehenden St. Bonifacius-Vereins ist) gehört daher ebenfalls zur Aufgabe des Ludwig-Missionsvereins, und wird, wie solches die jährliche Rechnungsstellung bezeugt, im Verhältniß zu seinen Kräften nicht außer Acht gelassen.

Die Gebete der Mitglieder des Ludwig-Missionsvereins bestehen in Einem Vaterunser nebst Englischem Gruß und der Anrufung: „Heiliger Franziskus Xaverius bitte für uns!" welche täglich zu verrichten sind; so jedoch, daß es genügt, durch die ein für allemal gemachte Meinung „für die Verbreitung des Glaubens" diese Gebete bei der Morgen- oder Abendandacht aufzuopfern.

Das Almosen beträgt wochentlich 1 ½ kr. (6 kr. monatlich). (Personen, die wegen Armuth den wöchentlichen Beitrag nicht zu leisten vermögen, nehmen dennoch an den geistlichen Gütern des Vereines Theil, wenn sie wenigstens monatlich Etwas nach Vermögen und Gewissen beisteuern. Pius IX. Dekret vom 5. August 1851.)

Je zehn Theilnehmer, ohne Unterschied des Geschlechts, welche den ordentlichen Wochenbeitrag leisten, vereinigen sich, an Einen aus ihrer Mitte denselben regelmäßig abzugeben. Jeder Sammler wird Sorge tragen, die Zahl seiner zehn Theilnehmer, im Falle eines Abgangs, wiederum zu ergänzen und die gesammelten Beiträge an den Ortspfarrer, unter Einschreibung in die Zahlungsbogen (deren Formulare von dem Geschäftsführer zu beziehen sind), einzuhändigen. Jeder Pfarrer gibt die auf solche Weise ihm zugekommenen Almosen an das einschlägige Decanal-Amt ab und dieses befördert sie, in der Regel alle Vierteljahre, zu der betreffenden Ordinariats-Stelle, von wo aus sie an den „Cassier der Centraldirektion" zu München eingesandt werden.

Außerordentliche Schenkungen an Geld oder Cultus-Gegenständen (Paramente, Gemälde ꝛc. ꝛc.) können bei dem betreffenden Pfarramte unter persönlicher Eintragung in die hiefür bestimmte Rubrik der Zahlungsbogen, oder bei dem zuständigen Ordinariate niedergelegt, oder auch an den Geschäftsführer oder Central-Cassier (nach München) einge-

BIBLIOTECA CENTRALA UNIVERSITARA

CCI.

Missionen von Asien.

China.

(Fortsetzung.) [1])

IV. Missionen der Lazaristen.

Es waren die französischen Lazaristen, denen der heilige Stuhl auf das Ansuchen Ludwigs XVI. im Jahre 1782 alle Missionen von China, welche zuvor von der Gesellschaft Jesu geleitet worden waren, anvertraute. Die Herren Raux und Ghislain, welche diese schwere aber ruhmvolle Erbschaft übernehmen sollten, verließen Frankreich im Jahre 1784, und sie, wie ihre Vorgänger, mußten sich nicht so fast als Missionäre, sondern vielmehr als Gelehrte die Anerkennung der chinesischen Regierung verschaffen. Herr Raux, ein durch die Mannigfaltigkeit und Gründlichkeit seiner wissenschaftlichen Kenntnisse ausgezeichneter Mann, wurde zum Mitglied der mathematischen Kommission, Astronom des Kaisers und Mandarin ernannt.[2]) Sein Mitbruder, Herr Ghislain, welcher ihm später in dem Amte eines Obern der Mission folgte, war Professor der Physik im Kaiserpalaste.[3]) Im Jahre 1788 schifften sich zwei andere Lazaristen-Missionäre, die Herren Aubain und Hanna, nach China ein. „Schon zu dieser Zeit ward es sehr schwierig, vom Kaiser die Erlaubniß zur Reise nach Peking zu erhalten. Nachdem Herr Aubain lange Zeit

[1]) Siehe Heft 198 vom vorigen Jahre.

[2]) Herr Raux starb den 16. November 1801 zu Peking im Rufe der Heiligkeit.

[3]) Herr Ghislain starb den 12. August 1813.

aber umsonst auf diese Erlaubniß gewartet hatte, entschloß er sich endlich, heimlich in die Missionen im Innern des Reiches einzudringen; aber entdeckt und gefangen genommen starb er am 1. August 1795 im Kerker. Herr Hanna konnte endlich Peking betreten, wo er aber zu kurze Zeit lebte, um sich nützlich zu machen." Von drei Lazaristen, welche im Jahre 1790 den Weg nach China einschlugen, sahen sich zwei von Peking ausgeschlossen, und bethätigten ihren Seeleneifer im Innern des Reiches, Herr Pene in der Provinz Hou-Pe [1]), Herr Clet in Kiang-Si, und hernach in Hu-Pe, und hier in Ou-Tschang-Fu, der Hauptstadt der Provinz, war es, wo er am 18. April 1819 im Alter von 72 Jahren erwürgt wurde. Herr Lamiot dagegen fand 1794 in Peking Aufnahme, wurde kaiserlicher Dollmetscher, und behielt sein Ansehen am Hofe bis zur Gefangennehmung des Herrn Clet. Angeklagt, mit letzterm in brieflichem Verkehr zu stehen, wurde er aus dem Reiche verbannt [2]), und es blieb somit nur noch ein einziger Lazarist in China übrig.

Die Kongregation des hl. Lazarus, welche durch die französische Revolution gewaltsam vernichtet und erst 1817 wiederhergestellt worden war, mußte mehrere Jahre warten, bis sie ihren Platz im Werke der chinesischen Missionen wieder einnehmen konnte. Dieser Platz ist nun aber gegenwärtig viel beträchtlicher, als er gegen Ende des vergangenen Jahrhunderts gewesen. Die Lazaristen leiten und besorgen vier apostolische Vikariate, das nördliche und westliche Petscheli im Norden, und Kiang-Si und Tsche-Kiang im Süden.

§. 1. — Apostolisches Vikariat des nördlichen Petscheli.

Aus dem ehemaligen Bisthum Peking wurden nach und nach mehrere apostolische Vikariate gebildet, vorerst die

---

[1]) Herr Pene starb den 29. Juni 1795.

[2]) Herr Lamiot zog sich nach Makao zurück, wo er das Noviziat der chinesischen Lazaristen gründete, das er bis zu seinem Tode, am 5. Juni 1831, leitete.

Mandschurei und Mongolei (1839), hierauf Chan-Tong (1840). Der Erfolg dieser Neugestaltungen für die Fortschritte des Glaubens erschien als ein so günstiger, daß der heilige Stuhl auf den Vorschlag des hochwst. Herrn Mouly, apostolischen Vikars der Mongolei und Administrators der Kirche von Peking, im Jahre 1856 zu einer neuen Theilung von Petscheli schritt. Es wurde diese Provinz nämlich in drei apostolische Vikariate getheilt, von denen zwei, das nördliche und westliche Petscheli der Kongregation des heil. Lazarus zugewiesen wurden. Das östliche Petscheli wurde, wie wir andern Ortes gesehen, der Gesellschaft Jesu übergeben.

Der hochwst. Herr Mouly wurde von der Mongolei nach dem nördlichen Petscheli versetzt mit dem Titel eines Administrators des westlichen Petscheli, und mit der Verwaltung dieses letzteren Vikariats betraute er seinen Koadjutor, den hochwst. Herrn Anouilh. Später, und nachdem dieser letztere apostolischer Vikar der von ihm verwalteten Mission geworden, ersetzte ihn der hochwst. Herr Mouly in seiner Eigenschaft als Koadjutor durch den hochwst. Herrn Guierry, der am 30. April 1865 in Gegenwart der hochwst. Herren Anouilh, Dubar und Verolles in der Kathedralkirche von Peking geweiht wurde.

Ungeachtet dieser mehrfachen Theilungen bleibt das nördliche Vikarirat noch eine der wichtigsten Missionen, theils wegen der volkreichen Städte, die es in sich schließt, theils wegen der Beziehungen, welche gegenwärtig Europa mit diesem Theil des äußersten Ostens verbinden. Peking und Tien-Tsing, die Schauplätze der politischen und militärischen Ereignisse der letzten Jahre, sind auch zugleich die Mittelpunkte der katholischen Mission. Wir wollen nun die Berichte, welche uns über den Stand der Religion in diesen zwei Städten zugegangen sind, zusammenfassen.

I. Peking. — Ein neulich in den Annalen[1]) veröffentlichter Brief des hochwst. Herrn Verolles führte die

[1]) Heft 199 Seite 417 — 428.

übertriebene Größe der Hauptstadt des „himmlischen Reiches“ auf die richtigen Verhältnisse zurück. Er zeigte uns auch das Falsche und Mangelhafte dieser ganz materiellen Bildung, die man auf das Wort von unwissenden, voreingenommenen oder eigennützigen Zeugen zu bewundern sich angewöhnt hat. Nach der heidnischen wollen wir daher auch die christliche Stadt kennen lernen, die, wir hoffen es, einst an deren Stelle zu treten bestimmt ist.

Die Christengemeinde von Peking besaß im verflossenen Jahrhundert vier Kirchen und zwei Friedhöfe. Die Verträge von 1860 haben nun, indem sie die Zurückerstattung aller einst der Mission angehörenden Güter ausbedingten, den apostolischen Vikar wieder in den Besitz dieser Anstalten gesetzt, und der französische Gesandte, Herr von Bourboulon, ließ daher gleich bei seiner Ankunft in Tien-Tsing dem hochwst. Herrn Mouly den Eigenthumstitel der Kirchen und Friedhöfe einhändigen. Der Lazaristen-Missionär Favier entwirft folgendes Bild von den katholischen Anstalten in Peking zur Zeit der französischen Eroberung.

„Nach unserer Rückkehr in diese Stadt, wo die Jesuiten und ihre Nachfolger so viel Großes geschaffen, haben wir die Spuren unserer Vorgänger aufgesucht, und was war davon noch übrig? In Nam-Tang (südliches Stadtviertel) stand zwar die Kathedrale noch, aber gleich einem entmasteten Schiffe; keine Thüren, keine Fenster, kein Altar, kein Tabernakel, kurz nichts mehr als einige alte wurmstichige Rahmen, aus denen die Leinwand noch herausgerissen war. Die Zeit hatte in dem Gewölbe eine ungeheure Oeffnung gemacht, das Aeußere war ganz im Zerfall und im Innern unterschied man nur mit Mühe die Reste alter Freskomalereien. In Peh-Tang (nördliches Stadtviertel) gab es einst eine dem Erlöser geweihte Kirche, welche ihr ganz französischer Ursprung uns besonders werth machte. Sie nun war es hauptsächlich, welche die Missionäre suchten, aber ihre Blicke fanden nichts, sogar die Fundamente des Gebäudes waren verschwunden; einzig ein prächtiges Geländer, ein altes

Geschenk unserer Könige, war der Zerstörung nicht anheimgefallen. Im östlichen und westlichen Theile der Stadt gab es einst noch eine dritte und vierte Kirche, aber von der einen wie von der andern haben wir nur noch den Platz, wo sie gestanden, aufgefunden."

Die zwei Friedhöfe, welche im Westen außerhalb der Mauern lagen, waren in besserm Zustande. Der eine, welcher den Namen Friedhof der Kathedrale führt, und die Gräber der Jesuiten und aller nicht französischen Missionäre enthält, war durch die Russen ziemlich gut erhalten worden. Hier befinden sich die Grabmäler von Schaal und Ricci. Das des ersteren, auf dem sich eine Riesenschildkröte und der kaiserliche Drache befindet, trägt eine lateinisch, chinesisch und tartarisch abgefaßte Inschrift. Das Denkmal ist mehr als neun Fuß von der Stelle entfernt, wo sich der Leichnam befindet, was bei den Chinesen auf eine große Persönlichkeit deutet. Der andere, der französische Friedhof, war gänzlich verwüstet; weder Mauern, noch Bäume, noch Grabmäler waren mehr da, der Altar war zerstört, das große marmorne Kreuz zerbrochen, u. s. w. Alles wurde nun im Lauf der Jahre 1862 und 1863 wiederhergestellt, wie auch der Wiederaufbau der alten Kirche unternommen und zu gutem Ende geführt wurde.

Der Anfang wurde mit der Kathedrale gemacht. Der Gottesdienst wurde daselbst in der Weihnacht in Abwesenheit des Herrn von Bourboulon zum ersten Mal feierlich gehalten, und die durch die Regierung verordnete Religionsfreiheit war von da an eine von der Bevölkerung anerkannte Thatsache. Drei kleine aus Europa gebrachte und in den Thürmen aufgehängte Glocken rufen die Christen zum Gottesdienste. Zwei Hauptgebäude, eines für die Missionäre, das andere für die Schulen, wurden ganz in der Nähe der Kathedrale errichtet.

Eine geräumige Kapelle, dem heil. Joseph geweiht, erhebt sich jetzt an der Stelle der frühern Kirche des Ostens (Tong-Tang); sie besteht aus zwei rechtwinklig verbundenen

Gebäuden, deren erstes für die Männer, das zweite für die Frauen bestimmt ist. Beide haben besondere Eingänge und Höfe und können ohne sich zu sehen, die Messe anhören, was ganz den chinesischen Sitten gemäß ist. In diesem Viertel von Peking gibt es ebenso viele Christen als bei der Kathedrale, das heißt über zweitausend; es wohnt daselbst ein Missionär, der zwei Schulen leitet.

Die Kirche des Westens (Si-Tang) ist unserer lieben Frau von den sieben Schmerzen geweiht. „Der Gottesdienst wird daselbst, wie wir in einem Briefe des hochw. Herrn Mouly vom 12. Januar 1867 lesen, Dank einigen wenn auch ungenügenden Ausbesserungen auf eine nahezu vollständige Weise gehalten. Drei Zimmer des Wohnhauses stürzten einmal während der Nacht ein, ohne jedoch ein Unglück zu verursachen, und auch diejenigen, welche als Kapelle dienen, wären das verflossene Jahr eingefallen, wenn es geregnet hätte; aber die Trockenheit rettete sie. Zwei chinesische Priester sind dieser Anstalt beigegeben; aber weder Kapelle noch Wohnhaus sind in entsprechendem Zustande.

Als H. Raux im Namen des heil. Stuhles und des Königs von Frankreich von der französischen Anstalt in Peh-Tang Besitz ergriff, fand er daselbst eine Kirche oder vielmehr eine Kapelle, die hundert Jahre zuvor von den französischen Jesuiten erbaut worden war. Im Innern war sie reich verziert, ihre Höhe aber überragte die der großen chinesischen Häuser, welche im ganzen Norden nur aus einem Erdgeschoß bestehen, nicht, und die Thüre des Gebäudes ging auf die öffentliche Straße. So wie sie war diente diese Kapelle bis 1827 dem Gottesdienste. In diesem Jahre wurde sie durch einen Großen des Reichs, Namens Yu-Ta-Zin von Grund aus zerstört, und dieser baute, nachdem er das Material theuer verkauft hatte, an deren Stelle einen Empfang-Saal. Im Jahre 1860 fiel die ganze französische Anstalt in Trümmer, und da der vom Wohnhaus getrennte Saal in weniger schlechtem Zustand war, machten wir aus demselben alsbald eine provisorische Kapelle.

Aber das Quartier von Peh-Tang befindet sich eine Stunde von St. Joseph, und drei Viertelstunden von den beiden andern Kirchen entfernt. Die Christen mußten daselbst doch eine Kirche haben, um ihre Religion in den Augen der hier wohnenden Ungläubigen, und der Mandarine aus den Provinzen, welche ihre Geschäfte nach Peking führen, auf eine würdige Weise repräsentiren zu können; denn der Anblick der Kirchen und des öffentlichen Gottesdienstes in Mitte der Hauptstadt führt sie dazu, das Christenthum in ihren betreffenden Regierungsbezirken, wenn auch nicht zu beschützen, so doch zu dulden. Wir glaubten daher das Geld, welches uns von der vertragsmäßig geleisteten Entschädigung übrig blieb, nicht besser als zum Bau einer Kirche verwenden zu können, welche den Christen großen Nutzen bringen, den Glanz der Religion in den Augen der Chinesen erhöhen und Frankreich zur Ehre gereichen mußte.

Am Tage nach der Weihe des hochwst. Herrn Guierry, am 1. Mai 1865, fand die Grundsteinlegung der neuen Kirche des Erlösers statt. Alle europäischen Gesandtschaften nahmen an der Feier Antheil. Drei Großmandarine des Hofes, Abgesandte des Fürsten Kung, betheiligten sich dabei, indem sie mit eigenen Händen den vom Bischof Mouly gesegneten Stein verkitteten, und mit den Bischöfen, der Geistlichkeit, den Gesandten und den Angesehensten der christlichen Chinesen die Gründungsurkunde der Kirche unterschrieben. Man kann daher sagen, daß China offiziell bei der Errichtung eines Denkmals mitgewirkt hat, welches den Fortschritt des Christenthums in der Hauptstadt des Reiches bezeugt.

Die Einweihung der Kirche vom heil. Erlöser ging am 1. Januar 1867 mit großer Feierlichkeit vor sich. Der französische Geschäftsträger Graf von Bellonnet wohnte in seiner Amtstracht dem vom hochwst. Herrn Mouly gehaltenen Hochamte bei. Es ist diese Kirche unstreitig die schönste und geräumigste von allen, welche jemals im Reiche erbaut worden sind, und wurde nach den Plänen eines französischen Baumeisters, des Herrn Bourriere von Toulouse, und unter

der Leitung eines Lazaristenbruders ausgeführt. Sie gehört dem Spitzbogenstil des XIV. Jahrhunderts an; an ihrer Vorderseite, welche mit drei Thoren geschmückt ist, erheben sich zwei Thürme 90 Fuß über den Boden; die ganze Länge der Kirche beträgt 147 Fuß bei einer Breite von 90 Fuß im Querschiff. Der untere Theil der Mauern besteht aus behauenen Steinen, und das Uebrige aus groben Backsteinen, kaiserliche genannt, da sie ausschließlich für öffentliche Gebäude verwendet werden dürfen. Die Dachziegel rühren von alten zerstörten Pagoden her, und viel anderes Material, Steine und Holz, haben denselben Ursprung. So dienen diese Trümmer des Götzenthums zur Verherrlichung des wahren Gottes. Auf einer Mamortafel unter dem Hauptthor liest man folgende Inschrift: Fiat unum ovile et unus pastor, es wird nur eine Heerde und ein Hirt sein.[1]) Möge die Weissagung in diesem unermeßlichen Reiche bald in Erfüllung gehen!

Die Kirche vom heil. Erlöser ist nicht weit vom kaiserlichen Palaste, und wird von einem chinesischen Lazaristen unter der unmittelbaren Leitung des hochwst. Herrn Guierry besorgt. Zu dieser Kirche gehören die Christengemeinden nördlich von der Stadt, von denen einige zehn bis zwanzig Meilen entfernt sind.

Wegen Mangel einer passenden Wohnung in der Nähe der Kathedrale residirt der hochwst. Herr Mouly in Peh-Tang, wo sich auch die zwei Seminare befinden, das große, welches zwanzig, und das kleine, welches vierzig Schüler zählt. Die jetzigen Gebäulichkeiten der Residenz und der Seminare sind ganz neuen Ursprungs. Am 9. Januar 1864 zerstörte ein Brand den größten Theil der Anstalt von Peh-Tang, aber in der kurzen Zeit eines Jahres wurden die Trümmer wieder aufgerichtet, oder besser gesagt über diesen Trümmern erhoben sich geräumigere, bequemere und schönere Gebäulichkeiten als die alten gewesen waren. Das neue Re-

[1]) Joh. X. 16.

sidenzhaus hat ein erstes Stockwerk, und ist das einzige dieser Art, das in Peking vorhanden ist.

Noch sind es nicht fünf Jahre, daß die Schwestern von St. Vinzenz von Paul sich in der Hauptstadt des Reiches niedergelassen haben. Sie sind jetzt ihrer zwölf an der Zahl, und verbinden mit einem Waisenhaus für kleine Mädchen Schulen, eine Anstalt für Bereitung von Arzneien und den Krankenbesuch. Im Jahre 1866 tauften sie 380 Findelkinder, erzogen 213 Waisen, besorgten 27,854 Kranke in der Arzneianstalt und 1,445 in ihren Wohnungen.

Die katholische Mission hat nicht allein gegen die Hindernisse, welche ihr das Heidenthum entgegenstellt, zu ringen, sie muß auch noch den Einfluß der Protestanten bekämpfen. Diese haben nicht weniger als zehn Anstalten, welche alle vermöge der ungeheuren Summen, über welche die englischen und amerikanischen Bibelgesellschaften verfügen, fest begründet sind. Ihre Predigten werden von den Chinesen ziemlich zahlreich besucht; diese folgen dem Zuge der Neuheit oder des Vorwitzes, aber auch wie es scheint nur diesem allein, weil die Zuhörerschaft fast mit jedem Tage eine andere ist. Hoffen wir, daß diese Diener des Irrthums die wahren Bekehrungen nur vorbereiten, wie dieß in Tien-Tsing schon der Fall gewesen, wo die Missionäre nach einer langen Prüfung mehrere Chinesen getauft haben, welche erst zu dem Protestantismus übergetreten waren.

II. Tien-Tsing. Die Stadt Tien-Tsing liegt beiläufig 12 Meilen vom Meere und 24 von Peking, dem sie als Hafen dient, entfernt. Sie nimmt den durch die Vereinigung des Pei-Ho mit dem großen Kaiserkanal gebildeten Winkel ein, und wird von der Natur selbst in drei Theile getheilt. Die Missionsanstalten befinden sich nördlich vom Flusse, im nämlichen Palaste, in welchem der erste Vertrag von Tien-Tsing (1858) unterzeichnet wurde, ein Palast, welcher auf das Ansuchen Frankreichs am 21. Dezemb. 1861 den Lazaristen überlassen wurde.

Die Christen sind in Tien-Tsing noch nicht zahlreich. Die einheimische Bevölkerung besteht zum größern Theil aus Schiffern und Matrosen, welche mit verdorbenen Sitten noch einen unerträglichen Stolz, lächerlichen Aberglauben und vornehme Verachtung gegen die Ausländer verbinden; sie haben übrigens alle chinesischen Vorurtheile gegen die Teufel des Westens.

Nur durch die Bethätigung der leiblichen Werke der Barmherzigkeit wird es dem Evangelium möglich sein, in diese unwissenden oder verkommenen Massen einzudringen. Die Töchter des heil. Vinzenz von Paul beschäftigen sich in Tien-Tsing mit den nämlichen Werken, wie ihre Schwestern in der Hauptstadt. Anfangs hatten sie von Seite der rohen Bewohner von Tien-Tsing viele Beschimpfungen zu erdulden. „Sehet da, schrieb der Lazaristen-Missionär Thierry im Oktober 1863, sehet da diese zwei armen Schwestern, wie sie durch die große Stadt eilen, die Barken besteigen, um über den Fluß zu setzen, wie sie keine andern Beschützer haben als ihre guten Engel, eine Masse von Neugierigen hinter sich her ziehen, wie sie der Gegenstand der Unterhaltung und des Gelächters einer heidnischen Bevölkerung werden, die niemals von der katholischen Nächstenliebe reden gehört. Aber wie sehr die Chinesen sie auch verlachen und schmähen, wenn sie dieselben sehen, so haben sie doch Achtung vor ihnen und gestehen, daß dieß nicht Frauen gleich den andern sind."

Wegen ihrer geringen Anzahl (es sind ihrer nur sechs) können sie den Werken der Nächstenliebe nicht die wünschenswerthe Ausdehnung geben. So kann die Schwester, welche das Spital unter ihrer Leitung hat, sich nicht mit der Krankenpflege befassen, weil ihr zugleich die Besorgung der Apotheke obliegt, und sie muß sich durch chinesische Krankenwärterinnen vertreten lassen. Im Jahre 1866 sind ungefähr 70 Kranke im kleinen Spital von Tien-Tsing aufgenommen und verpflegt worden, in dem Hause, wo die Arzneien ausgetheilt werden, fanden sich 4,910 ein. Im gleichen Zeitraum haben die Schwestern 6 Erwachsene beim Herannahen

des Todes und 480 Kinder getauft; ihre beiden Waisenhäuser zählen zusammen 144 Kinder, 40 Knaben und 104 Mädchen. Sie haben etwa zwanzig junge chinesische Töchter bei sich, welche sich der Mission zu widmen wünschen; und wenn es einmal gelingt, in den Dörfern Schulen zu errichten, so werden diese jungen Töchter sehr nützliche Gehilfinen abgeben.

Das apostolische Vikariat des nördlichen Petscheli zählt außer dem hochwst. Herrn Mouly und seinem Koadjutor 10 europäische Missionäre, 20 einheimische Priester und 4 Lazaristenbrüder.

§. 2. — Apostolisches Vikariat des westlichen Petscheli.

Der hochwst. Herr Anouilh, seit dem Juni 1851 Koadjutor des hochwst. Herrn Mouly, wurde, wie oben bemerkt, im Namen seines Bischofs mit der Verwaltung des neuen Vikariats des westlichen Petscheli betraut (1856). Zwei Jahre später, 14. Dezember 1858, ernannte ihn der heilige Stuhl selbst zum apostolischen Vikar der Mission. Diese zählte damals 14,000 Christen, aber es mußte da noch alles erst geschaffen werden, Wohnung, Seminar, sogar die Kirche, denn es waren erst einige Kapellen vorhanden. Dazu war das Land sehr arm, da die Heuschrecken und der Hunger es drei Jahre abwechselnd verheert hatten.

Aus dem folgenden Briefe wird man ersehen, wie der Eifer des apostolischen Vikars mit diesen Schwierigkeiten fertig geworden, und welche Segnungen Gott über die Arbeiten der Missionäre ergossen hat.

Brief des hochwst. Herrn Anouilh, apostol. Vikars des westlichen Petscheli, an die HH. Mitglieder des Centralrathes des Werkes der Glaubensverbreitung.

Pao-Ting-Fu, den 16. Januar 1866.

Meine Herren!

Seit den achtzehn Jahren, während denen ich an der Verbreitung des Glaubens im himmlischen Reiche arbeite, habe ich oft die Ehre gehabt, an die Centralräthe Ihres Werkes zu schreiben. Es ist dieß eine Pflicht der Dankbarkeit für die Missionäre und besonders für die apostolischen Vikare, Ihnen von den Erfolgen Nachricht zu geben, welche sie durch die Unterstützung Ihres bewunderungswürdigen Vereins errungen haben. Ich übersende Ihnen heute einen gedrängten Bericht über die Ereignisse, welche in den letzten fünf bis sechs Jahren in dieser Provinz vorgefallen sind.

Kaum hatte ich die Ernennungsbullen als apostolischer Vikar erhalten (1859), als ich auf Befehl des Kaisers Hien-Fung [1]) in die Verbannung geschickt wurde. Die Reise, vom Norden nach dem Süden von China, mitten durch die Räuber und Rebellen, dauerte vier Monate, und nur durch einen besondern Schutz der göttlichen Vorsehung entrannen wir dem Tode. Nach einem zwei- oder dreimonatlichen Aufenthalt in Schang-Hai, der mir wie ein Jahrhundert vorkam, erlangte ich endlich durch die Dazwischenkunft des französischen Gesandten, Herrn von Bourboulon, die Erlaubniß zur Rückkehr in den Norden des Reiches, sogar noch vor dem Ende der englisch-französischen Expedition. Ich schiffte mich auf der Fregatte Gloire ein, wo mich die Theilnahme des Befehlshabers und der Offiziere die Leiden der Verbannung vergessen ließ. Zu Tien-Tsing hatte der bedauernswerthe Admiral Protet die Güte, mich an Bord zu nehmen. Da

[1]) Er starb den 22. August 1861, 33 Jahre alt, und hinterließ als Erben ein sechsjähriges Kind.

befand ich mich nun seit zwei Tagen, als mir eine Einladung des Prinzen Kung, mit mehreren Mandarinen von Tien-Tsing nach Peking zu kommen, zuging. Der Fürst wollte sich meiner zu den Friedensunterhandlungen bedienen. Ich brauche hier nicht zu sagen, was Sie schon wissen: die Siege unserer Soldaten, die abgeschlossenen und ausgewechselten Verträge, die Eröffnung unserer Kathedrale, die Feier des Te Deum, die Leichenfeier unserer ermordeten Gefangenen, endlich die von der chinesischen Regierung, wenn auch mit Widerstreben gewährte Religionsfreiheit.

Ich brachte 12 Tage in Peking zu, worauf ich wieder nach Tien-Tsing zurückkehrte, und zwar auf die dringenden Bitten des hochwst. Herrn Mouly, welcher den Prozeß gegen einen seiner Priester, Herrn Kin, zu beendigen wünschte. Der Ausgang dieses Prozesses entsprach seinen Wünschen. Herr Kin wurde ehrenvoll in Freiheit gesetzt. Da wir endlich unsere neuen mit dem kaiserlichen Siegel versehenen Pässe erhalten hatten, reiste ich in mein liebes Vikariat ab, wo ich mit Ungeduld erwartet wurde. Obwohl die Verträge im Innern des Reiches noch nicht verkündet waren, wurde ich doch überall wie im Triumphe empfangen. Man muß Jahre lang mitten in der Verfolgung gelebt haben, um die Freudetrunkenheit zu begreifen, welche die neue Religionsfreiheit hervorrief.

Dem Vorschlag der Missionäre und Katecheten zufolge beschloß ich, nach der Hauptstadt der Provinz, Pao-Ting-Fu, zu gehen, um vom Vizekönig die Veröffentlichung der auf die Religion bezüglichen Artikel des Vertrages zu erwirken, und um zugleich die Visitation des Vikariats bei den Mandarinen zu beginnen. Alles, was ich verlangte, ward bewilliget; die Artikel wurden verkündet, der Statthalter versah mich mit Empfehlungsbriefen an die Mandarine, und bewilligte mir die Vergünstigung, auf Staatskosten zu reisen. Ich machte daher bei allen Mandarinen des Vikariats einen Höflichkeitsbesuch, und unternahm ohne weitere Zögerung die Visitation meiner Heerde. Ich war derselben nicht so ganz

unbekannt, denn seit zehn Jahren verkündigte ich im westlichen Petscheli das Evangelium, und daselbst war ich auch am 11. Juni 1851 zum Bischof-Koadjutor geweiht worden.

Wir waren im Jahre 1860. Meinem Vikariat fehlte es noch an Allem; denn der hochwst. Herr Mouly hatte eben nur in dem nördlichen Vikariat Anstalten schaffen können. So waren wir denn im eigentlichen Sinne des Wortes ohne Kirche, ohne Wohnung, ohne Seminar, und ohne eine Sapeke Einkommen. Mitten unter meiner Visitationsreise versammelte ich meine Priester, und einstimmig wählten wir dann als künftige Residenz die große Stadt Tsching-Ting-Fu, die Hauptstadt von Petscheli unter der früheren Herrscherfamilie. Mein Vermögen bestand in 800 Franken, die ich der Freigebigkeit des hochwst. Herrn Mouly verdankte, und ich verwendete sie dazu, einige Zimmer zu miethen, wo ich ein Waisenhaus und eine Schule eröffnete, deren Leitung einem chinesischen Priester anvertraut ward.

Ich setzte dann meine Visitation wieder fort, indem ich Brief auf Brief, Bericht auf Bericht nach Peking sandte, um in der Stadt Tsching-Ting-Fu eine Pagode oder irgend etwas anderes als Ersatz für die bedeutenden Verlurste zu erhalten, welche unsere Christen unter dem regierenden Herrscherhause erlitten hatten, wie auch für die mehr als 72 Kirchen oder Kapellen, welche unter der Regierung der Kaiser Yung-Tsching, Kieu-Lomg, Kia-King und Tao-Kuang (1723—1850) zerstört worden waren. Die Festigkeit des Herrn Bourboulon, und die ganz militärisch entschiedene Haltung des damiligen zeitweiligen Gesandtschaftssekretärs in Peking, des Herrn Schiffskapitän Treves, bewirkten, daß wir mehr erhielten, als wir jemals zu hoffen gewagt hätten, es wurde mir nämlich in guter Manier der kaiserliche Palast in der Stadt Tsching-Ting-Fu überlassen (1862). Das prächtige Gemach des Kaisers war das nämliche, welches der große Verfolger des Christenthums, Kia-King (1795—1820) seit der Thronbesteigung der Mandschudynastie bewohnt hatte. Ich verwandelte diese Wohnung, nachdem ich sie zuvor ge-

reiniget, in eine Kapelle. Das Gemach der Kaiserin, aus neun schönen Zimmern bestehend, wurde das provisorische Seminar, endlich wurde das Waisenhaus für Knaben im Gemache des kaiserlichen Prinzen hergerichtet. Der übrige Theil des Palastes lag in Trümmern. Ihre erste Gabe, 12,000 Frkn. (1862), und die Gaben der drei folgenden Jahre setzten uns in Stand, diese Trümmer wieder aufzurichten, und obschon auch jetzt noch viel zu thun ist, können wir doch behaupten, daß unsere Residenz eine der schönsten in ganz China ist.

Die Wirkung einer solchen Schenkung war unermeßlich, denn es ist etwas Unerhörtes, daß der Kaiser einen seiner Paläste hergibt. Wir bedienen uns dieses Beweises, um den wirklichen Bestand der Religionsfreiheit und die dem Christenthum günstigen Erlasse denen gegenüber darzuthun, welche dieselben in Abrede stellen wollen. Es ist leicht, die auf die Religion bezüglichen Erlasse an die Mauern anzukleben und sie dann zu zerreißen: aber der Kaiserpalast bleibt stehen als ein beständiger Zeuge der in Wahrheit geltenden Verträge und Erlasse.

Als ich alle meine Christen besuchte, hielt ich den Augenblick für gekommen, die frohe Botschaft des Heils den zehn Millionen Seelen zu verkünden, die noch im Unglauben versunken, den andern Theil der Heerde bilden, deren Hirte ich bin. Nachdem ich daher den Beistand des für alle Menschen gestorbenen Erlösers angerufen, wählte ich einen der am wenigsten furchtsamen chinesischen Priester und drei der am besten unterrichteten Katecheten aus dem Laienstande aus. Wir gingen nun daran, die Städte und Dörfer zu durchziehen, und predigten von Morgen bis Abend den Volksschaaren, welche von allen Seiten herbeiströmten. Diese Predigten fanden nur im Freien statt, als Kanzel diente uns ein Tisch, oder wir stiegen auch wohl auf einen Baumstumpen oder einen Steinblock, um die Menge beherrschen zu können.

Die evangelische Aussaat war nicht unfruchtbar, die Bekehrungen zählten nach Tausenden. Während des Jahres

1863 tauften wir 2500 Erwachsene und über 900 Kinder unserer neuen Christen, die Zahl der noch nicht getauften, aber die christliche Lehre studirenden Katechumenen überstieg 12,000. Es waren mir mehrere Pagoden gegeben worden, um Kirchen daraus zu machen; die Götzenbilder wurden von ihren einstigen Anbetern zerbrochen, die Bilder und Gefäße, welche bei den Opfern für die Ahnen und andern abergläubischen Gebräuchen angewendet wurden, ins Feuer geworfen. Wie sehr wir es auch bedauerten, wegen unserer Armuth nicht überall Schulen gründen zu können, gelang es uns doch, neunzig solche zu errichten. Ich ließ mehrere tausend Katechismen und Gebetbücher drucken, verfaßte einen kurzen Abriß der christlichen Lehre für Greise, theilte in jeder Christengemeinde und jeder Familie Bilder aus, um die abgöttischen Zeichen zu ersetzen, kurz alles verkündete glänzende Eroberungen für den Glauben, und schon hatten mehr als drei tausend der eifrigsten Katechumenen die Taufgnade empfangen, als die lange Geschichte unserer Trübsale begann.

Fälle von Besessenheit zeigten sich unter unsern Ketechumenen in großer Zahl. Gewöhnlich reichte Weihwasser dagegen aus, indessen gab es auch widerspänstigere böse Geister, welche sich weigerten, ihren Posten zu verlassen und erklärten, sie hätten keine Furcht vor dem Wasser, mit dem sie besprengt wurden. Aber die gewaltsamen Windungen der armen Besessenen zeigten zur Genüge, daß das Weihwasser doch nicht so ganz ohne Wirkung war. Was das Weihwasser nicht bewirkte, brachte die Berührung mit dem Kreuz zu Stande, und ich habe erfahren, daß die bösen Geister von den Schmerzen und dem Leiden des Erlösers nicht reden hören können.

Eines Tages, am Feste der Erscheinung des Herrn, brachte man einen Besessenen zu mir, den man mit Stricken hatte festbinden müssen, weil er sich weigerte, vor seinen Bischof zu kommen. Ich hielt mein Kreuz in der Hand und befahl dem Besessenen den Namen Jesu anzurufen. Er wandte sein Antlitz ab unter dem Rufe:

— Warum hat er mich in die Hölle gestürzt? Er ist ungerecht! wiederholte er drei Mal.

— Gott ist gerecht, erwiederte ich. Wenn er dich in die Hölle gestürzt hat, so ist es wegen deinem Stolze.

Er bekannte vor Allen, daß Gott gerecht sei, fügte aber bei, daß Jesus Christus ihn nicht retten könne. Und zugleich stieß er ein mit lautem Gelächter vermischtes Geheul aus. Ich befahl ihm wegzugehen, er aber erklärte, daß er durchaus nicht gehen werde. Alsdann ließ ich den Besessenen festhalten und hielt ihm das Kreuz an die Lippen, und einen Augenblick nachher war der böse Geist verschwunden. Der Besessene hatte die christliche Lehre und Gebete mit Eifer erlernt; jetzt ist er getauft und der böse Geist hat keine Gewalt mehr über ihn.

Ein anderes Beispiel. Eines Tages wird eine alte Katechumene vor mich gebracht, welche das Weihwasser von ihrer Besessenheit nicht befreit hatte. Wie sie mich sah, rief sie ganz erschreckt aus:

— Ich fürchte mich! Ich fürchte mich!

— Vor was fürchtest du dich?

— Ich fürchte dein Kreuz.

Und sie deutete auf das Kreuz an meiner Brust. Ich ließ sie dasselbe nach den im Rituale angegebenen Fragen küssen, und auf der Stelle war sie befreit.

In kurzer Zeit waren alle bösen Geister und die von ihnen Besessenen verschwunden. Der Feind der Seelen hatte wohl eingesehen, daß seine Anstrengungen nur zu seiner Beschämung ausschlugen, indem er selbst dazu beitrage, den Ungläubigen die Wahrheit des Christenthums zur Kenntniß zu bringen. Er wandte nun andere Mittel an.

Zuerst war es ein Einfall berittener Räuber, welche sich wie eine Heuschreckenwolke auf das ganze Vikariat stürzten, die Häuser plünderten, Männer und Weiber niedermachten, die Kinder raubten u. s. w. Christen und Heiden flohen auf die Berge; doch hatten die Christen weniger zu leiden als die Heiden, und in einem einzigen Dorfe wurden mehr

als zwei tausend Götzendiener getödtet. Da sich diese Einfälle im Jahre bis zu drei Malen wiederholten, so waren unsere Schulen aufgelöst und die Katecheten auf der Flucht, was den Unterricht der Katechumenen sehr verzögerte.

Doch diese Prüfungen theilten wir mit allen Andern. Aber die erbitterte Hölle rief einen Sturm anderer Art gegen uns hervor, sie reizte die Götzendiener gegen unsere neuen Christen auf. Unter dem Vorwand, daß diese sich weigerten, zu den Kosten der Schauspiele beizutragen, welche hier insgesammt abergläubisch sind, oder daß sie wenigstens an den für Erlangung des Regens üblichen Gebräuchen nicht theilnehmen wollten, wurden unsere Neubekehrten in mehrern Bezirken von den Heiden geschlagen, verwundet und in Anklagestand versetzt. Da die Ortsmandarine uns die Gerechtigkeit verweigerten, trat ich in Person vor den Vizekönig, um die Sache meiner Heerde zu führen. Auf wiederholtes Andringen erlangte ich endlich, daß die Verfolger in die Hauptstadt zitirt wurden, um sie aber nicht zu sehr zu reizen, legte ich diese Geschichten zur großen Zufriedenheit der Mandarine gütlich bei. Ein erster Prozeß trug uns hinreichend Geld zum Bau einer Kirche ein, ein zweiter ebenso die Abtretung einer Pagode und hundert Morgen Landes; ein großes Haus zu einer Kapelle und Schule, und sechs und dreißig Morgen guten Landes waren der Preis einer dritten Ausgleichung.

Ernstere Verwicklungen ergaben sich in den Bezirken Pin-Chan und Lin-Cheu (1864).

Wir hatten in Chuy-Nien-Dze, einem Dorfe des erstgenannten Bezirks, etwa fünfzehn neulich bekehrte Familien. In einem Augenblick, wo wir am wenigsten daran dachten, und während alle Christen mit ihren Katecheten zum Abendgebete versammelt waren, überfallen mit Gewehren bewaffnete Heiden die Schule, knebeln die Neubekehrten, binden die Weiber an Pfähle, hängen die Männer frei schwebend auf, und ergießen sich dann in die Christenhäuser, welche sie ganz in Muße plündern. Die Neubekehrten wurden vierzehn Tage

gefangen gehalten, ohne daß der Ortsmandarin ihre Freilassung erwirken konnte; in solcher Wuth waren die Heiden. Ich verwandte einen Tag und eine Nacht dazu, an den Vizekönig und an unsern Gesandten in Peking zu schreiben, und drängte den Vorsteher der Stadt, den Gefangenen zu Hülfe zu eilen. Wie aber in China die Geschäfte mit unglaublicher Langsamkeit behandelt werden, und die unbedeutendsten Prozesse oft ganze Jahre lang dauern, so verging trotz aller meiner Anstrengungen ein Monat, bevor die Mandarine etwas gethan hatten.

Ermuthigt durch diese Ungestraftheit schickten sich die Heiden des Bezirks Lin-Cheu an, dem Beispiel der Räuber von Chuy-Nien-Dze zu folgen. Sie versammeln sich, achthundert an Zahl, und stürzen in der Dunkelheit der Nacht wie der Blitz auf vier neue Christengemeinden, die in geringer Entfernung von einander liegen. Bei dem Lärm, welcher von der Trommel, vom Tam-Tam, von den Schüssen und dem wilden Geschrei der Angreifer herrührte, gelingt es den Neubekehrten zu entkommen, und nur zehn blieben zum Schutze der Häuser zurück. Die Heiden plündern, zerstören, verbrennen alles, was ihnen beliebt. Die zehn Wächter werden, die Hände auf den Rücken gebunden, zu einer mitten in den Feldern gelegenen Pagode geführt, hier freischwebend aufgehängt und während zwei vollen Tagen der Nahrung beraubt. Der Mandarin verfügt sich zur Pagode, statt aber die Schuldigen gefangen nehmen zu lassen, stellt er sich an deren Spitze, und will den Verträgen zum Hohn die Christen zwingen, das Kreuz mit Füßen zu treten. Auf ihre Weigerung erhebt er sich und tritt es selbst mit Füßen mit den Worten: „Ihr seht doch wohl, daß ich das Kreuz mit Füßen trete, und euer Gott zürnt darob nicht.“

Sechs von diesen Christen kauften sich um Geld los, zwei hatten das Unglück vom Glauben abzufallen, bereuten es aber bald darauf wieder und thaten Buße; die beiden andern blieben fest und erklärten dem Mandarin, daß sie lieber sterben als das Kreuz mit Füßen treten wollten. Der

Beamte droht ihnen, sucht sie dann mit Geldversprechen zu locken, verlorne Mühe. Da läßt er ihnen siebenzig Backenstreiche geben. Nach einer neuen Weigerung, vom Glauben abzufallen, befiehlt er sie an Hals, Händen und Füßen mit Ketten zu beladen und ins Gefängniß zu werfen, mit dem Beisatze, die Thüren recht gut zu verschließen, aus Furcht, wie er beifügte, sie möchten entwischen und in den Himmel hinaufsteigen.

Der Schrecken war allgemein; mehr als zweihundert Christen flüchteten sich in unsere Residenz, und die Frauen suchten bei ihren Verwandten oder bei alten Christen eine Zuflucht. Vier Monate lang mußte ich diese Menge, die in Gefahr stand, vor Elend und Hunger zu sterben, ernähren.

Die beiden Gefangenen wurden nach Tsching-Ting-Fu geführt. Der eine erhielt nach einem ersten Spruche die Erlaubniß in sein Haus zurückzukehren, welches die Heiden eben in Asche gelegt hatten, der andere, Namens Liu-Fa-Tsay, war einem bessern Schicksal vorbehalten. Immer gefesselt, ward er in die Hauptstadt der Provinz geschickt, wo er ohne vorgängiges Urtheil in das Gefängniß der großen Verbrecher eingesperrt wurde. Hier endete er nach sechsmonatlichem Leiden in Ketten. Wenige Tage zuvor hatte ich ihm, um ihn gegen die heftige Kälte zu schützen, ein Pelzgewand gekauft. Er ließ mir sagen: „Gebt dem Bischof die Versicherung, daß ich sehr zufrieden bin, für den lieben Gott die Ketten zu tragen und zu leiden; ich bin bereit, eher die Verbannung oder den Tod zu erdulden, als vom Glauben abzufallen.“ Ich betrachte diesen theuren Neubekehrten als einen wahren Martyrer. Es war kaum ein Jahr, seit ich ihn getauft und gefirmt hatte, als er gefangen genommen wurde. Er hinterläßt eine Frau und drei Kinder, deren einzige Stütze er gewesen; doch der liebe Gott wird diese nicht verlassen.

Die Katastrophe von Lin-Cheu nöthigte mich aufs neue, die Sache unserer Christen zu verfechten. Ich begab mich zuerst nach Peking. Der französische Gesandte, dessen Schritte

erfolglos gewesen, hatte die Güte, mich selbst in das Ministerium zu begleiten. Hier setzte ich in seiner Gegenwart und vor den sechs Ministern der auswärtigen Angelegenheiten die Geschichte unserer Unglücksfälle und die Ungestraftheit der Schuldigen auseinander. Während den zwei Stunden, welche die Sitzung dauerte, sagte ich alles, was gesagt werden konnte, um Recht zu erlangen. Die Minister antworteten mit schönen Versprechungen. Zwei Tage nach dieser Audienz ließen sie mich rufen, und gaben mir zum Zeichen ihres guten Willens Empfehlungsschreiben an den Vizekönig. Ich schlug also den Weg nach Pao-Ting-Fu ein. Ich hatte mit dem Vizekönig eine vierstündige Unterredung und erhielt von ihm die Zusicherung, daß die beiden Angelegenheiten von Pin-Chan und Lin-Cheu ohne Verzug in Verhandlung genommen werden sollten. Zu Pao-Ting-Fu wartete ich zwei Monate lang, daß man die Schuldigen gefangen nehmen würde. Die Angelegenheit von Pin-Chan wurde sechs Monate hingeschleppt und endlich gütlich beigelegt. Ich erhielt als Ersatz für die Verluste der Christen eine Geldsumme, die ewige Verbannung des Anführers der Bande, die Wiederherstellung unserer Schule und einige zur Erhaltung des Friedens geeignete Bedingungen. Was dagegen die Angelegenheit von Lin-Cheu betrifft, so konnte dieselbe, da sich die Angeklagten zum Spruche nicht eingefunden hatten, nicht beendigt werden. Und nun sind zwei Jahre darob vergangen. Ich habe ganze Bände geschrieben, ohne Ende Bittschriften an unsere Gesandtschaft gerichtet; alle Bemühungen waren umsonst. Ich bin daher in die Hauptstadt der Provinz zurückgekehrt, um diese so nachläßigen oder vielmehr so übelgesinnten Mandarine zu drängen, und von da aus schreibe ich Ihnen, meine Herren, diese Zeilen.

Brauche ich hier beizufügen, daß die religiöse Bewegung ins Stocken gerathen ist? Wir mußten uns damit begnügen, die bereits gemachten Eroberungen zu behaupten und das ist uns, Gott sei Dank, auch gelungen. Trotz den Verwirrungen, und seit man wenigstens einen Schein von Freiheit zugestan-

den, haben wir unter unſern alten Chriſten über dreißig Kirchen oder Kapellen gebaut; die neuen Chriſten haben deren etwa zehn errichtet; indeſſen gibt es immer noch achtzig Chriſtengemeinden, die auch nicht die kleinſte Kammer beſitzen, um gemeinſam ihre Gebete zu verrichten, den Unterricht der Katecheten zu empfangen, und den Miſſionär, wenn er ſie beſucht, zu beherbergen. Oft bitten mich dieſe Chriſten unter Thränen, ihnen doch zu helfen, eine Zufluchtsſtätte, wo ſie beten könnten, zu miethen, zu kaufen oder zu bauen; und ich habe den Schmerz, dieſem Geſuche nicht entſprechen zu können, da ich keinen Centime Einkünfte beſitze, und die vom Werke der Glaubensverbreitung mir angewieſene Summe nicht einmal für die dringendſten Bedürfniſſe des Vikariats ausreicht.

Von allen meinen Wünſchen für meine Miſſion liegt mir einer ganz beſonders am Herzen, es iſt der Wunſch, eine Kathedralkirche in Tſching-Ting-Fu zu beſitzen. Ich habe zu dieſem Zwecke einen geräumigen Platz zwiſchen unſerer Reſidenz und dem großen Waiſenhaus für Mädchen vorbehalten. Das Almoſen, welches der hochwſt. Herr Mouly mir von ſeinem perſönlichen Antheil an der von der chineſiſchen Regierung geleiſteten Entſchädigung anzuweiſen die Güte hatte, eine Entſchädigung, bei welcher mein armes Vikariat durch eine unbegreifliche Vergeßlichkeit nicht mit einbegriffen worden war, dieſes Almoſen, ſage ich, hat dazu gedient, die Schulden, die ich zu machen genöthigt war, zu bezahlen, und zugleich einen großen Theil der für unſere künftige Kathedrale nothwendigen Materialien herbeizuſchaffen. Gerade neben unſerer Reſidenz befindet ſich eine der größten Pagoden des Reiches; ſie iſt der Göttin Kuáng-Yn-Pusha, der heiligen Mutter der chineſiſchen Heiden gewidmet. Es iſt daher bloße Schicklichkeit, daß die Kathedrale, welche wir der unbefleckten Empfängniß zu weihen wünſchen, dieſem Tempel, wenn auch nicht an Größe, ſo doch wenigſtens an Schönheit nicht nachſtehe. Ich gebe mich der Hoffnung hin, daß Maria, die mächtige Jungfrau, das Haupt ihrer Nach-

darin zertreten, und das Piedestal, auf welchem die 72 Fuß hohe falsche Göttin seit mehr als tausend Jahren steht, stürzen werde. Dieses Götzenbild ist aus Bronze; es hatte ehedem 42 Arme, aber der Kaiser Kien Lomg (1736—1795) ließ ihm vierzig abschlagen, und machte so aus einem Teufelsungeheuer einen Teufelsriesen. Bereits hat auch, wie die Heiden sagen, Kuang-Yn-Pusha mit den Tausenden von Götzen, welche die Pagode in sich schließt, Rath gehalten, und will diesen Platz verlassen; denn sie behauptet, daß wir, ihre unmittelbaren Nachbarn, sie täglich drei Mal verfluchen. Was wird sie erst dann sagen, wenn die der unbefleckten Gottesmutter, ihrer furchtbarsten Gegnerin geweihte Kirche gebaut sein wird?

Aber ohne Ihren Beistand, meine Herren, ohne den Beistand unserer Wohlthäter in Europa wäre es mir unmöglich, diesen Plan auszuführen. Wenn unsere Vereinsgenossen vernehmen, daß die Missionäre, nachdem sie ihren Familien für immer Lebewohl gesagt, sich hier zum Opfer bringen, und so zu sagen jeden Tag sterben, um Gott zu verherrlichen, die Seelen zu retten, das hundertjährige Reich des Satans zu zerstören, dann werden sie sich beeilen, mit neuem Eifer zum Werke der Bekehrung der Götzendiener mitzuwirken. Möchte unser Hülferuf in den Ohren aller Christen in Europa seinen Wiederhall finden! Möchten unsere Thränen und Seufzer die Herzen derjenigen rühren, welche noch nicht begriffen haben, was für eine Bedeutung dieses wöchentliche Scherflein der Mitglieder der Glaubensverbreitung hat! Sie, die oft beträchtliche Summen auf unnütze Ausgaben verwenden, möchten sie doch endlich darauf denken, einen geringen Theil ihres Ueberflusses dadurch besser anzuwenden, daß sie sich unter die Mitglieder eines Vereins aufnehmen lassen, der so viele Wunder zu Stande bringt! Dann werden sie sich im Himmel unvergängliche Schätze erwerben, und hienieden die Fülle der göttlichen Segnungen auf ihre Familien und auf sich selbst herabziehen.

Ich schließe endlich meinen nur allzulangen Brief, indem ich das Vikariat des westlichen Petscheli aufs neue Ihren Gebeten empfehle. Möchte ich doch in meiner letzten Stunde mit dem heiligen Gregor dem Wunderthäter ausrufen können: „Als ich hier ankam, fand ich vierzehn tausend Christen, bei meinem Tode lasse ich nur eine eben so große Zahl Heiden zurück!“

Genehmigen Sie den Ausdruck der Hochachtung und Dankbarkeit, womit ich die Ehre habe zu sein,

Meine Herren und hochverehrten Wohlthäter
ergebenster Diener

† J. B. Anouilh,
aus der Gesellschaft der Mission, Bischof von Abydos, apostolischer Vikar des westlichen Petscheli.

Das apostolische Vikariat des westlichen Petscheli wird gegenwärtig von 12 französischen Missionären und 15 einheimischen Priestern besorgt.

§. 3. — Apostolisches Vikariat Kiang-Si.

Das Land, welches sich zwischen Hou-Pe im Nordwesten, Hou-Nan im Westen, Kuang-Tong im Süden, Fo-Kien und Tche-Kiang im Osten, und Kiang-Nan im Nordosten erstreckt, bildet die Provinz Kiang-Si. Im Ganzen betrachtet, bildet diese Provinz so ziemlich die Gestalt eines Baumblattes, dessen Stiel oder Stamm gegen Norden geneigt ist, während hohe Berge im Osten, Westen und Süden seinen Umfang abgrenzen. Von diesen Höhen gehen, wie von einem regelmäßigen Adernetze, alle Gewässer, von denen das Land bewässert wird, aus. Ihr Gefälle führt sie sämmtlich dem Kan-Kiang zu, ein Fluß, der das Land von einem Ende bis zum andern durchströmt, wie eine Hauptader, in welche schließlich alle andern einmünden. Hierauf stürzen sich alle etwas unterhalb Nan-Tschang-Fu, der Hauptstadt der Provinz, in

das weite Becken des Sees Po-Yang, der seinerseits wieder sein Wasser in den Yang-Tse-Kiang ergießt. In Bezug auf die bürgerliche Verwaltuug ist Kiang-Si vom nämlichen Vizekönig abhängig, wie Kiang-Nan.

Tsche-Kiang und Kiang-Si bildeten ehemals ein einziges apostolisches Vikariat, welches bei seiner Gründung im Jahre 1838 dem hochwst. Herrn Rameaux übergeben wurde. Nach dem am 14. Juli 1845 in Makao erfolgten Tode dieses Prälaten wurde nun aber jede der beiden Provinzen zu einem eigenen Vikariat erhoben. Kiang-Si erhielt den hochwst. Herrn Laribe, der seit dem vergangenen Mai Koadjutor des hochwst. Herrn Rameaux geworden war, zum Bischof; dieser starb jedoch schon nach fünfjähriger Verwaltung seines Amtes, im Juli 1850. Dieser Todesfall ließ die Kirche von Kiang-Si lange Zeit verwaist, weil der vom heil. Stuhl zum Nachfolger des hochwst. Herrn Laribe bezeichnete Herr Jandard aus Demuth die Annahme der Wahl verweigerte. So wurde dann im Februar 1852 in der Person des ehemaligen Provikars von Ho-Nan, des hochwst. Herrn Delaplace, ein neuer apostolischer Vikar ernannt. Drei Jahre später führte ein Tausch zwischen den beiden apostolischen Vikaren von Kiang-Si und Tsche-Kiang den hochwst. Herrn Danicourt nach Kiang-Si. Endlich nachdem die Kongregation von St. Lazarus die beiden Vikariate von Ho-Nan und der Mongolei abgegeben hatte, um die vier großen ihr noch übrig bleibenden Missionen in China zu verstärken, wurde der hochwst. Herr Baldus im Jahre 1865 von Ho-Nan nach Kiang-Si versetzt.

Nach einigen Jahren der Ruhe begann im Jahre 1852 in Kiang-Si die Verfolgung. Die Nähe der Rebellenarmee, denen es gelungen war, sich der zwei angrenzenden Provinzen zu bemächtigen, erregte die eifersüchtige Wachsamkeit der Mandarine. Die Missionäre sahen sich gezwungen, ihre Hauptresidenz, San-Kiao, zu verlassen, und auf den Bergen ein Versteck zu suchen, und die Christen waren zugleich den Verfolgungen der Mandarine, wie der Raubsucht der Auf-

rührer preisgegeben. Als dieſe kurz darauf Kiang-Si zu einer Art von Hauptquartier machten, hatte das Land ſchreckliche Verheerungen zu erleiden. „Von den dreizehn Kreiſen der Provinz Kiang-Si, ſchrieb Herr Anot unterm 15. Juli 1859, hat jeder zu leiden gehabt, kein einziger von ſeinen 72 Bezirken iſt den Verwüſtungen des Krieges entgangen, und von ſeinen 80 befeſtigten Städten kenne ich nur vier, die den Aufruhr und das Räuberweſen nicht mit fliegenden Fahnen mitten in ſie einziehen ſahen.“ Am 26. Juni 1857 wurden ein franzöſiſcher Lazariſt, Herr Ferdinand Montels, wie auch die beiden ihn begleitenden Chriſten enthauptet.

Indeſſen hatten die Chriſten gerade von Seite der Mandarine am meiſten zu leiden, und die Verträge von 1860 machten keineswegs alle Verfolgungen unmöglich. Im März 1862 ward Nan-Tſchang-Fu der Schauplatz von äußerſt gewaltthätigen Auftritten. Die Studenten und Gelehrten in Verbindung mit dem durch gehäſſige Verläumdungen aufgereizten Jahnhagel fielen nämlich in Abweſenheit des franzöſiſchen Miſſionärs, Herrn Anot, und des dieſe Chriſtengemeinde beſorgenden chineſiſchen Prieſters, über die verſchiedenen chriſtlichen Anſtalten her. Weder die außer den Mauern gelegene Kapelle, noch das Haus der Waiſenknaben und Waiſenmädchen, noch die Reſidenz der Miſſionäre, noch die zum Dienſte der Miſſion verwendete Barke, gar nichts entging der Plünderung oder Zerſtörung. Mehrere Werkſtätten im Innern der Stadt und in den Vorſtädten, welche Chriſten gehörten, hatten das nämliche Loos, und am Tage darauf, am 18. März, waren nur mehr Trümmer übrig. Bei der Kunde von dieſem Unglück flohen die beiden Miſſionäre nach Kieu-Kiang-Fu, welches ein europäiſcher Hafenplatz am Yang-Tſe-Kiang iſt.

Von der Hauptſtadt verbreitete ſich der Sturm über die Provinz. Die Ortſchaft Tſy-Pi-Chan wurde zerſtört, die Ländereien der Chriſten wurden eingezogen, ihr Hausrath geplündert, und dieſe armen Leute zerſtreuten ſich da und dort in andere Dörfer. Mehr als ein Mal kamen ſie in

zahlreichen Schaaren nach Kieu-Kiang-Fu, um von den Missionären Reis, Kleider und Sapeken zu verlangen.

Ungefähr um die gleiche Zeit trug sich zu Kien-Tschang-Fu Folgendes zu. Am Ende der Fastenzeit, so lesen wir in einem Briefe des Herrn Rouger, nöthigten mich die Drohungen, das Seminar aufzulösen, und fünfzig Waisenkinder dieses Bezirks, welche bereits in dem Verpflegungshaus von Kiu-Tu beisammen waren, bei den Christen unterzubringen. Nachdem ich so das Personal dieser beiden Anstalten zerstreut und den Hausrath in Sicherheit gebracht, mußte ich noch am Ostertage selbst den Weg in die Gebirge einschlagen. Am darauffolgenden Samstag erhielt ich Berichte. Der Pöbel war gewaltsam in unsere Anstalten eingedrungen; aber die unbefleckte Jungfrau, unser Patron, der hl. Joseph, und unser selige Vater Vinzenz haben diesem gierigen Volkshaufen gleichsam die Hände gebunden. Vom Montag bis am Donnerstag in der Osterwoche zogen sie immer wieder gegen unsere beiden bedeutendsten Häuser, indem sie sich eine fette Beute versprachen, und schon zum Voraus das Vergnügen verkosteten, ihre Wuth an den Teufeln des Westens auszulassen. Aber nachdem sie alles bis ins Kleinste durchsucht, alles genau ins Auge gefaßt und vergebens nach einzelnen Spuren der abscheulichen Verbrechen, deren wir von den Lehrmeistern des Confucius beschuldigt wurden, geforscht hatten, kehrten sie mit leeren Händen und etwas unwillig zurück, wobei sie sagten, daß es denn doch nicht den Anschein habe, als ob wir die schlechten Leute seien, für die man uns ausgab.

Ich war nun acht Meilen von da in den Bergen versteckt, und so erhielt ich durch einen alten Diener, der seinen Posten nicht verlassen hatte, sehr bald Kunde hievon. Schon am folgenden Sonntag kehrte ich daher wieder in meine Wohnung zurück, zu großer Ueberraschung der Christen, welche nicht glaubten, daß die Gefahr so schnell vorüber gegangen sei, wie nicht minder zum großen Erstaunen unserer Feinde, die sich eingebildet hatten, daß wir nothwendig für immer aus Kiang-Si verschwunden seien. Schnell rief ich unsere

Zöglinge wieder zurück, und zur Danksagung für die Erhaltung unserer Anstalten begingen wir den Monat Mariä so feierlich, als unsere Armuth es nur immer gestattete. Gegen Ende August unternahm Herr Anot die Reise nach Peking, um Ersatz für den beträchtlichen Schaden zu erlangen, welcher der Mission, so wie etlichen dreißig christlichen Familien der Hauptstadt und ihrer Umgebung zugefügt worden war.

Zu Peking hatte Herr Anot an der Gesandtschaft einen Anhaltspunkt, zu Kieu-Kieng-Fu ward er durch den Konsul unterstützt, und so gelang es ihm, alles, was die Missionäre und ihre Christen verloren hatten, wieder zu bekommen. Die bewilligte Entschädigung bestand in Folgendem:

1) Abtretung des großen heidnischen Waisenhauses in Nan-Tschang-Fu, welches der Regierung gehörte, worin sich übrigens kein einziges Kind befand. Dieses Waisenhaus hat eine gute Lage, außerhalb der Stadt, beim Fluße und nahe bei der am 17. März 1862 zerstörten Kapelle.

2) Abtretung einer Pagode, einer daran stoßenden Wohnung und eines Grundstückes von fünfzehn Morgen in der Stadt Kieu-Kiang-Fu.

3) Geldentschädigung im Betrage von 17,000 Tael (127,500 Frcs.) zur Wiederherstellung der zwei fast gänzlich zu Grunde gerichteten Christengemeinden von Nan-Tschang-Fu und Tsy-Pi-Chan.

Die beiden Städte Nan-Tschang-Fu und Kien-Tschang-Fu, wo die Verfolgung am heftigsten gewüthet, wurden bald darauf von Geißeln heimgesucht, welche selbst viele Heiden als Strafgerichte des Himmels betrachteten. Herr Rouger schrieb darüber am 8. Juli 1862:

Mitten im Schweigen der Nacht, zur Stunde, wo alles der friedlichen Ruhe genoß, setzte plötzlich ein furchtbarer Knall die Hauptstadt in Schrecken. Das Pulvermagazin war in die Luft geflogen. Ein großer Theil der Festungswerke war dabei eingestürzt, Tausende von Häusern waren durch die unberechenbare Kraft des Pulvers, welches die sich immer auf die Rebellen gefaßthaltenden Mandarine seit zehn Jahren

hier aufgehäuft hatten, gänzlich vernichtet worden und verschwunden; und, was noch das Schauderhafteste ist, die Bevölkerung des ganzen Stadttheiles, Männer, Weiber und Kinder, waren unter den Trümmern begraben oder in die Luft gesprengt worden. Unsere Feinde ermangelten hiebei nicht, neue Verläumdungen zu erfinden, und sagten, die Europäer seien Zauberer, die überall hin zu gelangen wüßten, womit sich augenscheinlich auf Herrn Anot oder einen der seinigen anspielten, welche aus Rache unter dem Boden bis zum Pulvermagazin vorgedrungen seien und es angezündet hätten. Einzelne weniger stumpfsinnige Chinesen erblickten dagegen in diesem Unglücksfalle ein Zeichen des göttlichen Zornes.

Während den zwei ersten Wochen des Juni fiel der Regen unausgesetzt Tag und Nacht in Strömen. Der Fluß trat über die Ufer, ergoß sich über die Gefilde, zerstörte die Reisfelder, riß eine Anzahl Häuser mit sich fort, und Menschen und Thiere wurden in wirrem Durcheinander in den wüthenden Fluthen dahingewälzt. Besonders hatte unsere Stadt Kien-Tschang-Fu von der Ueberschwemmung viel zu leiden; eine der beiden steinernen Brücken, welche an die Wälle grenzten, und auf welchen eine große Zahl der Bewohner eine Zuflucht zu finden geglaubt hatte, brach zusammen, und riß alle diese Unglücklichen in ihrem Sturze mit sich.

Das apostolische Vikariat Kiang-Si beginnt sich jetzt von seinen langen Erschütterungen wieder zu erholen. Diese letztern haben indessen die Fortschritte des Glaubens nicht aufgehalten, und gerade die Mission von Kieu-Kiang-Fu verdankt ihr Entstehen den Quälereien, deren Gegenstand die Christen in der Hauptstadt der Provinz gewesen sind.

Wir haben schon gesagt, daß die Verfolgung vom März 1862 den Herrn Anot und seinen chinesischen Mitbruder, Herrn Fang, genöthigt hatte, in die damals noch ganz heidnische Stadt Kien-Kiang-Fu zu fliehen. Die Christen von Nan-Tschang-Fu, welche am Heerde der Verfolgung unaufhörlichen Drohungen ausgesetzt, zu wiederholten Malen aus-

geplündert, aus ihren Werkstätten vertrieben worden waren, flohen auch und suchten in Kien-Kiang-Fu eine Zufluchtsstätte. Diese Männer, Weiber und Kinder mußten nun untergebracht, genährt, gekleidet werden.

„Nach und nach, schrieb Herr Rouger am 8. Oktober 1863, haben wir den Männern Arbeitsgeräthe verschafft, um sie dadurch in Stand zu setzen, ihren und ihrer Familien Lebensunterhalt zu verdienen. Da die uns zu Gebote stehende Räumlichkeit für unsere armen Flüchtlinge zu klein war, ließ Herr Anot in aller Eile und mit wenigen Kosten ein Haus bauen, wo wir sieben Familien unterbrachten, indeß die übrigen auch fernerhin in den zu unserer Residenz gehörigen alten Gebäulichkeiten wohnten." — Kien-Kiang-Fu ist der eigentliche Mittelpunkt der Mission geworden, und hier hat auch der hochwst. Herr Baldus seine Residenz und sein Seminar. Das apostolische Vikariat Kiang-Si zählt 14 französische und 12 einheimische Priester.

§. 4. Apostolisches Vikariat Tsche-Kiang.

Die Provinz Tsche-Kiang grenzt im Osten an das gelbe Meer, in Süden an Fo-Kien, im Norden an Kiang-Nan, im Südwesten an Kiang-Si. In räumlicher Ausdehnung ist sie die kleinste unter den achtzehn Provinzen des Reiches, und dennoch zählt sie 92 mit Mauern umgebene Städte, und die Bevölkerung beläuft sich anf 12 bis 14 Millionen Seelen.

Als Tsche-Kiang 1845 von Kiang-Si getrennt und zu einem eigenen apostolischen Vikariate erhoben wurde, ward dessen Leitung dem hochwst. Herrn Lavaissiere übergeben, der sie indessen nicht lange behielt, da er schon am 19. Dezember 1849 starb. Sein Nachfolger, der hochwst. Herr Danicourt, der 1855 nach Kiang-Si versetzt wurde, übergab dann das Vikariat dem hochwst. Herrn Delaplace, der es noch gegenwärtig verwaltet.

Bekanntlich wurde Tsche-Kiang lange Zeit von den Rebellen verheert, welche die Kirche in der Hauptstadt der Pro-

vinz, Hang-Tscheu-Fu, in eine Kaserne verwandelten, nachdem sie dieselbe erst vollständig ausgeplündert hatten. „Andreas Ly, unser chinesische Mitbruder, schreibt der hochwst. Herr Delaplace am 2. November 1862, wurde gefangen, die Christen flohen sämmtlich, und von den Kindern im Waisenhaus ist auch nicht eines am Leben geblieben. Gegen Mitte Mai wurden unsere Christengemeinden in Kiu-Tscheu-Fu von den Rebellen geräumt. Aber an die Stelle dieser letztern ist die Cholera getreten, und hat uns große Verluste beigebracht; drei von fünf Katecheten, zwei von vier Lehrerinnen, und etliche fünfzig Familienväter und Hausmütter fielen ihr zum Opfer. Rechnet man hiezu noch die an der Seuche hingerafften Kinder, so ist es der fünfte Theil der christlichen Bevölkerung, die Blüthe unserer Neubekehrten, welche dahingesunken ist. Im Bezirk Kia-Sching-Fu ist wenigstens der dritte Theil der Christengemeinden verschwunden, andere sind bis fünf Mal ausgeplündert worden, und jüngst ist auch noch die Kapelle in der Residenz Ping-Hu von einem Oberanführer der Rebellen dem Erdboden gleich gemacht worden."

In dieser Zeit der Verwirrung sprang der hochwst. Herr Delaplace nicht nur den Christen bei, sondern leistete auch der Provinz sehr große Dienste. Ihm und seinen Rathschlägen ist es zu verdanken, daß die französisch-chinesische Heeresabtheilung auf gutem Fuße eingerichtet wurde und die Rebellen vertreiben konnte. Der apostolische Vikar machte sich selbst zum Feldpater bei dieser Abtheilung und versah dessen Verrichtungen mehrere Monate lang, während er seinen Einfluß zur Erhaltung der guten Beziehungen zwischen den französischen Offizieren und den Mandarinen verwendete. Diese Dienste wurden denn auch sogar von der chinesischen Regierung gehörig gewürdiget: der Kaiser übersandte dem hochwst. Herrn Delaplace im Jahre 1864 zum sprechenden Zeichen seiner Zufriedenheit die goldene und silberne Medaille, einige Stücke Seide und mehrere Tabaksbeutel. Jedermann zollte dieser so wohl verdienten Auszeichnung Beifall. Im Jahre zuvor schon waren dem Kaiser mehrere Städte

des Bezirks Ning-Po zuvorgekommen, und hatten dem Bischof zum Beweis der Dankbarkeit prächtige Geschenke geschickt, worunter sich auch ein mit Inschriften geschmückter Traghimmel befand.

Die drei bedeutendsten Stationen des Vikariats sind Ning-Po-Fu, Hang-Tscheu-Fu, und die Insel Tscheu-San.

I. Ning-Po-Fu, eine durch ihre Lage wichtige Stadt mit 300,000 Einwohnern, ist einer der fünf Hafenplätze, die durch den Vertrag von Nanking (1842) dem europäischen Handel geöffnet wurden. Der apostolische Vikar hat hier seine Residenz und sein Seminar.

Im Oktober 1845 erhielt die Mission eine alte Kapelle, und einige Jahre später ein ziemlich großes Stück Land, welche beide ihr früher zugehört hatten.

Seit dem Juni 1852 sind auch die barmherzigen Schwestern in Ning-Po angesiedelt. Sie konnten bei ihrer Ankunft mit der Toleranz der ersten Mandarine nur zufrieden sein, daher sie, durch diesen Empfang ermuthiget, schon im Juni des folgenden Jahres zu Fuß auszugehen und die Kranken zu besuchen wagten. Der Versuch glückte vollständig. „Die barmherzigen Schwestern, schrieb ein Missionär, gehen nun durch die Straßen von Ning-Po, und werden überall nicht nur mit Ehrfurcht, sondern mit einer eigentlich religiösen Freudigkeit aufgenommen. Man ruft sie, man hält sie an, damit sie in die Häuser, wo es Kranke gibt, eintreten, und so dringend sind die an sie gerichteten Gesuche, daß sie ihren Beruf sogar auf dem Lande ausüben mußten. Das Verbinden der Kranken in dem für die Austheilung der Arzneien bestimmten Hause hat bedeutend zugenommen; es finden sich dort täglich 130 bis 140 Kranke ein, und viele lassen sich sechs bis acht Stunden weit dahin bringen."

Die Töchter des heiligen Vinzenz von Paul haben jetzt in Ning-Po zwei Anstalten. Die bedeutendste (das Haus des Jesuskindes genannt) enthält ein Waisenhaus für Knaben, ein Spital und ein Haus für die Austheilung der Arzneien und wird von zwölf Schwestern besorgt. Im Laufe

des Jahres 1866 haben diese Schwestern 509 Kinder getauft, 166 Waisen erzogen, 4050 Kranke im Arzneilokale, — 60 in den Sälen und 3,508 in ihren Wohnungen verpflegt. Das Haus des heiligen Vinzenz von Paul hat neun Schwestern, welche im Jahre 1866, 331 Waisenmädchen erzogen und 369 Kinder getauft haben.

II. Hang-Tscheu-Fu. Anfangs Oktober 1861 begab sich der Lazarist Montagnaux nach Hang-Tscheu-Fu, um dort von den Anstalten wieder Besitz zu nehmen, welche der Mission vor mehr als einem Jahrhundert entrissen worden waren. Seine Schritte, wenn auch nicht ohne Gefahr, hatten doch den gewünschten Erfolg. Kaum war er in der Stadt angelangt, als auch schon die Rebellen dieselbe einzuschließen begannen. Die Belagerung währte über zwei Monate, und der Hunger räumte unter dieser Bevölkerung von mehr als einer Million Einwohner auf. Herr Montagnaux, der einer der ersten unterliegen zu müssen schien, war der Gegenstand jener so ganz besondern Fürsorge, womit Gott seine Apostel behütet; die wenigen Christen in Hang-Tscheu-Fu, ja die Mandarine selbst sorgten beständig für den Unterhalt des Missionärs. Nachdem die Belagerer Herren der Stadt geworden, wurde Herr Montagnaux zum Gefangenen gemacht, erwirkte aber, daß er unter Bedeckung nach einer der Christengemeinden geführt wurde, wo die Europäer ihren Handel zu treiben beginnen, und von hier konnte er dann nach Schang-Hai gelangen.

Das Christenthum scheint ehemals in Hang-Tscheu-Fu in Blüthe gestanden zu haben, wie dieß folgende Stelle aus einem Briefe des Herrn Montagnaux an den hochwst. Herrn Delaplace, vom 21. April 1862 beweist. „Die kurze Zeit, die mir vor dem Kriege geblieben, hat mir allerdings nicht gestattet, auf Nachforschungen auszugehen. Aber außer der Kapelle und den drei Friedhöfen, welche das Bestehen einer Mission in dieser Stadt ziemlich augenscheinlich beweisen, zeigen die Buden der Trödler, welche an Medaillen mit den Bildnissen der heil. Ignatius und Franz Xaver, an Kreuzen

und alten Bildern sehr reich sind, daß die Christen in Hang-Tscheu-Fu einst zahlreich gewesen sein müssen. Dabei ist noch zu bemerken, daß die Rebellen die Stadt schon einmal heimgesucht, unter der Bevölkerung aufgeräumt und mehrere Stadttheile verbrannt hatten."

Nach der Vertreibung der Rebellen kehrte Herr Montagnaux nach Hang-Tscheu-Fu zurück, und gelangte am 31. März 1864 wieder in den Besitz der christlichen Anstalten.

III. Tscheu-San. Ein Aufstand im Jahre 1852 zerstörte die sechs Pagoden, welche in christliche Kapellen verwandelt worden waren, und welche die Mission schon seit mehreren Jahren auf der Insel Tscheu-San besaß, von Grund aus. Dieses Ereigniß war doppelt beklagenswerth, weil es den religiösen Aufschwung, der sich bei einem bedeutenden Theil der Bevölkerung kund gab, wieder hemmte.

Es ist zu bemerken, daß die Insel Tscheu-San den Einfällen der Rebellen immer entgegen ist. Ein Mal verdankte sie dieß der Anwesenheit des hochwst. Herrn Delaplace. Gerade an dem Tage, an welchem die Rebellen vor der Insel erschienen, kam nämlich ein Kanonenboot im Hafen von Tuig-Hac an, welches die Engländer zum Schutze des Bischofs abgeschickt hatten. Da bekamen die Aufrührer Furcht und suchten nun vergebens auf einem andern Punkte ihre Landung zu bewerkstelligen. Bei andern Anlässen waren die Christen von Tscheu-San die ersten, welche die Heiden ermuthigten, Widerstand zu leisten und gegen den Feind zu ziehen. Diese Theilnahme an den Gefahren hatte zur Folge, daß die Götzendiener sich den Christen näherten, und der Einfluß der Missionäre stieg, und diese Annährung, schrieb der französische Lazarist Salvan, ist für mich wie vielen andern ein weiterer Grund der Hoffnung. Warum war Tscheu-San nicht wie die andern Orte dem Einfall preisgegeben? Ich nehme gerne an, Gott habe denselben abgewendet, weil unsere Inselbewohner weniger lasterhaft sind, als die Bewohner des Festlandes; auch wollte er ihnen Zeit zur Annahme der evangelischen Wahrheit und mit ihr die Mittel zum Heile geben.

Das apostolische Vikariat Tsche-Kiang zählt gegenwärtig 10 französische und 16 einheimische Priester.

Ostindien.

Bericht der Oberin der engl. Fräulein in Allahabad in Indien, Maria Angela, an Se. Excellenz, den Hochwürdigsten Herrn Erzbischof Gregor von München-Freising.

Erzbischöfliche Excellenz!

Bereits sind wir schon wieder weit voran im laufenden Jahre, dessen Beginn neuerdings gesegnet ward durch die von der hohen Central-Direktion gnädigst verabreichte Unterstützung von 1000 fl. an das Patna-Vikariat zum Unterhalte seiner wohlthätigen Anstalten. — Das beiliegende Namens-Verzeichniß der seit Mai 1866 bis 1867 angekauften und getauften Heidenkinder diene als Beleg für die gewissenhafte Verwendung der empfangenen Gelder aus dem freigebigen Bayerlande! Unter diesen 98 Himmelsbürgern, beiderlei Geschlechtes, befindet sich auch eine Frau, welche nur nothgedrungen mit ihrem unmündigen Söhnlein bei uns Obdach suchte, sobald aber die Theuerung nachgelassen hatte, entfloh sie wieder mit dem Knaben; doch es währte nicht lange, als sie in Folge eines Cholera-Anfalles ihre Schritte zurück zum Convente lenkte, und wiederholt um Einlaß bat. Wegen der ansteckenden Krankheit konnte sie nicht in das Innere des Hauses zugelassen werden; indeß bereitete man ihr in einem Stadel ein erträgliches Lager; den kleinen Flüchtling brachte man ebenfalls in Sicherheit. Nachdem die arme Frau ein wenig ausgeruht hatte, und ihre bereits schon erstarrten Glieder wieder ein wenig erwärmt waren, erzählte sie uns, daß sie einer Person auf der Straße ihre letzten Pfennige anbot, wenn sie ihr das Geleite zum Convente geben wollte, wozu aber jene sich nicht eher verstand, als bis ihr die Kranke ihre letzten Schärflein zum Voraus

abtrat. — Die Freude und der Troſt, daß unſer entlaufenes Schäflein ſich wieder eingeſtellt hatte, ließ uns ganz auf die Gefahr ihrer Krankheit vergeſſen; drei unſerer Schweſtern warteten ſie abwechſelnd aus; in wenigen Tagen ſchenkte ihr Gott die Geſundheit wieder. Von nun an war es ihr ernſt, ſich in der chriſtlichen Religion unterrichten zu laſſen: aus eignem Antriebe kam ſie täglich zur hl. Meſſe und zum Religionsunterrichte; lernte mit größter Begierde das Gebet des Herrn, den engl. Gruß ꝛc. und befähigte ſich ſomit in kurzer Zeit zum Empfange des hl. Taufſakramentes. Nach Verlauf etlicher Monate erkrankte ſie an der Waſſerſucht, die äußerſt ſchmerzlich endete. Unſere geduldige Neophytin munterte ſich jedoch gewöhnlich mit dieſen Worten ſelbſt auf: „Man könne nicht zu Viel leiden, um in den ſchönen Himmel der Chriſten eingehen zu dürfen.“ Aus Dankbarkeit umfaßte und küßte ſie oft die Füße der Unſrigen, die ihr in ihrer Krankheit beiſtanden oder ſie beſuchten, bis ſie endlich geſtärkt durch das hl. Sakrament der Oelung unter Anrufung des heiligſten Erlöſers, von dem ſie ſchon hienieden ſo viel Gnade und Barmherzigkeit erfahren hatte, das zeitliche Leben für das ewig glückſelige umtauſchte. Die Bekehrung der Indier vom Heidenthume zum Chriſtenthume gründet ſich bei den Erwachſenen höchſt ſelten auf Ueberzeugung; ein zeitliches Intereſſe, iſt eher vermögend, ſie dazu zu beſtimmen. Sie ſagen gewöhnlich: Chriſt werden, heiße die Speiſen der Europäer genießen, und deren Laſter nachahmen. Ach, dieſe armen Verblendeten! ſie ziehen die Finſterniß dem Lichte vor und verſcherzen die angebotene Glaubensgnade. — So ereignete es ſich einmal, daß eine nur in wenige Lumpen gehüllte Indianerin noch ſpät am Abende um etwas Eſſen bat und um ein Ruheplätzlein für die Nacht, während welcher ſie in eine tödtliche Schwäche verfiel; man bemühte ſich, ihr das Glück der Chriſten zu ſchildern, das ſie nach dem Tode erwartet als Kinder Gottes und Miterben Jeſu Chriſti; allein ſie trug Bedenken, den chriſtlichen Glauben anzunehmen. Wartet bis morgen, ſagte ſie endlich;

morgen werde ich mich taufen lassen. Aber es gab für sie kein Morgen mehr und überraschte sie der Tod plötzlich — sie starb als Heidin.

Dasselbe traurige Loos traf eine andere heidnische Frau, welche man mit dem Gesichte im Kothe vergraben fand. An ihrer Seite waren zwei Kinder gelagert, deren Todtenbläße ebenfalls ein nahes Ende vermuthen ließ; man berathschlagte, wem man zuerst zu Hilfe kommen sollte, ob der Mutter oder den Kindern. Es schien rathsamer, die letztern schnellstens zu entfernen, denn auch die Muhamedaner nehmen solche verwahrloste Kinder an, und halten sie als ihre Sklaven. — Unsere glücklichen Findlinge nahmen jedoch schon nach einigen Tagen ihren Flug zum himmlischen Paradiese, von welchem leider ihre Mutter ausgeschlossen blieb; denn sobald Anstalten gemacht wurden, sie von der Stelle zu bewegen, gab sie augenblicklich den Geist auf. Höchst interessant waren zwei kleine Knäblein (Zwillingsbrüder), die man wegen ihrer beinahe unglaublichen Aehnlichkeit nicht auseinander kennen konnte und deßhalb mit einem Halsbändchen unterschiedlich machen mußte; ihre hl. Patrone „Ignaz und Xaver" verhalfen indeß beiden in Bälde zu einem Plätzchen im Himmel.

Ein heidnischer Vater, welcher auch freiwillig sein einziges sechsjähriges Töchterlein dem Institute zugeführt, hatte die Gewohnheit, täglich auf einen Baum zu steigen in der Nähe des Conventes, von wo aus er mit der lieben Kleinen sich unterhielt. Nachdem sie aber getauft war, erzählte sie ihrem Vater bei dem nächsten Besuche voll Begeisterung diese Neuigkeit und fügte bei: lieber Vater, jetzt mußt du nicht mehr kommen, mit mir zu sprechen, denn ich bin nun eine Christin, und so that er. Das gute Kind aber fing an — von jener Zeit — zu kränkeln und starb; o ihr beneidenswerthen Heidenkinder, vergesset doch ja nicht am Throne Gottes eurer irdischen Wohlthäter eingedenk zu sein, denen ihr nach Gott euer ewig dauerndes Glück zu verdanken habt. Betet auch für eure verstockten Mitbrüder um Gnade! —

Seitdem die Theuerung im Lande nachgelassen hat und die Noth nicht mehr so drückend ist, sind auch die Herzen der Heiden schon wieder verhärteter geworden, dem Christenthume abgeneigt und ist die Dankbarkeit zu den Christen erloschen. — So hat z. B. eine Frau, welche ihr Kind der Anstalt abtrat, um es vor dem Hungertode zu schützen, dasselbe nach einiger Zeit wieder zurückverlangt. Als man ihr sagte, das Kind sei schon Christ, wollte sie es nicht einmal mehr sehen. — Hier eine kleine Anekdote: Eine Woche vor der Charwoche verlangten mehrere unserer lieben Schwarzen mit heiligem Ungestüme nach der Taufe; außer sich vor Freude über die Zusage sprangen sie auf wie junge Rehlein; jede wollte die Erste in der Kirche sein, aber o weh! es mangelte an dem nöthigen Taufwasser; somit wurde die Feierlichkeit für die Osterwoche verschoben. — Inzwischen fiel ein starker Regen. Ohne Verzug liefen diese guten Kinder der Kirche zu, und fragten die ihnen Begegnenden; ob sie jetzt könnten getauft werden, nun gäbe es Wasser genug!

Drei kleine Mädchen, erst 4 Jahre alt, gehen täglich ungemahnt zur Kirche, wo sie 3 volle Stunden vor einer Statue der Mutter Gottes knieend unausgesetzt das Vater unser und Ave Maria beten, wobei sie auch ihrer Gutthäter in Europa gedenken.

Unsere traute Institutskapelle in Bankipore besitzt seit dem 10. Mai den größten Schatz des Vikariates, nämlich die ehrwürdigen Gebeine unseres hochseligen Herrn Bischofs Hartmann, welche am Vorabende des bezeichneten Tages von der Kathedralkirche in Patna, — welche nur an Sonntagen von den eingebornen Christen besucht wird, — in die Institutskirche übertragen wurden gemäß dem Wunsche unseres hochsel. Hirten. Nach Ausgrabung und Eröffnung des Sarges fand man Alles noch unversehrt, nur das Antlitz des ehrw. Prälaten war schwarz gefärbt.

Eine recht schmerzliche Trauerscene ereignete sich am 24. Mai. Der grausame Tod entriß uns eine ungewöhnlich hoffnungsvolle Waise, 11 Jahre alt, welche seit ihrem dritten Jahre

älternlos geworden, und durch fremde Leute der Anstalt übergeben worden war; dieses theure Kind, begabt mit seltenen Geistesanlagen und anderen natürlichen Vorzügen, sowie einer unbegrenzten Herzensgüte war der Liebling ihrer Erzieherinnen. Wir hofften an ihr eine große Stütze für das Institut heranzubilden, indem sie ein außerordentliches Musiktalent besaß. Statt dessen pflückte der unsichtbare Gärtner diese zarte Himmelsblüthe, damit der Hauch der Sünde die Schönheit ihrer unschuldsvollen Seele nicht beflecke! Man möchte meinen, das gute Kind habe ein Vorgefühl ihres nahen Todes gehabt; denn unmittelbar vor ihrer Erkrankung bat sie dringend und wiederholt, dreitägige Exerzitien machen zu dürfen. Es traf sich, daß ihr die letzteren Tage der hl. Charwoche dazu angewiesen wurden, während welcher Zeit bei uns Tag und Nacht die Anbetung des Allerheiligsten abgehalten wird, wobei sich auch die Schülerinnen wechselweise einfinden. Unsere kleine Marie, welche sich zur Nachtszeit in die Kirche schlich, verweilte vier Stunden ununterbrochen vor dem Tabernakel. Weil man für ihre Schwächlichkeit fürchtete, wollte man sie nöthigen, sich zur Ruhe zu begeben; indessen bat sie flehentlich, ihre Gebete noch verlängern zu dürfen. Am dritten Tage ihrer geistlichen Uebungen verlangte sie mit der Oberin zu sprechen; sie wollte ihr nur sagen, daß sie sich ungewöhnlich traurig fühle, ohne eine Ursache dafür angeben zu können; allein sie war sich nicht bewußt, daß sie Fieber hatte. Man vermuthete sogleich etwas Schlimmes — wirklich traten Symptome des Gehirnfiebers ein. Aerzte und Arzneien waren gleich zur Hand, allein was Gott thun will, kann der Mensch nicht ändern! Jeglicher Versuch blieb erfolglos; mit bewunderungswürdiger Andacht bereitete sich das liebe Kind zum Empfange des hl. Bußsakramentes und der hl. Oelung vor; ihr sehnlichster Wunsch, den göttlichen Heiland zum ersten und letzten Male in ihr wohlvorbereitetes Herz aufzunehmen, konnte leider nicht erfüllt werden wegen eingetretnen Cholera-Anfalles. Jesus, Maria und Joseph waren ihre liebsten Worte; in

kindlicher Einfalt legte sie manchmal zu den Füßen des hl. Joseph ein Brieflein, worin sie ihm ihre kleine Bedürfnisse nannte, insbesondere vor Weihnachten oder vor seinem Feste, weil ihr in der hl. Taufe, — welche sie nochmals bedingungsweise bei uns empfing, indem sie von protestantischen Aeltern abstammte, — der Name Josephine beigelegt worden war, alljährlich und zwar schon als Kind von 5 Jahren, suchte sie sich an ihrem Namensfeste einen geistlichen Anzug von den Klosterfrauen zu verschaffen. Wegen ihrer besondern Anhänglichkeit und ungeheuchelten Dankbarkeit begrub man sie nach dem Tode in die Reihe der verstorbnen Englischen auf dem Gottesacker zu Patna; ihre letzten Worte auf dem Sterbebette waren der Ausdruck ihres frommen Gemüthes; alle Umstehenden hörten sie mit vernehmlicher Stimme sagen: „Jetzt muß ich sterben! der liebe Gott ist schon da! Er ruft mich — ich muß allein gehen!“ Nach einer kurzen Pause rief sie zum Erstaunen der Anwesenden aus: Ja, das habe ich gethan, aber ich habe es gebeichtet; — nein, das habe ich nie, nie gethan; — wieder — ja, es ist so, aber ich habe dafür um Verzeihung gebeten! Dann gab sie ein Zeichen mit der Hand, welches bedeutete, daß man Weihwasser ausspritzen sollte, worauf sie sanft lächelnd entschlummerte. Ihr hl. Schutzengel hatte gewiß eine große Freude, diese kostbare Seele dem göttlichen Lamme unversehrt zurück zu erstatten. Während der Krankheit nahm sie stets 3 Löffel voll Medizin auf einmal zu Ehren Jesu, Maria und Joseph; den vierten zu Ehren ihres hl. Schutzengels! — o wie zuversichtlich dürfen wir hoffen, an diesem dankbaren Kinde eine Fürsprecherin für die Mission bei Gott zu haben!

Unser neues Convent zu Papamou, Allahabad, hat seit dem Beginne des neuen Jahres 1867 einen Zuwachs von mehreren neuen Zöglingen erhalten; wir waren heuer genöthigt, die Zöglinge zweiter Klasse, welche eine geringere Pension bezahlen und meist Familien von mittlerem Stande angehören, von denen der ersten Klasse ganz abzusondern, was allerdings eine verhältnißmäßige Abtheilung der ohnehin nicht

zahlreichen Lehrerinen erforderte; doch war diese Veränderung der Verschiedenartigkeit der Kinder wegen sehr nothwendig. Zudem war es der ausdrückliche Wille des hochsel. H. Bischofs Hartmann gewesen, daß wir ein eignes Pensionat für diese Kinder halten, da sehr viele europäische Familien dahier nicht fähig sind, die volle Pension zu bezahlen, und meistens gerade diese der katholischen Religion angehören, weßhalb es den Anforderungen der Missionsbedürfnisse zuwider gewesen wäre, wenn diese Kinder wären abgewiesen worden. — Diese Zöglinge zweiter Klasse bezahlen monatlich 16 fl. anstatt 26 fl., sie haben einen etwas geringeren Tisch und bewohnen ein geringeres Lokal, als die erster Klasse. Auch in den Unterrichtszweigen ist ein kleiner Unterschied. — Für diese Schule kamen in kurzer Zeit 18 Schülerinen, und werden fortwährend neue angesagt. — Die Zöglinge des ersten Pensionats sind beinahe alle schon erwachsene Töchter, und zwar meist protestantischer Religion. Dieselben sind jedoch für religiöse Belehrung sehr empfänglich, nur hat die Welt, die hier im Oriente wohl noch ärger ist als zu Hause, schon einen sehr tiefen Eindruck auf deren junges Gemüth gemacht! — Doch ist hier in diesem Theile Indiens jedenfalls schon sehr Viel geschehen durch die wenigen geistlichen Institute. Selbst der hochsel. Bischof Hartmann versicherte, es sei in der Zeit von 12 Jahren eine Veränderung durch selbe bewirkt worden, die er nie zu träumen gewagt hätte. Man trifft bereits jetzt viele christliche Familien, deren Mütter oder Töchter in Conventen erzogen worden waren, und sich deßhalb einer besseren Kenntniß unserer heiligen Religion, sowie der Angewöhnung besserer Sitten erfreuen, und was vorzüglich zu bemerken ist, der Gefahr entgingen, in den zahlreichen protestantischen Schulen ihren Glauben einzubüßen. —

Unser Convent hier außerhalb Allahabad ist die einzige katholische Anstalt von einer großen Landstrecke; Agra und Bankipore sind beide mehr als eine Tagreise entfernt; daher dasselbe für die Bewohner dieser Gegend eine große Wohl-

that ist; die Zöglinge, die hier eintreten, haben gewöhnlich, wenn sie auch schon 14 bis 15 Jahre alt sind, die heiligen Sakramente noch nicht empfangen, wozu sie daher sogleich angeleitet werden müssen, und sie sind nach der Hand alle im öftern Empfange derselben sehr eifrig. —

Allahabad ist jedenfalls eine sehr wichtige Station; es ist die erste Stadt nach Calcutta und sehr im Zunehmen begriffen. Es hat eine Ausdehnung von 15 englischen Meilen und eine Einwohnerzahl von 45,000 Seelen, und ist sowohl durch die Großartigkeit seiner Anlagen, als durch die Schönheit seiner europäischen Gebäude ausgezeichnet. — Das Klima ist zwar sehr heiß, viel mehr als das von Calcutta und Patna; aber dennoch gesünder. — Wir hatten im vorigen Jahre 140 Grade (F.) während Calcutta nie mehr als 110 hat. — Die Umgebung Allahabad's ist der einer anmuthigen Gegend unserer Heimat sehr ähnlich; es sind die erhöhten Ufer des Ganges, der Allahabad an zwei Seiten bespült und sich dann mit dem Yamuna vereinigt, einer der vorzüglichsten Pilgerorte der Indier, welche sich eifrig in den geheiligten Fluthen zur vermeintlichen Vergebung ihrer Sünden baden.

Die hier lebenden Europäer sind größtentheils anglikanischen Bekenntnisses; sie sehen den Convent mit mißtrauischen Augen an, befürchtend, ihre Kinder möchten in ihrem Irrthume erschüttert werden, wenn sie selbe hieher senden, und oft sind sie auch von einem fanatischen Haße gegen die Nonnen eingenommen. — Wir bemerken jedoch, wie diese vorurtheilsvollen Protestanten allmälig herankommen; wir haben bereits schon 10 protestantische Zöglinge, die sich genügend von der Falschheit ihrer Vorurtheile gegen uns und unsere heil. Religion überzeugen, und sich in vielen Dingen an die Katholiken anschließen, obwohl sie in keiner Weise beredet werden dürfen. — Gewiß ist es für unsere Mission von nicht geringem Vortheile, wenn dieselben für den Augenblick auch nur eine Zuneigung zu unserem Glauben bekommen; in späteren Zeiten kömmt dieselbe vielleicht zu reiferen Früchten;

schon im vorigen Jahre ist hier ein protestantischer Zögling zu unserem Bekenntnisse übergetreten und ist gegenwärtig Novizin.

Ebenso wurden im Institutshause zu Patna 4 Schwestern für den katholischen Glauben gewonnen, von denen kürzlich drei in das älterliche Haus zurückkehrten, wo sie so mancher Prüfung unterworfen wurden, die sie bis jetzt tapfer durchkämpften. Ein anderer schon erwachsener Zögling, der baptistischen Lehre angehörend, erlangte ebenfalls, doch erst nach vielen Bitten von den Aeltern die Zusage, sich in die katholische Kirche aufnehmen zu lassen, indeß die ganze Familie protestantisch wurde; der anglikanische Minister bot Alles auf, das Mädchen zu überreden. Bis zum letzten Augenblicke, selbst noch in der Kirche, als die Tauf-Ceremonie schon begonnen hatte, suchte er sie durch Zeichen abwendig zu machen, indeß sie mit fester unerschrockener Stimme das apostolische Glaubensbekenntniß ablegte. Ihr Seeleneifer läßt hoffen, daß sie auf ihre häusliche Umgebung einen wohlthätigen Einfluß ausüben werde! —

Zum erstenmale hatten wir hier dieses Jahr „Frohnleichnamsprozession." — Es war eine sehr erhebende Feier; in den Verandas des Conventes und der zwei Pensionatshäuser waren Altäre errichtet; selbe mit Laub-Bögen, Bildern und anderen Ornamenten zierlich geschmückt. — Alle die ziemlich zahlreich Anwesenden benahmen sich hiebei mit der erbaulichsten Andacht; vier Herren von besserem Range trugen das Baldachinum; selbst militärische Begleiter schloßen sich dem Zuge an. Das hiesige Regiment verlor vergangene Woche 30 Mann an der Cholera; gegenwärtig wohnen sie im Freien unter Zelten zunächst des Conventes, da dieser Platz als der gesündeste in der ganzen Station betrachtet wird.

Unser verwaist'tes Vikariat sieht noch immer sehnlichst der Ankunft eines Oberhirten entgegen, der demselben wieder ein guter Vater und eifriger Führer werde! In der That, unsere Diözese bedarf noch vieler Arbeit, und wohl auch mehrerer Arbeiter und Arbeiterinnen!

Am 12. Juli vollendete in der Patna-Gemeinde unsere sehr tugendhafte und missionseifrige Laienschwester Katherine

Scheibmair, 53 Jahre alt; sie scheute weder Beschwerde noch Entbehrung und erwarb sich reichliche Verdienste am indischen Feuerheerde, von dem unsere P. Missionäre oft sagen, sie könnten es nicht begreifen, wohl aber bewundern, wie hart unsere Schwestern arbeiten! — Wir haben schon im lieben Mutterhause um einen Ersatz für diese gute Schwester nachgesucht, da man wegen Mangel an Personal genöthigt ist, 2 Köche (native Männer) zu halten, gegen eine monatliche Bezahlung von 20 fl. — wir schmeicheln uns auch, heuer noch einige Mitglieder für die verschiedenen Lehrfächer zu bekommen.

Voriges Jahr veranstalteten wir bei der Jahresprüfung im Dezember eine kleine Lotterie von selbst verfertigten Kunstarbeiten, aus deren Erlös ein Harmonium für die Kirche angekauft wurde; allein es gibt noch so viele andere Bedürfnisse, insbesondere was die Anschaffung von Kirchen-Paramenten, musikalischen Instrumenten und Meublirung des Hauses betrifft, daß man mit der Aufzählung an kein Ende käme. — Gleichwohl hängt in Indien das Aufblühen einer kath. Lehranstalt hauptsächlich von dem äußeren Glanze ab, — wozu uns die Mittel fehlen. — Wenn es doch in unseren indischen Instituten auch Freiplätze gäbe! Findet sich denn in Europa Niemand, der die gute Einsprechung hätte, eine Stiftung zu gründen für verlassene hülfsbedürftige Kinder, die in Folge mißlicher Familien-Verhältniße nicht selten ganz und gar der Wohlthat einer christlichen Erziehung entbehren müssen? — O, welch' einen reichlichen Schatz für die Ewigkeit könnte sich ein solcher Gutthäter hinterlegen! —

Schließlich wage ich es noch, Euer Erzbischöflichen Excellenz auf's Neue den guten Fortgang unserer beiden Institutshäuser Hochihrer Wohlgewogenheit und Gunst angelegentlichst zu empfehlen, und indem ich mit ehrfurchtsvollster Unterthänigkeit unsere vereinte tiefste Anerkennung für die unseren Missionshäusern in Indien stets zugeflossenen Gnaden Euer Erzbischöfl. Excellenz und den hochverehrten Mitgliedern der hohen Central-Direction dankbarst zu Füßen lege, habe ich die Ehre mich zu nennen,

Euer Erzbischöflichen Excellenz

St. Mary's Convent
Allahabad.
North-Western-Provinces.

unwürdigste Dienerin
Maria Angela.

Missionen von Afrika.

Apostolisches Vikariat Natal.[1])

Die Mission Natal verdankt ihr Entstehen der allmäligen Einwanderung irischer Familien nach diesem Punkte des Küstengebietes. Der hochwst. Herr Deveraux, Bischof vom Kap (östliche Provinz), sandte gegen Ende 1850 einen Missionär dorthin. Einige Monate darauf erhob der Papst die Provinz Natal zum apostolischen Vikariat und vertraute die Besorgung dieser Mission der Gesellschaft der Oblaten von der unbefleckten Empfängniß an. Am 13. November 1851 reiste ein Mitglied dieser Gesellschaft, der hochwst. Herr Allard, von Marseille ab, und langte im darauffolgenden März in Pietermaritzburg an, wo er seine Residenz aufschlug.

Die Gerichtsbarkeit des Vikariats ist nicht auf das Gebiet der Kolonie beschränkt, sondern umfaßt die ganze Ostküste vom Fluße Key bis zur Bucht von Delagoa, wo die portugiesischen Besitzungen beginnen, und erstreckt sich westlich bis zu unbestimmter Tiefe, an den Ufern des Orangeflußes über die Gebirge von Drackemberg, die Grenzen der englischen Kolonie, hinaus.

Auf diesem dem Eifer der Missionäre geöffneten Felde gibt es drei sehr verschiedene Klassen der Bevölkerung: 1) die Europäer, — 2) die Kaffern der Kolonie, — 3) die unab-

[1]) Vasco de Gama gab diesem Theil der Ostküste von Afrika den Namen Natal zum Andenken an den Tag ihrer Entdeckung, es war nämlich der Weihnachtstag (Natalis) des Jahres 1497. — Dieses Land wurde immer als ein Zubehör der Kapkolonie angesehen, und hat auch deren Schicksal getheilt. Nachdem es früher den Holländern gehört, ist es jetzt unter englischer Herrschaft.

hängigen Kaffern. Um sich nun von dem religiösen Zustand des Vikariats Rechenschaft zu geben, ist es von Wichtigkeit, jede dieser drei Gruppen gesondert ins Auge zu fassen.

I.

Die Europäer der englischen Kolonie Natal wohnen hauptsächlich in Pietermaritzburg und Durban.

In der erstgenannten dieser zwei Städte wohnt der Statthalter und die Mehrzahl der aus Europa gekommenen Ansiedler. Der Missionär, welcher diesem Posten beigegeben ist, theilt seine Sorge zwischen der Pastoration der fünf- bis sechshundert Seelen zählenden Kotholiken, und der Leitung der Schulen, welche einem Katechetenbruder und einer weltlichen Lehrerin übergeben sind.

Die meisten dieser Katholiken sind Irländer, die aus den Reihen des Heeres hervorgegangen sind, die andern vom Protestantismus zurückgekehrte Engländer und Schotten. Ohne gerade sehr zahlreich zu sein, sind doch die Bekehrungen seit einigen Jahren nicht selten. — Die Schulen bestehen nun schon zehn Jahre, und fangen bereits an, ziemlich wichtige Erfolge zu haben, indem die heiligen Sakramente häufiger empfangen werden, und fromme Genossenschaften sich bilden konnten. Wir finden in einem Briefe des hochw. P. Barret vom 25. Juli 1865 einige nähere Angaben über diese Genossenschaften. „Es ist mir, sagte er, gelungen, eine Bruderschaft zu Ehren des heiligsten Sakramentes zu errichten, und jetzt fehlt es dem unter dem Schleier der Brodgestalt verborgenen Heiland nicht mehr an Anbetern, eine Erscheinung, die früher hier unbekannt gewesen. Ich glaube nicht, daß man am hohen Donnerstag hier auch nur einen unserer Gläubigen hätte finden können, der nicht wenigstens eine Viertelstunde vor dem heiligsten Sakrament zugebracht hätte. Mit jedem Jahr steigt auch die Zahl der Personen, welche der heiligen Messe auch an den gewöhnlichen Tagen beiwohnen, in merklicher Weise. Auch eine Genossenschaft von Frauen habe ich errichtet, mit dem Zwecke zum Unterhalt und zur

Ausschmückung der Kirche mitzuwirken. Jede von ihnen leistet einen kleinen Beitrag, der am Ende des Jahres über 400 Franken ausmacht.

Die Kirche selbst wurde durch eine unter den Katholiken der Stadt eröffnete Subskription ausgebessert und verschönert.

Pietermaritzburg ist die Residenz des anglikanischen Bischofs von Natal. Der gegenwärtige Inhaber desselben ist eben jener Doktor Colenso, dessen Name in den letzten Jahren in Europa so viel genannt worden ist. Das hartnäckige Festhalten an der Vielweiberei, welches er bei den Kaffern bemerkt hatte, brachte den Doktor Colenso in Verlegenheit, und da er diese Leute nicht zu seinen Ansichten bekehren konnte, entschloß er sich, die ihrigen anzunehmen. Da die Vielweiberei dem Protestantismus nicht weichen wollte, verstand er sich dazu, den Protestantismus der Vielweiberei zu opfern,[1]) deren Berechtigung er damit offen aussprach. Er ging so weit, die höhere Eingebung und Wahrhaftigkeit der Bibel zu läugnen, mit deren Hülfe er doch die Heiden bekehren zu wollen vorgab. Vom anglikanischen Bischof des Cap, Doktor Gray, verurtheilt und abgesetzt, behauptete sich Doktor Colenso auf seinem Posten, nachdem er seinen Prozeß vor dem hohen Gerichtshofe Großbritanniens gewonnen, welcher dahin entschieden hat, daß dem anglikanischen Klerus die höhere Eingebung der Bibel zu läugnen gestattet sei. Mitten in diesen Meinungszerwürfnissen strahlt die göttliche Einigkeit der katholischen Kirche in hellem Glanze, und Niemand zweifelt daran, daß die Kirche bestimmt sei, eines Tages die Opfer der Zwietracht, deren nothwendige Quelle das protestantische Prinzip ist, in ihren Schooß aufzunehmen.

Die, eine kleine Stunde von der Bucht Natal gelegene Stadt Durban ist die zweite katholische Station der Kolonie. Der Missionär hat hier eine doppelte Aufgabe, er muß sich nämlich nicht nur mit den Europäern, sondern auch mit den Schwarzen abgeben, welche Koolis genannt werden, und

[1]) Die christlichen Missionen von Marschall.

zum Dienste der Ansiedler von Indien her gekommen sind. Diese in den Bauernhäusern und Pflanzungen zerstreuten Koolis werden vom Missionär von Zeit zu Zeit ebenfalls besucht.

Die Bevölkerung von Durban zeigt sich gegen die Katholiken durchaus nicht feindselig, nnd im Jahre 1863 haben die Protestanten sogar ein Conzert veranstaltet, um dem hochw. P. Sabon die Mittel zum Bau eines anständigen Hauses zu verschaffen. Ja noch mehr; bei einer öffentlichen Versteigerung haben sie den Preis eines der Stadt gehörenden Stückes Land nicht in die Höhe getrieben, nur weil dasselbe zur Vergrößerung der Kirche nothwendig war. Endlich wollten sie sogar zu dieser Vergrößerung aus eigenen Mitteln beitragen. Die schon im Jahre 1852 gebaute kleine Kirche war in der That ungenügend geworden. Nun wurden die Arbeiten eifrig betrieben und in einem Vierteljahr vollendet, und die Kirche schon am 29. Oktober 1865 feierlich wieder eröffnet und eingeweiht. Nach dieser Vergrößerung vermag die Kirche St. Joseph nun 250 Personen zu fassen, das will sagen, daß die Katholiken gar nicht zahlreich sind, wie sie denn auch noch keine Schule besitzen.

Jenseits des Gebirgszuges von Drackemberg, zwischen dem Orangefluß im Süden und dem Limpopo im Norden, bilden die holländischen Ansiedler die zwei Republiken Free-State und Transvaal. Man trifft hier auch Ansiedler von französischer Abkunft, es sind die Nachkommen jener Kalvinisten, die beim Widerruf des Ediktes von Nantes (1685) nach Afrika ausgewandert waren. „Ich muß zu ihrem Lobe sagen, schreibt der hochwst. Herr Allard, am 10. Juni 1865, daß sie uns auf unsern Reisen, wenn wir ihre Gastfreundschaft in Anspruch nahmen, immer sehr gut aufgenommen haben.“ Free-State zählt einige hundert Katholiken, welche theils auf dem Lande zerstreut sind, theils, wenn auch in geringer Zahl, in den Städten Bloemfontein, Harry-Smith, Fame-Smith, Smithfield beisammen wohnen. Der Mittelpunkt der Mission ist im Hauptort der Republik, Bloemfon-

tein. Dieser von Pietermaritzburg zehn bis zwölf Tagreisen entfernte Punkt wird durch einen Missionär besorgt.

Hundert und zwanzig Stunden nördlich von Durban, und schon außerhalb der Kolonie und des Vikariats Natal, ist die portugiesische Station Lorenzo-Marquez, oder Delagoa-Bai. Sie zählt 1,200 Einwohner, wovon drei Viertheile heidnische Kaffern sind, der Rest besteht aus Indiern, Muhamedanern und ungefähr 120 Katholiken, worunter 100 Europäer, meistens Militärsträflinge, und 20 Mestizen oder getaufte Kaffern. Seit 1834 war kein Priester in Lorenzo erschienen. Gerührt von der Verlassenheit dieser armen Katholiken, übergab der heilige Vater diesen Posten dem apostolischen Vikar von Natal. Daher verließ dann der hochw. P. Bompart, begleitet von einigen Kaffern, welche seine Kapelle und sein Gepäck trugen, am 18. Mai 1864 Durban, um sich nach Lorenzo zu begeben. Da er sich kein Fahrzeug hatte verschaffen können, mußte er den Landweg einschlagen, ein Weg, der äußerst weit, beschwerlich und gefahrvoll ist, denn man muß ihn zu Fuß machen, weil die Reitthiere von dieser Seite nicht nach Delagoa gelangen können. Der unerschrockene Missionär kam am 20. Juni am Ziel seiner Reise an. Lorenzo-Marquez ist das Grab der Europäer, und auch der hochw. P. Bompart wurde dort von einem Fieber ergriffen, das ihn nicht mehr verließ. Gott prüfte auf diese Weise die Geduld und den Muth seines Apostels, der zu vollständiger Unthätigkeit verurtheilt war, weil Befehle von Lissabon dem französischen Priester die Ausübung seines Amtes durchaus untersagten. Nach zehnmonatlichem Warten mußte dieser seinen Posten verlassen und wieder nach Durban zurückkehren, um sich da langsam von der in Lorenzo-Marquez geerbten Krankheit zu erholen.

II.

Sobald für die religiösen Bedürfnisse der europäischen Kolonie gesorgt war, beschäftigte sich der apostolische Vikar mit der Verkündigung des Evangeliums unter den Einge-

bornen. Diese bilden auf dem Lande und sogar in den Städten die Mehrheit, und leben seit vielen Jahren mit den Europäern, deren Diener sie sind, zusammen; dessenungeachtet haben sie aber weder in ihren Sitten noch in ihren Gebräuchen etwas verändert.

Zwei Missionsversuche wurden unter den Kaffern schon gemacht, und beide sind an den nämlichen Hindernissen gescheitert.

Der erste geht in das Jahr 1855 zurück. Der hochwst. Herr Allard hatte zwei eben von Frankreich angekommene Missionäre, die hochw. PP. Barret und Gerard, damit beauftragt. Er sandte sie auf 30 Stunden von Pietermaritzburg zu einer Völkerschaft, bei welcher die Häresie noch nicht Eingang gefunden hatte. Der Häuptling nahm sie gut auf, und die Mission wurde am 2. September 1855 unter dem Namen St. Michael eröffnet. Acht Monate später wurden die Kaffern, welche sie besuchten, von einem feindlichen Stamme mit Gewalt vertrieben. Das für den Augenblick unterbrochene Werk wurde Ende Januar 1858 auf einem andern Punkte der Kolonie, welcher unmittelbar unter dem englischen Statthalter stand, wieder aufgenommen. Die Missionäre errichteten dort eine Kapelle, deren Einweihung der apostolische Vikar am 17. Juli 1859 vornahm. „Diese Kapelle St. Michael, lesen wir in einem Briefe vom 21. August desselben Jahres, auf einer Anhöhe erbaut, mitten in dem von der Regierung abgetretenen Land gelegen, ist von einer Halle umgeben, welche den Kaffern gegen Sonne und Regen Schutz bietet und zugleich ihre Festigkeit noch erhöht. Der am Haupteingang gelegene Theil der Halle ist zu kleinen Zellen benützt worden, und hier wohnen der Bischof und ein Missionär."

Aber die Kaffern entsprachen der ihnen bewiesenen Hingebung nicht. Waren sie auch entzückt darüber, Missionäre in ihrer Mitte zu haben, um unter deren Schutz zu stehen, so zeigten sie doch fortwährend eine hartnäckige Widerspenstigkeit gegen die Gnade. Mit religiöser Gleichgültigkeit ver-

banden sie noch den Spott über heilige Dinge, und erhoben gegen die Glaubenswahrheiten die nämlichen Einwürfe, wie unsere Freigeister in Europa. Nach mehrjährigem Harren mußte die Hoffnung, hier einen religiösen Mittelpunkt begründen zu können, aufgegeben werden. Der apostolische Vikar begnügte sich, einen Pater und einen Katecheten in St. Michael zu lassen, um diesen Posten in Aussicht auf die Zukunft zu behaupten; inzwischen nützt er doch als Studienort. Die Missionäre gehen nämlich dahin, um sich in der Sprache der Zulus auszubilden, welche längs der ganzen Küste, von Grahamstown bis Delagoa geredet wird. Diese Sprache ist überdieß der Schlüssel zu der Sprache der Basutos, und zu den Dialekten vieler anderer im Westen von Dackemburg wohnender Stämme.

Im Juli 1860 begab sich der hochwst. Herr Allard, in Begleitung des hoch. P. Gerard und zweier Katechetenbrüder, auf einen der entferntesten Punkte der Kolonie, um dort einen neuen Versuch zu machen. Nach fünftägigem Marsch machten die Missionäre Halt, beteten das Stabat Mater, und begannen eine Kapelle unter dem Namen unserer lieben Frau von den sieben Schmerzen zu bauen. Die Mission wurde am 14. Oktober eröffnet. Aber hier, wie in St. Michael, zeigten die Kaffern durch ihre Unempfindlichkeit, wie wenig sie sich aus der Gottesgabe machten. Diese fortdauernden schlimmen Gesinnungen zwangen die Misionäre, auch diese neue Station im folgenden Jahre wieder aufzugeben.

In einem Briefe vom 26. Oktober 1861 faßte der hochwst. Herr Allard die der Bekehrung der Kaffern im Wege stehenden Hindernisse folgendermassen zusammen.

Der Kaffer ist gegen den Fremden mißtrauisch und gar nicht begierig Lehren, welche nicht diejenigen seiner Nation sind, kennen zu lernen. Von Jugend auf an trügerische Reden gewöhnt, läßt er sich nicht leicht durchschauen und entdeckt sein Herz eben so wenig wie seine Gedanken. — Die Bande der Unterordnung, welche die Glieder desselben Stammes verbinden, sind sehr enge; der Häuptling ist allmächtig,

er übt die Aufsicht über alle Dörfer, hat allein das Recht mit andern Stämmen zu unterhandeln, er allein spricht Recht. Daher ist es dem Missionär unmöglich, ohne Vorwissen oder gegen den Willen der Häuptlinge etwas zu unternehmen. — Die Kaffern erfreuen sich im Allgemeinen eines gewissen zeitlichen Wohlstandes, und ihre Feste sind sämmtlich von abergläubischen Gebräuchen begleitet. Darauf beschränken sich nun auch ihre Wünsche, und zufrieden mit dem, was sie haben und sind, streben sie nach nichts besserem. Ihre täglichen Beziehungen zu den Europäern und namentlich zu den protestantischen Predigern bilden endlich ein letztes Hinderniß ihrer Bekehrung. Diese Prediger haben ihnen einige Begriffe vom Christenthum mitgetheilt, ohne aber auch von ihnen zu verlangen, daß sie der Vielweiberei und ihren bösen Gewohnheiten entsagen; und da sie die Kaffern fortwährend zu ihren Zusammenkünften berufen, sehen diese in dem Christenthum eine bloße Förmlichkeit und bilden sich ein, daß der Besuch der Kapelle genüge, den Missionär zufrieden zu stellen. Wenn sie nun auch sehen, daß wir in allen diesen Punkten anderer Meinung sind als die Prediger, so lassen sie sich hiedurch nicht abschrecken, und nehmen uns ohne Schwierigkeit bei sich auf, wie fest sie auch entschlossen sind, die Sittenlehre Christi nicht zu befolgen.

„Nach den zwei gemachten Versuchen, glaube ich nicht, fährt der hochwst. Herr Allard fort, daß es gerathen wäre, andere Missionen in der Kolonie Natal anzufangen, denn die Kaffern sind hier überall gleich. Viel rathsamer scheint es mir, Reisen außerhalb der Kolonie, namentlich in den nördlichen Theil des Vikariats zu unternehmen, um die Gesinnungen der Eingebornen kennen zu lernen."

III.

Schon im Januar 1862 führte der apostolische Vikar diesen seinen Plan aus. Nachdem er mit dem hochw. P. Gerard die irischen Katholiken in Free-State besucht, ging er zu den Basutos. Diese Völkerschaft besitzt das Land

westlich von der holländischen Republik, und ihr Häuptling Mosesh hat sich den Nachbaren von Free-State, welche ihn nur den Löwen des Berges nennen, furchtbar gemacht.[1]) Der Besuch mehrerer katholischen Familien, welche unter den Ungläubigen leben, bot dem hochwst. Herrn Allard einen ganz natürlichen Anlaß, den Charakter der Basutos zu studiren und ihre Gesinnungen in Bezug auf das Religiöse zu erforschen.

Er erhielt bei Molapo, dem Sohne des Königs Mosesh und Statthalter einer Provinz in den Staaten seines Vaters, eine Audienz. Der Empfang war ein feierlicher.

Molapo, schrieb der hochwst. Herr Allard, empfing uns im Freien, in einem großen umgezäunten Platz, wo er mit den Aeltesten und Befehlshabern der Provinz Rath hält. Man brachte uns Stühle nach europäischer Art, und wir nahmen dem Statthalter gegenüber Platz, welcher auf einer großen Thierhaut saß, und von einer sechzig Mann starken Wache umgeben war. Auf seine Frage nannten wir ihm unsern Namen und unsern kirchlichen Titel, und da wir wußten, daß ein protestantischer Prediger sich an seinem Hofe aufhalte, unterließen wir nicht zu bemerken, daß wir eine von der seinigen verschiedene Lehre verkünden.

Einige Tage darauf erwiederte der Fürst unsern Besuch, und bat um die Erlaubniß, am folgenden Tage dem Gottesdienst beiwohnen zu dürfen. In der That fand er sich mit drei seiner Räthe bei demselben ein. Nach der Messe sagte er zu uns: „Ich möchte wissen, welche von den zwei Religionen die wahre ist; denn wir sind ein ungebildetes Volk, und vielleicht predigen uns diese weslyanischen Missionäre eine falsche Lehre und führen uns in die Hölle.“ Als Antwort setzten wir ihm die katholischen Glaubenswahrheiten auseinander, und fügten dann einen raschen Ueberblick über die Geschichte des Protestantismus hinzu, wobei

[1]) Mosesh heißt raseur. Der König der Basutos hat diesen Titel durch seine Tapferkeit verdient.

wir besonders den Umstand berührten, daß ein Zweig, der sich nach fünfzehn hundert Jahren vom Christenthum abgelöst, die wahre Kirche Christi nicht sein könne."

Molapo erlaubte den Missonären inzwischen in Erwartung der endgültigen Erlaubniß des Königs, seines Vaters, den Basutos das Evangelium zu predigen, und als sie sich von ihm verabschiedeten, sagte er noch zu ihnen: „Bittet Gott für mich, daß er mir den Weg zeige, der zum Himmel führt."

Mosesh wohnte zwei Tagreisen von da, auf einem Berge Namens Thaba Bosigo, einer Art natürlicher Festung. Die Missionäre suchten ihn auf, und der hochwst. Herr Allard berichtet hierüber Folgendes:

Der König, welcher durch einen in seinem Dienste stehenden Katholiken von unserer Ankunft benachrichtiget worden war, empfing uns mit großer Herzlichkeit. Er ließ uns Kaffee reichen, richtete dann eine Menge Fragen an uns, ließ sich durch P. Gerard einige Seiten aus dem Evangelium vorlesen, und fragte uns dann, warum wir unsere Wohnung nicht beim protestantischen Prediger des Orts genommen hätten. Diese Frage bot uns Anlaß, den Unterschied zwischen der katholischen Religion und dem Protestantismus auseinander zu setzen. Der König begann zu lachen, als wir ihm sagten, daß die protestantische Religion zu neu sei, um die Religion sein zu können, welche Christus vor achtzehn hundert Jahren gestiftet hat.

Diese erste Unterredung machte uns gute Hoffnung. Wir begannen eine neuntägige Andacht zu Ehren der seligsten Jungfrau für den guten Erfolg unserer Schritte. Nach Beendigung dieser Andacht gingen wir am 8. Februar wieder zu Mosesh, und baten ihn um die Erlaubniß, in seinem Reiche Missionen eröffnen zu dürfen. Gern willigte er darein, wenn er gleich hinzufügte, daß dieses die protestantischen Prediger jedenfalls gegen ihn stimmen werde. Er bezeichnete uns auch selbst den Posten, den wir zuerst besetzen sollten. „Ich will, setzte er hinzu, daß ihr in der Nähe meiner Re-

sidenz seid, damit ich euch um so eher hören und eure Lehre kennen lernen kann. Später möget ihr nach Gutbefinden andere Stationen wählen."

Am zweiten Tage darauf sandte er zwei seiner Söhne, um uns an den von ihm gewählten Ort zu führen. Es ist dieß ein schönes, von einem Flusse bewässertes Thal, welches bei einer Ausdehnung von zwei Stunden etwa zwanzig Dörfer zählt. Die Söhne des Moses'h zeigten uns eine Quelle, bei der wir uns niederlassen konnten, und kündeten den Bewohnern des Landes an, in welcher Absicht wir unter ihnen unsern Wohnsitz aufschlagen wollten.

Nach unserer Rückkehr gingen wir zum Könige, um ihm zu danken und Abschied von ihm zu nehmen mit dem Versprechen, bald zurückzukehren.

Wirklich kamen die Missionäre auch bald zurück. Der hochwst. Herr Allard, P. Gerard und Bruder Bernard reisten am 19. August 1862 von Pietermaritzburg ab, und langten nach einem Marsch von 54 Tagen an ihrem Bestimmungsorte an. Der gute Wille des Königs verleugnete sich durchaus nicht, und er wohnte am 1. November 1863 mit den Häuptlingen seines Stammes der feierlichen Eröffnung der Mission bei.

„Die Basutos, schrieb der hochw. P. Gerard am 7. Dez. 1863, wünschten schon lange den Tag herbei, an dem sie Zeugen von der Gottesverehrung der Baromans oder Katholiken sein könnten. Der König ganz besonders hatte uns zum öftern gesagt, daß wir ihn zur Eröffnung unserer Religionsübungen einladen sollten, daß er selbst kommen und zu unsern Gunsten zu seinem Volke reden würde. Die Anwesenheit des Königs war für uns ein großer Trost, sahen wir doch mit Freude, daß der berühmteste Häuptling dieses Theils von Afrika sich den Missionären gewogen zeigte. Moseshs kam schon gegen neun Uhr Morgens an, obwohl der Berg, wo er wohnt, zwei und eine halbe Stunde von unserer Mission entfernt ist. Er war von mehrern seiner Söhne und einer großen Zahl europäisch gekleideter Reiter

begleitet. — Während der Ceremonie ging Alles gut. Nach unserer Rede wollte der König auch die seinige halten, und der Bischof ertheilte ihm auf seine Bitte gern die Erlaubniß dazu. Es wurde ihm also gestattet, seinen Platz im Heiligthum zu nehmen, von wo er seine Unterthanen übersehen konnte. Er sprach lange zu ihnen. Unter anderm sagte er auch, daß er ihnen heute einen Schatz gebracht habe, und daß sie, wenn sie recht forschen wollten, zur Erkenntniß gelangen würden, welches die wahre Religion sei, die unsrige oder die der protestantischen Prediger. Indem er sodann die angesehensten Häuptlinge namentlich aufrief, empfahl er ihnen darüber zu wachen, daß die Kirche immer voll sei, und sich wohl zu hüten, der Mission auch das geringste Böse zuzufügen, weil er immer bereit stehe, die Uebelthäter zu strafen. Alle Männer und Frauen lud er dann ein, uns, falls wir derselben bedürften, ihre Dienste anzubieten, und erinnerte sie wieder an das, was ich gesagt bei der Erklärung der Worte unsers Heilandes: „Wer glaubt und getauft ist, wird gerettet werden.“ [1])

Das war, vor vier Jahren der Anfang der Mission von der unbefleckten Empfängniß bei den Basutos. Mit Genugthuung werden unsere Vereinsgenossen vernehmen, daß diese Mission jetzt die bedeutendste des Vikariats Natal ist, wie man aus folgendem Brief ersehen wird.

Brief des hochwst. Herrn Allard, apostolischen Vikars von Natal, an die HH. Mitglieder des Werkes des Centralrathes der Glaubensverbreitung.

Motsi-wa-Ma-Jesu (Dorf der Mutter Jesu), 29. Dez. 1866.

Meine Herren!

Dank der Güte Gottes und dem Schutze der unbefleckten Jungfrau ist die Völkerschaft der Basutos eben im Begriffe,

[1]) Markus XVI, 16.

das Licht des Glaubens bei sich aufzunehmen. Sind die ersten Ergebnisse auch noch gering, so können wir dieselben doch gleichsam als ein sicheres Unterpfand entscheidender Erfolge betrachten.

Den 8. Oktober 1865 hatten wir das Glück, 7 Erwachsene (6 Frauen und 1 Mann) zu taufen als die Erstlinge dieses noch ungläubigen Volkes. Seit 8 bis 10 Monaten waren sie als Katechumenen aufgenommen, aber ein Krieg, welchen der Stamm gegen seine Nachbarn, die Holländer, zu führen gehabt, hatte sie zur Flucht gezwungen. Als sich der Feind etwas entfernt, wurde es uns möglich, unsere geistlichen Kinder alle wieder zu vereinigen und sie zur Taufgnade vorzubereiten.

Der ersehnte Tag brach endlich an. Der König, von mehreren seiner Söhne begleitet, kam selbst, den Glanz des Festes durch seine Gegenwart zu erhöhen, und das war um so mehr am Platze, als selbst mehrere Glieder seiner Familie an der Feier mitbetheiliget sein sollten. Es wurde eine Prozession veranstaltet. Der hochw. P. Bartholomei, welcher den Zug mit dem Prozessionskreuze eröffnete, hatte zwei Enkel des Königs, deren jeder eine Fahne trug, als Akolythen an seiner Seite. Ihnen folgten junge Waisenmädchen mit Oriflammen, worauf die sieben Katechumenen kamen, in weißer Kleidung und mit Palmen in den Händen. Ich nahm, umringt von unsern Patres und mit allen Abzeichen des bischöflichen Amtes angethan, an der Prozession Theil. Zu meiner Linken ging der König Mosesh in der glänzenden Kleidung eines französischen Admirals, welche ihm die Schwestern der hl. Familie bei ihrer Ankunft zum Geschenke gemacht hatten.

Ein Lied, dessen französische Melodie bei diesen Wilden schon einheimisch geworden, gab das Zeichen zum Beginne der Prozession, an welcher eine beträchtliche Volksmenge Theil nahm. Der Zug bewegte sich vom Kloster der Schwestern zu der mit Fahnen und Tüchern prächtig geschmückten Kapelle. Die Ceremonie der Taufe nahm die Aufmerksamkeit der Basutos lebhaft in Anspruch; sie ging nach den Vorschriften des

römiſchen Rituale für die Taufe der Erwachſenen vor ſich, und wurde nur durch einige Lieder und die von Zeit zu Zeit über den Sinn der heiligen Ceremonie gegebenen Erklärungen unterbrochen. Bevor wir das heilige Waſſer über das Haupt der Katechumenen ausgegoſſen, richteten wir in ihrer Sprache die gewöhnlichen Fragen an ſie, und die Zuverſicht, mit der ſie darauf antworteten, war ein Zeichen des Glückes, welches ſie empfanden. Viele haben an dieſem Tage vor Freude geweint.

Fünf Mal ſeit dem 8. Oktober 1865 ſahen wir dieſe Ceremonie wiederkehren, und ich hatte auch Anlaß, das Sakrament der Firmung zu ſpenden. Zwölf von dieſen Neubekehrten wurden am Roſenkranzſonntag, 7. Oktober, zum erſten Male zum Tiſche des Herrn zugelaſſen. Die Gegenwart des Königs Moſesh, der nie fehlt, trägt viel zum größeren Glanze dieſer Feſtlichkeiten bei. Dieſer Fürſt ſieht unſere Ceremonien gern in der Nähe, und um dieſem Wunſche zu entſprechen, erlaube ich ihm bisweilen, obſchon er noch Heide iſt, in das Heiligthum ſelbſt einzutreten und weiſe ihm ſogar einen Sitz zu meiner Rechten an. Wie ſehr er ſich durch dieſe Aufmerkſamkeit geſchmeichelt fühlt, brauche ich nicht zu ſagen.

Wir zählen nun freilich unſere Chriſten noch nicht nach Hunderten, aber der Anſtoß iſt doch gegeben, und wenn wir auf die Beweggründe ſehen, welche unſere neuen Chriſten zur Bekehrung veranlaßt haben, auf die Beharrlichkeit, mit welcher ſie die Probe des Katechumenats ausgehalten, auf die Sorgfalt, mit der ſie die Gebote der Kirche beobachten, ſo haben wir allen Grund zu hoffen, daß die Gnade bald einen großen Theil der Baſutos für ſich erobern werde. Einige umſtändlichere Mittheilungen über dieſe verſchiedenen Punkte dürften nicht ohne Intereſſen ſein.

Was die Baſutos zur Bekehrung ſtimmt, iſt beſonders die Furcht vor den Gerichten Gottes und der Abſcheu über ihr vergangenes Leben. Wenn die Gnade ſie ein Mal rührt, können viele ihre Thränen nur mit Mühe zurückhalten, und

wenn wir ihnen bemerken, daß sie nicht öffenlich in Schluchzen ausbrechen sollten, antworten sie in kindlicher Unbefangenheit: „Glauben Sie denn, es sei so leicht, sich zurückzuhalten?“ — Bei andern treten die Gefühle der Reue zwar nicht auf so äußerliche Weise zu Tage, ihre Bekehrung ist aber nichts destoweniger eine übernatürliche. Eine Schwiegertochter des Königs hatte den Missionär den Spruch aus der heiligen Schrift anführen hören: Selig die im Herrn sterben.[1]) — „Auch ich, sagte sie, will im Herrn sterben; und deßwegen will ich eine Christin werden, und verlange als Katechumene aufgenommen zu werden.“ — Die Wittwe eines Freundes von Mosesh, welche wegen ihres hohen Alters an den Unterweisungen nicht theilnehmen konnte, zeigte sich für die Rathschläge einer unserer Neubekehrten sehr gelehrig und drückte dem Missionär gleich beim ersten Besuche den Wunsch aus, Christin zu werden! „Nehmen Sie mich doch schnell auf, sagte sie, denn ich fürchte, der Tod möchte Ihnen sonst zuvorkommen.“

Es genügt indessen nicht, wenn ein Ungläubiger schon verlangt Christ zu werden, daß er damit auch gleich unter die Katechumenen aufgenommen werde. Wir nehmen dieses sein löbliches Verlangen zwar gerne entgegen, stellen ihm aber zugleich auch die Opfer vor Augen, welche das Evangelium von denjenigen, die Christen werden wollen, fordert, die Ablegung der heidnischen Gewohnheiten und besonders der Vielweiberei. Er hat dann einige Monate Bedenkzeit, und während derselben wird der Missionär durch Privatunterredungen mit ihm in Stand gesetzt zu urtheilen, ob die Bekehrung eine aufrichtige sei. Harrt der Kandidat aus, so wird er in der Versammlung der Gläubigen als Katechumen aufgenommen. Er trägt seine Bitte laut vor, und widersagt auf die Aufforderung des Missionärs allen seinen heidnischen Irrthümern und Uebungen, er bekennt seinen Glauben an einen Gott, an Jesus Christus, an die katholische

[1]) Apokal. XIV. 13.

Kirche, und verpflichtet sich zur Beobachtung der evangelischen Gesetze. Nachdem der neue Katechumen die Aufnahmsformel gesprochen, wird ihm eine Medaille umgehängt, die er nun als ein äußeres und bleibendes Zeichen seines Glaubens bei sich tragen muß, worauf die Versammlung noch das Katechumenenlied singt.

Die Basutos, welche in das Katechumenat eingetreten sind, erweisen sich in ihrem Berufe treu, enthalten sich von jeder abergläubischen Ceremonie, und schämen sich Christi durchaus nicht. Obwohl sie unter den Heiden leben, unterlassen sie doch nie ihre Morgen- und Abendgebete, nie nehmen sie Nahrung zu sich, ohne zuvor wenigstens das Kreuzzeichen zu machen, und wie weit sie auch von der Kapelle entfernt sein mögen, immer kommen sie an den Sonntagen genau in den Gottesdienst und zu den Versammlungen während der Woche, um an dem Religionsunterricht theilzunehmen. Ihr erster wie ihr letzter Besuch, bei der Ankunft wie bei der Abreise gilt immer der Kapelle.

Strenge beobachten sie an den von der Kirche vorgeschriebenen Tagen die Gesetze des Fastens und der Abstinenz.

Was uns an unsern Katechumenen sehr erbaut hat, ist der Umstand, daß sie aus eigenem Antrieb zu beichten verlangt haben, ein Verlangen, dem wir willfahren zu müssen geglaubt haben. Die Beicht kann für sie allerdings noch nicht den Charakter eines Sakramentes haben, aber sie nützt ihnen doch in so fern, als sie dieselben über die Verirrungen ihres heidnischen Lebens aufklärt, und ihnen als nothwendige Vorbereitung zur Taufe Abscheu vor demselben einflößt; zugleich gewöhnen sie sich dadurch an die Beicht.

Nach Vollendung des Katechumenats kommen die Neubekehrten auf einige Tage zu geistlichen Uebungen in die Mission, und bei diesem Anlaß will ich einen Zug anführen, der für die Lebhaftigkeit ihres Glaubens sehr bezeichnend ist. P. Gerard erklärte ihnen im Vorbereitungsunterricht auf die Taufe die Gnade, welche dieses Sakrament ertheilt, und sagte

dann: „das sind die Gnaden, welche Gott euch bestimmt. Und ihr, was werdet ihr Gott dafür geben?“ Der Missionär that diese Frage nur als Redner, ohne eine Antwort zu erwarten; sie hatte aber einen der Katechumenen lebhaft ergriffen, welcher nun aus freien Stücken antwortete: „Was wir Gott geben werden? Wir werden ihm unser Herz geben.“

Neubekehrte und Katechumene wissen auch Proben von Festigkeit abzulegen, wenn es sich um die Vertheidigung ihres Glaubens handelt. Ein bemerkenswerthes Beispiel hievon ist folgendes.

Eine junge Person bat schon seit Langem um Aufnahme ins Katechumenat, als sie von ihrem Vater gezwungen wurde, einen Heiden zu heirathen. In diesem Falle ist es Uebung, den Geistern der Vorfahren eine Kuh zu opfern und die junge Frau abergläubischen Ceremonien zu unterwerfen. Aber der sie beseelende Glaube und ihre Sehnsucht Christin zu werden, geben ihr Kraft genug, sich diesen Gebräuchen zu widersetzen, und Gewandtheit genug, um auch *zum Ziele* zu gelangen. Voll Freude kam sie zum Missionär, *um* ihm diesen ersten Sieg zu verkünden, und ihre dringenden Bitten um Aufnahme in das Katechumenat zu wiederholen, eine Gunst, die ihr dann endlich auch gewährt wurde.

Sogleich vertauscht sie nun ihre heidnische Kleidung mit der weit bescheidenern der christlichen Frauen. Ihr Vater aber bietet noch alles auf, um sie vom Glauben abtrünnig zu machen, er bindet sie, reißt ihr die Kleider ab, schlägt sie auf rohe Weise, und reibt sie endlich nach der Sitte der Heiden mit Schminke ein. Er glaubte, die Standhaftigkeit seiner Tochter doch wenigstens erschüttert zu haben, aber kaum ist diese wieder in Freiheit, als sie auch schon zum Flusse eilt, um sich vom äußern Merkmal des Heidenthums, das man ihr wider Willen angehängt hatte, zu reinigen und weit entfernt ihren Muth schwinden zu fühlen, ermuntert sie vielmehr ihre Gefährtinnen, auch ihrerseits alle heidnischen Gebräuche aufzugeben.

Nachdem die junge Frau einmal getauft und gefirmt war, hatte sie die üble Behandlung ihres Mannes zu erdulden, welcher sich in den Kopf gesetzt hatte, sie vom Glauben wieder abwendig zu machen. Auf ihre beharrliche Weigerung hin wurde sie zu ihrem Vater geschickt, wo ihr Glaube, wie sie wohl wußte, neuen und noch härtern Prüfungen ausgesetzt sein würde. Hier zerriß man ihr wirklich, nachdem man ihre Christenkleidung ins Feuer geworfen und sie selbst gegeißelt hatte, ihren Rosenkranz und legte ihr wieder heidnische Kleidung an. Aber während der Nacht gelang es ihr zu entkommen und sich zu den Schwestern der Mission zu flüchten.

„— An was dachtest du, als du geschlagen wurdest?" fragte hierauf der Missionär.

„— Ich dachte an den Himmel," war ihre Antwort.

— Und zu ihrem Mann, der sie verfolgte, hatte sie gesagt:

„— Du kennst die Schönheit der Religion Christi nicht, aber was mich betrifft, so macht diese Religion mein Glück aus. Du kannst mir den Kopf abschlagen, nie aber werde ich sie verläugnen."

Das offene Bekenntniß, welches unsere Neubekehrten vom Glauben ablegen, ist für den Erfolg der Mission von großer Wichtigkeit, indem diese Christen für ihre Brüder gleichsam der gute Geruch Christi sind, und sie zu ihm hinziehen werden. Um so mehr dürfen wir auch hoffen, daß die Basutoskaffern in Sachen der Religion nicht so gleichgültig sein werden, wie die Zuluskaffern von Natal. Beweise hievon werden wir gleich beibringen, zuvor aber erst einen von anderer Art.

Es sind mehr als dreißig Jahre, daß protestantische Missionäre sich unter diesen Wilden niedergelassen haben, und in dieser langen Zeit haben sie eine große Zahl Stationen gegründet. Gleich Anfangs fand die neue Religion, wie es schien, ziemlich guten Anklang, man eilte in Masse

zu den Predigten herbei, Männer und Frauen ließen sich sogar taufen. Da es aber dem Bau an der Grundlage fehlte, indem er nicht von der Gnade getragen wurde, stürzte er wieder zusammen. Die Prediger mochten sich lange vervielfältigen, Schulen eröffnen, den Eingebornen die Bibel in die Hand geben, die meisten von denen, welche die Taufe empfangen hatten, kehrten wieder zum Heidenthum, und die Polygamisten zu ihren unerlaubten Verbindungen zurück. Dieser Abfall erhellt aus den Berichten der Missionäre, und die Heiden, welche durch eine nur vorübergehende Täuschung zum Protestantismus hingezogen worden waren, sagten selbst: „Was haben wir damit gewonnen, daß wir Christen geworden sind? Wir sind ja um nichts besser als diejenigen, welche Götzendiener geblieben sind.“

Nach einer solchen Probe begriffen gerade die Hellsehendsten des Volkes, die Häuptlinge und vorzüglich der König Mosehs, ein Mann von ganz hervorragendem Regierungstalente, daß der Protestantismus zu ohnmächtig ist, die Heiden zu Christen zu machen und ihre Sitten umzuwandeln. Statt, wie der König es wünschte, eine allgemeine Besserung unter seinem Volke vor sich gehen zu sehen, statt Menschen zu finden, die sich gegen die Auktorität unterwürfiger zeigen, treuere Beobachter der Gesetze der Gerechtigkeit sind, und die Lehre des Evangeliums in ihrem Betragen abspiegeln aus Abscheu vor dem Laster und Liebe zur Tugend, gewahrte er bei denjenigen seiner Unterthanen, welche die neue Lehre angenommen hatten, eben nur ein Schattenbild des Christenthums.

Die Basutos sind dessenungeachtet in Sachen der Religion nicht gleichgültig, was wir leicht wahrmehmen konnten, sobald wir nur in ihrer Mitte erschienen waren. Zudem begriffen wir, daß dieses Volk, welches rings von europäischen Kolonien umgeben ist, nicht außer dem Kreise des materiellen Fortschrittes bleiben könne, und so hatten wir einen doppelten Zweck zu verfolgen, es galt aus diesen Eingebornen Christen

und Menschen zu machen. Das war auch die doppelte Zusicherung, die wir Moseshh gaben.

Schon hat Christus unter diesem Volk eine Anzahl treuer Jünger. Um unsern zweiten untergeordneten Zweck zu erreichen, wandten wir uns an die Opferwilligkeit der Schwestern der heiligen-Familie von Bordeaux. 6 dieser Ordensschwestern kamen ohne Zaudern hieher, um zur Wiedergeburt dieses Volkes mitzuwirken. Die Leitung eines Waisenhauses, die Eröffnung eines Zufluchtshauses für Frauen, welche ihre polygamistischen Männer zu verlassen genöthigt sind, die Gründung von Nähstuben, Tuch- und Leinwandwebereien, die Pflege der Kranken und Schwachen, das sind überhaupt die Aufgaben, die wir ihnen, in dem Maße als unser Unternehmen sich entwickeln wird, anzuvertrauen gedenken.

Angekommen am 26. April 1865 hatten diese guten Schwestern kaum ein halbes Jahr unter den Basutos geweilt, als sie trotz den Schwierigkeiten in Bezug auf die Sprache und den beschränkten Platz, der ihnen zu Gebote steht, schon eine Waisenanstalt beginnen konnten, welche bereits dreißig Pfleglinge zählt. Alles geht in derselben seinen geregelten Gang, es gibt da Stunden für Lesen und Schreiben, Unterricht in der Religion, im Spinnen, Weben und Nähen. Die Basutos sind ganz erstaunt, ihre Töchter in Röcken zu sehen, welche sie selbst gewoben, nachdem sie die Wolle erst mit eigenen Händen gesponnen haben. So wird nach und nach die Spinnerei und Weberei bei den Bewohnern Eingang finden, und da das Land Wolle in Ueberfluß hat und sich für den Flachs- und Hanfbau eignet, wird sich jede Familie wohlfeil kleiden können.

Die Errichtung des Waisenhauses war für das Land ein wahres Ereigniß, und weithin redet man von diesen jungen Töchtern der Kaffern, welche schon Kleider machen können. Dadurch wurde der Wetteifer geweckt, und die Töchter der Häuptlinge bewarben sich um die Vergünstigung,

bei den Schwestern Unterricht nehmen zu dürfen. Der schönste Erfolg ist aber immerhin der, daß fast alle katholisch werden, und die Eltern, welche ihre Einwilligung dazu geben, wissen recht gut, daß ihre Töchter, wenn sie einmal getauft sind, sich nicht mehr mit polygamistischen Männern verheirathen dürfen. Das ist ein erster Schlag, der gegen eine völlig heidnische und vom Evangelium verpönte Sitte geführt wurde.

Neben dieser von den Schwestern geleiteten Anstalt haben wir auch eine andere nicht minder wichtige für die Knaben begonnen; es ist dieß eine Schule, in der sie sich nicht bloß in den Kenntnissen ausbilden können, welche sie befähigen, die Staatsanstellungen mit Ehren zu bekleiden, sondern wo sie auch die Künste und Handwerke des bürgerlichen Lebens erlernen. 16 junge Leute sind in dieser Schule beisammen, von denen 8 auf ihre Bitte und mit Bewilligung ihrer Familie als Katechumene aufgenommen wurden.

Wir freuen uns in diesen zwei Anstalten für Knaben und Mädchen die gute Stimmung der Basutos für die katholische Religion wahrnehmen zu können. Flüchtig und leichtsinnig wie Kinder, die völlig frei gelebt haben, es sein können, sieht man sie doch Sammlung und selbst frommes Gefühl zeigen, sobald es sich um religiöse Dinge handelt. Nicht minder bemerkenswerth sind auch ihre Fortschritte in Erlernung der Handwerke.

Solche Werke sind in höchstem Maße geeignet, dem Christenthum den Weg zu bahnen. Der König, welcher das Gute derselben würdigen kann, wünscht daher auch, daß unsere Wirksamkeit unter seinen Unterthanen, und selbst über die Grenzen seiner Staaten hinaus, sich immer weiter ausbreite.

Daher empfehle ich Ihnen, meine Herren, zutrauensvoll diese Mission der Basutos. Nächst Gott verdanken wir Ihnen und den jährlichen Unterstützungen der Glaubensverbreitung diese Anstalt und all das Gute, das in derselben

gewirkt worden ist. Wie hätten wir auch eine so ferne Mission unternehmen, wie ihr eine so bedeutende Ausdehnung geben können, wenn wir nicht auf Ihre freigebigen Unterstützungen gerechnet hätten? Wir haben gegenwärtig unter den Basutos 6 Missionäre, den Bischof eingerechnet, 2 Katechetenbrüder und 6 Ordensschwestern.

Das Volk ist seit zwei Jahren in Folge des Krieges die Beute einer Hungersnoth; alle Eingebornen, mit Ausnahme einiger Häuptlinge, leben fast nur noch von Wurzeln, die sie auf den Feldern sammeln. Der Preis des Getreides ist um das Zehnfache gestiegen, und um unser Waisenhaus nicht schließen zu müssen, waren wir außerordentliche Ausgaben zu machen genöthigt. Die Hungersnoth wird allerdings wieder aufhören, aber unsere Anstalten, welche so nothwendig sind, um das Zutrauen der Eingebornen zu gewinnen, werden uns noch lange Zeit schwere Lasten auflegen.

Indem ich den Ausdruck meiner tiefsten Dankbarkeit wiederhole, habe ich die Ehre zu sein,

Meine Herren,

Ihr ergebenster Diener,

† M. J. Franz Allard,
Bischof von Samaria, apostol. Vikar von Natal.

Der Krieg, von welchem in dem eben mitgetheilten Briefe die Rede ist, brach im Juni 1865 auf eine ebenso furchtbare als unerwartete Weise zwischen den Basutos und den Boers oder holländischen Pächtern aus. Missionäre und Ordensschwestern mußten in die Wälder fliehen, um den Kugeln der Boers, welche sich des Dorfes Motsi-wa-Ma-Jesu bemächtigt hatten, zu entrinnen. Aber sobald der Feind sich

zurückgezogen hatte, kehrten sie auch wieder auf ihren Posten zurück, und nahmen das unter den Basutos begonnene Werk der geistigen und sozialen Wiedergeburt von Neuem auf.

Einige Monate später wurde der Friede geschlossen, aber freilich unter Bedingungen, welche ihm keine lange Dauer gewähren konnten. Der hochwst. Herr Allard schrieb am 3. Mai 1866: „Der Ausgang dieses Krieges hat die Gestalt des Landes verändert: ein beträchtlicher Theil von den Staaten des Königs Moseſh wurde mit Free-State vereinigt, nämlich das ganze rechte Ufer des Flußes Caledon, dessen Lauf von Norden nach Süden geht, und der sich in den Orangefluß ergießt. Da aber die Holländer, hierin ganz anderer Ansicht als die Engländer von Natal, nicht gerne Kaffern in ihrem Gebiete haben, so haben sie alle Basutos, welche in dem eroberten Lande wohnten, und diese machen über die Hälfte des ganzen Volkes aus, auf das linke Ufer des Caledon zurückgedrängt. — Schon vor dem Friedensschluß hat ein Befehl des Senats von Free-State alle protestantischen Missionäre der französischen Gesellschaft aus dem eroberten Lande ausgewiesen. Etwa ein Dutzend Prediger wurden von dieser Verordnung betroffen, und ihre Einsprache gegen diesen Erlaß der holländischen Gesetzgebung ist umsonst gewesen. Obwohl nun das Verbannungsdekret in Wirklichkeit eben nur die protestantischen Prediger trifft, hätten wir dennoch zweifelsohne das nämliche Loos getheilt, wenn unsere Mission in dem eroberten Lande gewesen wäre. Ueberdieß wäre dieser Posten ein überflüßiger geworden, da wir doch keine Basutos gehabt hätten, denen wir das Evangelium hätten verkünden können. Wir müssen daher Gott danken, daß er die Sache so geleitet hat."

Am folgenden 4. Oktober zweifelte der hochw. P. Sabon bereits wieder an der Dauerhaftigkeit des Friedens, und sah einen neuen Krieg voraus. „Ich erwarte nichts Gutes von dem geschlossenen Frieden, schrieb er. Die Boers haben sich der Ländereien der Basutos zum größten Theile

bemächtigt, und diese Unglücklichen so weit zurückgedrängt, daß sie ihnen kaum genügend Land zu ihrem Unterhalte übrig gelassen haben. Der Hunger herrscht im Lande, und es ist zu befürchten, daß die Basutos durch den Mangel auf's Aeußerste getrieben und dem Gefühle der Rache nachgebend den Krieg neuerdings beginnen. Und wenn nun die Boers wiederum siegen, was soll dann aus dieser armen Mission werden? Möge Gott sie beschützen!"

Die Voraussagen des Missionärs sind leider nur allzubald durch die Ereignisse gerechtfertigt worden. Ein Brief vom 8. März 1867 meldet, daß der Krieg zwischen den Boers und Basutos neuerdings angekündet worden; es scheint aber, daß die erste Veranlassung dazu den Boers zur Last gelegt werden muß. Diese letzten haben nämlich nur den einen Zweck, die Eingebornen zu vertilgen oder zu Sklaven zu machen, um sich dann ihrer Ländereien zu bemächtigen.

Missionen von Amerika.

Nord-Amerika.

Bericht über die Diözese Chatham in Neu-Braunschweig.

Der Unterzeichnete, Bischof von Chatham (Brittisch-Nord-Amerika) glaubt keine Fehlbitte zu thun, wenn er nach Auseinandersetzung des Zustandes seiner Diözese um Unterstützung an die Christen Europa's sich wendet.

Noch vor einem halben Jahrhundert verwaltete ein einziger Bischof, der von Quebek, nicht nur die Kirche vom untern und obern Kanada, sondern auch die ehemaligen, unter dem Namen „Akadien" bekannten, am Meere gelegenen Provinzen, die nunmehr unter dem Namen Neu-Schottland, Cap Breton, Insel des Prinzen Edouard und Neu-Braunschweig bekannt sind. Seit der Zeit sind in diesen ausgedehnten Länderstrichen zwei neue Kirchenprovinzen errichtet worden: die Provinz von Quebek, welche die beiden Kanada umfaßt und in zehn Diözesen, und die Provinz von Halifax, welche in fünf an der Meeresküste gelegenen Diözesen eingetheilt ist.

Zu Anfang dieses Jahrhunderts war in den vereinigten Staaten Amerika's Ein Bischof, Msgr. Caroll aus der Gesellschaft Jesu. Heute jedoch treffen wir daselbst 7 Erzbischöfe und 45 Bischöfe an, und die auf dem zu Baltimore jüngst abgehaltenen Konzil versammelten Bischöfe haben an den hl. Stuhl die Bitte gerichtet, zu den schon bestehenden noch 14 neue Bischofssitze hinzufügen zu wollen.

Obgleich sich nun die kath. Kirche im Norden Amerika's so schnell ausgedehnt hat, so muß man doch mit Wehmuth

gestehen, daß ein großer Theil der Nichtkatholiken Abkömmlinge katholischer Eltern sind, die sich in jenen Kolonien niedergelassen haben, wo die kath. Religion noch nicht Eingang gefunden hatte. So ist ein großer Theil dieser Eingewanderten, da es ihnen an Geistlichen, Kirchen und Schulen fehlte, dem Proselitismus zur Beute geworden und zur Religion ihrer protestantischen Nachbarn unvermerkt übergegangen, wodurch die kath. Kirche in Amerika tausende ihrer Kinder verloren hat.

Dieser Sachverhalt verbesserte sich jedoch, sobald der hl. Stuhl auf Ansuchen der amerikanischen Bischöfe neue Diözesen und apostol. Vikariate in diesen bis dahin ganz wilden Gegenden errichtete. Nicht wenig hat die Mildthätigkeit der europäischen Katholiken dazu beigetragen, indem dadurch den Bischöfen Mittel zuflossen, die ihnen Großes zu unternehmen gestatteten. Vermittelst derselben halfen sie den dringendsten Bedürfnissen ab, damit die Eingewanderten ihren Religionspflichten nachzukommen vermöchten. Die neuen Bischöfe riefen Priester und Ordensleute herbei, bauten Kirchen, Schulen und Wohnungen zur Ausübung der Nächstenliebe; die Diözesen blühten unter Gottes Segen mit jedem Tage mehr auf und heute bietet die Kirche Amerika's der ganzen Welt ein Schauspiel dar, das alle Bewunderung verdient.

Deßhalb können auch die Katholiken Amerika's ihren europäischen Brüdern nie genug Dank wissen für den großen Antheil, den sie in Erzielung dieses glücklichen Erfolges mit Recht beanspruchen dürfen.

Nach dieser kurzen Uebersicht über die schnelle Ausbreitung des kath. Glaubens in Nord-Amerika gehe ich zu Chatham, meiner Diözese, über.

Im Jahre 1860 ward von der Diözese St. Jean der nördliche Theil Neu-Braunschweigs abgetrennt und zur neuen Diözese erhoben. Zum Bischofssitze ward das Städtchen Chatham am Miramichi bestimmt, und der jetzige Bischof,

der damals Priester der Erzdiözese von Halifax war, wurde zur Leitung dieser neuen Diözese auserkoren.

Der mittlere Theil Neu-Braunschweigs hatte seit zwanzig Jahren einen großen Zuwachs an Bevölkerung und materiellem Wohlstand erlangt, weil er in täglicher Verbindung mit den Häfen von Portland und Boston stand, und die Eisenbahn von St. Jean in Shediak ihn mit der Insel des Prinzen Edouard verband. Während hierdurch alles Volk in dem mittleren Theile Neu-Braunschweigs sich niederließ, blieb der nördliche Theil, worin Chatham, meine Diözese liegt, wenig bevölkert, so daß die Seelenzahl sich nur auf 55,000 beläuft, wovon 35,000 sich zur kath. Kirche bekennen. Mit aller Wahrscheinlichkeit aber wird dieser Länderstrich gar bald reich und bevölkert sein, sobald die zwischen Halifax und Quebek projektirte Eisenbahn vollendet sein wird.

Obgleich nun die Zahl der Katholiken jene der Protestanten übersteigt, so bekleiden doch letztere nur die in jeglicher Beziehung einträglichsten Posten, wogegen die Katholiken bei ihren reichen Nachbarn arbeiten. Als ich die Verwaltung meiner Diözese antrat, fand ich gar viele Katholiken, die alles geistlichen Trostes beraubt waren; im beständigen Verkehr mit ihren protestanischen Nachbarn, wurden sie täglich lauer, und da sie weder Priester noch Kirche hatten, so lagen sie entweder an den Sonntagen knechtlichen Arbeiten ob oder wohnten dem protestantischen Gottesdienste bei, wodurch sie der größten Gefahr ausgesetzt waren, ihren Glauben völlig zu verlieren.

Deshalb erachtete ich es als meine erste und dringendste Pflicht, diesem Uebel zu steuern, neue Priester zu berufen, in allen Dörfern Kapellen zu bauen, wo bisher noch keine errichtet waren, und wo es an Priestern fehlte, eilte ich selbst hin zur Abhaltung von Missionen. Fünf solcher Dörfer sind von den Ueberresten zweier indischen Stämme bewohnt: eines in Tobique am St. Jean-Fluße bewohnen die Maleciten, drei am Miramichifluß haben die Mikmaks inne, und eine fünfte Ansiedlung der Mikmaks ist in Chapelpoint am Richibukto.

Alle dieſe Indianer ſind als eifrige Katholiken ebenſo viele Zeugen jenes Seeleneifers, den die erſten Miſſionäre, die Franziskaner, Jeſuiten und Sulpitianer angewandt zur Bekehrung der wilden Stämme Amerika's.

Obgleich nun bereits Vieles geſchehen iſt zur Ausbreitung des chriſtlichen Glaubens in dieſen Gegenden, ſo bleibt uns doch Vieles zu thun noch übrig, was wir jedoch nicht erreichen können, ſo lange es uns an den erforderlichen Mitteln fehlt. Um dieſe zu erhalten hat deßhalb Se. Heiligkeit uns bei Gelegenheit unſerer jüngſten Romreiſe huldvollſt geſtattet, unſern Aufenthalt in Europa zu verlängern, um für dieſe arme Diözeſe eine Kollekte abzuhalten, und Se. Eminenz, Kardinal Barnabo, Präfekt der Propaganda, hat dieſe unſere Miſſion in mehreren an hochgeſtellte Perſonen gerichteten Schreiben beſtens empfohlen.

Zwar muß ich meinen Diözeſanen Gerechtigkeit widerfahren laſſen und erklären, daß nie eine ſo arme und kleine Nation mehr gethan hat, als die meinige, um ihren Biſchof in der Erreichung eines ſo erhabenen Zieles zu unterſtützen. Denn außer den jährlichen, zur Beſtreitung der gewöhnlichen Kultusausgaben nothwendigen Beiträgen, haben ſie noch ſo große außerordentliche Beiträge gemacht, daß ſie ihr geringes Einkommen faſt zu überſteigen ſcheinen. So iſt es mir vermöge derſelben möglich geworden, noch 12 Prieſter herbeizurufen, verſchiedene wenn auch beſcheidene Kirchlein zu bauen, in den Hauptflecken 3 Penſionate, welchen Ordensfrauen vorſtehen, zur Erziehung der Mädchen zu gründen, und in Chatham ſelbſt ein Knabenſeminar zu errichten, und Gründe für verſchiedene Bauten und Kirchen anzukaufen. Für alles das haben wir im Ganzen ausgegeben 210,000 Frcs.

Die Diözeſanen haben beigetragen 140,000 Frcs.

und ich ſchulde demnach noch 70,000 Frcs.

Dieſe Schulden müſſen wir bezahlen, bevor das einmal Unternommene vervollkommnet und aufrecht erhalten werden kann, bevor wir an neue ſo nöthige Unternehmungen denken können.

Möge es mir vor Abschluß dieses Berichtes gestattet sein, allen Wohldenkenden meinen und aller Diözesanen Dank auszusprechen, die mich in der Vollbringung eines so schwierigen Werkes unterstützen wollen, das der hl. Vater meinen schwachen Schultern auferlegt hat. Schon jetzt kann ich sie versichern, daß unser aller Gebet den Segen des Allerhöchsten auf sie herabflehen werde.

Am Feste des hl. Karl Borromäus 1867.

† Jak. Rogers,
Bischof von Chatham.

Brief des hochw. Herrn J. Busche, Missionspriesters in Lapeer (Michigan, in den vereinigten Staaten von Nordamerika), an Se. Hochw. Herrn J. De Neve, Rektor des amerikanischen Missionsseminars in Löwen (Belgien).

Lapeer, Michigan, 21. Oktbr. 1867.

Theuerster Vater Rektor!

Wollte ich den sittlichen Zustand meiner Gemeinde schildern, so müßte ich nur wiederholen, was ich in meinem vorjährigen Berichte angegeben habe. Das gute Zeugniß, welches ich meinen Leuten gegeben, ist im Allgemeinen jetzt ebenso besser an seinem Platze, als damals. Besonders wahr ist es an den Katholiken von North Branch, welche ich den vorzüglichsten Theil meiner Gemeinde nennen darf. Ja dieses gute Zeugniß muß ich sogar, und zwar mit nicht geringem Lobe auf die Jünglinge von North Branch ausdehnen. Sie alle scheinen von einem wahrhaft religiösen Geiste beseelt zu sein. Sie wissen sehr wohl, theuerer Vater Rektor, daß die jungen Männer in den meisten Gemeinden oft nachläßig sind in Erfüllung ihrer religiösen Pflichten; doch in North Branch

bleibt keiner an den gebotenen Tagen von der heiligen Messe weg, und oft wohnen sie derselben auch an den Wochentagen bei, obschon sie einen ziemlich weiten Weg zu machen haben; bei Allen ist ehrfurchtsvoller Empfang der heiligen Sakramente zu loben. Ihren Hirten ehren sie, und wenn derselbe als solcher spricht, verfehlt sein Wort nicht, Eindruck zu machen, und findet gelehrigen Sinn und weiche Herzen. Ich wiederhole jedoch, daß das oben angedeutete gute Zeugniß meiner Gemeinde im Allgemeinen gegeben werden kann. Daß es Ausnahmen gibt, ist natürlich. Denn wo ist die Weizenernte, in welcher sich nicht Unkraut fände? Und wenn es unter Zwölfen einen Judas gab, warum soll es überraschen, wenn sich mehr als einer unter hunderten findet? Ich habe diejenigen meiner Gemeinde im Auge, welche aus alter Gewohnheit es in Ausübung ihrer Religion stark fehlen lassen: denn den Glauben hat, Gott sei Dank, seitdem ich hier bin, noch Keiner verloren. Wenn im Gegentheil der Eine oder Andere viel von religiösen Zweifeln litt, so haben solche Krankheiten der Gnade, dem allgemeinen Heilmittel weichen müssen. Sogar hatte ich den Trost, solche, welche, obwohl in der Kirche getauft, ihrer geistigen Mutter fremd geworden waren, in aufrichtige, werkthätige Katholiken verwandelt zu sehen.

Wenn Katholiken mit Menschen, die ihrer Religion feind sind, in vielfache Berührung kommen, dann kann der Erfolg nur schädlich sein, wenn derselbe nicht durch einen Einfluß entgegengesetzter Art aufgehoben wird. So war Lapeer, bevor ich meinen beständigen Wohnsitz hier nahm, nur selten von einem Priester besucht. Deshalb hegte ich die Befürchtung, der tägliche Umgang mit den protestantischen Nachbaren möchte auf die dortigen Katholiken irgendwie nachtheiligen Einfluß gehabt haben. Aus diesem Grunde begann ich meine apostolische Arbeit mit einer Auslegung der Hauptlehrsätze der Kirche, indem ich auf ihre Klarheit hinwies und die Richtigkeit der von unsern Glaubensgegnern gemachten Einwürfe zeigte, und dies mit so viel Pünktlichkeit und Klar-

heit, als ich vermochte, und es nach meinem Dafürhalten für die Fassungskraft eines Jeden geeignet wäre. Sodann legte ich die Hauptceremonien des Rituale aus, um, — dies war wenigstens mein Bestreben, sowohl ihre Schönheit als Angemessenheit deutlich vor Augen zu stellen, und ich bemerke, daß dieses mein Vorgehen in Verbindung mit dem befruchtenden Thaue von Oben nicht ermangelte, das Seinige zu thun.

Obwohl ich mich nicht auf Proselytenmacherei verlege, so hatte ich doch das Vergnügen, dieses Jahr 4 Convertiten in die Kirche aufzunehmen. Der eine von ihnen ist der Gemahl jener deutschen Dame, die ich in meinem letzten Berichte erwähnte. Er ist ein Yankee, d. h. ein geborner Amerikaner und war ein ungetaufter Ungläubiger, aber allgemein geachtet wegen seines menschenfreundlichen, tadellosen Betragens als Gatte und Bürger. Jahrelang sehnte er sich, die Religion anzunehmen, welche sich als die von Christus gestiftete ausweisen würde. Sein nüchterner, ernster Charakter fühlte sich abgestoßen von dem unziemlichen Gaukelspiel und den brüllenden Uebungen der Methodisten, welche ganz nahe bei seiner Farm ein gottesdienstliches Gebäude besitzen; jedoch fühlte er sich stark von der Sekte der Episcopalen angezogen und würde auch sehr wahrscheinlich dort eingetreten sein, wenn nicht die Vorsehung dazwischen getreten wäre. Nach der glücklichen Bekehrung seiner Gattin, die ich in meinem letzten Berichte ausführlich erzählt habe, pflegte er dieselbe regelmäßig mit seinem Wagen zur Kirche zu fahren und selbst dort zu bleiben, um die Predigt zu hören. Gelegentlich bemerkte er mir, daß, wenn ich mein eigenes Haus bezogen hätte, er mich einmal besuchen und über Etwas mit mir sprechen wolle. Eines schönen Tages, als ich noch bei Herrn Collins in Wohnung war, hörte ich einen Wagen rasch vorfahren; man klopft an der Thüre und hereintritt, den ich am wenigsten erwartet hätte, Herr Y . . . . ., — das ist nämlich der Name des erwähnten Mannes. Sein Gesicht, gewöhnlich ernst und gedankenvoll, war es jetzt noch

mehr. Der Grund seines Besuches war bald gesagt: Er wünschte sehnlichst, katholisch zu werden. Er erklärte mir, seit einigen Tagen von innern Anregungen, sich taufen zu lassen, bewegt worden zu sein, die bisweilen so dringend und mächtig waren, daß er mehrere Nächte nicht schlafen konnte. Er erfuhr öfter eine Art von Vorstellungen, die ihn besonders bei Nacht plagten, daß, wenn er länger zögere, ihm die Gnade genommen werde. Das gütige, liebevolle Auge der Patronin Amerika's schien mit besonderm Mitleid und Wohlwollen auf diesem von ihr angenommenen Schützlinge zu ruhen. Ich gab ihm den nöthigen Unterricht, der nicht sehr lang zu sein brauchte, da derselbe seit einer Reihe von Sonntagen ein aufmerksamer Zuhörer meiner Predigten war und seine freie Zeit zu fleißigem Lesen benützte. Auf meine Frage, an welchem Tage er getauft zu werden wünsche, versetzte er, nicht länger warten zu können. Ich taufte ihn denselben Nachmittag. Als Ungläubiger war er gekommen, als Christ ging er fort; er kam mit einem melancholischen, leeren Herzen und entfernte sich erfüllt mit der süßen Salbung der im Bade der Wiedergeburt in seine Seele gegossenen Gnaden. In der That, man kann jetzt das Nämliche von ihm sagen, wie vordem vom Verwalter: „Und er glaubte, und sein ganzes Haus." Welch' segensreiche Veränderung! Noch vor einem Jahre taumelte seine Gattin am Rande des Unglaubens; er selbst tappte in der Finsterniß der Glaubenslosigkeit umher; und seine 7 Kinder, — was würde aus ihnen geworden sein? Nach aller menschlichen Berechnung entweder Ketzer oder Ungläubige. Und nun lebt in ihnen allen ein edler katholischer Geist, der ihre Seelen zu harmonischer Glaubenseinheit verbindet und ihre Herzen antreibt, das gleiche Ziel mit gleichen Mitteln anzustreben, und Leben und Farbe ihrem ganzen Familienleben verleiht. Sie bilden eine große Zierde, eine kräftige Stütze meiner Gemeinde zu Lapeer; und jetzt, wo sie ihre vorige jammervolle Lage einsehen, fühlen sie ihre glückliche Veränderung so tief und sind so dankbar, ach! selbst gegen mich: Sie wollten mir zu Liebe Alles thun, was

ihnen möglich ist, — ein deutlicher Beweis, daß sie die Größe ihres Glückes zu schätzen wissen. Muß es nicht Trost in das Herz eines Missionärs gießen, wenn er so das Werkzeug wird, eine ganze zahlreiche Familie von einem geistigen Unglücke, das mit größter Wahrscheinlichkeit für eine ganze Ewigkeit verhängnißvoll werden sollte, zu erlösen?! Die Taufe des Herrn Y . . . . . war von einem merkwürdigen Vorfalle begleitet. Jahrelang hattte derselbe viel von Rheumatismus zu leiden. Bei seiner Taufe erreichte, wie ich von ihm selbst weiß, dieses rheumatische Leiden einen solchen Grad von Stärke und unerträglicher Heftigkeit, daß er sich nur mit Mühe enthielt, vor Schmerzen laut aufzuschreien. Aber kaum war die Taufe vorüber, als seine Schmerzen aufhörten; und seitdem ist er nie mehr von dem Leiden geplagt worden, was doch so viele Jahre vor seiner Taufe der Fall war, wobei ins Auge zu fassen ist, daß er seit ¾ Jahren bereits getauft ist, und sein Rheumatismus vor dieser Zeit fast chronisch war.

Der nächste Convertit ist ein junger Mann, Norwege *von* Geburt und in der Sekte der Presbyterianer getauft. Könnten sich doch alle des Trostes einer so großen Sittenreinheit erfreuen, wie die seiner Jünglingsjahre gewesen sein soll. An dritter Stelle ist eine Amerikanerin. Sie kam 12 Meilen zu Fuß, um sich taufen zu lassen, — ohne Zweifel ein Zeichen von einer, so zu sagen, außerordentlichen Aufrichtigkeit der Gesinnung. Sie ist wie meine übrigen Convertiten von bekannter Rechtschaffenheit und seltener Unschuld.

An einem Septembertage entschloß ich mich, zur Wohnung des Herrn B., der zu der Gemeinde von North Branch gehört, zu fahren. Diese kleinen Beschwerden der Reise dahin wurden reichlich belohnt: Den nächsten Sonntag kam die Gattin des Oesterreichers, die, wie erwähnt, eine Protestantin und von einem Methodisten-Prediger getauft, oder doch sich taufen zu lassen ersucht worden war, zu mir, um unterrichtet und in die Kirche aufgenommen zu werden. Ihre Bekehrung ist die vierte in diesem Jahre und ein schätzenswerther Gewinn für meine Gemeinde.

Ich ſprach öfters von einer „Wohnung.“ Dieſer Name könnte einen falſchen Begriff von der Sache, die bezeichnet werden ſoll, beibringen. Dieſe „Wohnung“ iſt, wie faſt alle meine Stations-Häuſer, nur ein bloßer Blockhausbau, arm und anſpruchslos im Innern wie nach außen. Das Innere und Aeußere iſt der Armuth ſeiner Bewohner angemeſſen. Bisweilen waren dieſelben in ſo dürftigen Umſtänden, daß ich, wenn ich eben unerwartet anlangte, ſchon gezwungen war, Abends eine meiner Altarkerzen zu brennen, indem ſie weder eine Lampe, noch eine Kerze beſaßen. Doch in ſolch ärmlicher Umgebung fühlt ſich der Miſſionär, wie an dem ihm gebührenden Platze; ſie iſt für ihn ein beſtändiger Mahner, und führt ihm mit Gewalt den Gedanken zu Gemüthe, daß er berufen ſei, den Armen das Evangelium zu predigen; und kein Wunder, wenn er unter ſo armem Dache lebhaft an das arme Kind zu Bethlehem erinnert wird.

Auf den Reiſen ſind faſt lauter ſchlechte Wege zu paſſiren. Daher kann man ſich denken, daß ſich häufig Unglücksfälle ereignen. Diejenigen, welche mich trafen, ſind ſo zahlreich, daß ich ſie nicht wohl alle beſchreiben kann, theuerſter Vater Rektor, obwohl es vielleicht Intereſſe für Sie hätte. Erlauben Sie mir, nur eines derſelben zu ſchildern. Ich hatte meine Station in Fuſeola Co. beſucht und wollte von da nach North Branch. Ich hatte mich Nachmittags bei Zeiten auf den Weg gemacht. Eine Strecke weit wand ſich mein Weg durch Baumgeſtrüppe. Nach einer Weile mußte ich umlenken, um einer Art von Holzweg zu folgen, den ich aber bald verrannt fand. Da es keine Möglichkeit gab, an der Seite vorbeizukommen, arbeitete ich, ſo gut meine Kräfte es erlaubten, die Holzſtücke weg, um einen fahrbaren Ausweg für mein Fuhrwerk zu öffnen. — Während meine Hände ſo recht rührig waren, machten ſich dies die immer hungrigen und wachſamen Mosquitos zu Nutzen und ſchwelgten auf Koſten meines Blutes auf eine für mich eben nicht angenehme Weiſe. Es gelang mir jedoch, einen Weg zu bahnen. Hierauf kam ich auf einen Weg, der viel beſſer

zu werden versprach; doch ich sollte schmerzlich enttäuscht werden. Nachdem ich eine Weile gefahren war, begegnete mir ein Mann zu Pferde, der mir sagte, einige Ruthen weiter sei eine Stelle, wo ich, wie ihn dünke, schwerlich durchkommen würde. Ich wollte ihm wenig Glauben schenken, da ich große Stücke auf die Kraft und Festigkeit meines Pferdes hielt. Da der Mann denselben Weg mit mir hatte, so folgte er mir, ohne Zweifel besorgt, wie es mir wohl gehen würde. Wir bekamen den bezeichneten Platz zu Gesichte: Es war ein Morast, mehrere Ruthen lang, aus tiefem, dickem Schlamme bestehend. Der Anblick desselben war ziemlich entmuthigend. Kein Weg, um ihm auszuweichen. Doch ich war voll guter Hoffnung. Als ich aber mein Pferd bis zum Bauche im dicken Schlamme, der die Beine des sich abarbeitenden Thieres zu brechen drohte, begraben sah, da begann ich, ich muß es gestehen, den Muth zu verlieren. Wir hatten bereits mehr als die Hälfte des Morastes hinter dem Rücken, — da brach die Kraft meines Pferdes und es sank bewegungslos nieder. Langes Anhalten war nicht rathsam; die Gefahr wuchs in gleichem Maße mit der Zögerung. Da, — ein Schlag mit dem Zügel, und mein treues Thier raffte seine schwindende Kraft zusammen, erhob sich und befreite ächzend mit verzweifelnder Anstrengung sich selbst und seine Bürde von den zähen Banden des Morastes. Der Mann zu Pferde, welcher die Zeit über ein theilnahmsvoller Zuschauer war, wunderte sich so sehr über den glücklichen Erfolg, daß er starke Neigung zeigte, mein Pferd und meinen Wagen zu besitzen. Es war uns eine kurze Erholung gegönnt, als wir auf's Neue vor einem Sumpfe standen, der ziemlich tief und zähe, aber nicht sehr lang war. Einige kräftige Züge meines Pferdes, und wir hatten wieder auf festem Grunde gelandet. Ich war noch voll Freude über mein gutes Glück, als ich den Mann, der mir unterdessen vorgeritten war, auf dem Wege anhalten sah. Beim Näherkommen gewahrte ich den Grund davon. Eine mächtige Tanne, wahrscheinlich vom Sturme umgerissen, lag quer über unsern Weg, und jener

dachte, ich würde nicht anders hinüberkommen, als wenn ich das Pferd ausspannte und den Wagen hinüberschöbe, zu welchem Zwecke er freundlich seine Dienste anbot. Kurz darauf war dieses Hinderniß auch überwunden; doch war noch ein Weg von vielen Meilen zwischen mir und North Branch. Da der Tag zu Ende ging, und meine Kenntniß des noch zurückzulegenden Weges sehr gering war, so ersuchte ich einen nicht weit vom Wege wohnenden Irländer, mein Führer zu sein, ein Dienst, den er mit großer Bereitwilligkeit übernahm. Bereits waren wir von der tiefsten Nacht überfallen, als wir noch langsam und mit vieler Mühe durch den Wald dahinfuhren, indem dieser die Finsterniß noch verstärkte, so daß wir buchstäblich die Hand vor den Augen nicht sehen konnten. Plötzlich befanden wir uns in einem tiefen Morastloche und mein Pferd, von der Anstrengung des Tages übermannt, legte sich, oder fiel nieder, scheinbar unfähig, noch weiter zu gehen. Der ritterliche Sohn Erins zögerte nicht, mitten in den Schlamm zu steigen, die Zügel zu ergreifen und das Pferd, das einige Kräfte gesammelt zu haben schien, zu ermuntern, so daß es aufsprang und glücklicher Weise festen Fuß gewann. Mein edles Thier machte einige Schritte, sank dann nieder und fiel in einem andern Loche zusammen. Der tapfere, unerschrockene Ire verfuhr ebenso, wie zuvor, und so that auch mein Pferd, und der Erfolg entsprach. Endlich erreichten wir das erste katholische Haus von North Branch, wo wir von frommen, liebenswürdigen Leuten sehr herzlich aufgenommen wurden, nachdem wir sie aus dem Schlafe geweckt hatten. — Nicht wahr, lieber Vater Rektor, solche Morastlöcher sind ein sehr festes Plaster auf dem Wege zum Himmel, vorausgesetzt, daß sie zu diesem Zwecke durch eine entsprechende gute Absicht tauglich gemacht werden? Jedoch ich will zum Schluße eilen.

Seit verflossenem Januar hatte ich 55 Taufen, 4 Trauungen, 6 Krankenfälle, kein Begräbniß. Die Kirche oder Kapelle in der Stadt Imlay, Lapeer Co., ist ausgebaut. In

der Stadt Richfield, Geneſſee Co., beabſichtigt man den Bau einer zweiten Kirche; ich habe dort eine neue Station für einige deutſche und iriſche Familien. Obwohl in geringer Anzahl, haben ſie doch 2 Akres Land erworben, gut gelegen für eine Kirche und einen Begräbnißplatz, welchen letztern ich im vergangenen Frühlinge einſegnete.

Dieſen Brief ſchrieb ich zur beſondern Ehre der unbefleckten Empfängniß der immer jungfräulichen, heiligen Maria, unter deren Schutz und Schirm ich alle Mühen, allen Erfolg meiner Miſſion ſtellte, bevor ich Ihr Seminar verließ, und ich müßte ſehr irren, würde ich nicht geſtehen, daß ſie mein Vertrauen mit vollem, gutem Maße vergolten hat.

Mit der dringendſten Bitte um Ihr Gebet, damit ich immermehr und mehr die Lilie unter den Dornen, die ſchönſte, theuerſte Beſchützerin dieſes Landes und Ihres Seminars nachahmen möge, bin und verbleibe ich

theuerer Vater Rektor

Ihr gehorſamſter Diener
in Jeſus und Maria
J. Buſche.

Hirtenbriefe und Erlasse

von hochwstn. HH. Bischöfen zu Gunsten des Werkes der Glaubensverbreitung.

Der hochwst. Herr Bischof von Coutances und Avranches hat am 4. April 1867 ein Rundschreiben an seine Geistlichkeit erlassen, in welchem das Werk der Glaubensverbreitung empfohlen wird. Der Prälat gibt die praktischen Mittel zur Einführung oder Verbreitung des Werkes in allen Pfarreien seines Bisthums an, und dringt besonders auf Lesung der Annalen. „Die bisweilen so lebendigen Schilderungen der Anstrengungen und Opfer der Missionäre, sagt der hochwst. Herr Bravard, ihre Sorgen, Armuth, langen Märsche; Tugenden, heiliges Leben, ihre Freuden oder Mißgeschicke, ihr oft so heldenmüthiger Tod, all das ergreift, rührt, kann nur nützen, und treibt dazu an, einer so hochherzigen Hingebung zu Hülfe zu kommen."

— Verflossenen 28. Mai verkündete der hochwst. Herr David, Bischof von St. Brieuc und Treguier den Vereinsgenossen seines Bisthums die Verleihung einer neuen Gunst, nämlich den apostolischen Segen, welchen ihnen der Papst zur Belohnung ihres ganz besondern Eifers, mit dem sie die Glaubensverbreitung unterstützen, verleiht. Man hat in der That die Bemerkung machen können, daß das Bisthum St. Brieuc nach unsern jährlichen Rechnungsausweisen eines der Bisthümer ist, welches unter allen Diözesen der Welt die meisten Vereinsmitglieder zählt.

— „Mögen doch, sagt der hochwst. Herr Bischof Jordany von Frejus und Toulon, mögen doch weder euer Eifer noch eure edle Freigebigkeit zu Gunsten von guten Werken nachlassen, die zum Zweck haben, die Kenntniß Gottes zu verbreiten und die Seelen zu retten. Die doppelte Liebe des Herzens und der That besitzt die Kraft, die göttlichen Schatzkammern zu öffnen, aus denen mit dem Thau der

Gnade die Güter des gegenwärtigen Lebens herabkommen.“ (14. Februar 1847.)

— In einem Rundschreiben des hochwst. H. von Vezins, (6. März 1867) dessen Tod das Bisthum Agen seit kurzem betrauert, heißt es:

„Die dem Werke der Glaubensverbreitung gewidmeten Augenblicke sind keine verlorne Zeit, denn dieses Werk wird uns Freunde und Beschützer bei Gott erwerben. Die letzten Vorgänge in Korea mußten unsern Eifer neu beleben. Glaubt ihr wohl, daß diese hochherzigen Blutzeugen derjenigen, welche ihnen auf Erden Gutes erweisen wollten, vergessen werden? Glaubt ihr, daß sie ein Werk vergessen werden, das nahezu die einzige Stütze der Missionäre ist? Die heiligen Seelen kennen das Laster der Undankbarkeit nicht, und wenn es schon von rechtschaffenen Menschen verabscheut wird, was wird es erst im Himmel sein, an diesem Orte der Vollkommenheit, wo sogar ein Glas kalten Wassers, selbst das einfache Verlangen, ein wenig Gutes zu thun, belohnt wird?

— Gewiß ist das Gericht, welches wir vor dem Richterstuhl des unumschränkten Richters zu bestehen haben werden, furchtbar genug, daß wir nicht unterlassen sollen uns Fürsprecher zu erwerben, welche unsere Sachen zu führen bereit sind. Es ist weise, daran zu denken, ich brauche euch das nicht zu sagen; und wenn der Glaube mehr Macht über die Seelen hätte, würden die Gläubigen diese wichtige Wahrheit begreifen.“

— Bei Anlaß des jährlichen Rechnungsausweises der Glaubensverbreitung in dem Bisthum Aire und Dax hat der hochwst. Herr Epivent unterm 5. Februar abhin in Form eines Rundschreibens „Betrachtungen über die katholischen Missionen während den drei letzten Jahrhunderten“ an seine Bisthumsangehörigen gerichtet.

Der Prälat beginnt damit, daß er die beständigen Fortschritte des Werkes in seinem Bisthum hervorhebt, und nächst Jesu und Mariä, sagt er, schreiben wir den guten Erfolg des Werkes euern vier Bischöfen zu, welche das

Senfkörnlein mit den Fluthen ihrer Worte begossen haben. Was uns betrifft, geliebte Mitbrüder, so haben wir nur den schon groß gewordenen Baum gesehen, der den Vögeln des Himmels ein Obdach bietet, und unsere Nachfolger werden ihn altern sehen in diesen Landen, wie die Eiche des heiligen Vinzenz von Paul. Wir nehmen Antheil an diesem schönen Erfolge, Priester und Gläubige, die ihr die Wurzeln, welche der Baum in den Boden eurer Pfarrei geschlagen, so gut pfleget, und, nach allen andern, bringen auch wir unserseits ein Tröpflein Wasser, um seinen Stamm zu erfrischen, indem wir Gott bitten unser Wort wie Thau über die Blumen herabträufelu zu lassen.“ [1])

Der Bischof von Aire und Dax zeigt sodann, wie die Geschichte der katholischen Missionen während den drei letzten Jahrhunderten die innige Vereinigung Christi mit der Kirche verkündet durch die Siege, welche diese unter den noch heidnischen Völkern davon trägt. Diese Siege scheinen ihr aufbehalten worden zu sein, um sie für den Verlust der ältern Söhne, welche sie seit dreihundert Jahren verloren hat, wie auch wegen den zahlreichen lauen Christen, welche sie in unsern Tagen im Abendland betrüben, zu trösten.

„Ihr frommen Mitglieder der Glaubensverbreitung, ihr, die ihr der mißhandelten Kirche, ihren Räubern und deren Mitschuldigen eure süßesten Thränen gewidmet habet, um euch in euern Beklemmungen und euern Schrecken zu trösten, erhebet das Haupt, blicket um euch, sehet alle diese versammelt zu ihr kommen, ihre Söhne, die von ferne zu ihr kommen, und ihre Töchter, die an ihrer Seite stehen.[2]) Ihr folget diesen neuen Aposteln nicht, die wie Wolken einherziehen, wie Tauben zu ihren Gittern, auf welche die Inseln harren und die Meeresschiffe, um sie in die Ferne zu tragen mit ihren Schätzen, und mit dem Namen

[1]) Deuter. XXXII, 2.
[2]) Isaias, LX, 4.

des Herrn.[1]) Aber ihr seid es, die diesen Besuchern des verheißenen Landes[2]) durch euere Almosen den Stab zur Reise, die Sichel für die Seelenernte, die Netze für die Menschenfischerei gebet, und alles was sie nöthig haben, um in der Wüste einen Bau aufzuführen, der alle zerstreuten Städte wieder vereinen und bauern wird von einem Geschlechte zum andern, bis zum Ende der Zeiten;[3]) ihr seid es, die ihr durch eure Gebete die Wege des Herrn bereitet, die ihr seine Barmherzigkeit beweget, auszuführen den Entschluß seines Willens, durch welchen wir alle berufen sind zu einem heiligen Berufe in Kraft der Gnade, die uns gegeben ist in Jesus Christus vor aller Zeit.[4]) Ihr seid darum Theilnehmer an den Verdiensten dieser Evangelisten, und werdet auch eines Tages an ihrem Lohne theilnehmen, und für euch wie für sie gilt das Wort, daß diejenigen, welche viele die Gerechtigkeit lehren, glänzen werden wie Sterne immer und ewig.[5])

Der hochwst. Herr Epivent schließt seinen beredten Hirtenbrief mit folgenden Worten:

„Wir legen die Feder, die dieses an euch schrieb, nieder, damit die Hand, welche sie gehalten, über eure Häupter sich erheben könne, um euch zu segnen, Priester und Gläubige, die ihr so hochherzig allen Aufforderungen entsprechet, die wir in diesem schlimmen Zeiten so oft an eure mildthätige Liebe zu richten genöthigt sind. Wir segnen hiemit ganz besonders die eifrigen Mitglieder der Glaubensverbreitung, welche daran arbeiten, daß das Reich Gottes auf die Welt komme. Wir gestehen auch, daß ihr durch eure thätige Liebe nächst dem Vater der Erbarmungen unsere mächtigsten Tröster in allen unsern Trübsalen seid. Wir

[1]) Daſ. LX, 8—9.
[2]) Numeri, XIII, 3.
[3]) Isaias, LXI, 4.
[4]) II. Timoth. I, 9.
[5]) Daniel, XII, 3.

ſagen euch endlich, daß es Abend wird, daß der Tag des Lebens ſich neigt; aber, ſtatt darüber traurig zu werden, freuet euch vielmehr Geliebteſte! denn, wenn ihr dieſe Welt verlaſſet, werdet ihr alle durch die Miſſionen geretteten oder durch eure Almoſen unterſtützten Seelen antreffen, die der eurigen entgegen kommen werden, um ſie in den den Barmherzigen verheißenen Wohnort einzuführen."

— Die Biſchöfe der fernſten Länder vereinigen ihre Aufmunterungen mit denen der Biſchöfe Frankreichs.

Der hochwſt. Herr Murphy, Biſchof-Koadjutor von Hobart-Town (Tasmanien), hat einen Abſchnitt ſeines Faſtenmandates von 1867 dazu verwendet, die Einführung des Werkes der Glaubensverbreitung in den zu ſeinem Sprengel gehörenden Pfarreien zu empfehlen. Er zählt die großen Vortheile auf, welche die Mitglieder in der Theilnahme an den Verdienſten der Miſſionäre und Martyrer finden, und macht ſeine Bisthumsangehörigen nachdrücklich auf ihre Verpflichtung aufmerkſam, ihre Dankbarkeit für die vom Werke der Glaubensverbreitung erhaltene Unterſtützung auf dieſe Weiſe zu bezeugen.

— Der hochwſt. Herr Grimley, apoſtoliſcher Vikar des Kap, ſprach in ſeinem Faſtenmandat von 1866 über das Werk der Glaubensverbreitung folgendermaßen:

Wer kann zweifeln, daß dieſes Werk vom heil. Geiſte eingegeben worden? Sein unſcheinbarer Anfang verkündet, ſein Erfolg beſtätigt es. Dieſes große Werk iſt die ſichtbare Vorſehung Gottes, welcher ſeine Kirche in der ganzen Welt unterſtützt. Wir brauchen unſern Blick nicht in die Ferne zu richten, um uns von deſſen Nützlichkeit zu überzeugen, wir brauchen nur um uns zu ſehen. Vor zwanzig Jahren fand man, wie ihr wohl wiſſet, in der Kolonie noch keinen einzigen Prieſter; der Unglaube und die Ketzerei herrſchten hier ausſchließlich. Die wenig zahlreichen und zerſtreuten Katholiken waren ohne Hirten, und wenn ſie in ihrer Todesſtunde nach einem Prieſter zum Beiſtande riefen, war keiner da, um ihrem Ruf zu folgen.

Die Direktoren des Werkes der Glaubensverbreitung halfen dem hochwst. Herrn Griffitz, wie jetzt seinem Nachfolger, eure Kirchen bauen, die über dieses unermeßliche Vikariat zerstreuten Gläubigen besuchen, eure opferwilligen Missionäre unterstützen. Ohne diesen Beistand wäre die katholische Religion in diesem Lande fast unbekannt. O, daß doch meine Stimme von allen Katholiken der Welt gehört würde, damit ich sie alle dringend bitten könnte, einem Werke beizutreten, welches Millionen Seelen dem Verderben entreißt, einem Werke, welches jedes andere so sehr übertrifft, weil es unmittelbar mit Gott zum Heile der Seelen zusammenwirkt!

— Der hochwst. Herr Bischof von Pugna (Peru) hat am 2. Februar 1867 ein Schreiben zu Gunsten des Werkes der Glaubensverbreitung erlassen. Nachdem er von der Liebe der katholischen Kirche gesprochen, welche nach der Ermahnung des heil. Apostels Johannes alle Menschen nicht bloß mit Worten, sondern im Geiste und in der Wahrheit liebt, fährt der Prälat fort:

„Höret die Stimme dieser Mutter mit Sorgfalt, welche heute durch unsern Mund, im Namen des Herrn um ein Almosen für das Werk der Glaubensverbreitung bittet. Ja, die Kirche bittet euch durch unsern Mund, nach Kräften zu einem so wichtigen Werke mitzuwirken, und zweifelt nicht, daß euer Almosen vom Vater der Barmherzigkeit, und Gotte jeden Trostes überreich belohnt werden wird. Wie klein auch die Gabe sein mag, durch die ihr zur Bekehrung der Ungläubigen beitraget, Gott, der auf den guten Willen sieht, mit dem ihr sie gebet, wird sie hoch schätzen, wie er den Pfennig der Wittwe im Evangelium geschätzt hat. Das Christenthum ist die Religion der Liebe, nicht einer unfruchtbaren, sondern der thätigen Liebe, wie der Liebesjünger sagt. Damit ihr nun das Wenige, um was man euch bittet, und die großen geistigen Vortheile, die ihr erhalten werdet, wenn ihr euch diesem katholischen Werke anschließet, um so besser beurtheilen könnet, haben wir beschlossen, euch am Schlusse unserer ober-

hirtlichen Mahnung die Bedingungen wieder ins Gedächtniß zu rufen, unter welchen ihr dem Vereine angehören, und an den ihm verliehenen geistlichen Gnaden theilnehmen könnet.“ Zu diesem Ende fügt nun der hochwst. Bischof von Pugna seinem Hirtenbriefe den Plan des Werkes wörtlich hinzu.

— In einem Hirtenbrief, datirt von St. Paul außer den Mauern, bei Rom, vom 2. Juli 1867, bei Anlaß der Feste des Centenariums und der Heiligsprechung, ermahnt der hochwst. Herr Roger, Bischof von Chatam (Neu-Braunschweig), die Gläubigen seines Bisthums, an der weitern Verbreitung des Werkes der Glaubensverbreitung zu arbeiten.

„Man kennt, sagt der Prälat, das unermeßliche Gute, welches dieser Verein dadurch wirkt, daß er in der ganzen Welt die armen Bisthümer, und diejenigen, welche, wie das unsrige, noch neuern Ursprungs sind, unterstützt. Viele von diesen jetzt blühenden Bisthümern hätten ohne diese Hülfe nicht gegründet werden können. Daher haben wir gesehen, daß der hl. Vater Pius IX. die Wichtigkeit dieses Werkes dadurch anerkannt hat, daß er das für dasselbe bestimmte Almosen als eine von den nothwendigen Bedingungen zur Gewinnung des letzten Jubiläumsablasses aufgestellt hat.“

Verschiedenes.

Vereinigte Staaten. Louisville (Kentuky). — Der hochwst. Herr Petrus Lavialle, Bischof von Louisville, ist Samstag den 11. Mai 1867, im Alter von 47 Jahren, und im zweiten seiner bischöflichen Amtsführung gestorben. Sein Begräbniß fand unter ungewöhnlichem Volkszulaufe statt; ein protestantisches Lokalblatt schätzt die Anzahl der an dem Leichenzuge theilnehmenden Personen auf achttausend.

Herr Lavialle wurde 1820 in einem Dorfe des Bezirks Mauriac (Cantal) geboren, und noch als einfacher Kleriker von seinem Verwandten, dem hochwst. Herrn Cha-

brat, Koadjutor des Bischofs Flaget, im Jahre 1842 nach Louisville berufen. Hier vollendete er seine Studien, und wurde nach zwei Jahren zum Priester geweiht, war dann fünf Jahre an der Kathedrale angestellt, von wo er als Professor der Theologie wieder in das Seminar von St. Thomas kam. Im Jahre 1859 wurde ihm das Kollegium von St. Maria übergeben, und er blieb an der Spitze dieser Anstalt bis zu seiner Erhebung zur bischöflichen Würde, im Septenber 1865. Er wurde sodann der Nachfolger des hochwst. Herrn Spalding, der auf den erzbischöflichen Stuhl von Baltimore versetzt worden war.

Während einer Amtsführung von nur neunzehn Monaten hat der hochwst. Herr Lavialle mehrere bedeutende Werke unternommen und zu Stande gebracht, namentlich verdankt man ihm den Bau vieler Kirchen, wovon vier in der Stadt Louisville selbst.

Santa-Fe. (Neu-Mexiko.) — Im verflossenen Juli meldete ein New-Yorkerblatt die Ermordung des hochwst. Herrn Lamy, Bischofs von Santa-Fe und zehn seiner Priester durch die wilden Indianer, in der Wüste, welche Neu-Mexiko von den Staaten des Ostens scheidet. Diese auch von den europäischen Zeitungen aufgenommene Nachricht brachte einen tiefen und schmerzlichen Eindruck hervor, und das namentlich in Frankreich, wo sie die Familien der Missionäre, welche größtentheils Franzosen waren, in Trauer versetzte. Die Unglückspost wurde zum Glück widerrufen, der hochwst. Herr Lamy und seine zahlreiche Karavane sind ganz wohlbehalten, wenn auch nicht ohne Gefahr, am Ziele ihrer Reise angekommen.

Der Sekretär des Prälaten, Herr Coudert, schrieb am 4. August abhin: „Gestern Abend sind wir in Trinidad-City, am Fluße Los Animos angekommen. Hier erfuhren wir, daß wir für todt galten. Wenn diese Nachricht bis zu Ihnen gedrungen sein sollte, so beruhigen Sie sich, wir sind ganz gesund, wenn wir auch viel zu erdulden gehabt haben.

Wir sind am 14. Juni von Leavenwort City (Kansas) abgereist, und haben Gefahren aller Art ausgestanden. Wir mußten bei strömendem Regen marschiren, über ausgetretene Flüße setzen, nahe an vierzehn Tage den brennenden Südwind aushalten, und hundert Stunden in einem von der Cholera angesteckten Lande zurücklegen. Die Karavanen, welche in unserer Nähe reisten, verloren durch diese Geißel etwa zehn Personen; wir hatten den Schmerz eine amerikanische Ordensschwester und einen jungen Menschen zu verlieren, welche beide von der Seuche ergriffen wurden.

Was das Gerücht von unserm Tod aufbringen konnte, war wohl der Umstand, daß wir von den Wilden zwei Mal angegriffen wurden. Der zweite Angriff, der am 29. Juli stattfand, war schrecklich, und dauerte über zwei Stunden. Eine kleine Schaar von fünfzig bis sechzig Leuten kämpfte gegen drei- bis vierhundert sämmtlich wohlbewaffnete und trefflich berittene Indianer, und schlug sie siegreich zurück. Wir kennen die Verluste des Feindes nicht genau, weil die Indianer ihre Verwundeten und Todten mitzunehmen pflegen, und außerdem wagten wir uns wegen unserer geringen Zahl nicht aus unserm Lager heraus. Sieben von ihren Pferden sind auf dem Schlachtfeld geblieben."

Trinidad-City ist die äußerste Station Neu-Mexikos gegen die Wüste hin. Der Missionär, welcher hier seine Residenz hat, Herr Vermare, war daher der erste, der seinen Bischof sehen und seine neuen Mitbrüder aus Europa umarmen konnte. Ein Brief des Herrn Vermare an die Centralräthe bestätigt die eben mitgetheilten Nachrichten.

Inhalt der Lieferung 201.

Missionen Asiens.

	Seite
China. (Fortsetzung.) Missionen der Lazaristen . .	5
Apostolisches Vicariat des nördlichen Petscheli . . .	6
Apostolisches Vicariat des westlichen Petscheli . . .	15
Brief des hochwst. Herrn Anouilh, apostol. Vicars des westlichen Petscheli, an die HH. Mitglieder des Centralrathes des Werkes der Glaubensverbreitung	16
Apostolisches Vicariat Kiang-Si	28
Apostolisches Vicariat Tsche-Kiang	34
Ostindien. Bericht der Oberin der engl. Fräulein Allahabad in Indien, Maria Angela, an Se. Excellenz den hochwst. Herrn Erzbischof Gregor von München-Freising .	39

Missionen Afrikas.

Apostolisches Vicariat Natal	49
Brief des hochwst. Hrn. Allard, apostol. Vicars von Natal, an die HH. Mitglieder des Centralrathes des Werkes der Glaubensverbreitung	60

Missionen Amerikas.

Seite

Nordamerika. Bericht über die Diözese Chatham in Neu-Braunschweig 73

Brief des hochw. Hrn. J. Busche, Missionspriester in Lapeer (Michigan), an den hochw. Herrn J. De Neve, Rector des amerikanischen Missionsseminars in Löwen . . 77

Hirtenbriefe und Erlasse von hochwstn. HH. Bischöfen zu Gunsten des Werkes der Glaubensverbreitung 86

Verschiedenes 92

Annalen
der
Verbreitung
des
Glaubens,
zum Vortheil der Missionen herausgegeben
durch den
Ludwig-Missions-Verein.

Nro. 202.

1868. II.

Mit Erlaubniß geistlicher Obrigkeit.

München, 1868.
Im Verlag der Central-Direktion des Ludwig-Missionsvereins.
Papier und Druck von Fr. Pustet in Regensburg.

Der Ludwig-Missionsverein

hat für Bayern und die sich ihm anschließenden deutschen Länder den gleichen Zweck, welchem anderwärts, unter der Leitung der obersten Räthe zu Paris und Lyon „das Werk der Verbreitung des Glaubens, zu Gunsten auswärtiger Missionen auf beiden Hemisphären" sonst auch „St. Franziskus-Xaverius-Verein" genannt, gewidmet ist; nämlich: durch Gebet und Almosen die Verbreitung des katholischen Glaubens in allen Welttheilen zu unterstützen. Dürftigen katholischen Gemeinden in protestantischen Gebieten Hilfe zu leisten (welches, soweit jene zu Deutschland gehören, die besondere Bestimmung des außerhalb Bayerns bestehenden St. Bonifacius-Vereins ist) gehört daher ebenfalls zur Aufgabe des Ludwig-Missionsvereins, und wird, wie solches die jährliche Rechnungsstellung bezeugt, im Verhältniß zu seinen Kräften nicht außer Acht gelassen.

Die Gebete der Mitglieder des Ludwig-Missionsvereins bestehen in Einem Vater unser nebst Englischem Gruß und der Anrufung: „Heiliger Franziskus Xaverius bitte für uns!" welche täglich zu verrichten sind; so jedoch, daß es genügt, durch die ein für allemal gemachte Meinung „für die Verbreitung des Glaubens" diese Gebete bei der Morgen- oder Abendandacht aufzuopfern.

Das Almosen beträgt wochentlich 1 ½ kr. (6 kr. monatlich). (Personen, die wegen Armuth den wöchentlichen Beitrag nicht zu leisten vermögen, nehmen dennoch an den geistlichen Gütern des Vereines Theil, wenn sie wenigstens monatlich Etwas nach Vermögen und Gewissen beisteuern. Pius IX. Dekret vom 5. August 1851.)

Je zehn Theilnehmer, ohne Unterschied des Geschlechts, welche den ordentlichen Wochenbeitrag leisten, vereinigen sich, an Einen aus ihrer Mitte denselben regelmäßig abzugeben. Jeder Sammler wird Sorge tragen, die Zahl seiner zehn Theilnehmer, im Falle eines Abgangs, wiederum zu ergänzen und die gesammelten Beiträge an den Ortspfarrer, unter Einschreibung in die Zahlungsbogen (deren Formulare von dem Geschäftsführer zu beziehen sind), einzuhändigen. Jeder Pfarrer gibt die auf solche Weise ihm zugekommenen Almosen an das einschlägige Decanal-Amt ab und dieses befördert sie, in der Regel alle Vierteljahre, zu der betreffenden Ordinariats-Stelle, von wo aus sie an den „Cassier der Centraldirektion" zu München eingesandt werden.

Außerordentliche Schenkungen an Geld oder Cultus-Gegenständen (Paramente, Gemälde ꝛc. ꝛc.) können bei dem betreffenden Pfarramte unter persönlicher Eintragung in die hiefür bestimmte Rubrik der Zahlungsbogen, oder bei dem zuständigen Ordinariate niedergelegt, oder auch an den Geschäftsführer oder Central-Cassier (nach München) einge-

CCII.

Missionen von Asien.

China.

Apostolisches Vikariat von Kuang-Tong.

China hatte nicht, wie Indien und Japan, das Glück die Stimme des heiligen Franz Xaver zu vernehmen; aber es war doch der Gegenstand seiner Wünsche und Gebete gewesen, hatte seinen letzten Blick und seinen letzten Seufzer empfangen, und war im Besitz seiner ehrwürdigen Ueberreste gewesen, und das reicht hin, daß es ihn unter die Zahl seiner Beschützer rechnen kann. Aber dies ist noch nicht Alles. Eben jetzt ist das leere Grab des großen Apostels im Begriffe, die Wiege der geistigen Wiedergeburt für die Insulaner von Sancian zu werden. Der hochwst. Herr Guillemin hat nämlich vor, gerade an der Stätte, wo der Leib des heiligen Franz Xaver ruhte, ein Heiligthum zu erbauen, unter dem Schatten dieses Heiligthums eine Schule zu eröffnen, und die Höhenpunkte der Insel durch das Kreuz zu krönen, welches den Reisenden die neue Eroberung Jesu Christi in diesen fernen Gegenden verkünden soll.

Nachstehender Brief macht uns mit den Plänen und Hoffnungen des Bischofs und Missionärs bekannt. Die Wichtigkeit seines Inhaltes und die anziehende Darstellung veranlassen uns, diesen Brief noch vor der allgemeinen Uebersicht über das apostolische Vikariat Kuang-Tong, welche unsern Vereinsgenossen nächstens mitgetheilt werden wird, zu veröffentlichen.

Brief des hochwst. Herrn Guillemin, apostolischen Vikars von Kuang-Tong und Kuang-Si, an die HH. Mitglieder der Centralräthe der Glaubensverbreitung.

Kanton, 25. Januar 1867.

Meine Herren!

Ein neuer sehr interessanter Punkt öffnet sich eben für die Ausbreitung des Evangeliums in der Provinz Kanton, ich meine die Insel Sancian, welche durch den Tod des heiligen Franz Xaver geheiligt worden ist.

Seit den achtzehn Jahren, wo ich den Boden Chinas betreten, war es immer mein Wunsch gewesen, dieses gesegnete Land zu besuchen, und nie hatte ich noch meine Wünsche erfüllen können, da auf der einen Seite die Seeräuber, auf der andern der Krieg hindernd dazwischen getreten waren. Ein neuer Versuch war am verflossenen 3. Dezember auf einem Dampfschiffe bei Anlaß des Festes des Heiligen gemacht worden; aber ein Sturm erlaubte nur einigen Pilgern, und auch diesen nur auf einige Augenblicke, ans Land zu steigen.

Endlich wollte ich noch den zwar weitern aber sicheren Landweg versuchen, und wirklich fügte es Gott nun, daß meine Reise all den Erfolg hatte, den ich von ihr nur hoffen konnte. Nachdem ich am vergangenen 8. Januar von Kanton abgereist war, legte ich theils in einer Barke, theils zu Fuß die fünfzig Stunden, welche uns von der Insel Sancian trennen, zurück, und kam den darauffolgenden Samstag, den 12. gleichen Monats, zwei Uhr Nachmittags an dem Grabe des heiligen Franz Xaver an.

Schwer ließe sich der Eindruck wiedergeben, den man erfährt, wenn man die verlassene Stätte gewahr wird, wo dieser große Heilige, nachdem er so viel für Gott gearbeitet, so viele Länder durchwandert, so viele Seelen bekehrt, seine

irdische Laufbahn, fast allein und von aller Welt verlassen, beschlossen hat. Noch schmerzlicher aber war es vielleicht für sein Herz, sterben zu müssen Angesichts dieses chinesischen Landes, dieses Zieles so vieler Wünsche, dessen ferne Ufer seine sterbenden Augen noch sahen, ohne daß es ihm vergönnt gewesen wäre, dasselbe zu betreten. Aber auch hier wie überall betete er nur demüthig die Rathschlüsse der Vorsehung an, und es ist dieß der letzte und vielleicht der schönste und bewunderungswürdigste Zug von Unterwerfung in seinem so außerordentlichen Leben.

Schon hatte Franz Xaver das Evangelium in Indien, Japan und einer Menge dazwischen liegender Königreiche verkündet, als seine große Seele, welche selbst das chinesische Reich in seiner ungeheuren Ausdehnung umspannte, den Plan faßte, auch dorthin das Licht des Evangeliums zu tragen. Von einem reichen und mächtigen Freunde unterstützt, vom Vicekönig von Indien aufgemuntert, hatte er schon eine Gesandtschaft an den Kaiser von China ausgerüstet, als der von geheimer Eifersucht gestachelte Statthalter von Malakka der Ausführung dieses Planes in den Weg trat, und das Steuer des Schiffes, auf dem der Heilige abreisen sollte, wegnehmen ließ.

Da eilte der Apostel auf ein anderes Schiff, welches eben nach Sancian, einer kleinen Insel, an den Thoren von China, unter Segel gehen wollte, um die erste sich darbietende Gelegenheit, das Innere des Reiches zu betreten, zu benutzen. Jedes Jahr kommen nämlich eine große Menge chinesischer Barken hieher, um ihre Waaren gegen die der Portugiesen auszutauschen, und so konnte man natürlich hoffen, daß eine von diesen sich dazu verstehen würde, den Heiligen nach dem Innern zu bringen. Aber die chinesischen Schiffer wurden beim ersten Vorschlage, den man ihnen hiezu machte, alle von Schrecken erfaßt, da sie die Gefahren kannten, denen sie sich aussetzten, wenn sie einem der ausdrücklichsten Gesetze des Staates zuwider handelten. Ein etwas

muthigerer Dollmetscher hatte sich endlich dazu erboten, aber nach einigen Tagen nahm er sein Wort wieder zurück.

Da nun auch dieses zweite Mittel fehlgeschlagen, machte Franz Xaver einen Kaufmann ausfindig, der ihn für eine bedeutende Summe Geldes bis nach Kanton zu führen versprach, jedoch immerhin unter der Bedingung, daß er ihn an den Thoren der Stadt aussetzen dürfe, und der Heilige sich hier selbst ergreifen und vor den Vizekönig führen lasse, um demselben die Beweggründe seiner Handlungsweise auseinanderzusetzen.

Nach der Abschließung des Vertrages reiste der Kaufmann ab, um die Mittel zur Ausführung des Planes vorzubereiten.

Inzwischen war der Heilige ans Land gestiegen, und da ihm die Leute von der Schiffsmannschaft am Ufer eine kleine Bambushütte errichtet hatten, nahm er in derselben seinen Aufenthalt, und feierte täglich unter Thränen das erhabene Opfer der heiligen Messe, indem er Gott bat, sein Unternehmen zu segnen. Wie demüthig und inbrünstig mochte sein Gebet gewesen sein! Wie oft mochte er an das Ufer vorgetreten sein um zu sehen, ob er die ersehnte Barke noch immer nicht erblicken könne! Wir besitzen noch mehrere Briefe des Heiligen, welche von hier aus geschrieben sind, und in welchen alle Gefühle seiner zarten Frömmigkeit, seiner vollkommenen Selbstentäußerung und seines unbegrenzten Gottvertrauens zu Tage treten. „Ich kann mir die Gefahren nicht verhehlen", schrieb er, „die mich bedrohen, so wenig als die harte Sklaverei, die meiner zu Kanton, wenn ich einmal dorthin geführt bin, wartet; aber ich fürchte diese Uebel nicht, und ich könnte mein Leben nie so hoch anschlagen, um gegen dasselbe die Schmach und das Kreuz meines Erlösers daranzugeben!" Doch ach, seine Wünsche sollten nicht in Erfüllung gehen. Ein erstes Mal vom Fieber ergriffen, blieb er vierzehn Tage an seine Matte geheftet, und erhob sich nur wieder, um die gänzliche Verlassenheit, der er preisgegeben war, zu sehen.

Die meisten Portugiesen verließen nach Beendigung ihrer Geschäfte die Insel wieder, und selbst das Schiff, auf welchem er hergekommen war, versagte ihm aus Furcht vor dem Statthalter von Malakka jede Unterstützung, so daß er sich an diesem einsamen Orte mit zwei Dienern allein fand. Zum zweiten Mal, aber noch heftiger vom Fieber ergriffen, erkannte er durch eine Offenbarung, daß sein Ende herannahe, und daß er bald den Lohn seiner Leiden empfangen solle. Da legte der heilige Apostel völlig ergeben sein Schicksal ganz in die Hand Gottes, und indem er sich von ganzem Herzen den Rathschlüssen der göttlichen Vorsehung anheim gab, dachte er nur mehr an die ewigen Freuden und das Glück, nun bald der Gegenwart Gottes zu genießen. „O heilige Dreifaltigkeit", rief er unaufhörlich aus, „o heilige Dreifaltigkeit, auf die ich gehofft, und für die ich immer gearbeitet habe, sei mir gnädig! Jesus, du Sohn Davids, erbarme dich meiner! Heilige Jungfrau, zeige dich als meine Mutter!" — Endlich am Freitag, den 2. Dezember, welcher dem Andenken des Erlösers geweiht ist, sprach er Nachmittags zwei Uhr ein letztes Mal mit seinem ganzen Gottvertrauen die Worte aus: In te, Domine, speravi, non confundar in aeternum [1]), und gab dann seine mit so vielen Verdiensten für den Himmel geschmückte Seele in die Hände seines Schöpfers zurück. Der Heilige zählte damals sechsundvierzig Jahre, von denen er sechs und ein halbes in den Missionen unter den härtesten Arbeiten im Dienste seines göttlichen Meisters zugebracht hatte. O süßer, kostbarer und beneidenswerther Tod, der mitten unter aller Verlassenheit und allen Entbehrungen, die man in dieser Welt nur erfahren kann, eingetreten, der aber der ausnehmenden Heiligkeit des Apostels das Siegel der Vollendung aufdrückt, und seine Seele in die Herrlichkeit der glückseligen Ewigkeit einführt! Wie gerne küßt man doch diese noch jetzt vom

[1]) Auf dich, mein Gott, habe ich gehofft, und nie werde ich zu Schanden werden. (Psalm XXX. 1.)

Wohlgeruch eines so köstlichen Todes erfüllte Erde! Und wie gern wiederholt man wirder das Wort: Möchte ich doch des Todes der Gerechten sterben, und möchte mein Ende dem ihrigen gleichen[1]).

In geringer Entfernung vom Orte, wo der Heilige endete, erstreckt sich ein kleiner Erdvorsprung in das Meer hinein, dessen oberer Theil eine ebene Fläche von ungefähr 60 bis 80 Fuß im Durchmesser bildet. Dahin brachte Antonio von St. Foi, der Dollmetscher und treue Diener des heiligen Franz Xaver, von zwei schwarzen Indiern begleitet, seinen Leib und bestattete ihn, nachdem er ihn mit ungelöschtem Kalk bedeckt, zur Erde; dann sammelte er einige zerstreut umherliegende Steine, die er aufschichtete, um die Stelle dieser kostbaren Ueberreste damit zu bezeichnen. Aber nicht lange sollte der Leib des Heiligen in dieser Verbannung bleiben; als am 17. Februar 1553, sieben und siebenzig Tage nach dem Tode, das Schiff Sainte-Foi unter Segel gehen wollte, bat Antonio den Kapitän, das Grab öffnen zu lassen.

Der Leib wurde unversehrt befunden, ohne irgend eine Spur von Verwesung, und wie von frischem und rothem Blute belebt. Der Kalk hatte weder den Leib noch das Leichentuch angegriffen, und der süßeste Wohlgeruch ging von demselben aus. Von diesen Wundern betroffen wollte die ganze Schiffsmannschaft den Leib des Heiligen mit fort nehmen, der dann auch glücklich in Malakka ankam. Die ganze Bevölkerung kam ans Ufer, um ihn in Empfang zu nehmen; er war vollkommen gut erhalten, und war kaum ans Land gebracht worden, als auch schon die pestartige Krankheit, welche die Stadt verheerte, alsbald aufhörte. Durch dieses Wunder wollte Gott die Heiligkeit seines Dieners, und die Macht, welche er bei ihm hatte, zeigen.

Doch kommen wir wieder nach Sancian zurück.

Der Ort, an welchem der Heilige begraben wurde, ist

---

[1]) Num. XXIII. 10.

fast ganz in demselben Zustande wie vor dreihundert Jahren; es ist, wie gesagt, ein kleiner Hügel, der in das Meer vorspringt; derselbe ruhet auf einem 30—40 Fuß über den Wasserspiegel sich erhebenden Granitblock, und auf dem obern Theil befindet sich die ebene Fläche, wo die Ueberreste des Apostels beigesetzt waren. Anfänglich befand sich auf dem Grabe nur ein einfacher Stein, den die Jesuiten von Makao 1639 gesetzt hatten, mit folgender Inschrift in portugiesischer Sprache, die man dort noch jetzt liest: „Hier wurde der heilige Franz Xaver, aus der Gesellschaft Jesu, der Apostel des Morgenlandes, begraben. Dieser Stein ist im Jahre 1639 gesetzt worden."

Als sechzig Jahre später, 1698, ein französisches Schiff, die Amphitrite, in diesen Gewässern von einem heftigen Sturme überfallen wurde, machten die Reisenden das Gelübde, wenn sie gerettet würden, zu Ehren des heiligen Franz Xaver eine Kapelle über seinem Grabe zu errichten, und sogleich legte sich der Sturm und sie sahen sich außer Gefahr.

Unüberwindliche Hindernisse stellten sich damals der Ausführung dieses Vorhabens entgegen, und erst zwei Jahre nachher, 1700, wurde dasselbe von den Missionären P. P. Turcolli und Visdelou in Kanton wieder aufgenommen und ausgeführt.

Da diese beiden Missionäre bei den chinesischen Behörden in voller Achtung standen, gelangten sie an den Vizekönig, der ihre Bitte wohlwollend aufnahm und ihnen eine Schrift ausstellte, in welcher er nicht nur ihre Personen und ihre Arbeit, sondern auch alle Einwohner der Insel unter seinen besonderen Schutz zu nehmen erklärte. Er stellte ihnen überdieß zwei ausgerüstete Kriegsfahrzeuge zur Verfügung, um sie selbst, ihre Arbeiter und die zur Errichtung des Gebäudes erforderlichen Materialien an Ort und Stelle zu führen.

Nach ihrer Ankunft in Sancian machten sich die Patres alsbald ans Werk. Das kleine Denkmal, das sie er-

richteten, zerfiel in drei Abtheilungen, welche eben so viele an der Seite des Hügels staffelförmig sich erhebende Absätze bildeten. Die erste Abtheilung bestand in einer ebenen Fläche auf welcher sich angesichts der von den Schiffen benützten Straße ein Kreuz erhob. Von da stieg man auf fünf Stufen zu einem zweiten ebenen Platze empor, es war der Ort des Begräbnisses. Sieben andere Stufen endlich führten zu einem kleinen Heiligthum, in dem sich ein Altar befand; auf dem in eine Spitze auslaufenden Dach befestigten sie eine von einem Kreuze überragte Himmelskugel, und eine Mauer, welche sich längs dem Abhange des Hügels hinzog, schloß das Ganze ein.

Das Denkmal bestand eine Zeitlang, als aber die heftige Verfolgung von 1724 bis 1732 die Missionäre aus Kanton und aus der Provinz vertrieben hatte, theilte das Heiligthum von Sancian das Schicksal so vieler andern auf Chinas Boden erbauten Kapellen, die entweder zerstört, oder verkauft oder in Pagoden verwandelt wurden.

Jetzt findet man hier nur noch Trümmer, aber köstliche Trümmer, welche unsere Rechte unwiderlegbar darthun, und in ihrer stummen Sprache beredter zum Geist und Herzen reden, als das Schönste, was man hier sehen könnte. Sie geben uns ein treues Bild von dem Zustande, in welchem sich dieser Ort zur Zeit befand, als der große Apostel, unter einer Blätterhütte darniederliegend, von aller Welt verlassen, hier seine heilige Laufbahn beschloß. O, wie gerne betrachtet man diese gesegneten Stätten! Wie gefällt sich der Geist in dem Andenken an die großen Dinge, die hier einst vorgegangen! Ich kam jeden Morgen hieher, um unter einem von uns errichteten Bambuszelte die heilige Messe zu lesen, und ich liebte es, hier meine Betrachtung über das Leben und den Tod des Apostels anzustellen, der so viel für die Ehre Gottes und die Verbreitung des Evangeliums gearbeitet hat. Vorzüglich gerne rief ich mir immer wieder das Wort ins Gedächtniß zurück, welches mir schon der Anblick seines Grabes eingegeben; und welches wie

von selbst in den Wappen der Mission einen Platz gefunden: In morte vita, im Tode liegt das Leben! Hier, in der That, müssen wir uns selbst absterben lernen; in diesem freiwilligen Tode, in dieser täglichen Opferung und Selbstentäußerung werden die armen Heiden, denen wir das Evangelium verkünden, werden wir selbst auch das wahre Leben finden, jenes Leben, welches der Herr uns verheißen, als er sprach: Wer sein Leben um meinetwegen verliert, wird es wieder finden! [1])

Wenn ich so für mich betete, durfte ich doch auch nicht vergessen, daß ich über dem Meere, in einem weit entfernten Lande viele Verwandte, Freunde und Wohlthäter habe, die mir theuer sind, und die mir durch ihre opferwillige Liebe das Licht des Evangeliums in diesem heidnischen Lande verbreiten helfen. Daher hatte ich denn auch, lange schon bevor ich in Sancian ankam, als ich noch in meiner Barke mich nur mit den frommen Gedanken meiner Reise unterhalten konnte, ihre Namen auf einer Liste geschrieben, die ich dann während acht Tagen bei der Feier der heiligen Messe auf den Altar gelegt habe. Und um was habe ich dann für sie gebetet? Nachdem ich Gott angeflehet, ihnen allen und jedem einzeln die zeitlichen Gaben zu verleihen, die sie, ein jeder nach seinen Bedürfnissen und nach der Anordnung der göttlichen Vorsehung, wünschen können, so bestand die große Gnade, um die ich durch die Fürbitte des heiligen Franz Xaver angehalten, darin, daß unser aller Tod dem seinigen gleich sein möge, und daß wir nach der Trennung hienieden alle in der Herrlichkeit der glückseligen Ewigkeit wieder vereinigt werden mögen. Denn am Ende ist dieß doch das einzige Wünschbare in dieser Welt wie in der andern; wenn wir dieß erlangen, ist alles gewonnen, und wenn wir dieß verlören, so würde alles unwiderbringlich verloren sein. Möge Gott meine Wünsche erhören! Und um auch meinen Freunden und Wohlthätern ein Andenken

[1]) Matth. X, 39.

hievon zu hinterlaſſen, habe ich zugleich ihre Namen auf eine Anzahl Bilder geſchrieben, die ich während der heiligen Meſſe auf das Grab des Heiligen niederlegte, und die ich ihnen dann ſpäter mit wahrem Vergnügen zuſchicken werde.

Nachdem ich dem Grabe unſers glorreichen Patrons meine Schuldigkeit entrichtet, mußte ich mich auch noch mit dem andern Theile der Inſel bekannt machen. Gleich am Tage nach unſerer Ankunft machten wir uns denn auch mit dem Pilgerſtabe in der Hand daran, die hohen Berge, welche den Boden von Sancian einnehmen, zu erſteigen.

Die ganze Inſel hat ungefähr acht Stunden im Umfang und iſt zwei Stunden breit. Mit Ausnahme einiger Baumgruppen, die man dann und wann ſieht, ſind dieſe Berge wie die in China unangebaut, und nur in den Thälern finden ſich die Reisfelder, welche den Einwohnern die Nahrung liefern. Ehemals ſah man hier eine Menge Tiger, welche der Schrecken und die Geißel des Landes waren; aber der heilige Franz Xaver hat ſie, wie man ſagt, verſcheucht. Eines Nachts hatten ſie ſich in großer Zahl um die Wohnungen her verſammelt, die Berge wiederhallten von ihrem Gebrüll, als der Heilige nur mit einem Stocke bewaffnet ihnen entgegen ging, und ihnen im Namen Gottes ſich zu entfernen befahl. Bei dieſer alles vermögenden Stimme ergriffen ſie die Flucht und verſchwanden vollſtändig, ſo daß heutzutage die Inſel von der Nachbarſchaft dieſer furchtbaren Feinde nicht mehr beunruhigt wird. Dagegen findet man hier kleine, ſchalkhafte und ungefährliche Affen, welche die von ihnen bewohnten Wälder angenehm beleben; ſo ſieht man auch ungeheure Schlangen welche gierig auf die Thiere, die ſie antreffen, losſtürzen, ſie mit ihren langen Windungen erfaſſen, erſticken und verſchlingen, während ſie den Menſchen im Allgemeinen verſchonen. Bisweilen zeigen ſich in der Ferne auf der Meeresfläche auch Wallfiſche, und ganz neulich verur-

sachte ein solcher, der sich dem Ufer genähert hatte, den Einwohnern den größten Schrecken wegen der Besorgniß, daß er ihre Netze zerreißen und mit fort nehmen möchte, was für sie ein großer Verlust gewesen wäre. Die Männer von verschiedenen Dörfern waren deßwegen zusammen geeilt, und gingen, nachdem sie ihre Barken bestiegen, dem Wallfisch entgegen, wobei sie, um denselben zu schrecken, mit verdoppelten Schlägen auf ihren höllischen Tamtam losschlugen. Wirklich bekam das Ungeheuer Furcht und verschwand in der unermeßlichen See. Bei diesem Anlaß erklärte ich diesen tapfern Leuten, wie man beim Wallfischfang zu verfahren hat, und einen wie großen Nutzen der Fang eines einzigen dieser Thiere bringen kann; aber diese Anweisungen machten auf sie keinen großen Eindruck; was sie verlangen, ist weiter nichts, als daß sie von diesem furchtbaren Ungeheuer nicht mehr heimgesucht werden und sich mit ihm nicht zu messen brauchen.

Wie wir nun auf schmalen da und dort vorkommenden Fußwegen das ganze Land durchstreiften, fanden wir etwa zwanzig Dörfer, die zwar ärmlich, aber am Fuße der Berge angenehm gelegen, und von einem Kranze großer Bäume umgeben sind, die ihnen Schutz vor den glühenden Sonnenstrahlen gewähren. Die Häuser sind von gestampfter Erde gebaut, und mit Ziegeln gedeckt, welche die Einwohner vom Festlande holen. Die Bevölkerung beträgt sechs bis achttausend Seelen, ein gutes einfaches Völklein, das uns freudig aufgenommen hat und den Beweis liefert, daß das Lebensglück nicht von der heutezutage so sehr gerühmten verfeinerten Bildung abhängig ist. Auf der ganzen Insel fand sich auch nicht eine einzige Uhr, und die erste, welche die Einwohner sahen, ist diejenige, welche ich bei mir trug, und die ich ihnen jeden Augenblick und von allen Seiten immer wieder zeigen mußte. Nur mit Noth fand ich auch eine schlechte Säge, um einige Stöcke, die ich mitnehmen wollte, zu sägen. Hier gibt es an den Wohnungen keine Fenster,

wie auch nichts, was an die Bequemlichkeit des Lebens erinnert, aber anderseits welch gerader Sinn, welche Einfachheit und Sicherheit! Die Thüren haben keine Schlösser, und diese Vorsicht ist auch in der That nicht nothwendig, weil Diebstahl zu Sancian etwas Unbekanntes ist. Die Hausthiere, als Büffel, Schweine, Hühner, bleiben mitten auf der Straße oder auf den Feldern, ohne daß jemals eines derselben verloren ginge. Die gewöhnliche Beschäftigung der Einwohner ist der Anbau des Reis, die Fischerei und der Holzschlag auf den Bergen. Sind sie an der Arbeit, so geschieht dieß immer in getrennten Gruppen, die Männer beschäftigen sich mit diesem, die Weiber mit etwas anderm.

Als ich eines Tages einer Schaar Weiber, welche eben mit ihren Bürden beladen aus dem Walde heimkehrten, begegnete, trat ich einige Schritte vom Wege seitwärts, um sie vorbeigehen zu lassen, doch keine drehte auch nur ein Auge nach mir, was doch beim Anblicke eines Fremden, den sie noch nie gesehen, so natürlich gewesen wäre; so groß ist die natürliche Zurückhaltung und Bescheidenheit unter diesen guten Leuten.

Ein andermal trafen wir einen langen Zug junger Leute, die vor einer von jungen Mädchen gefolgten Sänfte einhergingen, es war eine Hochzeit. Die Braut wurde in ihrer wohlverschlossenen Sänfte getragen, hinter ihr kamen ihre Jugendgenossinnen, deren jede einen für ihren Gebrauch bestimmten Gegenstand trug, während der Zug von den jungen Burschen aus dem Dorfe ihres künftigen Gatten eröffnet wurde, welche sie abzuholen gekommen waren, und ihr nun beim Schall ihrer lärmenden Musikinstrumente das feierliche Geleite gaben. Die Vordersten der Schaar luden uns höflichst ein, bei ihnen Wein zu trinken, ein chinesischer Ausdruck für Einladung zu einem Feste; aber die Braut blieb beständig eingeschlossen, und ich sah während dem ganzen Marsche nichts, was auch den zartesten Anstand hätte verletzen können. So hoffen wir denn, mit Gottes Gnade

unter dieſer einfachen und rechtſchaffenen Bevölkerung zahlreiche Bekehrungen zu machen. Schon am letzten 10. Januar brachte ein Inſulaner dem Pater religiöſe Gegenſtände, nämlich die Goldpapiere und Schreibtäfelchen ſeiner Ahnen, verbrannte ſie in deſſen Gegenwart, indem er ſagte, daß er inkünftig hin den Herrn des Himmels anbeten wolle, und bat, man möchte ihn, ſeine Frau und eine zwölfjährige Enkelin unter die Zahl der Chriſten aufnehmen. Auch junge Leute kamen ſchon und ſagten mir, daß ſie die Religion des wahren Gottes annehmen wollen. Wenn man auf die guten Geſinnungen dieſer Inſulaner hinblickt, ſo kann man hoffen, daß ein großer Theil von ihnen nächſtens in die Kirche eintreten, und ſo einen Kern eifriger Chriſten bilden werden.

Es galt nun dieſe trefflichen Geſinnungen zu nähren und das Zutrauen dieſer braven Leute zu gewinnen. Wir machten ihnen daher bekannt, daß wir durch den Wunſch auf ihre Inſel geführt worden ſeien, das Andenken eines unſerer heiligen Prieſter zu ehren, der vor Langem an dieſem Ufer geſtorben, und ſein Grab wieder herzuſtellen, zu welchem Ende wir ſie gerne um ihre Mitwirkung anſprechen möchten. Davon nahmen wir Veranlaſſung vom Heiligen zu ſprechen, wir erklärten ihnen die Tugenden ſeines Lebens, die Wunder ſeines apoſtoliſchen Wirkens, die Macht, die er bei Gott hat, und hauptſächlich den Beweis ſeiner Heiligkeit, welcher durch die Erhaltung ſeines Körpers geleiſtet wird, der ſeit mehr als dreihundert Jahren unverweſen geblieben iſt. Ich zeigte ihnen eine Photographie des Heiligen, ſo wie ſie vor einigen Jahren bei der letzten Eröffnung ſeines Sarges in Goa gemacht worden, und mehr bedurfte es nicht, um uns ihre volle Zuneigung zu erwerben. Sie begriffen, daß dieſer Heilige die Verehrung ſehr wohl verdiene, da wir ja ſo weit hergekommen waren, ihn zu ehren, und ſo viel Geld auf ſein Grab zu verwenden gedachten. Einen beſonders lebendigen Eindruck machte auf ſie aber die Erhaltung ſeines Leibes, und ſie hofften wohl

auch selbst einen Antheil an seinem Schutze im Himmel zu erhalten, wenn sie uns helfen würden, ihn auf Erden zu ehren.

Ein weiteres Mittel, sie an uns zu ziehen, bestand in dem Anerbieten, eine Schule für den Unterricht ihrer Kinder zu gründen. Nie war ein Vorschlag mit mehr Freude angenommen worden, denn nirgends hält man so viel auf diesen für das Leben so nothwendigen Primärunterricht, wie in China. Um aber den ersten Eifer nicht erkalten zu lassen, machten wir uns gleich an die Aufsuchung eines passenden Platzes. Zwanzig Minuten vom Grabe des heiligen Franz Xaver und am Ende des ersten Dorfes findet sich ein etwas erhöhter Platz, der nach dem Grabe zu liegt und eine prächtige Aussicht auf den Meeresarm darbietet. Einen günstigern Ort konnten wir für unser Vorhaben nicht finden, die göttliche Vorsehung half uns zum Erwerb desselben. Anfänglich forderte der Eigenthümer einen billigen Preis; wie er sich aber in der Folge wieder besonnen hatte, wies er nur einen Theil des Landes an, in der Hoffnung, uns den Rest später verkaufen zu können. Endlich im Augenblicke, als der Kauf unterzeichnet werden sollte, brachte er noch verschiedene Gründe vor, um uns begreiflich zu machen, daß er überhaupt gar nicht verkaufen wolle. Aber wir unsererseits hatten vernommen, daß er Geld nöthig habe, und ließen ihn daher gehen. Da begriff denn unser Mann, daß er auf dem Holzwege sei und ließ uns zwei Tage darauf sagen, daß die Schwierigkeiten nun gehoben seien, und das Land uns zur Verfügung stehe. Nun war es an uns, die Bedingungen zu stellen. Die erste war, daß er uns sein Land nicht nur theilweise, sondern in seiner Gesammtheit übergebe; die zweite, daß der Preis derselbe bleibe, wie er das erste Mal festgesetzt worden, das heißt, im Ganzen 100 Piaster; und um ihm endlich jede Versuchung zur Zurücknahme seines Wortes abzuschneiden, verlangte ich, daß der Vertrag noch am gleichen Tage unterzeichnet werde, was dann auch wirklich um 11 Uhr Abends geschah. So sind

wir denn um die Summe von ungefähr 600 Franken Eigenthümer eines auf der Insel Sancian gut gelegenen Grundstückes von 150 Fuß Länge und 100 Fuß Breite geworden, welches die Bestimmung hat, die Wohnung des Missionärs und die Schule für die Kinder aufzunehmen, und der Mittelpunkt einer Christengemeinde zu werden.

Nach der Erledigung dieses Geschäftes mußte ich an das Denkmal für den heiligen Franz Xaver denken; war das ja doch der Hauptzweck meiner Reise. Hätte ich nun hiebei nur die geringen Hülfsmittel meiner Börse zu Rathe gezogen, nebst all den Ausgaben, die ich sonst noch zu machen habe, so hätte ich mich nothwendig auf etwas wenig Kostspieliges beschränken müssen. Aber es handelte sich ja darum, den Apostel Indiens und Japans, den Beschützer des Werkes der Glaubensverbreitung, den Patron unsers Seminars in Paris, der Missionen im Allgemeinen und der Mission von Kanton im Besondern zu ehren, jenen Heiligen, der hieher gekommen, um an den Thoren dieses Reichs zu sterben, und von dessen Grab wir unser Wappenzeichen und unsern Wahlspruch hergenommen haben. Darum mußte etwas des großen Wunderthäters des Morgenlandes Würdiges geschaffen werden. Nachdem ich mit den Patres der Prokuratie von Hong-Kong und mit den eben in Kanton anwesenden Missionären Rücksprache genommen, kamen wir auf den Gedanken, daß allen Rücksichten dadurch am besten entsprochen werden könnte, wenn wir über dem Grabe des Heiligen selbst eine kleine gothische Kapelle erbauen würden. Unser Baumeister, Herr Hermitte, lieferte den Plan dazu, und einer unserer Missionäre ist gegenwärtig an Ort und Stelle mit dessen Ausführung beschäftigt. Wie süß wird es für uns sein, bisweilen an diese Stätte zu wallen, um dort zu beten, den Geist unseres Berufes in uns wieder zu erneuern, und vom heiligen Franz Xaver zu lernen, wie wir Apostel und Heilige werden können!

Noch ein anderer Gedanke schwebt mir vor. Die europäischen Schiffe fahren nämlich ziemlich nahe an der In-

sel Sancian vorüber, und die Insulaner sagen, wie sie oft den Rauch von denselben bemerken, der einen langen Streifen auf dem Wasser bildet. Die Reisenden erkundigen sich auch ihrerseits immer nach der Gegend, wo Sancian liegt, und ich erinnere mich noch recht gut, wie ich bei meiner letzten Reise nach Europa Engländer und Amerikaner den Kapitän bitten hörte, ihnen doch diesen Punkt zu zeigen. Wäre es nun nicht am Platze, daß man auf einem der in die Augen fallendsten Höhenpunkte der Insel ein Kreuz aufpflanzte, welches diese Auskunft geben, und von allen Reisenden freudig gesehen und begrüßt würde? Bei ihm würden ja die einen durch die Fürbitte des von den Stürmen so sehr geprüften heiligen Franz Xaver den Segen für die Rückkehr in das Vaterland erflehen, andere für ihre glückliche Ankunft auf dem chinesischen Boden danken, alle aber sich erinnern, daß schon lange von den Fortschritten der Künste und des Handels ein Heiliger in diese Gewässer gekommen, um hier das Evangelium zu verkünden, und daß er hier gestorben, verzehrt vom Eifer für die Ehre Gottes und das Heil seiner Mitbrüder, ein Beispiel, zu schön und zu rührend, als daß es seinen Namen den kommenden Jahrhunderten nicht wieder ins Gedächtniß rufen sollte!

. . Das sind die Hauptereignisse und Früchte einer Reise, für die ich der göttlichen Vorsehung nie genug werde danken können.

Aber schon acht Tage hatte ich auf diesem geweihten Boden zugebracht, und es war Zeit, jenen Platz wieder einzunehmen, wohin meine Geschäfte mich zurückriefen. Ein letztes Mal pilgerte ich zum Grabe des Heiligen, um mich seinem mächtigen Schutze anzuempfehlen. Dann nahm ich die paar geringen Andenken, die ich auf der Insel hatte sammeln können, und welche ich für meine Freunde bestimme, wenn sie dieselben gütig aufnehmen wollen, mit mir: Reis, Stöcke, die ich in den Wäldern gehauen, Muscheln, die ich am Ufer gesammelt; und nachdem ich den Hügel mit dem Grabe ein letztes Mal begrüßt, bestieg ich die Barke, welche

mich in fünfzigstündiger Fahrt nach Hong-Kong zurückbringen sollte.

Ich hatte bei der Reise nach Sancian den Landweg eingeschlagen, welcher durch die schöne, so reiche, belebte und üppig grünende Provinz Kanton führt, und zum ersten Mal hatte ich dabei meine Soutane und einen Theil meiner bischöflichen Abzeichen beibehalten. Ich konnte mir hiebei nur Glück wünschen nicht nur zu der Freiheit, die ich gefunden, sondern auch zu den Achtungsbezeugungen, die man mir erwiesen hat. Wie ich da oft mitten unter Soldaten oder Landleuten reisen mußte, welche mit Fortschaffung von Kriegsbedarf beschäftigt waren, sah ich, wie sich alle zur Seite stellten, um mir den Vortritt zu lassen. Als ich eines Abends am Eingange einer kleinen Stadt anlangte, ließ ich mir einen Tragsessel holen, um mich nach den Gebräuchen des Landes zu richten, welche einem Würdeträger nicht erlauben, in den Abzeichen seines Amtes zu Fuß zu gehen. Kaum hatte mich die Schildwache vom Thore herab bemerkt, als sie auch schon mit dem Tamtam meine Ankunft verkündete, und alsbald stand eine Abtheilung von zehn Soldaten zu meinem Empfange bereit. Nachdem ich im Gasthofe der reisenden Mandarine abgestiegen, sandte ich zum Zeichen des Dankes dem Ortsmandarin meine Visitenkarte, und dieser ließ mir dagegen seine Dienste neuerdings anbieten.

Wie sicher und angenehm aber auch immerhin diese zuerst eingeschlagene Straße war, ich mußte sie verlassen und den Seeweg nehmen, der mich zwar schneller nach Hong-Kong brachte, aber nicht am sichersten war. Wir brauchten zwei Tage und zwei Nächte, um fünfzig Stunden zurückzulegen, und jede Nacht mußten wir unsere Waffen zurüsten und gegen die Seeräuberbarken, die ganz nahe an uns vorbeifuhren, auf unserer Hut sein. Unfern von Hong-Kong begegneten wir armen Chinesen, deren Barke der Sturm umgeworfen hatte, und die krampfhaft an die Trümmer sich

anklammernd, auf eine hülfreiche Hand warteten, welche sie dem Tode entreißen würde. Wir waren so glücklich, sie zu retten, und langten kurz darauf gesund und wohlbehalten in Hong-Kong und dann in Kanton an, Gott dankend für den Segen, den er unserer Reise so gütig verliehen hatte.

Möge er auch das segnen, was uns noch zu thun übrig bleibt, vorab aber uns selbst, damit wir in allem und überall taugliche Werkzeuge seiner Erbarmungen werden!

Mit diesen Gesinnungen erneuere ich Ihnen, meine Herren, von Herzen den Ausdruck der Hochachtung und Dankbarkeit, die ich Ihnen als unsern Helfern und Mitarbeitern bei dem großen Werke der Verbreitung des Evangeliums schuldig bin.

† Zephyrin Guillemin,
Bischof, apostol. Präfekt von Kuang-Tong
und Kuang-Si.

Korea.

Die Berichte, welche wir über die Verfolgung in Korea vom Jahre 1866 der Oeffentlichkeit übergeben haben, waren uns in der Eile zugegangen, und mußten daher nothwendigerweise unvollständig sein. Daher freut es uns, heute dem frommen Sinne unserer Leser einen Bericht bieten zu können, welcher bisher noch unvollkommen bekannte Vorgänge ordnet, vervollständigt und berichtigt. Wenn die Kirche mit solcher Ehrfurcht die heiligen Ueberreste derjenigen, welche in Vertheidigung des Glaubens den Tod erlitten, sammelt, so sammelt sie auch mit nicht geringerer Sorgfalt alles, was auf ihren letzten Kampf Bezug hat. Einerseits setzt sie die heiligen Ueberreste der Martyrer der

Verehrung ihrer Kinder aus, andererseits aber stellt sie ihnen auch deren Worte und Thaten als Aufmunterung und Beispiel hin.

Der hier folgende Bericht ist von H. Calais, einem der drei Missionäre, welche dem Sturm im Juni des Jahres 1866 entronnen sind, an die HH. Direktoren des Seminars der auswärtigen Missionen eingesandt worden.

Verfolgung der christlichen Religion im Königreich Korea, im Jahre 1866.

Schang-Hai, 13. Februar 1867.

Am Anfange des Jahres 1866 berechtigte uns die Mission von Korea zu den schönsten Hoffnungen. Wir hatten in allen Provinzen des Königreichs Christen, von allen Seiten meldeten die Missionäre zahlreichere Bekehrungen, und der apostolische Vikar taufte, ohne die Hauptstadt zu verlassen, öfters Katechumene, welche von den entlegensten Punkten hergekommen waren. Gerade in dieser Zeit machte der hochwst. Herr Berneux in den nördlichen Provinzen eine Visitationsreise, und noch hatte er erst vier Stationen besucht, als er bereits schon 800 Taufen von Erwachsenen zählte. Da geschah es denn, daß Gott, um einige seiner Diener zu belohnen und die andern zu prüfen, die Verfolgung ausbrechen ließ.

Im Bezirk Sei-tjieun (Provinz Kiang-sun-ton) war ein Adeliger, Namens Hoang, welcher nur vom Räuberhandwerk lebte. Dieser that sich an den ersten Tagen des Januar mit andern Koreanern, die eben so schlecht waren wie er, zusammen, um die von unsern Neubekehrten bewohnten Dörfer zu plündern. Er wußte, daß die Furcht, wegen ihrer Religion angezeigt zu werden, die Opfer abhalten würde, Klage zu führen. Ueberdieß war Hoang als Adeliger der Freund des Mandarins von Sei-tjieun, und durfte sich daher Strafloſigkeit versprechen.

Da sich nun aber die Christen von mehreren Dörfern zum Zweck der Selbstvertheidigung verbündet hatten, so nahm Hoang seine Zuflucht zur Verleumdung. Er begibt sich zum Mandarin und erhält von ihm einen Schergen, um einen Mann, den er verschiedener Verbrechen beschuldigt, gefangen zu nehmen; dieser Mann war Franz Pak, ein Christ, der sich eines rechtlich erworbenen Wohlstandes und allgemeiner Achtung erfreute. Eines Tages nun überfällt Hoang, von seinen Parteigängern und dem Schergen des Mandarins begleitet, das Dorf Poureki, wo Pak wohnte. Dieser letztere war eben abwesend, die Christen fliehen, die Räuber plündern die Häuser, zünden sie an, und führen alle, welche nicht fliehen konnten, einen Mann, mehrere Weiber und einige Kinder mit sich fort.

Auf die Nachricht von diesem rohen Ueberfall eilen die Christen der benachbarten Dörfer mit Stöcken bewaffnet herbei; aber als sie ankamen, war Pourekt nur mehr eine große Brandstätte. Sie kehrten daher wieder um, mit Ausnahme von zweien, Franz Xaver Tjieun, Katechet des Dorfes Konoki, und Johann Ni, von Jei-mo-ki, welche, muthiger als die andern, den Räubern entschlossen nachsetzten. Aber groß war ihr Erstaunen, als sie unter diesen auch einen Schergen antrafen, welcher sie aufforderte, sich zu ergeben, und sie dann so grausam schlagen ließ, daß sie unter den Schlägen den Geist aufgeben zu müssen glaubten. Die Weiber und Kinder wurden dann wieder losgelassen.

Nun wurden Franz Xaver Tjieun, Johann Ni und der Christ von Proureki vor dem Mandarin angeklagt, die öffentliche Ordnung gestört zu haben, und zum Beweise dafür werden die in ihren Händen ergriffenen Stöcke vorgewiesen. Die drei Angeklagten bestanden einige Martern, worauf sie dann in die Stadt Kong-tjiu, Hauptort der Provinz Tschien-tschieng, geführt wurden. Der Statthalter, in diesen Sachen besser unterrichtet, war geneigt sie in Freiheit zu setzen, falls sie nur vom Glauben abfallen wollten. Der Christ von Poureki hatte das Unglück, schwach zu wer-

den, die beiden andern dagegen weigerten sich dessen entschieden und wurden im Gefängniß erdrosselt. [1])

Während diese Ereignisse in meinem Vikariat vorgingen, schrieb mir der hochwst. Herr Berneux Folgendes:

Ein Mandarin, der ein erklärter Feind der Christen ist, hat in der Provinz Hoang-hai alle Christen in seinem Bezirk verhaften lassen, und alle auch die furchtbarsten Foltern angewendet, um sie vom Glauben abtrünnig zu machen. Viele Christen sind an den Folgen dieser Martern gestorben, andere für den Rest ihres Lebens zu Krüppeln geworden. Da aber keiner von ihnen weichen wollte, ließ er ihre Ländereien und Häuser verkaufen, und vertrieb sie aus dem Bezirk, mit dem Befehl, nie mehr in denselben zurückzukehren. So irren nun diese Christen in andern Bezirken umher, und das mitten im Winter, von Allem entblößt, und gezwungen, ihre Nahrung zu betteln; aber sie tragen ihr Kreuz mit einer bewunderungswürdigen Ergebung. In der Provinz Pieng an-to ließ ein Statthalter zwei Christen einzig aus dem Grunde, weil sie Christen sind, ins Gefängniß werfen. Da begaben sich hundert ihrer Mitbrüder zusammen zum Statthalter und sprachen zu ihm: Du hast zwei Menschen, nur weil sie Christen sind, eingekerkert, wirf daher auch uns ins Gefängniß, denn wir alle bekennen denselben Glauben und beten denselben Gott an. Da ließ der Statthalter erschreckt die Thüren des Gefängnisses öffnen und die beiden Gefangenen in Freiheit setzen."

Inzwischen waren die Russen in das koreanische Gebiet eingerückt, und alsbald hatten Verwirrungen und Entsetzen sich über das ganze Reich verbreitet. Da machte ein Vornehmer, Thomas Kim, ein ziemlich lauer Christ, der in der Hauptstadt wohnte, dem hochwst. Herrn Berneux einen Besuch, und fragte ihn, mitten im Gespräche über die Tagesbegebenheiten, ob es nicht irgend ein Mittel gebe, die Russen zu hindern, sich Koreas zu bemächtigen.

[1]) Man wird weiter unten einen nähern Bericht über den Martyrtod von Franz Xaver Tsieun und Johann Ni finden.

„ — Ich glaube, daß es wohl eines gibt," antwortete der apostolische Vikar.

„ — Und wenn der Regent Sie nun rufen ließe, würden Sie wohl in den Palast gehen?"

„ — O ja, weil ich ja nicht anders könnte."

Da ging Thomas Kim zum Schwiegervater der Tochter des Regenten, und fragte ihn, ob er es wohl über sich nehmen wollte, dem Regenten einen Brief zuzustellen, in welchem ein Bischof und Missionär sich anheischig mache, das Unglück, von dem das Reich bedroht sei, abzuwenden. „Recht gerne erwiederte dieser Mann, Namens Tio-kei-tjin-i, nehme ich solches auf mich." Thomas Kim kehrte zum Bischof zurück, und erzählte ihm, was er eben gethan hatte. Der hochwst. Herr Berneux aber verwies es ihm, daß er ihn so bloßgestellt, „aber, setzte er hinzu, am Ende werde ich doch in den Palast gehen, wenn ich gerufen werde."

Daraufhin schrieb Thomas Kim, unterstützt von zwei andern Christen von hohem Stande, Thomas Hong-pong-tjin und Anton Ni, einen Brief, brachte denselben dem Tio-kei-tjin-i, und dieser letztere händigte ihn dem Regenten ein. Darin hieß es nun, daß das Mittel, die Russen an der Eroberung des Königreichs zu hindern, in einem Bündniß mit Frankreich und England bestehe, und daß die Missionsbischöfe diesen Erfolg zu Stande bringen könnten. Nachdem der Regent den Brief zweimal gelesen, sagte er nichts, und steckte ihn nur unter seinen Fuß. (In Korea bedient man sich nämlich keiner Stühle, sondern setzt sich auf den Boden.) Dieses Schweigen schreckte den Thomas Kim, und er ergriff die Flucht.

Die Frau des Regenten, Mutter des jungen Königs empfing seit Langem durch die Vermittlung einer Christin, Namens Martha Pak, die Unterweisungen und Rathschläge des hochwst. Herrn Berneux. Sie schickte diesem sehr häufig Geschenke und bat ihn, Messen für den König, ihren Sohn, zu lesen. Nach der Flucht des Thomas Kim besuchte

Martha die Frau des Regenten wieder, und da sagte diese zu ihr:

„ — Warum denn bleibt man so lange unthätig? Die Russen rücken in Korea ein, bemächtigen sich des Landes, und der Bischof, welcher sonder Zweifel dieses Unglück verhüten könnte, geht fort, um in den Provinzen Missionen zu halten, während er hier so nöthig wäre. Schreibe man doch einen neuen Brief an meinen Mann, der, ich versichere Euch, von Erfolg sein wird, und dann rufe man sogleich den Bischof zurück."

Martha meldete dem Thomas Hong die Worte der Königin; ein christlicher Mandarin, Johann Nam, wird gerufen, dieser macht einen neuen Brief und überbringt ihn selbst dem Regenten. Darauf besprach sich der Regent mit fünf Mandarinen, las den Brief und las ihn wieder.

„ — Gehe, sagte er dann zu Johann Nam, gehe und rede über dieses mit dem Minister Kim-pieng-hak-i, und höre, was er dir sagen wird."

Johann Nam fand den Minister, wie er eben über den Brief, den ihm der Regent schon mitgetheilt hatte, nachdachte, und statt aller Antwort erhielt er das einfache Wort: „Es ist gut."

Ein Tag ging vorbei. Der Regent ließ Johann Nam rufen, und unterhielt sich mit ihm lange über die christliche Religion. Er anerkannte, daß alles in derselben wahr und schön sei.

„ — Nur etwas", fügte er jedoch bei, „finde ich nicht recht, daß man nämlich in dieser Religion keine Todtenopfer darbringt."

Dann, dem Gespräche eine andere Wendung gebend, fragte er ihn:

„ — Bist du dessen auch ganz sicher, daß der Bischof es zu hindern im Stande ist, daß mein Königreich von den Russen erobert werde?

„ — Gewiß," antwortete der Mandarin.

„ — Wo ist der Bischof? Ist er in der Hauptstadt?"

„ — Nein, er ist seit einigen Tagen abwesend.“

„ — Ist er nicht in die Provinz Hoang-hai-to gegangen, um die Sakramente zu spenden?“

„ — Ja, dort befindet er sich in der That.“

„ — Ich wünsche ihn zu sehen.“

Johann Nam ging. O Tiefe der Rathschlüsse Gottes! Noch etwas Weniges und wir hatten den Frieden.

Das Gerücht, daß die Stunde der Religionsfreiheit endlich schlagen werde, verbreitete sich überall. Alsbald kommt Thomas Kim aus seiner Verborgenheit hervor, kehrt nach Seul zurück und wundert sich, daß noch Niemand nach dem ausgesprochenen Wunsche des Regenten den apostolischen Vikar und seinen Koadjutor aufzusuchen gegangen. Man antwortet ihm, daß es an Geld zu so weiter Reise fehle, da sich die beiden Bischöfe sechs starke Tagmärsche von der Hauptstadt, der hochwst. Herr Berneux im Norden, und der hochwst. Herr Daveluy im Süden, befinden. Wirklich sind die Christen sehr arm, und so war es denn der Schwiegervater der Tochter des Regenten, welcher das Mittel zur Herbeiholung der Bischöfe gewährte, indem er 70 Franken, einen seiner Tragsessel und zwei Träger hergab. Darauf reiste Thomas Kim ab, um den apostolischen Vikar zu benachrichtigen, während Anton Ni den Koadjutor herbeiholte.

Zehn Tage darauf kam der hochwst. Herr Daveluy in der Hauptstadt an, und vier Tage später, den 29. Januar, auch der hochwst. Herr Berneux. Am 31. fand sich Johann Nam beim Regenten ein, um ihn von der Anwesenheit der Bischöfe in der Hauptstadt zu benachrichtigen. Aber bevor ihn der Regent noch zu Worte kommen ließ, sagte er zu ihm:

„ — Wie! Du wolltest in die Provinz gehen, um deinen Vater zu besuchen, und bist noch hier!“

„ — Ganz richtig, allein ein Geschäft hielt mich noch in der Hauptstadt zurück.“

„ — Ja, ja. Was nun dieses Geschäft da betrifft, so hat es eben keine Eile. Gehe du nun, deinen Vater zu besuchen.“

Und so entließ er ihn.

Die letzte Unterredung von Johann Nam mit dem Regenten hatte bei einer großen Zahl Christen Beunruhigung hervorgerufen. Und wirklich waltete in diesem Augenblicke ein ernsthafter Kampf zwischen dem Regenten und einigen andern Gliedern der königlichen Familie einerseits, und den Ministern anderseits. Die Russen mußten sich übrigens zurückgezogen haben, denn man hörte nichts mehr von ihnen reden. Nun wurde die Treue gegen die Gesetze des Königreichs, Gesetze, welche die Missionäre und Christen zum Tode verurtheilen, von unsern Feinden laut gepriesen, und der Befehl zur Verhaftung des apostolischen Vikars war die Folge dieser Besprechung.

Nach dreitägiger Rast besuchte der hochwst. Herr Berneux einige Christengemeinden in den Bezirken Pu-piang und In-tjien. Dann kehrte er heim, und ging nicht mehr aus, als nur um einige Male zu dem bloß sechs Minuten entfernten Katecheten Markus Tieng zu gehen und Neubekehrten aus dem Norden die Firmung und andere Sakramente zu spenden.

§. 1. Europäische Martyrer.

I.

Der hochwst. Herr Simon Franz Berneux, 51 Jahre alt; — die HH. Simon Maria Anton Just Ranfert de Bretenieres, 28 Jahre alt; — Bernard Ludwig Beaulieu, 25 Jahre alt; — und Petrus Heinrich Dorie, 26 Jahre alt; am 8. März 1866 gemartert.

Den 14. Februar erschienen in dem Hause des apostolischen Vikars Häscher, unter dem Vorwand, eine Steuer zum Bau des neuen königlichen Palastes, den der Regent bauen ließ, einzufordern. Schon am Tage darauf, 15. Februar, dem ersten Tage des koreanischen Jahres, hatte Thomas Hong, der Hausverwalter des hochwst. Herrn Ber-

neux manche Befürchtungen, und forderte den Biſchof auf ſich zu verbergen, was dieſer jedoch ablehnte.

„ — Wenn man mich ergreift," ſagte er, werden auch alle weiteren Nachforſchungen ein Ende haben, wenn ich dagegen fliehe, wird man mir nachſetzen, und die Verfolgung kann eine allgemeine werden."

Am Vormittag des 23. ſagte er zu einem Katecheten, daß er auf eine baldige Gefangennehmung gefaßt ſei, weil er in der verfloſſenen Nacht geſehen habe, wie die Häſcher auf die Hofmauern geſtiegen ſeien, um ſich die Beſchaffenheit der Oertlichkeiten zu merken. Und wirklich wurde das Haus noch am gleichen Tage, gegen vier Uhr Abends umringt, und die Häſcher führten den hochwſt. Herrn Berneux, ohne ihm nnr Zeit zu laſſen, ſeine Schuhe anzulegen, mit ſich fort. [1]) Da er indeſſen ſo ohne Schuhe nicht gehen konnte, gaben ſie ihm große Strohſandalen, und brachten ihn in den Gerichtshof der Rechten (Sin-mieng-ſiun), der dieſen Namen von daher hat, daß er ſich auf der rechten Seite des königlichen Palaſtes befindet.

Der hochwſt. Herr Berneux wurde während den erſten drei oder vier Tagen nach ſeiner Gefangennehmung ziemlich anſtändig behandelt, und hatte mit dem Regenten mehrere Unterredungen. Da er aber in dieſen ſich nicht der ehrenvollſten Redensarten bediente, welche in der koreaniſchen Sprache, wenn man zu einem Vorgeſetzten ſpricht, üblich ſind, ſo fand ſich der Regent dadurch verletzt. „Ich hatte mir, ſagte er, von dieſem Manne eine hohe Meinung gebildet, aber er iſt doch nur ein gewöhnlicher Mann, verſteht er doch nicht einmal unſere Landesſprache." In der That kannte der hochwſt. Herr Berneux, welcher nur mit unter ihm ſtehenden Chriſten zu reden gewohnt war, alle die Feinheiten einer Sprache nicht, welche für jeden Stand der Geſellſchaft ein eigenes Wörterbuch hat.

---

[1]) Die Koreaner haben die Gewohnheit, im Hauſe barfuß zu gehen.

Es handelte sich nun auch darum, den christlichen Mandarin Johann Nam gefangen zu nehmen, der jedoch geflohen war. Die Nachricht hievon machte einen schlimmen Eindruck, da die Landesgebräuche verlangten, daß er sich auf die erste Aufforderung hin stelle, und der Minister, welcher den Schritt, den Nam beim Regenten gethan, gebilligt hatte, änderte jetzt seine Gesinnung, und wurde einer der Anstifter des Todesurtheiles, welches gegen die Missionäre gefällt wurde.

Am 25. Februar Abends ging Martha Pak auf eine Aufforderung der Königin zur Tochter des Regenten, welche die christliche Religion gleichfalls kannte.

„— Arme Martha, sagte die Königin ganz in Thränen zerflossen, es ist aus! Der Bischof und alle europäischen Missionäre werden dem Tode überliefert werden, alle Minister stehen gegen meinen Gemahl. Was nun thun? Ach, daß man doch diesen ehrwürdigen Bischof in die Hauptstadt gerufen, um ihn dem Tode zu weihen! Verbirg dich, und sage den Christen, die du kennst, daß sie sich ebenfalls verbergen sollen."

Als die Königin folgenden Tages, den 26., bei dem ältesten Bruder und der Amme des Königs, die eine Christin ist, sich befand, konnte sie ihrem Schmerz nicht mehr Einhalt thun, und brach in die Worte aus: „Die Unglücklichen, warum wollen sie den ehrwürdigen Bischof und alle Priester aus dem Abendlande tödten? Wollen sie also den noch so schwach befestigten Thron meines Sohnes stürzen? Ohne Zweifel werden nun die europäischen Soldaten kommen, und was wird dann geschehen?" Die arme Mutter wurde von der Größe des Schmerzes niedergebeugt, und man versichert, daß sie mehrere Tage gefährlich krank gewesen sei.

Man begreift nun leicht, warum unsere Mitbrüder nach der Verhaftung des hochwst. Herrn Berneux nicht gleich in den ersten Augenblicken die Vorsichtsmaßregeln ergriffen, welche noch bei ihnen gestanden hätten.

Der hochwst. Herr Berneux erschien Anfangs vor dem Oberrichter des Gerichtshofes von der Rechten, und antwortete auf die an ihn gestellten Fragen nur mit den Worten: „Tödtet mich.“ Bald wurde er in das Gefängniß Kuriu-kan geworfen, ein verpesteter und dunkler Kerker, in welchem gemeines Volk und Uebelthäter eingesperrt werden. Nach einigen Tagen brachte man ihn jedoch in das für Personen hohen Standes bestimmte Gefängniß Kem-pu. Hier hat jeder Gefangene eine eigene kleine Zelle, welche mit den benachbarten Zellen in keiner Verbindung steht, und ebensowenig können die Gefangenen unter einander verkehren, weil beständig Glocken geläutet werden, deren Schall die Stimme übertönen würde. Das Gefängniß hat drei Abtheilungen, eine östliche und westliche, welche die zur Verbannung Verurtheilten aufzunehmen, und eine südliche, welche für die zum Tode Verurtheilten bestimmt ist, und in diese wurde der hochwst. Herr Berneux gesperrt.

Ein zweites Verhör fand den 20. Februar statt in Gegenwart der versammelten Minister, ein drittes dann am folgenden Tage vor dem Regenten, seinem ältesten Bruder und seinem Neffen und vor den Oberrichtern der Gerichtshöfe von der Rechten und Linken.

Doch bevor wir weiter gehen, erst etwas über den Gerichtshof, in welchem diese Verhöre stattfanden.

Denken Sie sich einen sehr geräumigen Hof, dessen eine Seite von den Schaugerüsten eingenommen wird, auf denen die Richter und Mandarine sitzen. In der Mitte des rings geschlossenen Platzes, auf einem im Boden gut befestigten Stuhle, sitzt der Angeklagte, dessen Glieder alle derart festgebunden sind, daß er gar keine Bewegung machen kann. Zu beiden Seiten stehen vier, sechs oder acht Henkersknechte in zwei Reihen und halten ihre Folterwerkzeuge bereit und hinter ihnen ist ein Vorhang, welcher den Schreiber, der die Aussagen aufzuzeichnen hat, verbirgt. Etwas weiterhin sind 80 Soldaten, mit verschiedenen Folterwerkzeugen versehen, im Halbkreise aufgestellt, und in zweiter Reihe wieder Sol-

daten, um die Zuschauer in Schranken zu halten. Sobald nun das Verhör oder die Foltern beginnen, vernimmt man auch die Stimmen der 80 Soldaten, deren dumpfer und taktmäßiger Klang die Worte oder den Schmerzensschrei des Leidenden übertönen sollen.

Es sind zwei christliche Soldaten, welche dem Verhör des hochwst. Herrn Berneux am 27. Februar beiwohnten, denen wir die folgenden Einzelnheiten verdanken:

„ — Was ist dein Vaterland?

„ — Frankreich.

„ — Wie bist du nach Korea gekommen?

„ — Auf einer Barke.

„ — Wer hat dich hergeführt?

„ — Hong-pang-tjiu (Thomas).[1])

„ — Wer ist dein Hausherr?

„ — Hong-pong-tjiu.

„ — Wie viele Personen hast du unterrichtet?

„ — Eine große Zahl.

„ — Wo wohnen sie?

„ — Ueberall.

„ — Wo sind die andern neun Priester?

„ — Ich weiß es nicht.

„ — Wenn man dir erlaubte fortzugehen, würdest du dann in dein Land zurückkehren?

„ — Nein, außer man führe mich mit Gewalt dorthin.

„ — Verleugne den Glauben.

„ — Wahrlich nein! Bin ich ja nur gekommen, eure Seelen zu retten, und ihr wollet, daß ich den Glauben verleugne!

„ — Wenn du nicht gehorchst, wirst du furchtbar geschlagen werden.

„ — Mögt ihr mich immerhin zu Tode schlagen, ich werde es nie thun."

---

[1]) Thomas Hong hatte dieses selbst erklärt.

Nach der Beendigung des Verhörs begannen die Martern. Wahrscheinlich hat der hochwst. Herr Berneux mehrere aushalten müssen, wenn wir auch nur von zweien derselben wissen. Die eine, Hieun-mun genannt, besteht darin, daß der vordere Theil der Beine und die Füße des Opfers mit langen, dreikantigen Stöcken geschlagen werden; diese Folter zerreißt das Fleisch und zermalmt die Gebeine; — die andere, Tjiu-jiu genannt, besteht darin, das Opfer von allen Seiten mit groben zugespitzten Stöcken zu stechen, so daß der Körper bald nur mehr Brüche und Quetschungen bietet. Diese mehrmals wiederholten Foltern hatten die Kräfte des hochwst. Herrn Berneux erschöpft, und seine Stimme war so schwach geworden, daß er sich fast nicht mehr verständlich machen konnte. Das Todesurtheil lautete folgendermaßen: „Weil du dich zu gehorchen weigerst, indem du weder vom Glauben abfallen, noch die verlangten Aufschlüsse geben, noch in dein Land zurückkehren willst, soll dir, nachdem du zuvor verschiedene Arten von Foltern bestanden, der Kopf abgeschlagen werden.“

Diese Foltern waren für den apostolischen Vikar viel zahlreicher und grausamer als für die andern Missionäre, indem die Richter zur Grausamkeit noch den Schimpf hinzufügten, und den glorreichen Bekenner mit gemeinen Schmähungen überhäuften. Aber gleich dem göttlichen Opferlamme duldete der Martyrer schweigend, und wurde nach vier Tagen voll unaussprechlicher Schmerzen von Kem-pu nach Ku-riu-kan gebracht. Hier sollte ihm doch wenigstens der Trost zu Theil werden, mit den HH. von Bretenieres, Beaulieu und Dorie, welche nach ihm verhaftet worden waren, reden zu können.

Herr von Bretenieres hatte sich am Morgen des 23. Februars in eine Kong-so in der Hauptstadt begeben, wo er zwei Personen Beicht hörte, eine firmte, und eine Ehe einsegnete. Kong-so heißen wir ein Zimmer, wo die heiligen Sakramente gespendet werden; es vertritt die Stelle der Kirche, da es in Korea bis jetzt noch nie ein eigenes dem

Gottesdienste geweihtes Gebäude gegeben hat. Sind die hl. Geheimnisse gefeiert, die Sakramente gespendet, so wird die Kong-so, um den Nachforschungen der Polizei zu entgehen, ihrer früheren Bestimmung wieder zurückgegeben. Eben kehrte Herr von Bretenieres, welcher bei dem Katecheten Markus Tieng logirte, wieder in das kleine Zimmer zurück, das ihm zur Wohnung diente, als er die Gefangennehmung des hochwst. Herrn Berneux erfuhr. Da man aber noch kein völlig bestimmtes Anzeichen einer allgemeinen Verfolgung bemerkte, wartete er die Ereignisse ab, und begnügte sich damit, den hochwst. Herrn Daveluy und alle an bestimmten Orten residirenden Missionäre von den Vorgängen in Seul zu benachrichtigen.

Am folgenden Tage brachte er das heilige Opfer dar, es war das letzte Mal. In der Frühe des 25. umringten Soldaten und Häscher das Haus des Markus Tieng, und dieser wurde verhaftet; Herr von Bretenieres dagegen wurde erst am 26. mit Tagesanbruch gefangen fortgeführt. Was mochte wohl die Ursache dieses Aufschubes gewesen sein, und wie hat der Missionär den Tag und die Nacht, während welchen er nicht aus den Augen gelassen wurde, zugebracht? Wir wissen es nicht. Auf alle Fragen, welche vom Gerichtshofe der Rechten an ihn gerichtet wurden, antwortete er einfach: „Ich bin nach Korea gekommen, um eure Seelen zu retten; mit Freude werde ich für Gott sterben.“ Er schützte seine mangelhafte Kenntniß der koreanischen Sprache vor, um nicht mehr sagen zu müssen, und wurde hierauf in das Gefängniß Ku-riu-kan gesperrt.

Den Gebräuchen des Königreichs zufolge mußte er zum wenigsten noch vier Verhöre bestehen, theils vor den Ministern, theils vor den Oberrichtern der Gerichtshöfe von der Rechten und Linken. Der Regent wollte ihn zuerst selbst verhören, gab aber diesen Gedanken wieder auf, als er vernahm, daß der junge Missionär sich nur mit vieler Mühe ausdrücken könne.

Herr von Bretenieres erduldete, ohne auch nur eine Klage laut werden zu lassen, den Hieun-mun und den Tjiu-tjiu, und hatte die Augen beständig niedergeschlagen. Nach Kem-pu gebracht, wurde er schon vier Tage nachher wieder nach Ku-riu-kan zurückgeführt, wo er diesmal den hochwst. Herrn Berneux antraf, und bald kamen zu den beiden Bekennern auch noch die HH. Beaulieu und Dorie.

Nur wenige Tage vor der Verfolgung hatte der apostolische Vikar dem Herrn Beaulieu einen Bezirk von mehreren Christengemeinden angewiesen, welchen zuvor die HH. Feron und Ridel besorgt hatten. Voll heiligen Eifers auf den Fußstapfen dieser lieben Mitbrüder vorwärts zu eilen, hatte sich Herr Beaulieu durch mehrtägige Sammlung und Abtödtungen auf die Arbeiten seines apostolischen Berufes vorbereitet, alles war bereit, und er machte sich eben mit den Christen, welche, um ihn abzuholen, eine Reise von 30 Stunden unternommen, auf den Weg, als ihm die Nachricht von der Gefangennehmung des hochwst. Herrn Berneux zukam. Da er nun den Verlauf der Ereignisse zu kennen wünschte, verabschiedete er seine Christen und entschloß sich zu warten, und mitten in dieser gespannten Erwartung wurde er nun am 27. Februar gefangen genommen.

Am nämlichen Tage, gegen ein Uhr Nachmittags, wurde auch Herr Dorie, welcher anderthalb Stunden von da entfernt wohnte, ergriffen. Gleich beim ersten Lärm hatte er seinem Diener befohlen, zu fliehen.

Die beiden Missionäre wurden folgenden Tages zusammen nach Seul gebracht. Jeder wurde von zwei Männern auf einer Bahre getragen, der rothe Strick der großen Verbrecher war um ihre Brust geschlungen und band ihnen leicht die Arme, eine gelbe Mütze mit breiten Krämpen von Tuch bedeckte ihr Haupt und hinderte sie zu sehen und gesehen zu werden. Vor den Gerichtshof der Rechten geführt, entschuldigten sie sich wie Herr von Bretenieres mit ihrer Unbehülflichkeit in der Sprache, und antworteten gleich ihm, „daß sie zur Rettung der Seelen nach Korea gekommen seien

und freudig für Gott sterben wollen." Sie blieben 4 Tage in Kem-pu, bestanden neue Verhöre und wurden, besonders Herr Beaulieu, grausam gefoltert. Hierauf kamen sie nach Ku-rin-kan zurück, wo sie den hochwst. Herrn Berneux, Herrn von Bretenieres, Markus Tieng und Alexis Uu bereits beisammen trafen.

Donnerstag, der 8. März, sollte für die Missionäre der Tag ihrer Befreiung sein. Der hochwst. Herr Berneux trat der erste aus dem Gefängniß heraus, und hinter ihm folgten die HH. von Bretenieres, Beaulieu und Dorie. Der Pöbel verfolgte sie mit frechem Geschrei, und der apostolische Vikar wandte sich gegen diese Leute mit den Worten: „Spottet nicht, wo ihr vielmehr weinen solltet; wir waren gekommen, um euch den Weg zum Himmel zu lehren, in Zukunft werden wir das nun nicht mehr thun können, wer aber zu bedauern ist, seid ihr."

Die vier Martyrer hatten mehr als eine Stunde Weges zurückzulegen. Jeder saß auf einem länglichen Stuhle, der von zwei Männern getragen wurde, ihre Hände und Füße waren an die Lehne des Stuhles angebunden, und der etwas nach hinten gezogene Kopf war an den Haaren festgehalten. So gingen sie dem Tode entgegen, den Blick zum Himmel gewendet, wo sie nun bald ihre Krone empfangen werden. Ueber ihrem Haupte war eine kleine Tafel befestigt auf deren beiden Seiten man folgendes Urtheil las: „Aufrührer und Ungehorsamer, der zum Tode verurtheilt ist, nachdem er mehrere Foltern bestanden."

Es wurde einige Male Halt gemacht, und der hochwst. Herr Berneux benutzte dieß trotz seiner großen Schwäche, um sich mit seinen Mitbrüdern zu unterreden. Mehr als ein Mal wiederholte er, indem er seine Blicke auf die ihn umringende Menge fallen ließ, seufzend die Worte: „Ach, mein Gott, wie sind sie doch zu bedauern!"

Endlich war man am Ziele. In der Nähe des Dorfes Sai-nam-to, eine Stunde von Seul und an den Fluß

angrenzend, dehnt sich eine weite sandige Ebene aus, welche für die Hinrichtung großer Verbrecher bestimmt ist. Auf einer Seite derselben wird ein Zelt aufgeschlagen, um den Stuhl des vorsitzenden Mandarins aufzunehmen, gegen die Mitte der Sandfläche erhebt sich ein hoher Mast mit einer weißen Fahne. Vierhundert Soldaten stehen unter Waffen, wie auch das Gefolge des Mandarins sehr zahlreich ist. Hier nun, am Fuße des Mastes, werden die Missionäre niedergesetzt, und nachdem die Stricke, womit sie gebunden waren, gelöst sind, werden sie ihrer Kleider beraubt, die Arme ihnen auf den Rücken gebunden, Wasser über ihren Kopf und Gesicht geschüttet, und sie dann mit Kalk bestreut. Hierauf durchbohren ihnen die Henker den Ohrknorpel mit einem Pfeile, welcher in der Wunde hängen bleibt, stecken ihnen zwei lange Stangen unter den Arm, und zwei Soldaten ergreifen nun die Enden dieser Stangen. Es beginnt nun, was man in Korea den Zug des Palpong nennt. Drei Fahnenträger und zwei mit Marterinstrumenten versehene Soldaten gehen nämlich vor dem Verurtheilten her, während drei auf gleiche Weise bewaffnete Soldaten und zwei Fahnenträger folgen. Achtzig Soldaten, die Lanze oder den Säbel in der Faust, schließen diesen Todtenzug. Derselbe bewegt sich in einer Schneckenlinie, indem er erst eine große krumme Linie beschreibt, und dann in 8 aufeinanderfolgenden Schwenkungen sich immer mehr zusammenzieht, so daß er bei dem Mast, im Mittelpunkte der Sandfläche endet.

Während der Vollstreckung des Todesurtheils hält eine Reihe von Soldaten die Volksmenge im Zaume, eine zweite Reihe ist im Halbkreise vor dem Zelt und dem Gefolge des Mandarins aufgestellt. Diese Soldaten gehen ohne Unterlaß in der nämlichen Ordnung hin und her, um durch ihr Stampfen das Geschrei des Opfers zu ersticken. Die fünf Fahnenträger und die fünf mit Marterinstrumenten bewaffneten Soldaten sind ebenfalls im Halbkreise aufgestellt, und endlich stehen sechs Männer mit langen Messern in einem kleinen Kreise, es sind die Henker. Auf das vom Mandarin

gegebene Zeichen beginnen sie um das Opfer herum, welches kniet, dessen Kopf nach vorne geneigt ist und dessen Haare an einen Strick gebunden von einem Soldaten gehalten werden, einen wilden Tanz, wobei sie ihre Messer schwingen und ein gräßliches Geschrei ausstoßen. Ohne den Tanz zu unterbrechen führen sie nun ihre Streiche.

Beim dritten Streiche fällt das Haupt des glorreichen Bischofs zu Boden, und Soldaten und Henker stoßen nun ein Triumphgeschrei aus. Aber sogleich wird das verehrungswürdige Haupt wieder aufgehoben und auf einen kleinen Tisch gesetzt, worauf der Umzug des Palpong von neuem aber in umgekehrter Richtung beginnt, um das Haupt dem Mandarin zu bringen. Hierauf wird dasselbe an den Haaren an einem Pfahl über dem Rumpfe aufgehängt.

Jetzt kam die Reihe an den Herrn von Bretenieres, dann an Herrn Beaulieu und zuletzt an Herrn Dorie, welcher alle diese Blutscenen mitansehen mußte, bevor er selbst sein eigenes Opfer vollendete. Die Häupter der HH. Bretenieres und Beaulieu fielen erst beim vierten Streiche, indeß zwei genügten, um Hrn. Dorie seine Krone aufzusetzen.

II.

Die HH. Karl Anton Pourthie, 35 Jahre alt, und Michael Alexander Petitnicolas, 37 Jahre alt, gemartert am 11. März.

Herr Pourthie, Provikar der Mission, hatte die zehn Jahre seiner apostolischen Thätigkeit besonders der Leitung des Kollegiums von St. Joseph in Paison gewidmet, und wurde, da er unter der Last seiner übermäßigen Arbeiten fast erlag, während den letzten vier Jahren von Herrn Petitnicolas unterstützt.[1]) Die beiden Missionäre waren am 23.

[1]) Die Gesundheit des H. Petitnicolas, welche durch das brennende Klima von Pondichery schon hart mitgenommen worden, wurde es noch mehr in Korea. Gott ließ es zu, daß der muthvolle Missionär von einer giftigen Schlange gebissen

Februar eben bei einander, als ein Brief des Herrn von Bretenieres ihnen die Gefangennehmung des hochwst. Herrn Berneux meldete.

Tags darauf übernachteten die Häscher, welche von Seul gekommen waren, um den christlichen Mandarin Johann Nam gefangen zu nehmen, in einer Herberge, anderthalb Stunden von Mont-jai, der Residenz dieses Mandarins, und drei Viertelstunden von Paison. Um sich aber für das Mißlingen dieses Anschlages zu rächen, mußten sie ein anderes Opfer haben. Da es Niemanden an diesem Orte unbekannt war, daß unsere beiden Mitbrüder in Paison waren, so verabredeten sich die Häscher aus der Hauptstadt und die des Bezirks, die zwei Missionäre gefangen zu nehmen.

Herr Petitnicolas empfing sie unter der Thüre seines Zimmers, wo er sie furchtlos erwartet hatte. Hierauf wurde auch Herr Pourthie und der Katechet Joseph Tjiang verhaftet, es war Freitag den 2. März, gegen 11 Uhr Vormittags. Herr Pourthie brachte es durch dringendes Bitten und Geld dahin, daß Joseph Tjiang wieder frei gelassen wurde. [1])

Folgenden Tages wurden die Missionäre in die Hauptstadt geschickt; es wurden nur kleine Tagmärsche gemacht, weil der Provikar sehr schwach war, und die Häscher Mitleid mit ihm hatten. Auf dem Wege strömten viele Neugierige herbei, um die Gefangenen zu sehen, und Jedermann wunderte sich über das heitere Aussehen der beiden Lehrer des Abendlandes. In der Stadt Jang-tji, wo sie übernachteten, näherte sich ein im Dienste des Mandarins stehender Mann dem Herrn Petitnicolas und sagte halblaut

---

wurde, deren Gift seine Kräfte unvermerkt aufzehrte und ihm bisweilen sehr schmerzhafte Krisen verursachte. Das bewog dann den apostolischen Vikar ihn vom Felde seiner bisherigen thätigen Wirksamkeit abzurufen und in das Kollegium von Paison zu schicken.

[1]) Man wird später sehen, daß Joseph Tjiang mit dem hochwst. H. Daveluy am 30. März getödtet wurde.

zu ihm: „Wenn man nur auf eure Seele sieht, so ist das, was ihr zu thun im Begriffe seid, sehr schön, aber wie bedauernswerth ist es, wenn man auf eure Körper hinblickt!“ Bei diesen unerwarteten Worten ergriff Herr Petitnicolas gerührt die Hand dieses Mannes, fragte ihn, wer er sei, und fügte hinzu, daß er die Hoffnung nicht aufgebe, ihn später wieder zu sehen.

Sind es auch nur drei Tagmärsche nach Paison, so brauchte man diesmal doch sechs. Die HH. Pourthie und Petitnicolas waren am Tage nach dem Martyrthum des hochwst. Herrn Berneux angekommen, und brachten, nachdem sie vor dem Oberrichter des Gerichtshofes der Rechten erschienen waren, all die übrige Zeit bis zu ihrem Tode in Ku-riu-kan zu. Sie bestanden mit einander 3 oder 4 Verhöre; Herr Pourthie, der zu leidend war, sprach nichts, Herr Petitnicolas dagegen antwortete für ihn mit großer Festigkeit. Beide wurden mehrmals gefoltert.

Beim Todesgange schritt Herr Petitnicolas voraus, Herr Pourthie und zwei Christen, Alexis Uu und Markus Tieng folgten ihm. Zuerst wurde Herr Petitnilcolas hingerichtet, der drei Säbelhiebe erhielt, während Herr Pourthie nur einen empfing. Dieß geschah Sonntag, den 11. März, in Sai-nam-to, auf der Ebene, welche drei Tage zuvor mit dem Blute des hochwst. Herrn Berneux und seiner Gefährten getränkt worden war.

In Korea müssen nach einer Hinrichtung die Verwandten des Verurtheilten seine Ueberreste sammeln, sind aber keine Verwandte da, so trifft diese Pflicht die Einwohner jenes Dorfes, nach welchem der Verurtheilte in seinen letzten Augenblicken das Gesicht gewendet hatte. So konnten die Christen von Seul, trotz ihres Wunsches, den Missionären diesen letzten Dienst nicht erweisen. Nachdem die Leiber unserer Martyrer 3 Tage lang ausgesetzt geblieben, machten die Heiden des Dorfes Sai-nam to eine Grube, in welche sie alle zusammen legten; sobald jedoch die Verfolgung ein wenig nachgelassen hatte, beeilten sich die Christen, ihnen ein

anständigeres Begräbniß zu verschaffen. Aber ihre Armuth war so groß, daß sie nur mit genauer Noth das Geld zum Ankauf von Särgen und zur Bestreitung der übrigen Unkosten aufbringen konnten; Weiber verkauften sogar den Ring vom Finger, ihren letzten und kostbarsten Schmuck.

Am 20. Tage des siebenten Mondes kamen 40 Christen von verschiedenen Seiten her zu der Grube der Martyrer, und schritten mit Anbruch der Nacht zur Ausgrabung der 7 Leichname, welche sich da befanden; der achte, der des Markus Tieng, war von dessen Wittwe schon weggenommen worden. Die Leichname wurden wiedererkannt, neben einander geordnet, vor den Thieren sicher gestellt, worauf sich die Christen beim ersten Tagesgrauen wieder zurückzogen. Zwei Tage später kamen sie wieder und brachten sieben Särge, Weihwasser und Bücher, in welchen die Gebete für die Verstorbenen enthalten waren, mit sich. Drei Gräber wurden in einem Dreieck hergerichtet; das breiteste am Scheitel des Dreieckes nahm den Sarg des hochwst. Herrn Berneux auf, rechts von diesem und etwas nach unten wurde der des Herrn Bretenieres gelegt, links in gleicher Linie der des Alexis Uu. In dem zweiten Grabe, das rechts an der Grundlinie des Dreiecks sich befindet, wurden die Leiber der HH. Pourthie und Petitnicolas beigesetzt, endlich links im dritten Grabe die Leiber der HH. Beaulieu und Dorie. Es scheint, daß das Haupt des Herrn Dorie mit dem des Herrn Petitnicolas verwechselt wurde, da die Christen, welche die Ausscheidung der Körper besorgten, die beiden Missionäre bei ihren Lebzeiten vielleicht nie gesehen hatten, und so leicht diese Irrung begehen konnten. Neben jeden Sarg wurde ein kleines umgestürztes Gefäß gestellt, auf dessen Boden der Name des Martyrers geschrieben steht.

Diese geheiligten Ueberreste ruhen auf dem Berge Ur-a-ko-kai, eine halbe Stunde südlich von Seul.

III.

Der hochwſt. Herr Maria Nikolaus Anton Daveluy, 48 Jahre alt; — die HH. Petrus Aumaitre, 28 Jahre alt; — Martin Lukas Huin, 29 Jahre alt, gemartert den 30. März.

Wir haben ſchon erzählt, wie der hochwſt. Herr Daveluy gegen Mitte Januar zu gleicher Zeit mit dem hochwſt. Hrn. Berneux auf die Einladung des Regenten in die Hauptſtadt gekommen war. Als aber nach mehreren Tagen Wartens von einer Unterredung mit dem Regenten nicht mehr die Rede war, ſetzte er die Viſitation ſeiner Chriſtengemeinden wieder fort, und hiebei meldete ihm nun ein Brief des Hrn. von Bretenieres die Gefangennehmung des apoſtoliſchen Vikars. Da er anfangs nicht an eine allgemeine Verfolgung glaubte, ſetzte er ſeine Arbeiten fort; wie er aber ſah, daß die Häſcher, um den Zufluchtsort der Miſſionäre zu entdecken, die Chriſten verhafteten, folterten, zum Abfall vom Glauben oder zum Tode verurtheilten, erklärte er mehrmal ſein Vorhaben, ſich ſelbſt auszuliefern.

Der Gang der Ereigniſſe raubte ihm auch die letzten Hoffnungen, eine nach der andern. Die HH. Aumaitre und Huin, welche beide den Beſuch ihrer Chriſtengemeinden einzuſtellen genöthigt waren, konnten insgeheim zu dem Koadjutor gelangen, und den Tag vom Freitag 9. März bei ihm zubringen. Man trennte ſich ohne Hoffnung; der hochwſt. Herr Daveluy blieb in Keu-to-ri, die HH. Aumaitre und Huin konnten zwei kleine Stunden von da, der eine nach So-tel, der andere nach Sei-ko-ri gelangen. Die Häſcher aber durchſtreiften unausgeſetzt die Gegend, drei- oder viermal kamen ſie durch die Dörfer, in denen die Miſſionäre verborgen waren, die Gefahr war daher dringend. Der hochwſt. Herr Daveluy und Herr Aumaitre verſuchten zu entkommen, indem ſie in einer finſtern Nacht eine Barke beſtiegen, aber ein Gegenwind nöthigte ſie dieſen Plan aufzugeben, und ſie kehrten wieder in ihre Verſtecke zurück.

Der hochwst. Herr Daveluy war bei dem Katecheten Nikolaus Song verborgen, als die Häscher aus der Hauptstadt erschienen. Sogleich verkroch er sich unter einen Haufen dürres Holz, den Korb, welcher seine Kapelle enthielt, an seiner Seite. Die Häscher durchsuchten alle Häuser des Dorfes und kamen auch in das des Nikolaus Song. Einer von ihnen entdeckt den Korb, indem er dem Holz einen Fußtritt gibt, ein zweiter Tritt bringt den Kopf des hochwst. Herrn Daveluy zum Vorschein.

Erschrocken fährt der Häscher zurück.

„ — Fürchte dich nicht, sagte der Bischof zu ihm. Wen suchst du?

„ — Die Europäer.

„ — So ergreife mich dann, denn ich bin auch einer von denen, die du suchst."

Der Bischof wurde ergriffen, ohne daß man ihn jedoch mißhandelt hätte, und nicht aus dem Auge gelassen; Nikolaus Song dagegen mit Ketten beladen. Das ging Sonntag den 11. März vor.

Die Häscher drangen in den hochwst. Herrn Daveluy ihnen zu sagen, wo die andern Missionäre verborgen seien. Ueberzeugt, daß doch keiner entrinnen werde, und daß überdieß die Verfolgung, welche einzig gegen die Europäer gerichtet war, keinen Zweck mehr hätte, sobald die Missionäre sich würden ausgeliefert haben, und zudem von der Hoffnung erfüllt, das Dorf, welches dem Herrn Huin zur Zuflucht diente, retten zu können, glaubte der hochwst. Herr Daveluy dem Drängen der Häscher nachgeben zu sollen.

Herr Huin war nach der Zusammenkunft mit dem Koadjor und Herrn Aumaitre, am 9. März, nach Sei-ko-ri zurückgekehrt, wo er die heiligen Sakramente spendete. Die Häscher, welche überall waren, überwachten Sei-ko-ri ganz besonders. In der Nacht zog sich der Missionär in das Dorf No-peu-moi zu dem Christen Paul Sin, einem ziemlich angesehenen Adeligen zurück, der ihm eine Zufluchtsstätte angeboten hatte, und hier brachte er den 11. nicht ohne Beun-

ruhigung zu. Die Häscher, welche die Anwesenheit eines Europäers bei Paul Sin witterten, machten großen Lärm um das Haus herum, um die Erlaubniß zu erhalten, es durchsuchen zu dürfen, da nämlich die koreanische Sitte Jedermann, selbst den Häschern verbietet, ohne höhern Befehl in die Wohnungen eines Adeligen einzudringen. Dieses Verbotes ungeachtet wären die Häscher vielleicht dennoch mit Gewalt eingebrochen, wenn nicht ein adeliger Heide, der noch höhern Rang als Paul Sin hatte, aber sein Freund war, ihnen Geld gegeben und sie dadurch vermocht hätte, das Haus des Paul Sin ferner nicht mehr zu beunruhigen.

In der folgenden Nacht begab sich Herr Huin zu einem Verwandten seines Gastgebers nach Soi-tjai, einem von Nopeu-moi etwa 2 Stunden entfernten Dorfe. Wie er aber hier ankam, traten 7 Männer, 2 Christen und 5 Häscher, in das Zimmer des Missionärs. Die 2 Christen waren die Boten des hochwst. Herrn Daveluy. Nachdem die Häscher den Hrn. Huin sehr aufmerksam betrachtet, fragten sie ihn:

„ — Bist du wirklich der P. Min?"

„ — Ja, so nennt man mich.

Darauf übergaben ihm die Häscher einen Brief vom hochwst. Herrn Daveluy.

Wie er denselben gelesen, sagte er zu ihnen:

„ — Der Bischof ist diesen Morgen gefangen genommen worden, er ladet mich ein, zu ihm zu kommen."

„ — Hast du schon lange keinen Europäer mehr gesehen?"

Herr Huin, der glaubte, daß Herr Aumaitre gleich ihm selbst vom Bischof berufen oder wohl schon gefangen sei, antwortete ganz arglos:

„ — Erst neulich habe ich den P. O. (Herr Aumaitre) gesehen.

„ — Der P. O? versetzten die Häscher erstaunt. Wo ist denn der P. O?

„ — Ich weiß es nicht."

Dann senkte der Missionär den Kopf, den er mit beiden Händen bedeckte und sprach nichts mehr.

Mit ihm wurde auch sein Diener gefangen, und beide wurden nach Keu-to-ri geführt. Das Gerücht von der Ankunft des P. Min machte Aufsehen, etwa 30 Häscher gingen ihm entgegen und begleiteten ihn unter den lebhaftesten Zeichen der Neugierde und Freude zu dem hochwst. Herrn Daveluy.

Während dieses vorging, war auch Herr Aumaitre von der Gefangennehmung des hochwst. Herrn Daveluy unterrichtet worden, und wie er keinen Ausweg mehr sah, schlug er aus freien Stücken den Weg nach Keu-to-ri ein und lieferte sich den Häschern aus.

Diese letztern nahmen auf die freiwillige Unterwerfung Rücksicht, indem sie die Gefangenen nicht knebelten, sie sogar mit einer gewissen Achtung behandelten, weder dem Dorfe Keu-to-ri, noch dessen Umgebung irgend einen Schaden zufügten, und endlich den Diener des Herrn Huin und den Katecheten Nikolaus Song frei ließen. Auch zum Diener des hochwst. Herrn Daveluy, Lukas Hoang, sagten sie, daß er gehen könne, allein dieser weigerte sich dessen und betheuerte, daß er seinem Herrn und Vater bis in den Tod folgen wolle.

Noch 2 Tage blieb man in Keu-to-ri. Die von Bewunderung für ihre Gefangenen erfüllten Häscher gestanden, daß die christliche Religion gut sei, und daß, wenn sie die Missionäre verhafteten, sie dieß nur aus Gehorsam gegen die Regiernng thäten. Der hochwst. Herr Daveluy erinnerte sich, daß er noch 1,300 Sapeken an sicherm Orte verwahrt habe, ließ sie holen und theilte sie unter die Häscher aus.

Die 4 Glaubensbekenner, der hochwst. Herr Daveluy, die HH. Aumaitre und Huin und der Christ Lukas Hoang gingen nach Seul, ohne ein anderes Zeichen der Gefangenschaft als den rothen Strick und die gelbe Mütze zu tragen. Freudig, wie zu einem Feste, schritten sie einher. „Das ist seltsam, wiederholten die Heiden und die Häscher, diese Leute gehen zum Tode, was ist ihnen denn, daß sie so zufrieden sind?“

In der Hauptstadt wurden die Gefangenen in Ku-riu-kan eingekerkert, und bestanden keine andern Verhöre als nur vor den Oberrichtern; sie wurden übrigens gleich den Martyrern von Sai-nam-to gefoltert. Vier Tage nach ihrer Ankunft sandte der Hof den Befehl, sie fern von Seul zu tödten. Dieser Maßregel lagen 2 Ursachen zu Grunde, erstlich war der König krank, man fürchtete, der Tod der Europäer möchte die Wirkung der abergläubischen Mittel, die man zu seiner Heilung anwendete, hindern; dann stand der König im Begriffe zu heirathen, und ein so glückliches Ereigniß erlaubte nicht, die Umgegend der Hauptstadt mit Menschenblut zu beflecken.

Der hochwst. Herr Daveluy und seine Gefährten, denen man auch noch den Katecheten Joseph Tjiang beigesellt hatte, schlugen demnach den Weg nach Su-rieng, einem Dorfe des Bezirks Poriang am Ufer des Meeres ein. Alle 5 waren zu Pferde, denn ihre durch die Folter des Hieun-mun zerfleischten Füße waren in Wachspapier und Tuch eingewickelt. Ein Zug von Glückseligkeit strahlte auf ihrem Antlitz durch die sichtlichen Spuren der großen Leiden, die sie erduldet, hindurch. Wie der heil. Paulus überfloßen sie von Freude mitten in ihren Trübsalen, und diese Freude war so lebhaft, daß sie sich bisweilen in Freudengesängen Luft machte. Am Abend des hohen Donnerstags, den 29. März, war man schon in der Nähe der Richtstätte; der hochwst. Herr Daveluy kannte sie wohl, wie nicht minder die dorthin führenden Wege. Bevor die Häscher schlafen gingen, machten sie untereinander noch aus, statt den geraden Weg nach Su-rieng einzuschlagen, einen Umweg zu machen und die Verurtheilten in der benachbarten Stadt noch zur Schau zu stellen. Aber der hochwst. Herr Daveluy, welcher sie gehört hatte, rief lebhaft auf: „Nein, dem soll nicht also sein; ihr müßt uns morgen ohne Zögern auf die Richtstätte führen, denn morgen müssen wir sterben.“ Und siehe da, die Häscher willfahrten diesem Verlangen. Unser Herr wollte zeigen, wie angenehm ihm diese Opfer seien, da er ihnen die Gnade er-

wies, an dem Jahrestage, an dem er sein Blut für das Heil der Welt vergossen, auch das ihrige vergießen zu dürfen.

Ein große Zahl Soldaten stand auf der Ebene, wo die Hinrichtung stattfinden sollte, unter Waffen; dazu kamen noch neun mit Gewehren bewaffnete, welche Befehl hatten, im Falle eines außerordentlichen Ereignisses auf die Verurtheilten zu schießen. Dieß war eine überflüßige Vorsichtsmaßregel. Wir glauben nicht, daß die Martyrer von Su-rieng die Qual des Palpong oder das Durchstechen der Ohren zu leiden hatten, da diese zwei Arten von Foltern ausschließlich für die Hinrichtungen in Sai-nam-to bestimmt sind. Es wird auch gesagt, daß der präsidirende Mandarin den europäischen Priestern dreimal befohlen habe, ihn durch dreimalige Niederwerfung auf die Erde zu grüßen, worauf der hochwst. Herr Daveluy erwiederte, daß sie ihn nach französischer Art begrüßen wollen, was dann auch wirklich geschah. Aber der darüber unzufriedene Beamte ließ sie vor sich auf den Boden werfen. Ihrer Kleider beraubt, auf ihre Füße gekauert, und vorwärts gesenkten Hauptes erwarteten die Bekenner den Tod.

Der hochwst. Herr Daveluy erhält einen ersten Streich, der ihn niederwirft, das Blut spritzt aus der Nase, die Glieder ziehen sich mit krampfhaftem Zittern zusammen. Da hält der Henker inne ... der Lohn für seinen Dienst ist nämlich noch nicht bestimmt. Es müssen daher alle Angestellten der Präfektur versammelt und der schreckliche Handel besprochen werden. Endlich, nachdem dem Henker eine große Summe versprochen worden, willigt er ein, 2 andere Säbelhiebe zu führen, welche die Seele des Martyrers befreien. Das Haupt des hochwst. Herrn Daveluy wurde mittelst zweier Stäbchen auf einem Tisch befestigt, dem Mandarin überbracht, wie das auch bei den Martyrern von Sai-nam-to geschehen, und endlich über dem blutenden Rumpfe aufgehängt.

Herr Aumaitre erhielt zwei Säbelhiebe, und Herr Huin nur einen. Man erzählt, daß Herr Huin im letzten Augenblicke etwas aufgeregt gewesen sei und die schönen Worte

gesprochen habe: „Es kommt mich nicht schwer an, so jung und an einem so schmachvollen Orte zu sterben, was mich aber schwer ankommt, ist das, daß ich sterben muß, bevor ich noch etwas zur Rettung dieser armen Seelen gethan habe."

Die Körper der 3 Martyrer blieben 3 Tage liegen, ohne daß die hier zu Lande sehr zahlreichen Raubthiere diese glorreichen Ueberreste irgendwie angetastet hätten. Die Heiden sammelten und begruben dieselben, und später, anfangs Juni, als die Verfolgung nachgelassen, brachten einige Christen sie heimlich nach einem 3 Stunden im Innern entfernten Orte, bei einem Dorfe des Bezirks Kong-san. Die Leiber der Martyrer waren fast ganz unversehrt, und wurden in einem gemeinschaftlichen Grabe beigesetzt, jeder auf einem einfachen Brett, weil die Christen weder Zeit noch Geld hatten, um Särge für dieselben anzuschaffen.

§. 2. Koreanische Martyrer.[1])

I.

Franz Xaver Tjieun, 49 Jahre alt; — Johann Ni, 24 Jahre alt, gemartert im Januar 1866.

Xaver und Johann, beide von Naipo (Provinz Tschiang-Tschieng) gebürtig, gehörten dem bürgerlichen Stande an, und versahen die Verrichtungen von Katecheten. Xaver's Familie war schon seit mehreren Geschlechtsfolgen christlich, die Johann's zählte bereits 3 Martyrer.

Wir haben schon am Anfange dieses Berichtes gesehen, welchen Antheil Xaver und Johann an dem Vorfall im Dorfe Purki genommen, und wie sie zum Statthalter von Kong-tjiu geschickt wurden, welcher den Abfall vom Glauben zur Bedingung ihrer Freilassung gemacht hatte. Die beiden Katecheten antworteten hierauf, daß sie lieber hundertmal sterben als

---

[1]) Siehe den Bericht im V. Hefte v. J. Seite 373—379 über das Martyrthum der drei Koreaner: Paul O Pau-tsi, Hyazinth Hong und Thomas Song, die im März 1866 getödtet wurden.

ihren Gott verläugnen wollen, und muthig erduldeten sie die Foltern. Der Statthalter wollte sie aufrichtig retten, doch die Festigkeit ihrer Weigerung schnitt ihm alle Mittel dazu ab.

„ — Ihr möget meine Hände und Füße an die Aeste eines Baumes befestigen, sagte Johann, möget mein Fleisch völlig zerreißen, alle meine Gebeine zermalmen, aber vom Glauben abfallen werde ich nicht."

„ — Sprichst du dieß wirklich aus dem Innersten deines Herzens?

„ — Ja, ja, aus dem Herzensgrunde.

„ — Werden die Christen," fragte der Statthalter die beiden Katecheten, „wenn ich euch tödten lasse, euren Tod an mir nicht rächen?"

„ — Nein, darüber sei ohne Sorge."

Da wurde die Verurtheilung Xaver's und Johann's ausgesprochen, und sollte am folgenden Morgen vollzogen werden.

Im letzten Augenblick knieten die beiden Bekenner nieder, und brachten zusammen Gott das Opfer ihres Lebens dar, worauf dann Xaver zu Johann sagte:

„Du bist der Jüngere, ich fürchte den Eindruck, welchen der Anblick meines Todes auf dich machen könnte, gestatte daher, daß man mit dir den Anfang mache, ich werde dir gleich folgen.

„ — Gern", erwiederte Johann.

Und damit reichte er dem Henker, der ihn erwürgte, den Hals dar; unmittelbar nach ihm wurde auch Xaver erdrosselt. Es war der 10. Tag des zwölften Monats.

Der Henker begrub ihre Körper sorgfältig, indem er dachte, die Christen würden diese Handlungsweise nicht unbelohnt lassen.

II.

Thomas Hong-pong-tjiu; — Johann Nam, gemartert den 8. März.

Diese beiden Christen, deren Eifer und Hingebung man im Verlaufe dieses Berichtes schon bemerkt, wurden am glei-

chen Tage wie der hochwſt. Herr Berneux getödtet. Im Augenblicke, als man den Biſchof und ſeine Miſſionäre zum Martyrtode führte, wurden auch Thomas und Johann aus dem Gefängniß von Kem-pu nach Nei-ko-ri gebracht, wo ſie enthauptet wurden. Nei-ko-ri iſt ein Kreuzweg ungefähr 10 Minuten vor dem Thore So-mun in Seul.

III.

Petrus Tjoi, 57 Jahre alt; — Johann Tjieun, 55 Jahre alt, gemartert den 10. März.

I. — Petrus Tjoi gehörte einer chriſtlichen Familie an. Seine Frömmigkeit und Einſicht zogen die Aufmerkſamkeit des H. Maubat, der ihn in ſeinen Dienſt nahm, auf ſich. Nach dem Martyrtode dieſes Miſſionärs (1839) fuhr Petrus fort, ſich den Intereſſen der Miſſion zu widmen, er trug das ſeinige dazu bei, den hochwſt. H. Ferreol und H. Daveluy den Weg nach Korea zu eröffnen, und ſchloß ſich dann als Diener dem koreaniſchen Prieſter Andreas Kim an, der im Jahre 1846 den Martyrtod litt.

Zu dieſer Zeit war Petrus 36 Jahre alt, verheirathete ſich und ließ ſich in einer der Vorſtädte der Hauptſtadt, außer dem ſüdlichen Thore, häuslich nieder. Hier lebte er in ziemlichem Wohlſtande, ſchrieb religiöſe Bücher ab, kettelte Roſenkränze, trieb einen kleinen Handel, und zeichnete ſich durch eifrige Erfüllung ſeiner Pflichten aus.

Schon lange wünſchten die Miſſionäre zu ihrem Gebrauche eine Buchdruckerei zu haben, aber in einem Lande, wo die chriſtliche Religion geächtet war, war dieß eine ſchwierige Sache. Vor 4 Jahren nun, als eine beſſere Stimmung in den Geiſtern zu herrſchen ſchien, übertrug der hochwſt. Herr Berneux Petrus Tjoi die Sorge für dieſes Unternehmen. Seine Erwartung wurde nicht getäuſcht. Trotz den Gefahren, welche die Errichtug und Leitung der Buchdruckerei mit ſich brachte, kam Petrus doch damit zu Stande,

und in weniger als vier Jahren gab er mehrere tausend Bände heraus.

Als nun der Oberrichter nach der Gefangennehmung des apostolischen Vikars eine beträchtliche Anzahl dieser Bücher entdeckt hatte, fragte er einen schlechten Christen, Namens Ni-son-i, wer der Drucker derselben sei. Der Verräther nannte Petrus Tjoi und Joseph Im. Petrus hatte sich in der Voraussicht, daß man ihn verfolgen würde, in ein Gasthaus zurückgezogen. Wirklich kamen am 26. Februar mehrere Häscher in sein Haus und schlugen, um seinen Aufenthalt herauszubringen, in roher Weise seine Frau. Aber diese gab nicht nach, und es gelang ihr, in der folgenden Nacht zu entwischen, indeß sie eine junge erst vierzehnjährige Magd, einen aus Barmherzigkeit aufgenommenen Greis, und einen schwerkranken Christen, Namens Mathäus Ni, im Hause zurückließ. Am Morgen schlugen nun die wüthenden Häscher die Magd derart, und stießen so fürchterliche Drohungen gegen sie aus, daß die Unglückliche ihnen endlich sagte, wo ihr Herr verborgen sei; und diese Elenden hatten dann noch die Niederträchtigkeit, sie bei den Haaren zu nehmen, um sich von ihr in das bezeichnete Gasthaus führen zu lassen.

Petrus wird ergriffen, geknebelt, mißhandelt, seine Kleider werden in Stücke gerissen und er selbst wird vor den Gerichtshof der Rechten geführt. Der Gastwirth, der ihm eine Zuflucht gewährt, hatte eben noch Zeit, mit seiner Frau zu entfliehen, seine Habe aber wurde geplündert, sein Haus verkauft. Nach den gewöhnlichen Foltern des Hieun-mun, und Tjiu-tjiu wurde Petrus in Sieng-tjio, einem ausschließlich für die zum Tode Verurtheilten bestimmten Gefängnisse eingekerkert. Zwei Tage später nach Kam-pu gebracht, bestand er noch mehrmal den Hieun-mun und den Tjiu-tjiu. Von allen Martyrern von Nei-ko-ri ist Petrus derjenige, der am meisten gefoltert wurde. Man brachte ihn nach 4 Tagen nach Sieng-tjio zurück, die Knochen seiner Beine waren schrecklich zermalmt.

Endlich machte der 10. März seinem Leiden ein Ende. Ein Karren, auf welchem ein Kreuz aufgerichtet ist, hält vor dem Gefängniß. Petrus wird an das Kreuz befestigt; seine Füße ruhen auf einem Schemel, seine Beine werden unter den Knieen an den Stamm des Kreuzes gebunden, seine Arme ausgespannt, und seine Haare an eine hölzern Querstange geknüpft, welche über das Marterwerkzeug hinausragt. Ober dem Haupte liest man das Todesurtheil, das für alle Verurtheilte gewöhnlich dasselbe ist. Sobald der Karren außer dem Stadtthore ist, wird der Fußschemel weggezogen, und der an das Kreuz geheftete bleibt frei schweben, der vorgespannte Ochs wird mit dem Stachel gespornt, geschlagen, der Karren rollt mit reißender Schnelligkeit dahin, die Räder stoßen sich an den mächtigen Steinen, die sich auf dem Wege befinden. So umhergeschüttelt wird es dem Martyrer, dessen Körper durch die Foltern halb zerschlagen ist, übel und er fällt in gänzliche Ohnmacht.

Endlich langt man in Nei-ko-ri an. Nachdem die Henker die Stricke, mit welchen er gebunden, entzwei geschnitten, lassen sie ihn mit seinem vollen Gewicht auf den Boden fallen, berauben ihn seiner Kleider, binden ihm die Füße und darauf auch die Hände, welche gewaltsam auf den Rücken hinaufgezogen werden. Auf dem Boden ausgestreckt, das Haupt auf einem Holzblock, die Haare an einen Strick gebunden, den ein Soldat hält, erwartet Petrus den Scharfrichter. Beim ersten Streich wird sein Haupt vom Rumpfe getrennt.

Drei Tage lang hielten einige Häscher in der Nähe Wache bei den Ueberresten des Martyrers in der Besorgniß, es möchte Jemand sie wegnehmen. So wurde ja auch der Leichnam unsers Herrn Jesus Christus im Grabe bewacht. Nach Verfluß der drei Tage wurden dann der Kopf und der Rumpf auf das freie Feld geworfen, um hier die Beute der unreinen Thiere oder der Raubvögel zu werden. Aber Gott wachte über dieselben. Acht Tage später beerdigten sie einige

Christen unter dem Schutze der Nacht in der Nähe, zugleich mit dem Leichnam des Johann Nam.

II. — Während der ersten Verfolgung von 1839 hatte Johann Tjieun, nachdem er einen Monat im Gefängniß Ku-riu-kan gewesen, das Unglück gehabt, den heftigen Foltern zu weichen und vom Glauben abzufallen. Die Vorwürfe seiner Mutter und die Unmöglichkeit einen Priester aufzufinden, von dem er die Verzeihung seines Fehltrittes hätte erhalten können, brachte ihn anfangs in Muthlosigkeit und dann in eine Art religiöser Gleichgültigkeit. Als aber Andreas Kim, der erste eingeborne Priester von Korea, nach der Verfolgung die Christen besuchte, gab sich Johann aufrichtig an Gott hin und hörte seither nicht mehr auf seine Fehltritte zu beweinen.

Als der Verräther Ni-son-i die christlichen Buchdrucker angezeigt hatte, kamen die Häscher in das Haus des Joseph Im, und hier wurde Johann Tjieu gefangen. Entschieden weigerte er sich, den Zufluchtsort Joseph's anzugeben, und auf alle an ihn gerichteten Fragen antwortete er nur: „Fraget mich nicht, es ist doch unnütz; tödtet mich nur.“ Mit Petrus Tjoi wurde er anfangs in das Gefängniß von Sietjio geworfen; er theilte dessen Loos bis zum Ende, und starb nach ihm die gleiche Todesart.

Einige Zeit nachher ließ seine Wittwe die Leiche des Martyrers in einen Sarg legen und auf dem Berge No-koson begraben.

IV.

Alexis U, 21 Jahre alt; — Markus Tieng, 73 Jahre alt, den 11. März gemartert.

I. — Alexis U, aus dem Bezirk Seu-hug (Provinz Hoang-hai) hatte sich schon frühzeitig durch seinen glänzenden Verstand und seine Erfolge in den Prüfungen ausgezeichnet. Mit 18 Jahren hörte er den Katecheten Johann

Kim über die christliche Religion reden, und sein aufrichtiger Geist erfaßte sehr schnell die Wahrheit unserer Glaubenssätze. Gleich machte er sich an das Studium derselben und an die Erlernung der Gebete, wenn er auch schon die Gefahren, denen er sich aussetzte, vorhersah. Doch irdische Rücksichten waren nicht im Stande, eine so große Seele aufzuhalten. Sobald er seine Gebete und seinen Katechismus wußte, wagte er seinem Vater zu erklären, daß er Christ werden und in die Hauptstadt gehen wolle, um dort die Taufe zu empfangen. Gegenvorstellungen und strenge Behandlung, nichts vermochte seinen Entschluß zu ändern, und mit vielen andern Katechumenen kam er zu dem apostolischen Vikar. Der hochwst. Herr Berneux, von der ganz ausnahmsweisen Stellung des jungen Menschen zu seiner Familie unterrichtet, hielt es für gerathen, von ihm Beweise seiner Festigkeit im Glauben zu fordern, bevor er ihn zur Taufe zuließ. Doch Alexis wirft sich ihm zu Füßen und beschwört ihn unter Thränen, die so dringend erbetene Gnade doch nicht hinauszuschieben.

„— Mit der Gnade Gottes, so sagte er, hoffe ich wohl den Prüfungen, die mich in meiner Familie erwarten, nicht zu erliegen.“

„— Sei ruhig, mein Lieber, antwortete ihm der apostolische Vikar; wenn du bei diesen deinen Gesinnungen beharrst, werde ich deinen Wunsch erfüllen.“

Dann übergab er ihn dem Katecheten Markus Tieng. Nach achttägiger Probezeit wurde Alexis für würdig befunden, ein Jünger des Gekreuzigten zu werden, und empfing die Taufe; es war im Jahre 1863.

„— Nachdem du nun ein Kind Gottes geworden, sagte der Bischof zu ihm, als er ihn in seine Familie zurückschickte, so hüte dich, dem bösen Geiste zu dienen. Habe Mitleid mit den Seelen deiner Eltern, und bestrebe dich, dieselben der großen Gnaden, mit denen du überhäuft worden, gleichfalls theilhaftig zu machen.“

Der junge Mensch tritt in den Schoß seiner Familie zurück. Aber welcher Unterschied zwischen jetzt und früher! An die Stelle der Liebe ist der Haß getreten, die zuvorkommende Sorgfalt, deren Gegenstand Alexis zuvor gewesen, hat einem System von unaufhörlichen Verfolgungen und unglaublichen Gewaltthätigkeiten Platz gemacht. Doch der Neubekehrte geht als Sieger aus diesem Kampfe hervor, sein Glaube, seine Sanftmuth, seine Geduld entwaffnen und rühren seine Verfolger ... „Glaubst du denn, mein Sohn, daß ich meine Freude daran habe, dich zu mißhandeln?" Und bei diesen Worten brach der unglückliche Vater in Schluchzen aus, und fiel Alexis um den Hals. Im tiefsten Grunde des Herzens erschüttert, machte sich der junge Held schweigend aus den Armen seines Vaters los, um seine Thränen zu verbergen.

So verflossen nun mehrere Monate. Die Gesinnungen der Familie wurden immer feindseliger, so daß Alexis voll Mißtrauen gegen sich selbst den Entschluß faßte, das väterliche Haus zu verlassen. Von seinem Vater nahm er mit folgenden Worten Abschied:

„ — Da ich dem Herrn des Himmels, der mein erster Vater ist, hier nicht dienen kann, und ich dich, wie du sagst, nur mit Schande bedecke und dir Gram bereite, so bitte ich um die Erlaubniß, mich anderswohin begeben zu dürfen."

„ — Beeile dich nur, antwortete ihm der Vater barsch, du kannst nichts besseres thun."

Und neuerdings legte Alexis die 34 Stunden zurück, die ihn von der Hauptstadt trennten, und klopfte an der Thüre der niedrigen Wohnung des Katecheten Markus Tieng an. War er ja hier ein Kind Gottes geworden, und wußte er, daß er hier eine gute Aufnahme finden würde. Zur Bestreitung seiner Bedürfnisse beschäftigte er sich mit der Uebersetzung von religiösen Büchern in's Chinesische und Koreanische.

Im väterlichen Hause war Alexis inzwischen keineswegs vergessen, gegentheils war die Liebe dort stärker als der Fanatismus. Oft unterhielt man sich Abends am häuslichen Herd von dem Verbannten. Endlich hört der arme Vater nur mehr auf die Stimme seiner Zärtlichkeit, beginnt nach seinem Sohne zu forschen, entdeckt seinen Zufluchtsort und schickt in aller Eile einen Christen zu Alexis, der ihm das Bedauern und die Wünsche der ganzen Familie melden muß.

Die Freude im Herzen und ein Gebet auf den Lippen eilt Alexis bei diesem Rufe herbei. Aber gleich bemerkt man auch, daß er, weit entfernt seine Gesinnungen geändert zu haben, in dem Glauben nur noch fester geworden ist. Da nimmt der Vater seinen Sohn bei Seite und sagt zu ihm: „Du weißt, daß der König und die Großen des Reiches die Christen verfolgen und tödten, daß jeder, der diese Religion annimmt, sich entehrt, weil er die gebräuchlichen Zeremonien und Todtenopfer unterläßt. Indessen glaube ich, daß dein Geist einsichtig genug ist, um dich vor Täuschung zu bewahren, und dein Herz gefühlvoll genug, um deinen alten Vater und deine ganze Familie nicht betrüben zu wollen. Woher kommt es denn, daß du nun mehr als je auf dem Christenthum beharrst? Oeffne mir deine Seele, mein Sohn, und unterrichte mich gründlich in der Lehre, die du kennst.“

Bei diesen Worten vergoß Alexis Thränen der Freude, und der Erfolg der Unterredung war die Bekehrung des Vaters. Nach mehrern in der Familie gehaltenen Berathungen wurde beschlossen, daß man sich an die christliche Religion, da sie gut sei, anschließen müsse. Dieses Glück erstreckte sich bald auch auf die nahen Verwandten, und es empfingen mehr als 20 Personen die heilige Taufe. Um aber der Verfolgung zu entgehen, mußte die Familie U in den Bezirk Non-tjai (Provinz Piang-an-to) auswandern, und hier war es, wo das Haupt der Familie kurz darauf eines heiligen Todes starb.

Als die Verfolgung ausgebrochen war, wurden Alexis und mit ihm noch 16 andere Christen verhaftet. Der Mandarin wüthete mit der größten Grausamkeit gegen die Gefangenen, und schreckliche Foltern wurden angewendet, um sie zur Verläugnung ihres Glaubens zu bringen. Alexis's Körper war schon ganz zerrissen, und das Fleisch von den Knochen seiner Beine großentheils losgeschält, als ihm ein Wort vom Abfall entschlüpfte. Sogleich wurde innegehalten. Doch kaum war er losgebunden, so beweinte er seinen Fehltritt bitter; und als er dann noch die Gefangennehmung des hochwst. Herrn Berneux vernahm, rief er schmerzlich aus: „Wo denn, wo werde ich meinen Fehler beichten können?"

Seine Wunden waren noch kaum verbunden, als er sich schon auf ein Pferd helfen ließ, und ungeachtet aller Bemühungen ihn zurückzuhalten, die Straße nach Seul einschlug. „Lasset mich, sagte er, lasset mich schnell mein Verbrechen beichten. Vielleicht komme ich doch schon zu spät an. Jedermann, bis in die Hauptstadt, wo ich bekannt bin, soll Zeuge meines schmachvollen Falles, meiner Reue und meines Todes sein!" Er begibt sich in das Haus des Markus Tieng, welches aber von einer Abtheilung Häscher besetzt war, und erklärt sich als Christ. Er wird in das Gefängniß Ku-riu-kan geworfen, das er nur mehr verlassen sollte, um die Verhöre und Foltern zu bestehen, und in den Tod zu gehen. Er war so glücklich, im Kerker den hochwst. Herrn Berneux anzutreffen, von welchem er nächst der Lossprechung von seinem Fehltritte auch noch tröstliche Aufmunterung empfing.

Der Mandarin, welcher von Alexis Rückkehr zum Glauben Kenntniß erhalten hatte, ließ dies nicht hingehen.

„ — Junger Mensch, sagte er zu ihm, liebst du denn das Leben nicht?

„ — Ich liebe es freilich, antwortete Alexis.

„ — So lebe denn, erwiederte der Mandarin.

„ — Gut, das will ich schon.

„ — Aber zuvor mußt du den Glauben verleugnen.

„ — O nein, nein! Um diesen Preis will ich nicht leben!“

Diese seine Antworten setzten alle Anwesenden in Erstaunen. Er wurde nun noch mehreren Foltern unterworfen als selbst die Missionäre, denn außer den Hieun-mun und Tjiu-tjiu mußte er auch zu wiederholten Malen furchtbare Schläge aushalten, und sein Körper war nur eine Wunde.

„Der junge Bekenner begleitete die HH. Pourthie und Petitnicolas und den Katecheten Markus Tieng nach Seinam-to, und theilte alle ihre Martern; sein Haupt fiel beim zweiten Streich. Schon oben haben wir bemerkt, daß Alexis Körper in dem gleichen Grabe mit dem hochwst. Herrn Berneux und Herrn von Bretenieres beigesetzt wurde.

II. — Aus einer edlen aber heidnischen Familie im Bezirk Suen (Provinz Kieng-kei) entsprossen, war Markus Tieng 45 Jahre alt, als er 1839 den Ausbruch der Verfolgung sah. Anfangs dachte er, die christliche Religion müsse schlecht sein, weil sie die Todtenopfer verbot und ein Gegenstand des Hasses von Seite der Regierung war. Erstaunt jedoch, so viele Personen und selbst solche von Stand mit Freude in den Tod gehen zu sehen, wollte er wissen, was es denn um diese Religion sei, und er begann nun über sie zu lesen. Eines Tages strahlte nun die Wahrheit so lebhaft in seine Augen, daß er ausrief: „Wie denn! ich glaubte, daß kein Christ ein rechtschaffener Mensch sein könne, und jetzt sehe ich wirklich, daß man ein rechtschaffener Mensch nur wird, wenn man Christ wird.“

Sein Entschluß war bald gefaßt. Die Foltern, welche die Christen aushalten mußten, die Ströme von Blut, die vor seinen Augen flossen, trieben ihn nur mehr zum Studium der christlichen Lehre an, und um sich diesem zwanglos widmen zu können, verließ er seine Familie und Heimath, und kam nach Seul, wo er eine kleine Schule gründete.

Er war eine der festesten Stützen der Christengemeinde zur Zeit, als der hochwst. Herr Ferreol nach Korea kam, und der apostolische Vikar setzte ihn daher gleich zum Katecheten der Hauptstadt ein, ein Amt, welches Markus Tieng bis zu seinem Tode mit bewunderungswürdiger Aufopferung versah. Die hochwürdigsten HH. Berneux und Daveluy sprachen immer nur mit einer gewissen Verehrung von ihm. „Sehet, sagte der hochwst. Herr Berneux, diesen guten Greis; seine Lebenstage sind voll und sein Weg ist gerade. Sein Platz im Himmel wird schön sein, und ich wollte gerne auch einen solchen haben.“ Sein Eifer kannte keine Grenzen: die Zimmer für den Gottesdienst zubereiten, die Katechumenen und Neubekehrten unterrichten, dafür sorgen, daß die Kranken die Sterbsakramente empfingen, sie besuchen, trösten, die Versammlungen der Christen leiten, den Gebeten und Unterweisungen beiwohnen, das waren die Werke, welche sein Leben ausfüllten. Er war der Geschäftsführer aller Christen bei dem Bischof, eine täglich wiederkehrende und oft heikle Arbeit, bei der er sich aber immer gleich und fröhlich gesinnt zeigte. Trotz seiner großen Armuth hätte er es doch für schuldbar gehalten, wenn er von seinen Verrichtungen als Katechet irgend einen Vortheil gezogen hätte; die Arbeit einer Frau und einiges Almosen reichten für seinen Hausbedarf aus. Was könnte man dem Bilde dieses Greises, dem sein kahles Haupt und sein langer weißer Bart ein so ehrwürdiges Aussehen gaben, noch beifügen, wenn nicht, daß man ihn nur den Heiligen nannte?

Nach der Gefangennehmung des hochwst. Herrn Berneux hatte Markus Tieng alsbald begriffen, daß er auch nicht mehr entrinnen könne. Als daher Paul Phi, sein Neffe und zugleich Diener des Herrn von Bretenieres einige Bücher verbergen wollte, sagte er zu ihm: „Wozu das? Mögen wir thun, was wir wollen, es wird doch alles weggenommen werden.“ Dann befahl er ihm, mit seiner Frau eine andere Zufluchtsstätte zu suchen. „Was aber mich betrifft, fügte er hinzu, so muß ich hier bleiben bei Herrn von Bretenieres,

dem meine Erfahrung nothwendig ist; wie auch bei den erschrockenen Christen, die in großer Zahl meine und des Missionärs Rathschläge einholen." Die wahre Ursache aber, die ihn auf seinem Posten zurückhielt, war das Verlangen nach dem Martyrthum.

Am 25. Februar, früh Morgens, umringen Soldaten und Häscher seine Wohnung, entfernen erst alle Fremden aus derselben und lassen sie laufen, und fragen dann nach dem Hausherrn. Der Greis erscheint mit seiner gewöhnlichen Leutseligkeit und gibt sich gefangen. Nach einigen Augenblicken, die er im Gefängniß Ku-riu-kan zugebracht, wurde er nach Kam-pu geführt; hier blieb er, wie auch der hochw. Herr Berneux und seine Gefährten, vier Tage, worauf er nach Ku-riu-kan zurückkam, welches er nur mehr verließ, um nach Sai-nam-to zu gehen.

Die Weigerung irgend welche Anzeige zu machen, rief den Zorn der Richter gegen Markus hervor, so daß sie ihn auch auf das grausamste schlagen ließen. „Tödtet mich nur, wiederholte der Dulder, da ich ja in euren Augen ein todeswürdiges Verbrechen begangen habe." Er erlitt den Hieu-mun und den Tju-tjiu, und die gleichen Martern wie die Herren Pourthie und Petitnicolas und Alexis U, erhielt vier Säbelstreiche, und ging dann hinüber, um den Lohn seiner Arbeiten zu empfangen. Drei Tage nachher konnte seine Wittwe seinen Körper erhalten und begraben.

V.

Lukas Hoang; Joseph Tjiang, 64 Jahre alt, gemartert den 30. März.

I. — Ueber Lukas Hoang wissen wir nichts Weiteres, als was in dem Bericht über das Martyrthum des hochw. Herrn Daveluy von ihm gesagt worden. Er schlug die Freilassung aus, um seinem Meister und Vater in den Tod zu folgen. Und er hielt auch Wort. Der hochwst. Herr Dave-

luy hatte ihn zum Gefährten seiner Leiden und seines Triumphes.

II. — Joseph Tjiang, geboren im Dorfe Neng-tji-tji (Bezirk Suen), war ein Bürger vom guten Stande, der, wenn er sich auch dem Landbau widmete, doch die chinesischen Buchstaben studirt hatte, ein Studium, mit dem sich sonst fast ausschließlich nur die adeligen Koreaner beschäftigen. Er war durch seine Stiefschwester Barbara Kim, welche fast alle Glieder ihrer Familie für Jesus Christus gewonnen hatte, zur christlichen Religion bekehrt worden. Einmal getauft bekehrte Joseph nun auch seine Frau und seine vier Kinder. Seine Kenntnisse in der Religion, seine Frömmigkeit und seine Klugheit in den Geschäften bewirkten, daß er zum Katecheten ernannt wurde.

Sobald man im Jahre 1855 Paison, ein kleines von Bergen umgebenes und schwer zugängliches Thal ausgewählt hatte, um dort ein vor den Heiden gesichertes Kollegium zu gründen, stund man keinen Augenblick an, das Kollegium unter seinen Namen zu stellen. So wurde Joseph Tjiang, der seit zwölf Jahren in Paisan wohnte, der Herr und weltliche Verwalter der Anstalt, und ihm, nächst Gott, hat man es zu danken, daß man in einem Lande, wo die christliche Religion unter Todesstrafe verboten war, eilf Jahre lang ein Kollegium besaß. Die Zeit, die er nicht dem Kollegium als Katechet widmete, verwendete Joseph auf die Handarbeit zur Erhaltung seiner Familie, denn die Verfolgung hatte ihn in Verhältnisse gebracht, die der Dürftigkeit nahe kamen.

Am 2. März, nach der Gefangennehmung der HH. Pourthie und Petitnicolas, schlug Joseph Tjiang auf Befehl dieser seiner geistlichen Väter mit den andern fliehenden Christen den Weg nach dem Gebirge ein. Er war erst einige Schritte von Paison entfernt, als ihn ein Häscher gewahr wurde und ihm zurief:

„ — Wohin willst du? Halte inne und komme hieher.“

— Joseph hält inne und geht dem Häscher entgegen.

— Wer bist du? fragte dieser letztere wieder.

— Ich bin Tjiang nak-sio, Hausmeister des Kollegiums."

„ — Und warum gehst du fort? Gehe mit deinen europäischen Meistern."

Joseph, ganz glücklich darüber, mit seinen verehrten Vätern wieder vereint zu sein, wollte nicht, daß H. Pourthie sich bei den Häschern für seine Freiheit verwende. Aber der Provikar, der wußte, welche Dienste ein solcher Mann der Mission noch leisten könne, brachte durch seine Bitten so viel zu Stande, daß Joseph Tjiang nicht fortgeführt wurde. Doch dieser wollte bei den Missionären bleiben, und da er folgenden Tages im Augenblicke der Abreise ebenfalls da war, wurde er auf einen der vorgespannten Ochsen gesetzt. Erst nachdem man schon eine halbe Stunde weit war, bemerkte H. Pourthie seine Anwesenheit, und brachte es neuerdings dahin, daß er wieder zurückgeschickt wurde. Weinend ging Joseph nach Hause, wo er fünf Tage verblieb; als er dann aber nichts mehr zu essen hatte, begab er sich nach No-rel-kuf, einem drei Stunden von Paison entlegenen Dorfe.

Er trat eben in ein Haus dieses Dorfes, als die Häscher anlangten, von denen mehrere Joseph als denjenigen erkannten, den sie in Paison bei der Gefangennehmung der HH. Pourthie und Petitnicolas gesehen hatten. Sie sagten also zu ihm: Warum bist du hieher gekommen; deine Absichten müssen nicht richtig sein; worauf sie ihn dann verhafteten und mit andern Christen zum Mandarin von Tjiei-tjieun führten.

Der Beamte, von seiner würdevollen Gestalt und seinem ehrlichen Gesicht betroffen, erkundigte sich nach den Verbrechen, die man ihm zur Last legte und berichtete darüber in die Hauptstadt. Von hier erhielt er die Antwort, daß Tjiang, wenn er wirklich der Hausverwalter der europäischen Priester sei, in die Hauptstadt abgeliefert werden solle; wenn

er aber dieß nicht wäre, genüge es, den Abfall vom Glauben von ihm zu verlangen, und ihn dann wieder heim zu schicken.

„ — Ist es wirklich wahr, fragte daher der Mandarin Joseph, daß du der Hausverwalter der europäischen Priester bist.

„ — Ja, das ist ganz wahr, der bin ich.

„ — Du lügst. Man sagt, nicht du seiest es, sondern ein gewisser Ni.

„ — Freilich, ich wiederhole es, ich bin der Hausverwalter, Ni war nur Lehrer im Kollegium. [1])

„ — Wenn du es denn so haben willst, so werde ich dich in die Hauptstadt schicken."

Joseph wurde wieder ins Gefängniß zurückgeführt. Der Mandarin wollte ihn retten, er aber weigerte sich hartnäckig das Wort auszusprechen, welches seine Freilassung herbeigeführt hätte. Nachdem hierüber nach Seul berichtet worden, kamen drei oder vier Häscher aus dieser Stadt, um ihn abzuführen. Als diese an die Thüre des Gefängnisses, in welchem mehrere Christen schmachteten, gekommen waren, schrieen sie hinein: „Derjenige, welcher in die Hauptstadt gehen muß, komme heraus," worauf Joseph erschien.

Von einer gewissen Achtung ergriffen, sagten die Häscher zu ihm:

„ — Fürchte dich nicht. Wir werden dich ruhig bis in die Hauptstadt geleiten.

„ — Was hätte ich auch zu fürchten? versetzte Joseph, „ich bin ja im Gegentheil am Ziel meiner Wünsche."

Man setzte ihm die gelbe Mütze auf und that ihm den rothen Strick um, ohne ihn zu binden. In das Gefängniß Ku-riu-kan geworfen, verließ er dasselbe mit dem hochwst. H. Daveluy, den HH. Aumaitre und Huin und Lukas Hoang,

---

[1]) Benanz Ni, ein Gelehrter von vornehmer Abkunft, wohnte im Kollegium, wo er die Zöglinge die chinesischen Buchstaben lehrte.

um nach So-nam-to zum Tode zu gehen. Er litt den Hieun-mun und den Tjiu-tjiu, und wurde gefoltert, weil er nichts von dem sagen wollte, was er von dem Christen Venanz Ni wußte, der überall aufgesucht wurde. Er sollte allein sterben, bat aber von den Missionären nicht getrennt zu werden, und diese Gunst wurde ihm auch gewährt. Er erhielt nur einen Säbelhieb und ging hinüber, um seinen Platz unter den Martyrern einzunehmen.

VI.

Susanna Kim, 30 Jahre alt, gemartert den 30. März.

Aus dem Bezirk Tehuk-son (Provinz Kieng-kei) stammend, gehörte Susanna einer Bürgerfamilie an, welche wegen ihrer Glaubenstreue seit drei Geschlechtsfolgen den größten Theil ihres Vermögens verloren hatte. Seit ihrem sechzehnten Jahre wurde Susanna an einen Christen, Namens Johann Kim, verheirathet, und lebte glücklich im Dorfe Tschug-mal (Bezirk Sin-tschiang) in Mitte ihres Gatten und ihrer drei Kinder, als die Verfolgung des Jahres 1866 ausbrach.

Da floh sie mit ihren Kindern nach Hai-sa-tong (Bezirk Tschieun-an) in das von ihrem Bruder und ihrer Mutter bewohnte Haus. Hier nun ergriffen sie die Häscher mitsammt ihrer alten Mutter und einer andern christlichen Frau. Alle Einwohner des Dorfes waren entweder geflohen oder vom Glauben abgefallen. Diese drei Frauen wurden nun fortgeführt; Susanna nahm eines ihrer Kinder, das fünfjährig war, an die Hand, während sie das jüngste, das erst zwei Monate alt war, auf dem Arme trug. Unterwegs schickten die Häscher Susanna's Mutter zu deren großem Leidwesen wieder nach Hause.

Als die beiden Gefangenen in der Stadt Tschieun an angekommen waren, erschienen sie vor dem Mandarin, und weigerten sich vom Glauben abzufallen. Das Loos, das sie

erwartete, vorausſehend, beauftragte Suſanna einen Chriſten, das älteſte ihrer beiden Kinder zu Johann Kim zu bringen.

Der Statthalter, deſſen Drängen und Drohen ohne Erfolg blieb, wagte doch nicht die beiden Chriſtinnen zu foltern, und ſchickte ſie daher in die Hauptſtadt der Provinz. Das hieß ſo viel als ſie in den Tod ſchicken, und Suſanna begriff dies auch. Zum letzten Mal küßte ſie herzlich ihr kleines Kind, und übergab es dann einem bekannten Chriſten, den ſie auf dem Wege nach Kong-tſchiu antraf.

Der Statthalter der Provinz richtete indeſſen eben ſo wenig aus als der Mandarin. Die beiden Frauen beharrten in dem Bekenntniß ihres Glaubens, und wurden demzufolge ſo heftigen Foltern unterworfen, daß ihnen die Beine zerſchlagen und die Rippen gebrochen wurden. Sie mußten ins Gefängniß zurückgetragen werden, wobei die Schergen noch die grauſame Niederträchtigkeit begingen, ſie mit Schlägen und Unbilden zu überhäufen. Ein neues Verhör und neue Martern wurden noch vorgenommen, ehe dieſe heldenmüthigen Frauen am Charfreitag, den 30. März, im Kerker erwürgt wurden. Ihre Leiber wurden ins Freie geworfen und dann in der Nähe im gleichen Grabe beſtattet. Einige Tage ſpäter ging auch das kleine Kind der Suſanna in den Himmel ein, um dort ſeine Mutter wieder zu finden.

VII.

Paul Kim, 59 Jahre alt, gemartert den 8. September.

Die Familie Paul Kim's, die aus dem Dorfe An-eifil, Bezirk Jong-in, Provinz King-kei, ſtammt, und ſich durch ihren Rang und guten Ruf auszeichnete, war heidniſch. Nach dem Tode ſeines Vaters trat Paul, der damals achtzehn Jahre zählte, mit ſeiner Mutter und einer ſeiner Tanten in die große Familie der Kirche ein. Daraufhin mußte er aber ſein Vaterland verlaſſen und ließ ſich ſpäter in Seul nieder. Einer ſeiner Söhne war mein Diener, nachdem

er zuvor nacheinander bei den HH. Maistre, Petitnicolas und dem hochwst. H. Berneux die gleiche Stelle versehen hatte. Gegen das Jahr 1860 wurde Paul auf einer Seite gelähmt und verlor die Sprache, eine Prüfung, die er mit großer Ergebung ertrug.

Im März 1866 war er der Verfolgung dadurch entgangen, daß er sich zu einem Verwandten seiner Frau zurückzog. Da aber im September der Befehl zur Verhaftung aller Christen neuerdings gegeben worden, wurde Paul vor den Oberrichter geführt, der ihn ohne irgend welches rechtliche Verfahren zum Tode verurtheilte.

Am 8. September, am Tage Mariä Geburt, ging Paul zum Martyrtode, und wie seine edlen Vorgänger im Monat März, bestand auch er alle in Sei-nam-to gebräuchlichen Martern, den Palpong, die Durchstechung der Ohren u. s. w. Nach einem Monate verschafften ihm die Christen ein ehrenvolles Begräbniß auf dem Berge Uai-a-ka-kai.

VIII.

Johann Pak, 55 Jahre alt; — Maria Kim, 49 Jahre alt; — Paul Ni, 22 Jahre alt; — Franz Ni, 45 Jahre alt, gemartert im November.

I. — Johann Pak gehörte dem Adel an, war in der Kenntniß der chinesischen Buchstaben sehr bewandert, und unterzog sich den Prüfungen mit gutem Erfolg. Nachdem er 1860 mit allen Personen seines Hauses getauft worden, wurde er zum Katecheten des hochwst. H. Berneux ernannt, eine Aufgabe, der er sich mit Eifer unterzog, und unter den Heiden viele Bekehrungen zu Stande brachte. Mehr als ein Mal brachten ihn die Verfolgungen an den Bettelstab, ohne doch jemals seine Geduld wankend machen zu können. Um seine Frau und seine zwei Kinder zu erhalten, verfertigte er Strohschuhe, die er in den Vorstädten der Hauptstadt, wo er sich seit einiger Zeit niedergelassen hatte, von Thüre zu Thüre feilbot. Bei diesem Hausiren wurde er nun erkannt,

und als Christ verhaftet. Auf seine Weigerung vom Glauben abzufallen, unterwarf ihn der Oberrichter dem Hieunmun und Tjiu-tjiu, und verurtheilte ihn zum Tode.

Ein bemerkenswerther Umstand ist dabei noch der, daß Johann Pak nicht an dem zur Hinrichtung bestimmten Orte litt, sondern anderthalb Stunden von Seul an das Ufer des Flusses nach dem Dorfe Jang-ha-tjin geführt wurde. Diese Neuerung hatte einen doppelten Zweck. Einmal wollte der Regent sich wegen dem Einfall rächen, den die barbarischen, d. i. die französischen Schiffe ins Innere des Königreiches zu machen gewagt hatten, indem sie den Fluß hinaufgefahren waren. „Ist nicht, sagte er, der Christen wegen der Fluß von diesen Schiffen verunreinigt worden? Er mußte daher wohl durch Blut wieder gereinigt werden." Der andere Zweck, den der Regent im Auge hatte, war der, den fünfhundert in Jang-ha-tjin gelagerten Soldaten zu zeigen, wie groß der Haß gegen die Christen sei, und mit welcher Strenge der Befehl des Regenten, jeden als Christen erkannten Soldaten zu tödten, ausgeführt werden solle.

Nach Johann Pak wurden dann die Frau und einer der Söhne von Franz Ni, von denen wir gleich sprechen werden, gemartert.

II. — Franz Ni war, wie Johann Pak, der Sprößling einer edlen Familie, und stammte wie dieser, aus der Stadt Sin-tjieun, Provinz Hoang-hai. Noch als Heide und eifriger Anhänger abergläubischer Gebräuche ließ er sich in Seul nieder, und häufig zog man ihn wegen seinen Kenntnissen in diesen Dingen zu Rathe. Vor zehn Jahren trat er zum Christenthume über, und sein Eifer brachte die Bekehrung einer großen Anzahl Heiden, alle Personen seines Hauses nicht mitgerechnet, zu Stande.

Die Verfolgung stürzte ihn und die Seinigen in Dürftigkeit. Seine drei verheiratheten Kinder mußten über all herumirren, wurden als Christen allerorts weggewiesen und hatten nichts, um sich zu nähren und zu kleiden. Er

ſelbſt, von ſeiner Frau Maria Kim und ſeinem Sohne Paul begleitet, klopfte in ſeiner äußerſten Noth an der Thüre eines Heiden in Koa-tſchieun, drei Stunden von der Hauptſtadt, an. Inzwiſchen war der Bruder des Franz Ni, wiewohl Heide, angeklagt worden, in einer der Vorſtädte von Seul Chriſten eine Zuflucht gewährt zu haben, und war vor den Gerichtshof der Rechten geſchleppt worden. Da er jedoch die Foltern nicht auszuhalten vermochte, machte er ſich anheiſchig, die ihm bekannten Chriſten auszuliefern; er ging alſo mit Häſchern hin, und lieferte ſeinen Bruder, ſeine Stiefſchweſter und ſeinen Neffen aus.

Der Oberrichter weihte dieſe ganze chriſtliche Familie nach den gewöhnlichen Foltern des Hieun-mun und Tjiu-tjiu dem Tode. Paul Ni und ſeine Mutter folgten am 14. Tage des neunten Mondes dem Johann Pak in ſeinem Triumphe und drei Tage ſpäter wurde auch Franz Ni wieder mit ſeiner Frau und ſeinen drei Söhnen im Himmel vereint.

Noch gibt es andere Martyrer in den Bezirken der HH. Feron und Ridel, doch ſind uns die nähern Umſtände ihres Bekenntniſſes und ihres Todes nicht bekannt.

Calais,
apoſtoliſcher Miſſionär von Korea.“

Missionen von Afrika.

Apostolisches Vikariat Dahomey.

Ein neulich aus Dahomey angelangter Brief bringt uns glückliche Nachrichten. Er zeigt, wie die seit noch nicht zwei Jahren in Porto-Novo niedergelassenen Missionäre schon mit der Gründung einer weiter von der Küste entfernten Station beschäftigt sind. Der erste zu diesem Zwecke unternommene Ausflug berechtigt zu der Hoffnung, daß dieser Theil des westlichen Afrika der Wirkung der Gnade nicht widerstehen werde, sobald nur ein Mal die Zahl der Missionäre und reichlichere Hülfsmittel die Verkündigung des Evangeliums daselbst möglich machen werden.

Brief des H. J. Bouche, apostolischen Missionärs in Dahomey, an H. A. Planque, Generaloberen des Seminars der afrikanischen Missionen.

Porto-Novo, 1. Septemaer 1867.

Herr Superior!

Da Herr Courdioux nach Widah abreisen mußte, fand er keine Zeit Ihnen über einen kleinen Ausflug, den ich mit den HH. Verdelet und Vermorel gemacht, zu berichten, und hat deßwegen mich damit beauftragt.

Schon seit unserer Ankunft in Porto-Novo war entschieden worden, daß wir nach Aggera gehen wollten, um vorläufig den Boden zu untersuchen, in der Absicht daselbst eine Station zu gründen.[1]) Diese Stadt liegt im Innern des Landes, zwei Stunden von Porto-Novo und gehört zum gleichen Königreich; der Großkabeceres, der sie regiert, ist mit bedeutender Gewalt ausgerüstet und führt selbst den Titel König. Das wäre ein trefflicher Posten für die Mission; die dortige Luft ist gesund, die Verbindungen mit Porto-Novo und dem Innern sind leicht, und die Märkte, welche jeden fünften Tag daselbst abgehalten werden, ziehen viele Schwarze herbei. Hier ließe sich ein Mittelpunkt gründen, von dem die Missionäre ihre Wirksamkeit nach allen Richtungen entfalten könnten.

Wir wählten für unsere Reise den 22. Juli, zu Aggera ein Markttag, und da es zugleich ein Donnerstag war, wurden auch die Schulkinder mitgenommen. Herr Vermorel machte sich mit denselben vier Uhr früh auf den Weg, während Herr Verdelet und ich eine halbe Stunde später zu Pferde stiegen und sie bald eingeholt hatten.

Bei jedem Schritte trafen wir scheußliche Fetische an, welche noch jetzt von der Menge angebetet werden, und dieser Anblick, wie sehr er unsere Herzen betrübte, entflammte doch unsern Eifer als Missionäre nur um so mehr. Ach, wann wird der Tag anbrechen, an welchem das Reich Gottes auch bei diesen Völkern zur Herrschaft kommen wird!

Rechts und links vom Wege ist das Land fast ganz angebaut; es wird Mais, Moniak, Mandubin u. s. w. gepflanzt; die Furchen sind regelmäßig gezogen, und man scheint hier für den Landbau mehr Sorgfalt und Geschmack zu haben, als in Porto-Novo. Uebrigens bedient man sich hier wie dort des gleichen Geräthes zur Bestellung des Bodens, nämlich eines Spatens mit kurzem Stiel und breitem abge-

[1]) Auf der Karte von Dahomey, von Abbe Borghero, heißt Aggera Adjara.

rundetem Eisen. Alle Felder sind mit einer bestimmten Anzahl Palm- und Kokosbäumen bepflanzt, was dem Lande das Aussehen eines riesigen Lustwaldes gibt. Viele dieser Bäume sind der Fasern, welche mit den Blätterrippen in Verbindung stehen, gänzlich beraubt, weil die Vögel sie zu ihren luftigen Wohnungen gebraucht haben; und diese Bäume sind so dicht mit Nestern besetzt, daß nicht selten die Aeste darunter brechen.

Der König von Aggera nahm uns sehr gut auf, und lud uns ein, den Tag in der Säulenhalle seines Hauses zuzubringen, wo wir vor der Sonnenhitze geschützt seien; auch ließ er unsern Pferden Gras geben, bot uns drei Hühner an, und beauftragte drei seiner Vertrauten für unsere Bedürfnisse zu sorgen. Nachdem wir uns so gut wie möglich eingerichtet, besuchten wir die Stadt und drei kleine Lagunen, die vor den dichten Palmenwäldern, welche die umliegenden Höhen bedecken, gelegen sind. Der kleine Theil dieser Lagunen, den man sehen kann, ist mit blühenden Seerosen bedeckt, aber schon auf hundert Meter Entfernung sieht man nichts mehr, weil die Bäume und Schlingpflanzen alles zudecken. In Massen kamen die Nachen zum Markte an, und die Leute auf denselben sagten uns, daß ihre Hütten in einer Gegend seien, die viel besser bevölkert sei als das Küstengebiet. Ihre Berichte machten in Herrn Verdelet den Wunsch rege, seinen Ausflug noch weiter auszudehnen.

Als wir zum König zurückgekehrt waren, hatten seine Vertrauten unter der Säulenhalle bereits breite Bananenblätter hingestreut, die uns als Matte dienen sollten, und wir kauerten nun im Kreise nieder. Herr Courdioux hatte uns einige Lebensmittel gegeben: eine Frau, die in unserer Anstalt zu Porto-Novo Arzneien erhalten hatte, schenkte uns zwanzig Eier, andere Schwarze brachten Orangen und Kokosnüsse, kurz wir speisten vortrefflich.

Nachher gingen wir auf den Markt. Der Platz für denselben ist sehr groß, und doch hatten wir beim Herum-

gehen Mühe, so groß war die Volksmenge. Stoffe, Fische, Vieh, Patate, und überhaupt alle Erzeugnisse des Landes werden hier verkauft.

Unter einem mit Palmenblättern gedeckten Schoppen verkaufte ein altes Weib Fetische. Ihre zerzausten Haare, ihre zwei hervorstehenden Augen, ihr wirres Gesicht, gaben ihr das Aussehen einer Furie. Herr Verdelet tritt zu ihr und fragt, was sie da verkaufe.

— Fetische, war ihre Antwort.

— Warum schämst du dich nicht, versetzte der Missionär, vor dieser Erde, die du mit eigenen Händen geknetet, vor diesem Holz, das du selbst geformt, auf die Kniee zu fallen? Wie besonders wagst du es, andern Menschen diese Gegenstände zur Anbetung hinzustellen?

Sie wußte nicht, was sie antworten sollte, als eben zwei Fetischanbeter herbeikamen und sagten:

— Wenn wir nicht die Fetische anbeten, was sollen wir denn anbeten?

— Der Mensch, fährt Herr Verdelet fort, ist doch wohl unendlich größer als ein Fetisch.

Die Fetischanbeter aber, welche den Sinn dieser Worte mißverstanden, bemerken:

— Wenn wir die Menschen anbeten sollen, so wissen wir nicht, welche Menschen unsere Anbetung verdienen.

— Ich sage euch aber auch nicht, erwiederte der Missionär, daß ihr Menschen, sondern Gott und nur ihn allein anbeten sollt.

Dann setzt er ihnen die Geschichte von der Erschaffung der Welt, vom Sündenfalle, der Menschwerdung und Erlösung auseinander. Begierig hören ihm die Fetischanbeter zu, und nachdem er geendet, sagten sie:

— Wir begreifen, daß deine Worte wahr sind; die Wahrheit ist in dir, und wir werden uns glücklich schätzen, sie aus deinem Munde vernehmen zu können.

Noch wollen sie einige Fragen an Herrn Verdelet richten, dieser aber hielt es nicht für gut noch etwas beizufügen, bevor er erst mit dem König eine Unterredung über die christliche Religion gepflogen; und diese Unterredung ließ auch nicht auf sich warten.

Als der König uns fragte, ob wir nicht Handelsbeziehungen mit Aggera anzuknüpfen wünschen, antwortete ihm Herr Verdelet:

— Ich danke dir, o König, daß du mir Gelegenheit bietest dir zu sagen, was uns an diese Küste führt. Ich lebte ruhig im Lande der Weißen. Da verbreiteten dort Reisende das Gerücht, daß es hier zahlreiche Völkerschaften gebe, welche sich vor dem Staube, den sie Tags zuvor noch mit den Füßen getreten, niederwerfen, Völkerschaften, die ein Stück Holz nehmen, dessen einen Theil sie verbrennen, um den andern anzubeten, als ob das eine Stück davon mehr wäre als das andere.

So oft man mir von diesen Dingen redete, wurde meine Seele betrübt, weil ich die Schwarzen liebte. Eines Tages endlich sagte ich: „Ich will hingehen und ihnen die Wahrheit verkünden.“ Und ich habe meine Eltern und Freunde, die mich zurückhalten wollten, verlassen, und bin hieher gekommen.

Wisse daher, o König, daß es nur einen wahren Gott gibt, daß dieser Gott allmächtig ist und die Fetische vor ihm nichts sind. Er ist es, der Himmel und Erde geschaffen, die Thiere, die Lagunen, die Palmen und Pflanzen gemacht hat; und diese Dinge hat er alle für den Menschen gemacht. Der Mensch aber wurde über alles andere gesetzt, zum Herrn von allem gemacht, und er würdigt sich selbst herab, wenn er anbetet, was unter ihm ist.

Alsdann setzte der Missionär auseinander, wie der Mensch in vollkommener Glückseligkeit erschaffen, aus dem Stande der Unschuld und des Glückes gefallen; und wie Gott ihn erlöst und ihm den Himmel wieder eröffnet hat.

Sehet also, schloß er zu allen Anwesenden gewendet, sehet da die Wahrheiten, die ich euch zu verkünden gekommen bin. Ich werde zugleich eure Kranken pflegen und ihnen gute Arzneien reichen; ich werde Kinder in meine Hütte aufnehmen und sie behandeln, wie wenn sie mir gehörten; was ich dagegen verlange, sind nicht eure Kawaris, sondern nur das, daß ihr denjenigen anbetet, welcher euch allein das wahre Glück verschaffen kann.

Je weiter der Missionär redete, desto mehr wuchs sichtlich die Befriedigung des Königs.

Vater, sagte er endlich, warum willst du dich nicht gleich von heute an hier niederlassen? Bleibe darum, um uns diese Wahrheit, die du verkündest, zu lehren; mein Volk und ich werden dir gelehrig zuhören. Wir wollen dir eine Hütte bauen und dir Land und Leute, deren du bedarfst, geben. Ich habe einen Sohn, den ich liebe, ich will dir denselben übergeben, damit er die Religion der Weißen lerne. Auch die andern Schwarzen werden dir ihre Kinder übergeben, und ich werde dafür sorgen, daß es dir an nichts fehle.

Wir versprachen ihm, sobald als möglich eine Niederlassung in Aggera zu gründen, inzwischen sollte er uns seinen Sohn nach Porto-Novo schicken und selbst uns einige Mal besuchen.

Wir verließen Aggera gegen 4 Uhr. Möge doch recht bald einer unserer Mitbrüder dort seinen Aufenthalt nehmen können! Ist ja doch Aggera, nach diesen Anzeichen zu schließen, ein fruchtbarer Boden, der die Arbeit hundertfach lohnen wird.

Jetzt noch ein Wort über Porto-Novo.

Gleich nach meiner Rückkehr in die Mission übertrug mir Herr Courdioux den Unterricht im Französischen. Wir haben zwei und vierzig Kinder, sowohl Interne als Externe, und von diesen sind sechs junge Mädchen von den

Knaben völlig getrennt.[1]) Unter diesen letztern befinden sich die Söhne der angesehensten Kabeceres von Porto-Novo und der alten Königsfamilien. Heute habe ich mich wieder an das Aufsuchen gemacht, und morgen werde ich schon vier Knaben und fünf Mädchen mehr haben. Der Sohn des frühern Königs und ein Fetischdiener haben uns gleichfalls jeder ein Kind versprochen. Ich bin mit meinen Schülern zufrieden, sie sind verständig und machen rasche Fortschritte.

Herr Verdelet vollendet sein Werk; alle Weißen sagen einstimmig, daß das Haus, welches er bauen läßt, den Missionären das Leben um zehn Jahre verlängert, weil es sie von den Fiebern bewahren wird.

. . . Ich habe die Ehre zu sein, Herr Superior,

Ihr ergebenster Sohn,

J. Bouche,
apostolischer Missionär.

---

[1]) Man meldet uns, daß nächstens Ordensschwestern aus Frankreich nach Porto-Novo abreisen werden, um die jungen Mädchen zu besorgen.

Missionen von Amerika.

Vereinigte Staaten.

Bisthum Charleston.

Schon mehr als ein Mal mußten wir unsern Lesern das traurige Bild von dem Elend, welches den Bürgerkrieg in Amerika begleitete und ihm folgte, vor Augen führen. Tröstlich ist es daher für uns, heute die Blicke auf die Anfänge der religiösen Wiedererhebung hinlenken zu können, die in einem der Bisthümer, welche am meisten gelitten haben, ins Werk gesetzt wird. Hier findet man, wie immer, die wohlthätige Wirksamkeit der Kirche. Auf den Schlachtfeldern tröstete sie die Sterbenden und öffnete ihnen den Himmel, hier ist sie nun ganz damit beschäftigt, die Spuren eines brudermörderischen Kampfes zu verwischen, und dazu bedient sie sich des Eifers ihrer Priester, der Hingebung ihrer Ordensschwestern, der Almosen ihrer Gläubigen.

Nicht zufrieden, nur die Heiligthümer aus ihren Trümmern wieder zu erheben, Schulen und Waisenhäuser zu eröffnen, und so ihre eigenen Kinder um sich zu sammeln, arbeitet sie auch noch an der Bekehrung der Irrgläubigen, welche, so feindselig sie auch bisher gestimmt waren, dennoch durch den siegenden Glanz ihrer Liebe ihr näher gebracht wurden. Was die Neger angeht, so war wohl angeblich ihretwegen der Krieg entstanden, und seine Folge war auch

deren Freilassung. Aber diese Freiheit wird für sie ein unheilvolles Geschenk und für die Gesellschaft eine fortwährende Drohung sein, wenn die katholische Religion ihren Gebrauch nicht regelt; denn die Leidenschaften, welche die Menge immer dahin drängen, die Freiheit in Ausgelassenheit zu verwandeln, können eben nur durch die Befolgung der christlichen Lehren in Schranken gehalten werden.

Nach allen diesen Gesichtspunkten muß der Brief des hochwst. Herrn Lynch ein lebhaftes Interesse wecken. Er ist in Paris geschrieben, in einer Zeit, als der ehrwürdige Bischof von Charleston sich zur Petersfeier nach Rom begab.

Brief des hochwst. Herrn Lynch, Bischofs von Charlestoy, an die HH. Mitglieder der Centralräthe der Glaubensverbreitung.

Den 17. Juni 1867.

Meine Herren!

Vor ungefähr zwei Jahren, bevor ich Paris verließ, hatte ich die Ehre, Ihnen einen gedrängten Bericht über die schweren Unglücksfälle, deren Schauplatz mein Bisthum damals war, zu geben. Und doch war dieser Bericht noch weit unter der Wirklichkeit; nichts vermöchte auszudrücken, was ich empfand, als ich wieder in Charleston war.

Gleich zuerst begab ich mich in die Kathedrale. Da fanden meine Augen nur Trümmer, weichende Mauern, von Feuer geschwärzte Thürme, und ich kniete an der Stelle, wo sonst der Hochaltar gestanden, nieder, und bat Gott, er möge doch aus diesen Trümmern einen neuen seiner Ehre geweihten Tempel erstehen lassen. Dann suchte ich das Haus, das mir als Residenz gedient hatte; aber seine zusammengestürzten Mauern sagten mir, daß mein Klerus und ich ohne Obdach seien. Das Seminar, in welchem ich einst meine Stu-

dien gemacht, wo ich später gelehrt habe, und von dem eifrige Priester ausgehen sollten, war ebenfalls verschwunden. — Von dem Waisenhaus für Knaben, meinem ersten Werke als Bischof, war nur mehr ein Haufe Ziegelsteine übrig. — Von der Freischule für arme Kinder hatte das Feuer sogar jede Spur verzehrt. — Das Kloster der barmherzigen Schwestern stand zwar noch, aber in welchem Zustande! Die Bomben waren, nachdem sie das Dach zerstört, im Innern geplatzt, und hatten Thüren und Fenster zerbrochen. Wind und Regen, die völlig freien Zutritt hatten, hatten ihre Verheerung bis in die Kapelle, die Schulzimmer und Schlafsäle ausgedehnt. Die Ordensschwestern selbst hatten in einem Hause, welches ihnen Protestanten gemiethet hatten, eine Zuflucht gefunden. Das Waisenhaus für die Mädchen war durch die Bomben so beschädigt, daß es ganz frisch aufgeführt werden muß. — Drei Kirchen waren mehr oder weniger zerschossen. — Mit einem Worte, der fünfte Theil von Charleston war vernichtet. Drei Jahre lang hatte diese unglückliche Stadt eine feindliche Armee vor ihren Mauern, vier Jahre eine Flotte ihren Hafen sperren gesehen, und vierzehn Monate hatte es Tag und Nacht Bomben über sie geregnet.

Außerhalb Charleston, auf andern Punkten des Bisthums waren überall nur Trümmer und Elend. Zwei Kirchen waren verbrannt; drei andere beraubt und entweiht worden. In einer Meierei, mitten im Busche, drei Stunden von Kolumbia, fand ich die Ursulinerinnen, deren Kloster verbrannt worden war. Sie erzählten mir, daß man ihnen in einer Winternacht anzeigte, daß sie nicht mehr auf die Zusicherungen des Schutzes, die man ihnen gegeben hatte, rechnen könnten, und daß auch ihr Haus das gemeinsame Schicksal der Stadt theilen müsse. Da versammeln sich die neunzehn Ordensschwestern und ihre siebenzig Zöglinge, nehmen die heiligen Gefäße, die Schmucksachen der Kapelle und einige Eier mit sich, und gehen dann paarweise und leise betend durch die Straßen von Kolumbia, durch die erschrocke-

nen Einwohner und die wüthenden Soldaten bis zum Kirchhofe außerhalb der Stadt. Hier bleiben sie bis am folgenden Morgen, ihr Leben mit den wenigen Nahrungsmitteln fristend, die ihnen benachbarte Familien bringen. Indessen wies ihnen die Militärbehörde einen Theil eines öffentlichen Gebäudes an, der schon von andern Ordensschwestern bewohnt war, welche das Feuer ebenfalls aus ihrem Kloster vertrieben hatte. Bald darauf ließen sie sich dann in dem Landhause nieder, das ich viele Jahre vorher zu einem Strafhause angekauft hatte, und hier fand ich diese guten Ordensschwestern mit einigen ihrer Zöglinge. Aber schon drei von ihnen waren den Leiden und Entbehrungen erlegen.

Aber wozu diese Einzelheiten? Der Krieg hatte ja nur sein Werk gethan. Ich meinerseits fühlte wohl, daß je größer die Verheerungen waren, desto größer auch mein Eifer sie wieder gut zu machen, sein müsse; und je allgemeiner die Niedergeschlagenheit, desto mehr auch die Kirche gewinnen könne, wenn der Bischof das Beispiel des Muthes geben würde. Noch blieb mir ein Theil von den Spenden, die Sie mir die vergangenen Jahre zugetheilt hatten. Ihre letzte Unterstützung war ziemlich ansehnlich und ich hatte das Vertrauen, daß Sie mich nicht im Stiche lassen werden. Auch hoffte ich auf einen Aufruf zur Mildthätigkeit, den ich an diejenigen unserer Brüder in den vereinigten Staaten zu richten gedachte, welche nicht so wie wir gelitten hatten. Meine Erwartung war auch keine eitle, und mit Gottes Beistand ist bereits etwas geleistet worden.

Neben den Trümmern der ehemaligen Kathedrale befindet sich gegenwärtig ein Gebäude aus Backsteinen, nicht hoch, ziemlich geräumig, einfach aber anständig; es dient mir als Kathedrale. Die drei beschädigten Kirchen sind wieder ausgebessert, ich konnte sogar noch eine vierte, die von den Verwüstungen des Krieges nicht gelitten hatte, wieder in guten Stand setzen. Alle diese Ausgaben sind nun bezahlt, und überdieß wurde auch der katholische Friedhof, der außer

der Stadt liegt, und erweitert werden mußte, mit einer Mauer umgeben.

Nach den Kirchen kam die Reihe an die Waisenhäuser. Ich kaufte ein Haus, in welchem jetzt neuerdings einige Knaben vereinigt sind. Zwei Drittheile des ehemaligen Mädchenwaisenhauses hätten auf Weisung der Baumeister eingerissen und neu aufgeführt werden sollen, was ein großer Aufwand an Zeit und Geld gewesen wäre. Ich habe daher besser zu thun geglaubt, wenn ich ein anderes Haus kaufte, in welchem wir jetzt schon über siebenzig junge Mädchen zählen, deren viele protestantischen Familien angehören. Diese Familien sind ganz damit einverstanden, daß ihre Kinder eine katholische Erziehung erhalten, weil sie sich überzeugen konnten, daß, weil die Katholiken eine größere Nächstenliebe bewiesen, ihre Religion auch die bessere sein müsse. Hunderte von Kindern würden uns unter diesen Bedingungen übergeben, wenn wir sie nur unterbringen könnten; noch haben wir aber die Hälfte von diesen verschiedenen Käufen zu bezahlen.

Dann war eine Wohnung für den Bischof und seine Geistlichkeit nöthig, und ich habe daher ein Haus in der Nähe der Kathedrale gekauft. Hier leben wir sehr ärmlich, sind aber doch wenigstens vor der Ungunst der Witterung geschützt, und das ist auch alles, was wir verlangen können, so lange für die Bedürfnisse der Waisen und Ordensschwestern noch nicht gesorgt ist, und unsere Anstalten für die Armen und Kranken nicht wiederhergestellt sind.

Mein erster Wunsch in dieser Hinsicht wäre der Wiederaufbau des Klosters der Ursulinerinnen in Kolumbia; aber daran darf ich nicht denken, weil dieses eine Ausgabe von mindestens fünfzig tausend Franken wäre. Inzwischen bewohnen die Schwestern das Landhaus, von dem ich eben gesprochen, und wo sie nun zwanzig Zöglinge vereinigt haben, von denen die mehreren nicht einmal die Kost bezahlen können. Und gleichwohl muß ich diese trefflichen Schwestern unterstützen, welche durch die Erziehung der Töchter aus unsern angesehensten katholischen Familien unendlich viel

Gutes ſtiften, und einen großen Einfluß auf ihre proteſtantiſchen Zöglinge üben. Davon nur ein Beiſpiel. Einige Wochen vor dem Brande des Kloſters wurde eine junge Proteſtantin unter die Zahl der Zöglinge aufgenommen. Sie theilte mit den Schweſtern alle Prüfungen, und nach dem Friedensſchluſſe wollte ſie erſt wieder zu ihrer Familie zurückkehren, nachdem ſie katholiſch geworden. Ihre Eltern gaben die Einwilligung dazu. Als ſie ſpäter zur Vollendung ihrer Ausbildung wieder in das Kloſter gekommen war, brachte ſie es dahin, daß ſie dort bleiben und in den Orden treten konnte. Unter den Urſulinerinnen in Kolumbia gibt es drei, welche von Geburt dem Proteſtantismus angehörten, und eine von dieſen war vor einigen Jahren in der Hand Gottes das Werkzeug zur Bekehrung ihres Bruders, der damals proteſtantiſcher Paſtor war, jetzt katholiſcher Prieſter iſt.

Was ich für die Urſulinerinnen noch nicht zu thun vermochte, habe ich wenigſtens theilweiſe für die barmherzigen Schweſtern thun können. Mit der Sorge für die Armen, Kranken und Waiſen haben dieſe, wie es in Amerika üblich iſt, den Unterricht für die Töchter aus dem vornehmſten Stande der Geſellſchaft verbunden. Die Freigebigkeit eines Katholiken während dem Kriege hat mich ſeit meiner Rückkehr in den Stand geſetzt, ihnen ein beſcheidenes Haus in der Stadt Sumter zu verſchaffen, und ſiebenzig Zöglinge, Interne ſowie Externe, beſuchen die neue Anſtalt.

In Charleston habe ich eine Schule für die Kinder der Farbigen gegründet, welche unter der Leitung eines geſchickten und frommen Lehrers ſteht. Dieſelbe zählt fünf und ſiebenzig Kinder, und da dieſe weder Schulgeld noch Schulgegenſtände bezahlen, ſo muß ich für dieſes alles ſorgen.

Der entfernteſte Theil meines Bisthums ſind die zu England gehörenden Bahamasinſeln. Dieſen Poſten habe ich einem bejahrten und erfahrnen Prieſter, einem ehemaligen proteſtantiſchen Paſtor, übergeben. Eben jetzt macht dieſer alle möglichen Anſtrengungen, um auf dieſen Inſeln, wo

Christoph Kolumbus landete und zuerst das Kreuz aufpflanzte, eine kathol. Kirche zu bauen.[1]) Diese Mission ist für das Bisthum eine Last; wenn ich aber bedenke, daß sie so lange Jahre von keinem Priester mehr besucht wurde, bevor sie der heilige Stuhl mit meinem Bisthum vereinigt hatte, fühlte ich mich angetrieben, ihr eine ganz besondere Aufmerksamkeit zu schenken.

Das sind in Kurzem die Arbeiten, die ich seit meiner Rückkehr nach Charleston ausgeführt habe. Ich danke Gott, der Ihnen eingegeben, mir großmüthig zu Hülfe zu kommen, und der auch meine Bemühungen gesegnet hat.

Trotz der furchtbaren Verluste, welche der Bürgerkrieg verursachte, und wie wankend auch jetzt noch unsere gesellschaftlichen Zustände sind, so ist doch Vieles von dem, was in den Augen eines Bischofs vom Bösen war, wieder gut gemacht, ja mehr als gut gemacht worden, durch die wunderbare Umwandlung, die in den Geistern zu Gunsten der katholischen Religion vor sich gegangen ist. Nur zwei Beweise mögen mit Beziehung auf mein Bisthum diese Behauptung unterstützen. Fürs erste waren von den fünf hundert und fünfzig Gläubigen, die ich verflossenen Sommer firmte, ein und vierzig bekehrte Protestanten, und ich bin sicher, daß das Verhältniß bei denjenigen, die ich bei meiner Rückkehr firmen werde, ein noch beträchtlicheres sein wird. Zweitens bitten mich Protestanten in verschiedenen Punkten meines Bisthums, ihnen doch Missionäre zu schicken, und bieten mir

---

[1]) Die Insel San Salvador (jetzt Cat-Island, Insel des Chat), das erste Land der neuen Welt, welches Christoph Kolumbus am 12. Oktober 1492 entdeckt hat, gehört zum Archipel von Bahama. Dieser Archipel, zuerst Lucayes (von los Cayos, Klippen) genannt, begreift die ganze Inselgruppe nördlich von San Domingo und Kuba in sich. Nachdem er nacheinander den Spaniern, Engländern, Franzosen gehört, wurde er 1783 endgültig den Engländern abgetreten. Neu-Providence, die Hauptinsel der Bahamas, hat zur Hauptstadt Nassau, das zugleich die Hauptstadt dieser brittischen Besitzungen ist.

selbst den Boden für den Bau von Kirchen an. Nur zweien dieser Gesuche habe ich entsprechen können. Wir haben immer großen Mangel an Priestern, fünf von ihnen sind während des Krieges der Anstrengung erlegen. Wohl habe ich seitdem wieder acht andere ausgeweiht, doch bedürfte ich mehr als drei Mal so viele. Wenn dann noch dazu, wie man sagt, ein Theil der europäischen Einwanderer, welche bis jetzt sich nach den nördlichen und westlichen Staaten der Union gewendet, nach dem Süden kommen sollten, so würden unsere Arbeiten dadurch beträchtlich vermehrt werden.

Nehmen wir noch dazu die Sorge für die erst neulich freigewordenen Neger, deren ich für meinen Theil 750,000 habe, von denen aber höchstens 20,000 Katholiken sind. Diese durch das Blut des Erlösers erkauften Seelen müssen doch wohl auch in den Schafstall eingeführt werden. Der Philosoph und der Staatsmann stehen da vor einer furchtbaren Aufgabe, die sie nicht zu lösen vermögen, und vor der sie zittern. Welches wird wohl die Zukunft dieser Millionen von Menschen sein, welche mit einem Schlage in den Schooß der Gesellschaft geworfen wurden? Seit ihrer Freiwerdung sind die Neger, das muß man gestehen, viel arbeitsamer, als man zu hoffen gewagt hatte; aber es gibt unter ihnen thätige Sendlinge, welche ihre schlimmen Triebe theils in religiöser, theils in politischer Rücksicht aufzustacheln suchen. Schon hat man diesen Negern den Grundsatz der freien Forschung eingeimpft, der jedem erlaubt, sich seine Religion und Moral selbst zu bilden. In politischer Beziehung bekennt sich ihr schwacher und leichtgläubiger Geist zu den ausschweifendsten Vorstellungen von Gütervertheilungen, und diese Unglücklichen treten in die geheimen Gesellschaften, welche sie bisweilen durch furchtbare Eide binden. Die Folgen hievon sind leicht einzusehen. Und wer wird dieselben aufhalten? Der Protestantismus? Doch für den Neger wie für den Weißen ist ja der Protestantismus eben nur das, was der Mensch aus ihm macht, er ist sein

Diener und nicht sein Meister. Und in der politischen Ordnung, ist es da eine Abstimmung, was die Sittlichkeit des Gesetzes macht? Ein Gesetz ist gut, wenn diejenigen, welche es erlassen, selbst durch gute Grundsätze geleitet sind; im gegentheiligen Falle aber ist die Abstimmungsurne nur eine Waffe in den Händen von Wüthenden. Wird nun vielleicht der Unterricht ein stärkerer Zügel sein? Aber wie wird das Lesen, Schreiben und Rechnen die menschliche Natur ändern, oder ihre Begierlichkeiten im Zaume halten können? Und doch gibt es Leute, die alle ihre Hoffnungen auf diesen Unterricht bauen, die Blinden, die da nicht sehen, daß der den Negern vom Staate gegebene Unterricht auf ihre Sittlichkeit keinen Einfluß haben wird. Daher bekennen selbst viele Protestanten, namentlich im Süden, daß nur die katholische Religion auf die Neger einen wirksamen Einfluß üben und die Gefahren der Zukunft beschwören könne.

Zwei Tage vor meiner Abreise von Charleston erhielt ich vom Generalmajor D. E. Sickles, Kommandant des Departements (denn die Südstaaten stehen dermalen, wie Sie wissen, unter einer Militärregierung), einen Brief, worin derselbe seine Hoffnung ausspricht, die Dazwischenkunft der Regierung zu Gunsten unseres religiösen Einflusses bei den Negern auswirken zu können. Was immer indeß das Resultat dieser Dazwischenkunft sein möge, wir werden nichts von dem vernachlässigen, was den Erfolg unserer Bemühungen sichern kann, und wir wissen, daß die Civilisation als nothwendige Folge der Befolgung der katholischen Lehre, welche wir den freigewordenen Negern predigen werden, eintreten wird. Suchet zuerst das Reich Gottes und seine Gerechtigkeit, sagt unser Herr, und alles Andere wird euch dazu gegeben werden.[1])

Uebrigens beschäftigen wir uns nicht erst seit heute damit, diesen armen Negern das Evangelium zu verkünden, nur haben wir wegen der kleinen Zahl von Missionären,

[1]) Matth. VI. 33.

und der unzulänglichen Hülfsmittel eines erst im Entstehen begriffenen Bisthums, noch nicht viel leisten können. Für mich war gerade die Zeit meines geistlichen Berufes die glücklichste, die ich dazu verwendet habe, die Neger von Plantage zu Plantage zu besuchen, um sie zu unterrichten und zu taufen. Ich war dabei so glücklich, mehrere Hunderte in den Schooß der Kirche aufnehmen zu können.

Die neue Lage, die nun aber für sie geschaffen worden, nöthigt uns dieses Werk der Glaubensverkündung mit mehr Eifer als je wieder aufzunehmen. Wir sehnen uns nach dem Tage, wo die Neger eine Geistlichkeit, Kirchen, Schulen, Waisenhäuser, religiöse Genossenschaften haben werden. Inzwischen habe ich in Charleston ein Gebäude gekauft, das ihnen als Kirche dienen wird, denn es ist gut, daß sie schon von jetzt an ihre religiösen Pflichten mit allem dem Gepränge, das ihrer Natur eigen ist, erfüllen können. Diese Kirche wird vor den Weihnachtsfeiertagen eingeweiht werden. Auch eine Schule habe ich für sie eröffnet, und ich gebe die Hoffnung nicht auf, nächstens in einem Hause bei der Kirche, das ich kaufen werde, die farbigen Ordensschwestern (von Baltimore) einführen zu können. Soviel von Charleston. Ich habe aber noch zwei andere Kirchen, eine in Beaufort, die andere in Hilton-Head, welche dieselbe Bestimmung erhalten können. Diese beiden Ortschaften, vier Stunden von einander entfernt, sind von der weißen Bevölkerung fast ganz verlassen worden, und schließen eine beträchtliche Anzahl von Negern in sich. Das ist das erste Feld, welches unserer apostolischen Thätigkeit wie naturgemäß angewiesen ist.

Längs der Küsten von Karolina gibt es viele Inseln von verschiedener Größe. Eine derselben, die 3,500 Morgen Ackerland enthält, könnte wohlfeil angekauft werden, und ich möchte sie gerne an mich bringen, um daselbst eine Negerkolonie unter Leitung eines religiösen Ordens zu gründen. Diese Kolonie wäre von der gewöhnlichen Bevölkerung weit genug entfernt, um die Ansteckung durch das böse Beispiel nicht fürchten zu müssen, und doch wieder nahe genug bei

Charleston, um einen Absatz für die Erzeugnisse der Landwirthschaft zu finden.

Manche möchten hiebei wohl denken, das seien eitle Pläne von Seite eines so armen Bischofs, wie der von Charleston. Aber wie den heiligen Philipp Neri, ermuthigt mich gerade meine Armuth, denn für dieses, wie für alles, was ich bis jetzt gethan, zähle ich auf den allvermögenden Beistand Gottes. Meine Pflicht ist es, den Anfang zu machen, andere werden den Trost haben, zu vollenden. Wenn ich bedenke, was mir schon auszuführen vergönnt wurde, will es mir scheinen, als hätte Gott in meinen Händen die geringen Mittel, über die ich verfügen konnte, so vermehrt, wie er das wunderbare Oel in den Gefäßen der Wittwe von Sarepta vermehrte.

Ich empfehle, meine Herren, das Bisthum Charleston Ihrer Vorsorge, und ersuche Sie für sein Volk, seine Geistlichkeit und seinen Bischof um die fromme Mitwirkung Ihres Gebetes.

† P. N. Lynch,
Bischof von Charleston.

Mittheilung über die Errichtung der kirchlichen Provinz von Oregon mit einigen Aufschlüssen über Canada von dem Hochwürdigsten Herrn Mod. Demers, Bischof auf der Insel Van-Couver.

Der doppelte Zweck, den ich bei Veröffentlichung dieser Mittheilung im Auge hatte, war, den Zustand der Religion in Canada bekannt zu machen, da mich meine zweite Reise nach Europa überzeugt hat, daß man davon keine richtige Kenntniß besitzt, und zu gleicher Zeit die Aufmerksamkeit der Katholiken auf die Gründung der Mission am rothen Flusse und in Oregon zu richten, über welche ebenfalls genaue Berichte fehlen.

Ich wage es, mir zu ſchmeicheln, daß dieſe Einzelnheiten, obwohl von einer wenig geſchickten Hand gegeben, dennoch mit Intereſſe geleſen werden, von den Katholiken Belgiens und anderer Länder, welche ſtets begierig und glücklich ſind, zu hören, daß der, wenn auch wandernde, doch fruchtbare Glaube an ſeiner Thätigkeit und Kraft nichts verliert, ſondern ſich ebenſo kräftig, wie ehemals entfernter und unbekannter Länder bemächtigt, wo er neue Völker bildet, um ſie mit der großen kath. Familie zu vereinen. Ja, man kann im 19. Jahrhundert ebenſo gut wie zu den Zeiten der Apoſtel ſagen: „daß diejenigen, welche gerettet werden ſollen, ſich täglich in der Kirche vereinen.“ Möchten ſie dort ihren ſüßeſten Lohn finden für die edlen und großmüthigen Opfer, welche ſie ſich auferlegen, um den Miſſionären zu helfen.

Canada, wie es jetzt iſt, beſitzt zwei Erzbisthümer, eines zu Quebec und eines zu Halifax, und 12 Bisthümer, außer den beiden, welche ſich auf der Inſel Terre-Neuve und der Prinz Eduard-Inſel befinden, da dieſe Provinzen ihren Beitritt zu dem Bunde, welcher am 1. Juli 1867 proklamirt wurde, verweigert haben. Man ſieht alſo, daß ſich gegenwärtig 17 Bisthümer auf dem Gebiete befinden, welches einſtmals bis zur Eroberung dieſes großen Landes durch die Engländer 1759, die durch den Vertrag zu Paris 1763 beſtätigt worden, zu Frankreich gehörte. So hat Canada nichts gefühlt von der Aufregung der franzöſiſchen Revolution, und iſt dem verheerenden Strome der Philoſophie vom 18. Jahrhundert entgangen und hat ſeinen Glauben, ſeine Religion, ſeine Sprache behalten. . . . . Es beſitzt in jeder Biſchofsſtadt Kollegien und Seminare, und zu Quebec eine Univerſität, welche in blühendem Zuſtande iſt und ganz unter der Leitung der Geiſtlichkeit ſteht; die Zöglinge wohnen dort und ſind unter der Aufſicht eines Prieſters des Hauſes. . . . Die Vorleſungen ſind die gleichen, wie an den Univerſitäten Europa's. Außerdem beſtehen noch fünf Kollegien an verſchiedenen Orten des Landes.

Obwohl ein Kind des canadiſchen Bodens, habe ich nie an der Bekehrung der Wilden, welche ſchon ſeit beinahe 2 Jahrhunderten katholiſche Chriſten ſind, gearbeitet. Nachdem ich dort 18 Monate lang das Prieſter-Amt ausgeübt, hatte ich das Glück, i. J. 1837 von dort abzureiſen, um in der Miſſion St. Bonifaz am rothen Fluſſe, in einer Entfernung von 700 Stunden, zu arbeiten, und über dieſe Miſſion werde ich nun einige Einzelnheiten folgen laſſen.

Gegründet i. J. 1817 durch zwei Prieſter Canadiens, von denen einer 1822 Biſchof in partibus wurde, hat dieſe Miſſion eine ungeheure Ausdehnung genommen. Außer dem Nachfolger des Biſchofs, der die Miſſion ins Leben gerufen und im Jahre 1854 geſtorben iſt, ſind jetzt zwei apoſtoliſche Vikare dort, unter welche das große Territorium im Weſten des Felſengebirges, welches ſich bis zum Eismeere ausdehnt, getheilt iſt.

Die barmherzigen Schweſtern von Montreal, Canada, welche ſich ſeit Langem in St. Bonifaz niedergelaſſen haben, haben dort zwei Kolonien gebildet, von denen eine am Fluſſe Mackenzie, der in's Eismeer mündet, liegt. . . . Seit dem Jahre 1854 iſt dieſe Miſſion in den Händen der PP. Oblaten von der unbefleckten Empfängniß, welche in ihren Reihen mehrere Canadier, und an erſter Stelle den Biſchof von St. Bonifaz haben. Das hat die junge Kirche in Canada gethan, indem ſie ihre Verzweigungen bis zu den Felſengebirgen ausgedehnt hat, welche ſie noch überſchreitet, um die Fahne des Glaubens 800 Stunden weit von St. Bonifaz entfernt an den Küſten des ſtillen Oceans aufzupflanzen, und die Träger dieſer Fahne ſind wieder zwei Prieſter aus Canada.

Im Jahre 1838 verließ Hr. Franz. Norbert Blanchet eine reiche und ſchöne Pfarrei in der Diözeſe Montreal, in Canada, und reiſte unter dem Titel eines General-Vikars des Erzbiſchofs von Quebec, nach St. Bonifaz am rothen Fluſſe, wohin ich ihm um ein Jahr früher vorangeeilt war. Man hatte dem Biſchofe des Ortes die Wahl eines Gefährten

anheimgestellt, und diese Wahl fiel auf mich: meine Wünsche waren erfüllt.

Nachdem die beiden Missionäre am 11. Juli abgereist und tausend Gefahren entgangen waren, kamen sie am 24. Nov. an ihrem Bestimmungsorte an. Sie waren gesendet, um die Tröstungen der Religion einer gewissen Anzahl Canadier zu bringen, welche im Dienste der englischen Kompagnie standen, und den Pelzhandel mit den Ureinwohnern des Landes betrieben; ihre Zahl war ungefähr 200; dazu kamen noch eine kleine Anzahl Amerikaner, welche eine Gesammtbevölkerung von ungefähr 300 Seelen bildeten; aber zu gleicher Zeit nahmen auch die Indier einen großen Theil ihrer Thätigkeit in Anspruch, und die Folge wird beweisen, daß dieselbe nicht unfruchtbar war. . . . Aber welch große Aufgabe hatten sie vor sich! 78 indische Stämme, welche fast alle verschiedene Dialekte sprechen und sich auf einem Territorium ausbreiten, das sich von Californien bis zum russischen Amerika erstreckt; das sollte ihre Heerde und der Schauplatz ihrer Arbeiten sein! Sie täuschten sich nicht über die Schwierigkeiten, auf welche sie bei der Ausführung stossen würden; aber sie betrachteten sich nur als schwache und unwürdige Werkzeuge in der Hand Dessen, welcher, um die Macht seines Armes zu zeigen, die Fortsetzung seines Werkes, das Heil der Welt, nicht den Engeln übertragen, sondern es durch die Thätigkeit der Menschen bewirken wollte, und deßwegen setzten die beiden Missionäre ihr Vertrauen auf Gott und baten ihn, er möge ein Werk segnen, welches zur Verherrlichung seines Namens und zur Ehre seiner Kirche unternommen worden war.

Der Anfang war klein: es war das Senfkörnlein; aber dieses ist gewachsen und zu einem Baum geworden. . . . . Während der ersten vier Jahre, von 1838—1842, waren sie allein zur Bearbeitung des großen Feldes, und die Arbeiten, welchen sie sich unterziehen, und die Reisen, welche sie unternehmen mußten, um die verschiedenen Stämme zu besuchen, um ihnen die ersten Wahrheiten des Christenthums zu lehren

und die Kinder zu taufen, können eher gedacht, als beschrieben werden. Doch sie erhielten Hilfe von Canada; im Monat September 1842 kamen von dort wieder zwei Priester an. . . . Aber die Erbarmung des Herrn zeigte sich für dieses Land noch auf eine andere Weise; im Frühjahr 1840 bereiste ein Jesuit, der hochwürdige P. de Smet, der in Belgien wohl bekannt ist, die Ebenen, um die Indier auf den Felsengebirgen zu bekehren, da er nicht wußte, daß schon 1838 Priester von Canada ihm vorangeeilt waren. Die Weise, auf welche ich seine Gegenwart in den Prairien erfuhr, war so eigenthümlich, daß ich nicht umhin kann, sie hier in wenigen Worten folgen zu lassen.

Dieses Jahr hatte ich, wie im verflossenen, meine Schritte nach dem ungefähr 600 Meilen entfernten Ober-Oregon gerichtet, um die Stämme zu besuchen, wo die PP. Jesuiten später Missionen gegründet haben. Eines Tages kam ein Gesandter der englischen Kompagnie (Kompagnie für Pelzwerk) an, welcher eine kleine Handelspost bei den, obwohl mit Unrecht, Plattköpfen genannten Indianern über sich hatte, und dieser sagte mir, daß bei seiner Abreise von diesem Posten unter den Wilden das Gerücht verbreitet war, daß französische Priester in den Prairien gesehen wurden. Es ist leicht verständlich, welche Freude es für mich sein mußte, zu hören, daß neue Arbeiter gekommen seien, um dem Glauben einen neuen Theil dieses großen noch unbebauten Weinberges zu erobern. Freilich war es nur ein unbestimmtes, ungewisses Gerücht. Jedoch um zu erfahren, was daran sei, schrieb ich vor der Rückkehr des Beamten einen Brief, den ich so adressirte: „An die französischen Priester in den Prairien.“ Aber welche Freude! Welches Glück! Dieser Herr erfuhr, daß der Hochw. P. de Smet bis dahin gekommen, aber auch wieder zurückgereist war, und den Weg nach St. Louis in Missouri eingeschlagen hatte. Ich übergab nun meinen Brief den Indiern, in deren Händen ein Brief ein heiliges und geheimnißvolles Vermächtniß ist, und diese erreichten den P. de Smet nach mehrtägiger Reise. Ich

darf hoffen, daß seine Freude nicht geringer war, als die unsere, da er hörte, daß schon zwei Priester in Oregon seien. Bei seiner dritten Reise, 1842, stieg er den Fluß Colombia hinab, und es ist leicht begreiflich, mit welcher Freude und Rührung die beiden Missionäre ihn umarmten, während sie dem Himmel dankten, daß er in das Feld einen dritten Arbeiter, einen neuen Soldaten geschickt hat, um seine Kämpfe des Herrn zu kämpfen.

Im Jahre 1841 besuchte ich die Wilden an der nördl. Küste in einer Entfernung von 300 Meilen; im Jahre 1842 wendete ich mich nach dem Theile des Landes, welcher, wie die Insel Van-Couver durch den Vertrag von 1846 im Besitze der Engländer blieb, und welches jetzt englisches Colombia heißt, im Norden des 49. Breitegrades. Dahin hatte noch kein Priester seinen Fuß gesetzt; das heilige Meßopfer wurde noch nie dort dargebracht! O Gott! Welch' große Gnade hast du mir vorbehalten! Nein, ich war dieses Glückes nicht würdig! Abgereist am 29. Juni, kam ich wieder zurück zu meinem Gefährten am 13. April 1843, nach einer Abwesenheit von 10 Monaten, welche ich zu den glücklichsten meines Lebens zähle. Freilich hatte ich auch zu leiden; denn beinahe die ganze Zeit war ich nur auf an der Sonne getrockneten Lachs und Pferdefleisch, ohne Brod, angewiesen; aber ich hatte 565 Kinder getauft, und den ersten Saamen des Christenthums unter mehr als 2000 Indiern ausgestreut; ich war glücklich und zufrieden. — Nachdem ich also innerhalb der mir selbst gezogenen Grenzen geblieben und den Leser in den Stand gesetzt habe, die Fortschritte, welche der katholischen Religion in Oregon einen baldigen schönen Triumph zusichern, zu erkennen und ihnen zu folgen, begnüge ich mich zu sagen, und man sieht es ja von selbst, daß von Norden nach Süden, und von Osten nach Westen die Fahne des Glaubens auf allen Punkten eines weiten Feldes, das eine herrliche Ernte verspricht, aufgepflanzt ist. Die auf die indischen Stämme gemachten Eindrücke, weit entfernt zu erlöschen, bereiten neuen Arbeitern neuen Erfolg

vor; die Arbeiten, Mühen und Entbehrungen der ersten Missionäre werden hundertfach belohnt werden durch die Bekehrung von Tausenden von Wilden, welche mir täglich sagen: „Ja, wir haben Recht, dich unsern ersten Vater zu nennen; vor deiner Ankunft in unserer Mitte war es Nacht in unsern Seelen, unsere Augen und Ohren waren geschlossen; aber jetzt ist es Tag in unsern Seelen, unsere Augen sind offen, von unsern Ohren ist dein Wort unmittelber in unsere Herzen gedrungen, um sie gut zu machen.

So standen die Dinge in Oregon, als der heilige Stuhl 1846 eine kirchliche Provinz bildete, um die Kirche auf festern Grund zu stellen; der Generalvikar, F. N. Blanchet wurde zum Erzbischof ernanut, A. Blanchet zum Bischof von Nesqually, im Gebiete von Washington, und der, welcher diese Zeilen schreibt, zum Bischof von der Insel Van-Couver und von Englisch-Columbien, das 1864 von meiner Diözese abgetrennt und den Hochwürdigen PP. Oblaten von der unbefleckten Empfängniß übertragen wurde, deren apostolischer Vikar der ehrwürdige P. Ludwig Jos. d'Herbomez ist. Hier muß ich noch beifügen, daß von den im Monat Oktober vor. Jahres beim Concil in Baltimore versammelten Bischöfen die Errichtung eines neuen apostol. Vikariats in Oregon beantragt worden ist. — Man sieht also, daß die Hierarchie der katholischen Kirche in voller Thätigkeit begriffeu ist auf den beiden großen, durch die Kette der Felsengebirge getrennten Gebieten.

In der Kirchen-Provinz von Oregon haben sich die Bischöfe die größten Opfer auferlegt, um sich Nonnen zu verschaffen für den Unterrichi der weiblichen Jugend und die Uebung anderer Werke der christlichen Liebe. . . . Sie haben die Schwestern von der göttlichen Vorsehung und vom hl. Namen Jesu und Maria in Oregon und Washington und die Schwestern der hl. Anna auf der Insel Van-Couver und in Englisch-Columbien: ihre Zahl beträgt 75—80, welche aus in Canada bestehenden Gemeinden kommen.

Im Jahre 1846 zum Bischof ernannt und am 30. Nov. 1847 geweiht, mußte ich nach Europa reisen, um mir zur Gründung meines Bisthums Priester, die Mittel und die nöthigen Dinge zu verschaffen. . . . Es ist begreiflich, daß ich als erster Bischof in meiner Diözese Alles erst machen und schaffen mußte. Ich erwarb mir das Land, wo jetzt die kleine Stadt Viktoria, mit 6 — 7 tausend Einwohnern, steht, die erst durch die Entdeckung der Goldminen in Englisch-Columbien 1858 entstand; bis dorthin war nur das Comptoir der englischen Kompagnie auf der Insel und die europäische Bevölkerung betrug nicht mehr als 200. Da zu der Zeit die nothwendigen Materialien nicht leicht herbeigeschafft werden konnten, konnte ich erst im zweiten Jahre ein hölzernes Haus bewohnen, welches mit großen Kosten erbaut worden war und welches mir noch zur Wohnung dient. Unterdessen wohnte ich in einem aus rohem Holz erbauten und innen und außen mit Erde überzogenem Hause. Es war nicht nöthig, Luftzüge anzubringen; denn der Wind blies durch alle Spalten und Fugen, so daß manchmal das Licht auf dem Tische auslöschte. Aber wenn ich daran dachte, daß mein göttlicher Herr und Meister in einem Stalle geboren wurde, hatte ich keine Ursache zu klagen. . . . Meine Kathedrale ist auch aus Holz, aber reinlich und im Innern ganz vollendet, wie keine andere Kirche in der Kirchen-Provinz Oregon.

Die Zahl der noch wilden und barbarischen Indier betrug dort ungefähr 10,000; doch diese Zahl wurde durch die Laster und Verwirrungen, welche die Civilisation, die die Wilden kaum als menschliche Wesen betrachtete, unter sie gebracht hat, bedeutend vermindert. . . . . Aber Gott sei Dank, unterstützt durch gute und eifrige Priester gelang es mir, eine große Zahl vom Schiffbruche zu retten; vier Kapellen bestehen in Mitte dieser Stämme. . . . In einer dieser Gemeinden, 40 Meilen von Viktoria entfernt, habe ich eine Schule für die Knaben und Mädchen errichtet; die guten Schwestern von der hl. Anna, für welche ich dort eine

Anstalt errichtet habe, leiten ihre Erziehung und bilden sie für das häusliche Leben. Zur Gründung dieser Anstalten war ich auf meine schwachen Hilfsquellen, die Unterstützungen, die ich von der Gesellschaft zur Verbreitung des Glaubens erhielt, angewiesen, welche aber niemals im Verhältnisse stehen zu den stets wachsenden Bedürfnissen. Die Colonialregierung gewährt, ich muß es sagen, nicht aus Abneigung und Feindseligkeit, sondern aus Grundsatz den verschiedenen Sekten der Anglikaner, Presbyterianer und Methodisten, welche im Lande sind, keine Unterstützung.

In der Stadt Viktoria versehen die Schwestern der hl. Anna eine Schule, in welcher die Kinder der Europäer eine ebenso sorgfältige Erziehung, wie in jedem andern Lande erhalten; daselbst besitze ich auch eine Schule für Knaben in ausgezeichnet gutem Zustande. Das ist es in wenig Worten, was ich mit der Gnade Gottes durch Opfer und Selbstverleugnung bewirken konnte; aber andere, nicht minder wichtige Anstalten fehlen noch — ein Waisen- und Krankenhaus, welche die Schwestern zu übernehmen bereit sind, sobald die Gebäude vorhanden sind; und hauptsächlich für diese beiden Anstalten hat mir der heilige Vater durch einen Erlaß vom 17. Sept. 1865 die Erlaubniß gegeben, meine Diözese zu verlassen, um mir die nöthigen Mittel zu verschaffen, indem ich die Wohlthätigkeit der Gläubigen anflehe. Ich habe auch einen Brief von Sr. Eminenz dem Kardinal Barnabo, Präfekt der Congregation der Propaganda, worin er mich allen Bischöfen, an die ich mich wenden könnte, empfiehlt.

Was Belgien besonders betrifft, habe ich durch den Congreß von Mecheln, an dem Theil zu nehmen ich so glücklich war, erfahren, daß die Katholiken sich schwere Opfer auferlegen müssen, um aus dem schrecklichen Kampfe, in welchem sie verwickelt sind, siegreich hervorzugehen. Man hat sie nämlich angegriffen in dem, was ihnen das Theuerste ist, der häusliche Heerd, das sociale Leben, und vor Allem ihre Religion, diese belebenden Elemente und zum Bestande jeder menschlichen Gesellschaft nothwendegen Grundsätze. —

Jedoch: Von Innen Besorgniß, nach Außen Kampf; und ich erlaube mir ihnen zu sagen, der Kampf, den ihr beginnt, kündigt sich mit beunruhigenden Zeichen an; kämpfet tapfer für euern Heerd: nach Innen Besorgniß; aber auch draußen in der Fremde sind Kämpfe entbrannt. Nach Außen Kampf. Die Missionäre haben einen Kampf anderer Art zu bestehen. In Amerika vorzüglich, wo sie umgeben sind von den Anhängern von tausend dort wuchernden Sekten, müssen sie Irrthümer bekämpfen, Beschuldigungen, welche gegen die Wahrheiten der Religion erhoben werden, zurückweisen, und die Vorurtheile, welche häufiger Früchte der Unwissenheit als reiner Bosheit sind, benehmen. Bei den Ungläubigen, den Indianern, haben sie einen andern Kampf: sie müssen aus dem Herzen dieser Völker Laster und Aberglauben herausreißen und sie ersetzen durch die Uebung der evangelischen Vorschriften und christlichen Tugenden.

Also ist unser Kampf euer Kampf; der der Wahrheit, der Religion, jener des Herrn, des Urhebers und Grundes unsers Glaubens. . . . Theilet also eure Almosen, das Eine soll man thun, und das Andere nicht unterlassen. Stehet den Kämpfern für den Glauben in fremden Ländern bei in ihren Schwierigkeiten und Kämpfen, und ein Thau von himmlischen Segnungen wird herniedersteigen auf die eurigen!

In der That kann man nicht daran zweifeln, daß Gott an den Opfern, welche wir zu Gunsten der Missionen bei den Ungläubigen bringen, sein Wohlgefallen habe und sie manchmal schon in dieser Welt belohne. Die beiden folgenden Thatsachen, deren Wahrheit ich verbürge, sind sprechende Beweise dafür. Vor einigen Jahren befand sich ein Missions-Bischof Amerika's in einer französischen Stadt. Eine Familienmutter begab sich voll Traurigkeit darüber, daß sie keine Kinder hatte, zum Missionär und bat ihn, eine heilige Messe zu lesen, um von Gott die Erhörung ihrer Bitte zu erlangen, mit dem Versprechen, für ihn 1000 Frs. der Gesellschaft zur Verbreitung des Glaubens zu übergeben, wenn der

Himmel ihre Wünsche erhörte. Zwei Jahre nach der Rückkehr in seine Diözese, der Bischof hatte das Ganze vergessen, erhielt er einen Brief, worin ihm die Dame kund that, daß sie einen zweijährigen, kräftigen, gesunden Knaben besitze, welcher ein langes Leben verspreche.

Die folgende Thatsache ist nicht weniger merkwürdig:

Eine Wittwe, deren ganze Liebe einem Sohne galt, der damals in einem unserer Seminare zu Canada studirte, wurde plötzlich gefährlich krank; ihr Sohn, der ihre Zärtlichkeit und Liebe erwiederte, aber noch nie daran gedacht, noch einen Reiz für die indischen Missionen gehabt hatte, zögert nicht einen Augenblick, sondern, erfüllt von einem großmüthigen Entschluße und vom Glauben erleuchtet, macht das Gelübde, sich dem Missionsdienste zu widmen, um die Gesundheit seiner Mutter zu erlangen. Von diesem Augenblicke an schwand die Gefahr, und bald wurde sie wieder ganz gesund. Sie lebt noch, und ihr Sohn ist jetzt einer unserer Missionsbischöfe im Innern von Nord-Amerika. Diese Thatsachen bedürfen keiner Erklärung, und ich wiederhole es, ich verbürge die Gewißheit derselben.

Da das Gebet das Einzige ist, was ich für die Almosen, die ich von den Gläubigen erhalte, thun kann, so habe ich mir zur Pflicht gemacht, so lang ich lebe, monatlich zwei Messen zu lesen, für meine lebenden und verstorbenen Wohlthäter, und ich werde Sorge tragen, daß diese Messen fortgelesen werden, wenn ich nicht mehr bin. Uebrigens steigen täglich fromme Gebete empor zu Gott aus den reinen, unschuldigen Herzen der Waisen, welche schon von den guten Schwestern der hl. Anna gesammelt werden, für die wohlthätigen Personen, welche an ihrem unglücklichen Schicksale Antheil nehmen. Glücklich derjenige, welcher die Bedürfnisse der Armen und Nothleidenden erkennt, und daran Antheil nimmt! Der Herr wird ihn befreien am bösen Tage. Das Almosen deckt eine Menge Sünden zu; wer den Armen gibt, leiht dem Herrn. . . .

Das sind die Hauptzwecke, wofür ich die harte und mühselige Aufgabe übernommen habe, welche ich jetzt verfolge; aber auch andere Bedürfnisse machen sich fühlbar; meine Cathedrale ist zu klein, und steht zudem in einem Stadttheile, der sich wider mein Erwarten nicht bevölkert. Ich habe mir einen im Mittelpunkt der Stadt gelegenen Platz verschaffen können, auf welchem ich eine andere zu bauen gesonnen bin, sobald meine Mittel es erlauben. Außerdem war das Kloster für die Schwestern, welches im Jahre 1860 gebaut wurde, schon im darauffolgenden Jahre zu klein, da die Zahl der Zöglinge mit jedem Jahre zunimmt; die Zahl der Schwestern selbst beträgt gegenwärtig 16, und so wird es nothwendig ein größeres und ich darf sagen, mit dem gegenwärtigen Stande des Landes besser im Verhältniß stehendes Haus zu bauen. Da sie keine Hilfe von der Regierung erhalten, müssen sie selbst, mit Hilfe einiger Privatgaben die Waisen erhalten, was ihre kleinen Ersparnisse aufzehrt; außerdem unterrichten sie viele arme Kinder, damit sie nicht in die Gemeindeschulen gehen, aus welchen jeder Religionsunterricht verbannt ist, und ich muß in der für die Knaben errichteten Schule das Gleiche thun.

Auch noch ein anderer Gegenstand soll seinen Platz in dieser kurzen Schilderung finden, und ich werde sie somit nicht beschließen, ohne über die Mittel Aufschluß zu geben, welche die Bischöfe der Kirchen-Provinz Oregon anwenden müssen, um sich die Priester zu verschaffen, welche sie bei der steten Ausdehnung ihres Wirkungskreises brauchen. Man fragt mich manchmal, ob wir nicht im Lande junge Leute finden, welche wir zu Priestern bilden könnten? Ach, diese Hoffnung sehen wir nur in weiter Ferne und zwar aus mehreren Gründen: aus Mangel an Einwohnern in einem erst jüngst der Auswanderung geöffneten Lande, aus Mangel an Hilfsquellen zur Gründung von Kollegien und Seminarien, und aus Mangel an Priestern zum Unterrichte, da alle für die Seelsorge verwendet werden ... Von Europa kommen deßwegen die evangelischen Arbeiter zu uns, aber wir müssen

3 oder 4 Jahre lang jährlich 500 Frcs für ihre Ausbildung in den Seminarien und 2000 Frcs. für ihre Ueberfahrt nach Amerika zahlen; das sind Ausgaben, welche schwer wiegen und uns einen großen Theil dessen entziehen, was wir von dem Verein zur Verbreitung des Glaubens erhalten.

So habe ich neulich im irländischen Kollegium bei Dublin bezahlt für die Pension von jungen Leuten und die Ueberfahrt eines derselben nach der Insel Van-Couver, die Summe von 6800 Frcs., und 2000 Frcs für einen Zögling des amerikanischen Kollegiums in Löwen, der sich am 17. Okt. in Southampton einschiffen soll. In den vereinigten Staaten, wo die Diözesen seit vielen Jahren mitten unter einer zahlreichen Bevölkerung gebildet sind, ist es freilich anders: jedes Jahr ordnen die Bischöfe Sammlungen in den Kirchen an, deren Ergebniß zur Deckung dieser Auslagen bestimmt ist; was selbstverständlich die noch kleine und wenig wohlhabende Bevölkerung unserer Diözesen nicht erlaubt.

Jedoch so hart und mühevoll auch dieser Sachbestand sein mag, danken wir dem Gott der Barmherzigkeit, daß er den Herzen dieser Studirenden das Verlangen einflößt, einen so edlen und verdienstvollen Stand wie der Dienst in den fremden Missionen ist, zu wählen, und sie einladet, den Lohn zu verdienen, welcher denen versprochen ist, die um seines Namens willen, Vater, Mutter, Bruder, Schwester und Alles, was ihnen auf dieser Welt theuer ist, verlassen.

Wir danken dem Herrn auch dafür, daß, wie in andern Ländern Europa's, auch in Belgien jetzt zwei Anstalten bestehen, deren Zweck es ist, für die fremden Missionen in der Mongolei und Amerika Priester zu bilden und vorzubereiten. Nein, Belgien wird andere Länder, wie z. B. Frankreich nicht mehr beneiden, wegen seines Seminars für die fremden Missionen, seiner Lazaristen und anderer derartigen Anstalten; es wird auch seine Heiligthümer haben, unter deren Schatten seine von edlem Muthe begeisterten Söhne, wie jene von Deutschland und Holland sich die heiligen Wissenschaften und Tugenden erwerben werden, welche den Mann des Opfers,

des Eifers und der Abtödtung und endlich den wahren Apostel ausmachen, der, dürstend nach dem Heile der Seelen, die Länder und Meere durchreist, um sie dem Glauben zu erobern und ihr ewiges Glück zu sichern. Ich habe das amerikanische Seminar in Löwen kennen gelernt, und den 24 Zöglingen, welche für Amerika dort gebildet wurden, und von denen zwölf in den Missionen von Oregon, Van-Couver und Washington wirken, meine Anerkennung ausgesprochen. Ich sage, das Seminar von Löwen, ohne andern nahe treten zu wollen, und weil ich mit dieser Anstalt, welche ich seit meiner Ankunft in Belgien besucht habe, selbst in Beziehung stehe, und ich bin immer mehr überzeugt, und zögere nicht es auszusprechen, daß der Gedanke zur Gründung dieses Seminars vom Himmel eingegeben war. Ich habe an Herrn De Neve, dem Direktor desselben, eine Weisheit, einen Takt und eine Klugheit wahrgenommen, welche aus ihm einen Mann machen, der außerordentlich befähigt erscheint, die Obliegenheiten einer solchen Aufgabe zu erfüllen, die er sich selbst gestellt. Unterstützt durch die Erfahrung, welche er sich in den sechs Jahren, die er in den Missionen Amerikas, dessen Bedürfnisse er kennt, zugebracht hat, erworben, widmet er sich seinem Amte mit einem Eifer und einem Muthe, der über alles Lob erhaben und würdig ist, unterstützt und ermuntert zu werden in den Anstrengungen, welche er gegenwärtig macht, um die Anstalt zu erweitern und sie in Stand zu setzen, eine größere Anzahl von Zöglingen aufnehmen zu können.

Herr De Neve steht in guten Beziehungen mit S. E. dem Cardinal, Präfekten der Congregation der Propaganda und erfreut sich des Titels eines General-Vikars, den ihm die Bischöfe Amerika's, welche Zöglinge in dem Collegium haben, verliehen haben.

Noch ein Wort, und ich werde meine Aufgabe vollendet haben, welche ich als unvollständig betrachten müßte, wenn ich es nicht versuchte, einige Vorurtheile zu zerstören, welche noch in Europa über die Lage der Priester in Amerika

bestehen. Man scheint zu glauben, daß heut zu Tage sich noch Alles auf dem Standpunkte der Missionen im eigentlichen Sinne befinde, wie es vor 40 oder 50 Jahren in den Staaten, östlich vom Mississippi war, und daß folglich die Priester große Reisen zu Fuß unternehmen und einsam und allein die längste Zeit zubringen müssen. Dem ist aber nicht mehr so, und man wird dieß leicht begreifen durch die Thatsache, daß so viele Diözesen und apostolische Vikariate errichtet sind, und daß, wenn ich nicht irre, bald 18 neue errichtet werden, welche die Gesammtsumme von 65, theils östlich, theils westlich von den Felsengebirgen ergeben.

Von dieser Seite aus gibt es also keine Schwierigkeiten; aber es ist eine andere Schwierigkeit, die man sich allzu groß vorstellt. Man muß die englische und die indischen Sprachen lernen, vorzüglich in Oregon und auf der Insel Van-Couver! Ist das etwas Unmögliches? Ich kenne so viele Priester in Amerika, Franzosen, Belgier, Italiener, Canadier und andere, welche schon nach einigen Monaten in den Beichtstuhl gehen konnten, und nach einem Jahre im Stande waren, das Wort Gottes nicht nur in kleinen abgelegenen Orten, sondern auch in den großen Städten der Union zu verkünden.

Aber wird man vielleicht sagen: was beabsichtigt der Bischof von der Insel Van-Couver durch die Schilderung dieser Einzelnheiten und diesen Bericht über die vereinigten Staaten, denen er nicht angehört? Es ist wahr, ich gehöre ihnen nicht an; aber ich kenne die Bedürfnisse und die Leiden der Religion in diesem großen Lande, und ich kann nicht unempfindlich dagegen sein und das unterlassen, was von mir abhängt, um den einen zu Hilfe zu kommen, und die anderen zu trösten; mein bischöfliches Herz ist gerührt von dem Schicksale so vieler Seelen, welche verloren gehen, dieser Seelen, welche erkauft sind durch das Blut eines Gottes, der sich für sie geopfert hat, und überwältigt vom Schmerze rufe ich aus: Ach! unsterbliche Seelen gehen in Amerika verloren, während es so viele Priester gibt in Europa, wenigstens in mehreren Diözesen, welche der Religion in Amerika so große Dienste leisten könnten.

Man sieht dort so viele junge Pritster, welche nach ihrer Weihe ohne Verwendung sind, weil kein Platz für sie da ist, weil alle Posten besetzt sind! O diesen möchte ich sagen: Junge Priester des Herrn, sacerdotes Domini, — Ihr habt ihn zum Erbtheil erwählt, Dominus pars hæreditatis meæ, et calicis mei; quid statis tota die otiosi? ite et vos in vineam meam; durch die heiligsten Eide dem Herrn und dem Dienste der Religion geweiht, gehet hin in fremde Lande, wo sie euch die Hände entgegenstreckt und euch zu Hilfe ruft: aber ich irre; wie die Religion für alle Länder ist, so muß es auch der Priester sein, Domini est terra et plenitudo ejus. Junge Leviten des Heiligthums, die Ihr strebt nach der Würde und Ehre des Priesterstandes, wenn der Herr an euch seine Stimme ergehen läßt und euch den Gedanken an die Missionen eingibt, stoßet ihn nicht zurück, sondern bittet den Herrn, daß er euch seinen Willen kund gebe, vias tuas Domine, demonstra mihi, notam fac mihi viam, in qua ambulem.

Blicket hin auf die Revolution, welche die Entdeckung der Goldminen Californiens in allen Ländern der Welt hervorgebracht hat. Blicket hin auf die Tausende, welche hingezogen vom Glanze des Goldes und der Reichthümer ausgewandert sind, um sich den härtesten Arbeiten zu unterziehen, die längsten und beschwerlichsten Reisen in damals noch unbewohnten Gegenden zu unternehmen und Entbehrungen aller Art zu dulden: der Schluß ist leicht daraus zu ziehen.

Indem ich diese in der Eile geschriebene und in mehr als einer Beziehung mangelhafte Darstellung endige, bitte ich die Personen, welche sie lesen werden, sich mit mir zu vereinigen, um den Herrn zu bitten, daß er diese kleine Arbeit wohlgefällig aufnehmen und die Absichten segnen wolle, die ich dabei gehabt habe: überglücklich bin ich, wenn nur das Heil einer einzigen Seele die Frucht und der Lohn meiner Bemühung ist!

Die Errichtung von 9 neuen Bisthümern in den vereinigten Staaten von Nordamerika.

Das II. Plenarconcil von Baltimore vom Jahre 1866 hatte die Errichtung mehrerer neuen Diözesen in den vereinigten Staaten beantragt, um eine bessere Leitung der Seelsorge möglich zu machen. Diesem Antrage hat der heilige Vater entsprochen und in dem jüngst abgehaltenen Consistorium vom 13. März für die nachbenannten 9 neuen Diözesen die Bischöfe präconisirt, nemlich für

1) die Diözese Marysville — Kirchenprovinz San-Francesco — den Hochwürdigsten Herrn Daniel O'Connell, bisher apostolischer Vicar und Bischof von Flaviopolis;

2) die Diözese Colombo — Kirchenprovinz Cincinnati — den H. H. Silvester Harton Rosecrans, bisher Weihbischof des H.H. Erzbischofs von Cincinnati;

3) die Diözese Wilmington — Kirchenprovinz Baltimore — den H. H. Franz Becker, Priester der Diözese Richmond;

4) die Diözese Séranton — Kirchenprovinz Baltimore — den H. H. Wilhelm O'Hara, Priester in Philadelphia;

5) die Diöcese Harrysburg — Kirchenprovinz Baltimore — den H. H. Jeremias Shanahan, Priester in Philadelphia;

6) die Diözese Grean-Bay — Kirchenprovinz St. Louis — den H. H. Joseph Melcher, Priester von Saint-Louis;

7) die Diözese La-Crosse — Kirchenprovinz St. Louis — den H. H. Michael Heiß, Priester der Diözese Milwaukee;

8) die Diözese St. Joseph — Kirchenprovinz St. Louis — den H. H. Johann Hogan, Priester der Erzdiözese St. Louis;

9) die Diözese Rochester — Kirchenprovinz New-York — den H. H. Bernhard Mac-Quaid, Priester der Diözese Newark.

Es gereicht uns zu großer Genugthuung und Freude, unter den hier aufgeführten neuen Bischöfen auch einen Bayer zu finden, in der Person des Hochwürdigsten Herrn

Bischofs von La-Crosse, Michael Heiß. Dieser Hochwürdigste Herr ist nemlich geboren zu Pfahldorf, Bezirksamts Eichstätt, war nach seiner Ordination zum Priester längere Zeit Präfect am bischöflichen Knabenseminar in Eichstätt und wurde, wie das Eichstätter Pastoralblatt mittheilt, von Sr. Eminenz dem gegenwärtigen Kardinal Carl August Grafen von Reisach in die Mission nach Amerika gesendet. Daselbst hat er in Milwaukee als Rektor des dortigen Seminars „Salesianum" eine ausgezeichnete, hervorragende und segensreiche Thätigkeit entfaltet. Im Jahre 1861 erschien bei Lentner in München aus seiner Feder eine Darstellung des Eherechtes, zunächst für den Gebrauch des amerikanischen Clerus bestimmt, aber dennoch auch für uns in Deutschland nicht ohne Frucht zu gebrauchen.

Die in New-York erscheinende „Katholische Kirchen-Zeitung" vom 5. März d. Js. berichtet: „Als die Nachricht von der Ernennung des Hochw. H. Michael Heiß, bisher Rector des bischöfl. Seminars (Salesianum) zum Bischofe von La-Crosse und die Documente der Bestätigung vom Papste hier anlangten, ging ein allgemeiner Freudenjubel durch das Seminar, und die Professoren, Seminaristen und Studenten beeilten sich, ihrem geliebten und hochverehrten Rector ihre Gratulationen darzubringen. Und gratuliren, fürwahr, darf sich die katholische Kirche, gratuliren darf man einer Diözese zu einem solchen Bischofe, bemerkt der „Seebote" mit Recht. Die feierliche Consecration des Bischofs wird in der Cathedrale von Milwaukee stattfinden, und wird dieselbe nicht blos von den hiesigen Katholiken, sondern von der ganzen katholischen Bevölkerung des Staates als ein großer Festtag gefeiert werden."

Auch die seit dem Tode des hochverdienten und den Lesern der „Annalen" wohlbekannten Bischofs Timon verwaiste Diözese Buffalo, hat wie die „Kirchen-Zeitung" vom 12. März berichtet, wieder einen neuen Oberhirten erhalten in der Person des bisherigen Pfarrers an der Kirche „Mariä Verkündigung" in St. Louis, Herrn J. Ryan. Wunderbar,

während es fast kein Land in Europa mehr gibt, wo nicht die katholische Kirche offen bekämpft und systematisch verfolgt wird, während die Zahl der indifferenten, laxen und Auch-Katholiken mit jedem Tage bei uns wächst: gewinnt die Kirche Gottes in Amerika mit jedem Tage festeren Bestand und breitet sich immer weiter aus. Möchte doch die Leuchte des Glaubens nicht gänzlich von dem undankbaren Europa genommen werden!

Abreisen von Missionären.

— Die Congregation der Oblaten von der unbefleckten Empfängniß hatte während des Jahres 1866 folgende Missionäre ausgesendet:

1) In die Missionen der britischen Inseln: — die hochw. PP. Michael O'Gormann, aus dem Bisthum Karlow (Irland); Laurenz Roche und Wilhelm Ryan, aus dem Bisthum Kork (Irland); Patricius Ganghran, aus dem Bisthum Dublin; Michael Cahill, aus dem Bisthum Kelkenny (Irland); die Brüder Timotheus Roche und Matthäus Schinners, aus dem Bisthum Limmerick (Irland).

2) In die Missionen des rothen Flusses (Neu-Brittanien): — die hochw. PP. Karl Joseph Camper und Laurenz Le Goff, aus dem Bisthum Quimper.

Während dem Jahre 1867 sandte die gleiche Kongregation:

1) In die Missionen der britischen Inseln: — die hochw. PP. Matthäus Hunt und Patricius O'Donnel, aus dem Bisthum Waterford (Irland).

2) In die Missionen von Kanada: — die hochw. PP. Florent Vaudenberghe, aus dem Bisthum Brügge (Belgien), und Joseph Maria Le Moine, aus dem Bisthum Quimper; die Brüder O'Riordan und Mac-Kernan, Irländer.

3) In die Missionen des rothen Flusses: — die hochw. PP. Prosper Legeard, aus dem Bisthum Laval, und Julius Decorby, aus dem Bisthum Viviers; den Bruder F. Doyle, Irländer.

4) In die Missionen des Mackenzieflusses (Neu-Brittanien): — die hochw. PP. Arthur Laity, aus dem Bisthum Vannes, und Viktor Nouel von Kraugue, aus dem Bisthum St. Brieuc.

— Die Gesellschaft Jesu sandte neulich folgende Ordensmänner in die verschiedenen von ihr versehenen Missionen:

1) Nach Bombay (Indien): — die hochw. PP. Ludwig Stedem, und Klemens Geron; die Brüder Joseph Predeck, Scholastiker, und Hermann Lau, Koadjutor; sie verreisten den 5. November 1865 von Marseille. — Die hochw. PP. Anselm Leiter und Bonifaz Klüber: — die Brüder Anton Schuhmacher und Theodor Dallhaff, Scholastiker; sie verreisten den 20. Dezember 1865, von Triest. — Der hochw. P. Georg Weniger; die Brüder Heinrich Geron und Wilhelm Althoff, Scholastiker, sie verreisten den 5. Februar 1867, von Marseille. — Den hochw. P. Karl Wagner; die Brüder Anton Haas, Fridolin Piscalar, und Joseph Egger, Scholastiker; sie reisten den 12. Sept. 1867 von Triest ab.

2) Nach Brasilien: — Die hochw. PP. Wilhelm Dörlemann und Johann Baptist Gassner, den Bruder Theodor Wesendonk, Koadjutor; sie verreisten den 25. Oktober 1866 von Bordeaux.

3) Nach Missouri (Vereinigte Staaten): — die hochw. PP. Franz Braun und Paul Haza-Radlitz; sie verreisten von Havre den 6. Mai 1867.

4) Nach Maryland (Vereinigte Staaten): — HH. Franz Xaver Nopper und Ignaz Bellwader; die Brüder Schleuter, Scholastiker, Stephan Abts und Felizian Reichenbach, Koadjutoren; sie verreisten den 15. August 1867, von Havre.

5) Nach dem französischen Guyana: — die hochw. PP. Desire Arzur und Michael Gere; die Brüder Johann Rivoallan und Ludwig Auger; sie verreisten den 8. Juli 1867, von St. Nazaire.

6) Nach Madagaskar: — den hochw. P. Hippolyt Bregere, verreist von Marseille, den 17. September 1867.

7) Nach der Insel Mauriz: — den hochw. P. Janni, verreist von Marseille, den 19. Oktober 1867.

8) Die hochwst. HH. Steins, Erzbischof von Kalkutta (Indien) und Languillat, apostolischer Vikar von Kiang-Nan (China), verreisten den 9. Oktober 1867, von Marseille, um in ihre betreffenden Missionen zurückzukehren. Der hochwst. Herr Languillat war vor den hochw. PP. Ludwig Plister und Alexander Guibout begleitet.

Inhalt der Lieferung 202.

Missionen Asiens.

Seite

China. Apostolisches Vicariat von Kuang-Tong . . 97

Brief des hochwst. Herrn Guillemin, apostolischen Vicars von Kuang-Tong und Kuang-Si, an die HH. Mitglieder der Centralräthe der Glaubensverbreitung. . . 98

Korea. 114

Verfolgung der christlichen Religion im Königreich Korea, im Jahre 1866. 115

Missionen Afrikas.

Apostolisches Vicariat Dahomey. . . . 162

Brief des H. J. Bouche, apostolischen Missionärs in Dahomey, an H. A. Planque, Generalobern des Seminars der afrikanischen Missionen. . . . 162

Missionen Amerikas.

Seite

Vereinigte Staaten. Bisthum Charleston. . . 169

Brief des hochwst. Hrn. Lynch, Bischofs von Charleston, an die HH. Mitglieder der Centralräthe der Glaubensverbreitung. 170

Canada. Mittheilung über die Errichtung der kirchlichen Provinz von Oregon mit einigen Aufschlüßen über Canada von dem Hochwürdigsten Hrn. Mod. Denners, Bischof der Insel Van-Couver. 179

Die Errichtung von 9 neuen Bisthümern in den vereinigten Staaten von Nordamerika. 195

Abreisen von Missionären. 197

Annalen
der
Verbreitung
des
Glaubens,
zum Vortheil der Missionen herausgegeben
durch den
Ludwig-Missions-Verein.

Nro. 203.

1868 III.

Mit Erlaubniß geistlicher Obrigkeit.

München, 1868.
Im Verlag der Central-Direktion des Ludwig-Missionsvereins.
Papier und Druck von Fr. Pustet in Regensburg.

Der Ludwig-Missionsverein

hat für Bayern und die sich ihm anschließenden deutschen Länder den gleichen Zweck, welchem anderwärts, unter der Leitung der obersten Räthe zu Paris und Lyon „das Werk der Verbreitung des Glaubens, zu Gunsten auswärtiger Missionen auf beiden Hemisphären" sonst auch „St. Franziskus-Xaverius-Verein" genannt, gewidmet ist; nämlich: durch Gebet und Almosen die Verbreitung des katholischen Glaubens in allen Welttheilen zu unterstützen. Dürftigen katholischen Gemeinden in protestantischen Gebieten Hilfe zu leisten (welches, soweit jene zu Deutschland gehören, die besondere Bestimmung des außerhalb Bayerns bestehenden St. Bonifacius-Vereins ist) gehört daher ebenfalls zur Aufgabe des Ludwig-Missionsvereins, und wird, wie solches die jährliche Rechnungsstellung bezeugt, im Verhältniß zu seinen Kräften nicht außer Acht gelassen.

Die Gebete der Mitglieder des Ludwig-Missionsvereins bestehen in Einem Vater unser nebst Englischem Gruß und der Anrufung: „Heiliger Franziskus Xaverius bitte für uns!" welche täglich zu verrichten sind; so jedoch, daß es genügt, durch die ein für allemal gemachte Meinung „für die Verbreitung des Glaubens" diese Gebete bei der Morgen- oder Abendandacht aufzuopfern.

Das Almosen beträgt wochentlich 1 ½ kr. (6 kr. monatlich). (Personen, die wegen Armuth den wöchentlichen Beitrag nicht zu leisten vermögen, nehmen dennoch an den geistlichen Gütern des Vereines Theil, wenn sie wenigstens monatlich Etwas nach Vermögen und Gewissen beisteuern. Pius IX. Dekret vom 5. August 1851.)

Je zehn Theilnehmer, ohne Unterschied des Geschlechts, welche den ordentlichen Wochenbeitrag leisten, vereinigen sich, an Einen aus ihrer Mitte denselben regelmäßig abzugeben. Jeder Sammler wird Sorge tragen, die Zahl seiner zehn Theilnehmer, im Falle eines Abgangs, wiederum zu ergänzen und die gesammelten Beiträge an den Ortspfarrer, unter Einschreibung in die Zahlungsbogen (deren Formulare von dem Geschäftsführer zu beziehen sind), einzuhändigen. Jeder Pfarrer gibt die auf solche Weise ihm zugekommenen Almosen an das einschlägige Decanal-Amt ab und dieses befördert sie, in der Regel alle Vierteljahre, zu der betreffenden Ordinariats-Stelle, von wo aus sie an den „Cassier der Centraldirektion" zu München eingesandt werden.

Außerordentliche Schenkungen an Geld oder Cultus-Gegenständen (Paramente, Gemälde ꝛc. ꝛc.) können bei dem betreffenden Pfarramte unter persönlicher Eintragung in die hiefür bestimmte Rubrik der Zahlungsbogen, oder bei dem zuständigen Ordinariate niedergelegt, oder auch an den Geschäftsführer oder Central-Cassier (nach München) einge-

CCIII.

Rechnungs-Ablage
des Ludwig-Miſſions-Vereines in Bayern
für das Jahr 1867.

Das lebhafte Intereſſe für die Zwecke des Ludwig-Miſſions-Vereins, welches wir bei der Rechnungs-Ablage für das Jahr 1866 conſtatiren konnten, hat, zu unſerer großen Freude und mit dem innigſten Danke gegen Gott müſſen wir es geſtehen, im Jahre 1867 nicht blos nicht abgenommen, ſondern noch ſich geſteigert; denn die Einnahmen unſers Vereines entziffern für dieſes Jahr die hohe Summe von 130,384 fl. 36 kr. Wenn auch die Einnahmen von 1866 um 6624 fl. 13 kr. höher ſtehen, ſo rührt dieſes Mehr von einigen in dieſem Jahre dem Vereine angefallenen außerordentlichen Legaten her, und kann die Theilnahme für einen Verein nicht nach einzelnen außerordentlichen Beiträgen, ſondern nur nach dem Maße der ordentlichen Leiſtungen richtig beurtheilt werden. Dieſe betrugen aber im abgelaufenen Etatsjahr 88,329 fl. 20 kr., ſomit um 239 fl. 51 kr. mehr als im vorhergegangenen Jahre. Iſt auch der Mehrbetrag nur ein verhältnißmäßig geringer, ſo gewinnt er doch an Bedeutung durch den Hinblick auf unſere trüben Zeitverhältniſſe, auf das Stocken und Darniederliegen aller Geſchäfte und Gewerbe und den Mangel an Verdienſt, ſowie auf die übergroße Inanſpruchnahme durch die Armen und

die mit jedem Tage sich mehrenden Hilfs- und Unterstützungs-Vereine, zu denen alle, die nur noch einigermassen etwas besitzen, herangezogen werden. — Wenn unter solchen Zeitverhältnissen ein Verein sich auch nur auf der Höhe seiner früheren Einnahmen und Leistungen erhält, so ist das Beweis genug für seine innere Lebensfähigkeit einerseits und für die allgemeine Theilnahme von Seite der Gläubigen anderseits. Der Ludwig-Missions-Verein nun hat sich nicht blos auf seiner bisherigen Höhe erhalten, sondern sogar noch zugenommen. Wir müssen dem lieben Gotte für diesen außerordentlichen Segen, den er unserm Vereine gewährt, von ganzem Herzen danken, aber zugleich auf das Dringendste bitten, daß nicht blos die bisherigen Vereinsmitglieder ihre Gaben fortsetzen, sondern auch recht viele neue Mitglieder noch hinzukommen mögen. — Denn von allen Seiten her, aus Europa, Asien, Afrika, Amerika und Australien, aus unserm eigenen Vaterlande selbst, ertönen dringende Hilferufe, welche unerhört zu lassen, fast unmöglich ist. Der Bericht des hochwürdigsten Herrn Bischofs von Alton, den wir in diesem Hefte der Annalen veröffentlichen, zeigt uns die vielen und großen Bedürfnisse, welche die Kirche in Amerika noch hat. Die daselbst neuerrichteten Bisthümer haben Mangel noch an Allem. Im Oriente hat sich der Missionsthätigkeit ebenfalls ein weites und fruchtbares Feld geöffnet, dessen Bebauung aber ohne Unterstützung von Außen nicht erfolgreich möglich ist. Daß für unsere katholischen Mitbrüder in Norddeutschland, welche fast nur der armen Klasse angehören und demnach die Mittel zu Kirchenbauten, Schulen und zum Unterhalte eines Priesters nicht aufzubringen vermögen, Hilfe dringend noth thut, ist eine zu bekannte Thatsache, als daß wir erst daran erinnern sollten. Unsere Leser werden aus dem unten folgenden Rechenschaftsberichte ersehen, daß auch im abgelaufenen Etatsjahre für die deutschen Missionen eine bedeutende Summe verwendet worden ist.

A. Einnahmen.

	fl.	kr.
I. Activrest vom Vorjahre	20,184	49
II. Ordentliche Beiträge:		
1. Aus dem Bisthume Ausgsburg	14,505	44
2. „ „ Erzbisthume Bamberg	4,790	—
3. „ „ Bisthume Eichstätt	1,391	8
4. „ „ Erzbisthume Freiburg	7,716	45
5. „ „ „ München-Freising	28,853	50
6. „ „ Bisthume Passau	7,982	—
7. „ „ Bisthume Regensburg	13,169	5
8. „ „ Bisthume Speyer	2,227	—
9. „ „ Bisthume Würzburg	7,693	48
III. Außerordentliche Beiträge:		
1. Für den allgemeinen Vereinszweck	3,482	4
2. Für bestimmte Vereinszwecke	6,427	10
IV. Schenkungen zum Kapitalfonde und Stiftungen	966	40
V. Zinsen aus den Vereinskapitalien	7,090	58
VI. Heimbezahlte Kapitalien	3,849	—
VII. Opfer am St. Xaveriusfeste	54	35
Gesammtsumme	130,384	36

B. Ausgaben.

I. Auf die Verwaltung des Vereines:		
a) für Gottesdienste	66	42
b) für die Annalen	3,279	32
c) für Vereinsbilder und Rosenkränze	1,741	34
d) für Kanzleibedürfnisse	61	45
e) für Porto und Frachten	350	52
f) Geldverluste und Wechselspesen	125	1
g) Gerichtskosten	68	51
h) Remunerationen	350	—
Summa	6,044	17

	fl.	kr.
Uebertrag:	6,044	17
II. Für Vereinszwecke:		
An die Congregation der Propaganda in Rom	12,000	—
Für die Wächter des hl. Grabes in Jerusalem	6,000	—
Zur Erbauung einer Kirche in Kolbermoor, Erzdiöcese München-Freising	1,000	—
Für die Missionsbedürfnisse des Dekanates Wunsiedel, Diöcese Regensburg	1,000	—
Zur Erbauung einer Kirche in Weisendorf, Erzdiöcese Bamberg	1,000	—
Zum Schulhausbau in Schwarzenstein, Erzdiöcese Bamberg	250	—
Zur Erbauung einer Kirche in Altdorf, Diöcese Eichstätt	1,500	—
Zum Unterhalte eines Pfarrvikars daselbst	400	—
Zur Erbauung einer Kirche in Gunzenhausen, Diöcese Eichstätt	1,500	—
Zur Anschaffung von Paramenten für die Gemeinde Edelsfelden, Diöcese Eichstätt	550	—
Zur Erbauung einer Kirche in Weißenberg, Diöcese Augsburg	1,000	—
Zum Unterhalte der Pfarrcuratie in Hildburghausen, Diöcese Würzburg	600	—
Zum Unterhalte der Pfarrcuratie in Friesenhausen, Diöcese Würzburg	800	—
Für die Schule in Werberg, Diöcese Würzburg	100	—
Für die Schule in Katzweiler, Diöcese Speyer	100	—
Für die Schule in Odernheim, Diöcese Speyer	50	—
Zum Kirchenbau in Oberwiesen, „ „	1,500	—
Zum Kirchenbau in Obermoschel, „ „	800	—
Für die Pfarrcuratie Müllheim, Erzdiöcese Freiburg	500	—
Für die Schule in Mühlburg, Erzdiöcese Freiburg	350	—
Zu übertragen	37,044	17

	fl.	kr.
Uebertrag:	37,044	17
Für die Missionsbedürfnisse in der Diöcese Breslau und im Delegaturbezirke	3,000	—
Zum Kirchenbau in Dudweiler, Diöcese Trier	1,750	—
Für die Missionsstation Barop, Diöcese Paderborn	1,575	—
Für die Missionsstation Bleicherode, Diöcese Paderborn	350	—
Für die Missionsstation Haspe, Diöcese Paderborn	1,750	—
Für die Missionsstation Hausberge, Diöcese Paderborn	200	—
Für die Missionsstation Neuenrade, Diöcese Paderborn	75	—
Zum Kirchenbau in Braunschweig, Diöcese Hildesheim	1,000	—
Zum Kirchenbau in Wolfenbüttel, Diöcese Hildesheim	700	—
Für die Schule in Lüneburg, Diöcese Hildesheim	700	—
Für die Station Hemelingen, Diöcese Hildesheim	175	—
Zum Kirchenbau in Braubach, Diöcese Limburg	500	—
Zum Kirchenbau in Trintrup, apost. Vicariat Osnabrück	375	—
Zum Kirchenbau in Schüttorf, apost. Vicariat Osnabrück	1,750	—
Zum Kirchenbau in Kopenhagen, apost. Vicariat Osnabrück	1,750	—
Für die Missionsbedürfnisse der Diöcese Culm	375	—
Für das kath. Erziehungsinstitut in Schwyz (Chur)	1,000	—
Zum Kirchenbau in Biel (Basel)	1,338	—
Zu übertragen:	55,407	17

	fl.	kr.
Uebertrag:	55,407	17
Für die Missionsbedürfnisse in der Diöcese St. Gallen	1,500	—
Zum Kirchenbau in Aigle, Diöcese Sitten	233	20
Für die Nordpolmission	1,889	17
Zum Kirchenbau in Bergen in Norwegen	500	—
Für die deutsche Mission in London	2,000	—
Für das Waisenhaus der engl. Fräulein in Bukarest	1,000	—
Für das Seminar der PP. Franziskaner in der Herzegowina	400	—
Für das Seminar der PP. Jesuiten in Ghazir	1,500	—
Für das Seminar der PP. Antonianer in Rom	750	—
Dem Hochw. Hrn. Bischofe Junker von Alton in Nordamerika	1,562	—
Dem Hochw. Herrn Bischofe Baraga von Marquette	1,000	—
Für das amerikanische Seminar in Löwen	1,000	—
Für das Salesianum in Milwaukee	2,000	—
Für den Missionär Pierz in Crow-Wing	800	—
Für die Gemeinde Saut St. Marie (Marquette)	750	—
Für die Gemeinde Carlsruhe (Hamilton)	200	—
Für die Gemeinde Aurora (Vincennes)	400	—
Für die Gemeinde Schawnetown (Alton)	550	—
Für die Gemeinde Prärie du Rocher (Alton)	600	—
Für die Benediktiner-Abtei St. Vincenz	3,000	—
Dem Missionär P. Wenninger	3,000	—
Den Benediktinern in Atchison	1,000	—
Den Karmeliten in Leawenworth	1,000	—
Den Franziskanern in St. Louis	750	—
Den Franziskanern in Cincinnati	1,000	—
Zu übertragen:	83,791	54

	fl.	kr.
Uebertrag:	83,791	54
Den Kapuzinern in Calvaria	1,000	—
Den Dominikanerinen in Racine	1,000	—
Den Dominikanerinen in New-York	1,250	—
Den Benediktinerinen in Elisabethtown	500	—
Den Ursulinerinen in Louisville	700	—
Den Ursulinerinen in Jiffin	500	—
Den Frauen zum guten Hirten in Neuorleans	1,250	—
Für das Missions-Seminar in Madura	473	7
Für die Jesuitenmission in Australien	500	—
Unterstützungen für von den Gebern bestimmte Zwecke:		
1. Von Sr. Majestät König Ludwig I.:		
a) für das Kloster der Frauen zum guten Hirten in El-Biar in Algier	377	—
b) für die Nordpolmission	1,000	—
c) zur Gründung eines Lehrer-Seminars in Milwaukee	3,000	—
d) zur Gründung eines kath. Strafhauses in Buffalo	4,000	—
2. Von verschiedenen ungenannten Wohlthätern:		
a) für Central-Afrika	400	—
b) für Patna	1,057	—
c) für Madura	10	—
d) für die PP. Kapuziner in Milwaukee	500	—
e) für die PP. Franziskaner in Jerusalem	18	—
f) für den Josephs-Verein in Paris	9	—
g) für Christiania (eine Messenstiftung)	300	—
h) für die Nordpolmission	300	12
i) dem Hochw. Hrn. Bischof von Osnabrück	196	11
k) für die Mission in Anklam (Breslau)	700	—
l) zum Kirchenbau in Braunschweig	150	—
m) für die Curatie in Altdorf (Eichstätt)	20	—
Zu übertragen:	103,002	24

	fl.	kr.
Uebertrag:	103,002	24
III. Reisegelder und Speditionsgebühren	6,980	38
IV. Reichnisse an vorbehaltenen Zinsen	355	30
V. Auf Anlage von Kapitalien	466	40
VI. Für zwei Statuen an den Paramentenverein	40	—
VII. Unterstützuug eines kranken Missionärs	100	—
Summa:	110,945	12

C. Abgleichung.

Gesammtsumme der Einnahmen	130,384	36
Gesammtsumme der Ausgaben	110,945	12
Aktivrest:	19,439	24

München den 1. Mai 1868.

Dr. Kagerer,
I. Geschäftsführer.

L. J. Lebling,
Centralkassier
und II. Geschäftsführer.

Rechnungs-Ausweis
des Werkes der Glaubens-Verbreitung in Lyon
von 1867.

Die Gesammteinnahme des Werkes der Gläubensverbreitung im Jahre 1867 betrug 5,149,919 Frkn. 54 Rpp. Dies ergibt gegenüber dem vorangehenden Rechnungsjahr einen Ueberschuß von 4,359 Frkn. 70 Rpp. Wenn man jedoch erwägt, daß in diesem Ergebniß die außerordentlichen Gaben im Betrage von 536,397 Frkn. 97 Rpp. mit einbegriffen sind, während dieselben im Jahre 1866 nur auf 428,904 Frkn. 94 Rpp. stiegen, so sieht man, daß die Summe der wöchentlichen Beiträge sich um 103,633 Frkn. 33 Rpp. gemindert hat.

Die Stockung des Handels, die aufs Höchste gestiegene Theurung der nothwendigsten Lebensbedürfnisse, die Noth der ärmeren Volksklassen, die häufigen Aufrufe an die öffentliche Mildthätigkeit, alle diese Ursachen zusammen erklären die Verminderung unserer ordentlichen Einnahmen. Indessen hat die göttliche Vorsehung den Ausfall auf wunderbare Weise dadurch gedeckt, daß sie gegen alle menschliche Voraussicht die Zahl der Gaben vermehrte.

Dabei darf man jedoch nicht verkennen, daß, wenn diese Zeit des Stillstandes, welche seit zwei Jahren in dem bisdahin ununterbrochenen Fortschreiten des Werkes eingetreten ist, noch länger fortdauern sollte, dies für das katholische Apostolat verderbliche Folgen nach sich ziehen würde. Und in der That muß man sich nothwendigerweise betroffen fühlen von dem von Tag zu Tag mehr hervortretenden Mißverhältniß zwischen den Hilfsquellen des Werkes der Glaubensverbreitung und den Bedürfnissen, welchen diese Hilfsquellen abhelfen sollen. Durch die Errichtung von neuen Vikariaten erweitert sich der Kreis der apostolischen Wirksamkeit mit jedem Jahre, ohne daß die schon bestehenden Missionen unsere Almosen zu ihrer inneren Entwicklung nicht

mehr nöthig hätten. Wenn daher die Einnahmen des Werkes sich nur gleich bleiben, so hat dies einen doppelten Nachtheil zur Folge; denn einerseits sehen die alten Missionen die ihnen zugewiesenen Beiträge vermindert, und anderseits erhalten auch die neuen nur einen Theil von dem, was sie unerläßlich nöthig hätten.

Daß wir doch die Briefe, welche wir mit jeder Post erhalten, unsern Vereinsgenossen mittheilen, daß wir doch die Nothrufe, die von allen Punkten der Welt zu uns gelangen, bis zu ihnen dringen lassen könnten! Sie würden dann das Ungenügende unserer gegenwärtigen Hilfsquellen besser begreifen, sie würden um so mehr die Nothwendigkeit fühlen, an der Ausbreitung eines Werkes zu arbeiten, welches mit der Verkündigung des Evangeliums unter den Völkern so enge verbunden ist. Wir wollen wenigstens durch Auszüge aus den neuesten Briefen einen Ueberblick über die Bitten zu geben versuchen, welche von allen Seiten an uns gerichtet werden.

I. — Sprechen wir nicht von neuen Kirchenbauten; ist doch das erste Bedürfniß einer jeden Christengemeinde augenscheinlich ein Altar zur Darbringung des heiligen Opfers, eine Kirche, wo die Neubekehrten sich zum Gebete und zur Anhörung des göttlichen Wortes versammeln.

Neben der Kirche muß sich aber auch die Schule erheben, auf welcher die Zukunft der Mission beruht, denn sie legt durch die Erziehung der Kinder die wahren Grundlagen der christlichen Familie.

In seinem Briefe vom 27. Dezember 1867 bezeugt der hochwst. Bischof O'Connel von Marysville (Vereinigte Staaten) mit Schmerzen, „daß die Hälfte der katholischen Kinder in seinem Bisthum der Schulen, in denen sie den Religionsunterricht empfangen könnten, ermangeln."

Der Generalvikar von Sandwich (Oberkanada) schrieb am 10. desselben Monats:

„Wir sollten mehr Priester und daher auch ein Seminar haben. Ebenso wäre ein Zufluchtshaus für die Wai-

sen zu wünschen, denn diese sind zahlreich und der Gefahr ausgesetzt, in die Hände der Protestanten zu gerathen. Aber wir sind mit Schulden beladen, die wir zu acht Procent verzinsen müssen, woraus sie schließen mögen, ob wir Ihre Unterstützung nöthig haben."

„Seit den mehr als drei Jahren, daß ich auf den Sechellen bin, schrieb der apostolische Präfekt, konnte ich die angehäuften Schulden noch nicht bezahlen, und mit dem Personal vermehren sich auch unsere regelmäßigen Ausgaben. Ich erwarte jetzt drei Schulbrüder, demzufolge ich ein Haus ankaufen und es mit Hausrath versehen mußte. Sechs Ordensschwestern vom heil. Joseph beschäftigen sich mit der Erziehung der Mädchen. Wie viel Gutes wäre hier vorzüglich durch Schulen zu wirken! Wir sind unser fünf Priester, haben keine anderen Hilfsquellen, als die uns von Ihrem Werke zufließen, und jetzt nehmen auch diese noch ab!" (Brief vom 22. Januar 1868).

„Mit großem Schmerze vernahm ich, schrieb seinerseits der hochwst. Herr apostolische Vikar vom Cap, daß die Umstände Sie gezwungen haben, Ihren letzten Beitrag zu vermindern. Nie machten sich größere Bedürfnisse fühlbar. An vielen Punkten meines Bisthums gibt es Katholiken, welche weder Kirche noch Priester haben. Der Gedanke, ohne Geld zu bauen, erschreckt mich, und ohne katholische Schulen läßt sich das Gute nur zur Hälfte thun. Ich bitte Sie daher kniefällig, mir eine besondere Unterstützung für meine Schulen zuwenden zu wollen." (Brief vom 16. Januar 1868.)

Wenn die Zahl der Schulen überall ungenügend ist, so ist dieser Mangel doch noch weit fühlbarer in den Ländern, wo der Einfluß protestantischer und rationalistischer Schulen, aus denen jeder christliche Gedanke, jede religiöse Gewohnheit ausgeschlossen sind, bekämpft werden muß.

Der hochw. Herr Cardinal und Erzbischof Cullen von Dublin schreibt uns: „daß ein neues und gefahrvolles Erziehungssystem, welches letztes Jahr in der Colonie des südlichen Neu-Gallas (Australien) eingeführt wurde, den hochw.

Herrn Bischof Murray von Maitland genöthigt hat, den vom Staate an die öffentlichen Schulen geleisteten Beitrag zurückzuweisen. Um seine eigenen Schulen vor der Gefahr der Religionslosigkeit zu sichern, hat der Bischof keine andere Hilfsmittel, als die Mildthätigkeit der Gläubigen. Diese entschiedene Handlungsweise wird nicht verfehlen, in der Colonie günstige Folgen nach sich zu ziehen, und dürfte vielleicht die Regierung bestimmen, ihr Erziehungssystem aufzugeben: Aber für den Augenblick muß der hochw. Herr Murray beträchtliche Ausgaben machen, und der Erfolg seines muthigen Widerstandes wird größtentheis von der Hilfe, die er von Ihnen erhalten wird, abhängen." (Brief vom 16. Febr. 1868.)

Der hochwst. Herr Poirier, Bischof von Roseau (Englische Antillen) schrieb uns unterm 27. November abhin:

„Die katholischen Kinder, welche die Staatsschulen besuchen, werden wöchentlich ein bis zwei Mal in der Kirche versammelt, um den Katechismus zu lernen und sich auf die erste heilige Kommunion vorzubereiten. Indessen sind sie in den protestantischen Schulen immer der Gefahr ausgesetzt, solche Eindrücke, welche ihren Glauben schwächen, zu empfangen. Daher dringen denn auch die Eltern auf Schulen, welche von katholischen Lehrern geleitet werden, aber hiezu fehlen dem Bischof die Mittel."

In Illinois (Vereinigte Staaten) sind die Kinder noch furchtbarern Gefahren ausgesetzt. Ein Brief des hochwst. Herrn Bischofs Innker von Alton vom 9. Januar 1868 berichtet uns hierüber Folgendes:

„Man lockt die Kinder in die protestantischen Anstalten und wenn sie dann in denselben ihren Glauben verloren haben, werden sie nach allen Theilen unserer großen Republik zerstreut, ohne daß auf die Religion, in welcher sie geboren sind, Rücksicht genommen wird. Daher ist es von Wichtigkeit, in den Hauptorten des Staates ein Zufluchtshaus zu gründen, wo wir einerseits den Waisenkindern helfen und ihren Glauben bewahren, und anderseits Angesichts der protestantischen oder philantropischen Anstalten offen zei-

gen können, daß der Katholizismus eine Religion der Opferwilligkeit und Nächstenliebe ist."

Die Errichtung von Knabenseminarien setzt dem Werke der Schulen die Krone auf, und ist überdies ein Mittel, die Fortdauer der Missionen zu sichern. Und in der That können diese letztern nicht mit unfehlbarer Sicherheit auf die Hilfe zählen, welche sie aus Europa erhalten. Der Zug, welcher ihnen jetzt apostolische Arbeiter zuführt, kann auch zeitweilig unterbrochen werden; es ist ja bekannt, welche Verwirrung die französische Revolution des verflossenen Jahrhunderts in den Missionen der ganzen Welt angerichtet hat.

„Aus Mangel an hinreichenden Mitteln, schrieb am 4. Oktober abhin der Generalvikar des hochwst. Herrn Castellazo, apostolischen Vikars von Chan-Si (China), sind wir gezwungen, die Zahl unserer Seminaristen zu beschränken, und vielen jungen Candidaten, welche zu großen Hoffnungen zu berechtigen scheinen, den Eintritt zu verweigern. Die Unwissenheit, in welcher die Kinder versunken sind, würde die Eröffnung von Anstalten und einer größern Anzahl Schulen erfordern, aber dazu fehlen uns die Mittel."

„In Indiana, schreibt uns der hochw. P. Marty, Oberer der Benediktiner-Missionäre in St. Meinrad, ist der Priestermangel so groß, daß das unter unserer Leitung stehende Seminar statt der nur vierzig Zöglinge, die wir heranbilden können, deren zweihundert zählen sollte. Die Berufungen sind häufiger als früher, aber die Räumlichkeit, über die wir zu verfügen haben, ist zu beschränkt, und zu deren Vergrößerung können wir nicht auf die Gutsbesitzer des südlichen Indiana rechnen, weil diese sich eben erst von den herben Verlursten des letzten Krieges zu erholen beginnen." (Brief vom 21. Dezember 1867.)

„Bis jetzt, liest man in einem Bericht des hochw. P. Sarawanja vom 1. Januar 1868, sandten die Franziskaner, welche die Mission der Herzegowina leiten, ihre Seminaristen in die Klöster ihres Ordens in Italien. Da diese nun aber

aufgehoben ſind, ſo iſt es eine dringende Nothwendigkeit geworden, an Ort und Stelle ſelbſt ein Seminar zu erbauen."

II. — Zu dieſen allgemeinen und allen Miſſionen gemeinſamen Bedürfniſſen kommen häufig auch noch andere nicht minder dringender und ſchmerzlicher Natur. Von allen Seiten laufen Berichte ein über die Geißeln, welche im Jahre 1867 mehrere Miſſionsländer, als Madura, Bengalen, Tong-King, Texas, Algier, betroffen haben. Einige Züge aus den jüngſt eingelaufenen Briefen werden dieſes betrübende Gemälde vervollſtändigen.

„Ich hatte die nothwendigen Vorkehrungen getroffen, ſchreibt der hochwſt. Biſchof Murray von Maitland, um im Juli in meinem Bisthum eine Sammlung zu veranſtalten; aber ſiehe, da verheerte die furchtbarſte Ueberſchwemmung, die je geſehen wurde, dieſen ganzen Theil von Auſtralien, ſo daß ich ſtatt Geld zu verlangen, Hilfsvereine ins Leben rufen mußte. Ich ſehe mich daher in die Nothwendigkeit verſetzt, mich an das Werk der Glaubensverbreitung zu wenden, da ich die eben gegründeten neuen Miſſionen anders nicht werde aufrecht halten können."

Die Oberin der Ordensſchweſtern vom heiligen Joſeph ſchreibt uns unterm 7. Januar 1868 von Kopenhagen:

„Das eben zu Ende gegangene Jahr war ein ſehr ſchlechtes. Alles iſt auf eine maßloſe Weiſe im Preiſe geſtiegen. Die Maſſe unſerer Armen hat ſich durch Nothleidende, welche in großer Zahl ſogar von den Polargegenden hergekommen ſind, vermehrt. Nachdem dieſe Unglücklichen ſogar geſtampftes Stroh, Moos, Baumrinde aufgezehrt, haben ſie ſich endlich vom Hunger getrieben und um dem Tode zu entgehen, über unſere Gegenden hergemacht, und wir mußten doch wohl unſer Brod mit ihnen theilen."

Am verfloſſenen 9. Februar ſchrieb der hochwſt. Herr Biſchof Dubuis von Galveſton (Texas):

„Nie waren in dieſem Lande die Zeiten noch ſchlechter. Die Ernten vernichtet, während zwei Drittheilen des Jahres ſtrömende Regengüſſe, eine furchtbare Seuche, welche unſere

Städte und Gefilde verheert, das sind die großen Geißeln, welche auf diejenige des großen Krieges gefolgt sind. Das Betteln ist an der Tagesordnung, und wir selbst sind beständig von einer Menge Unglücklicher umlagert, welche um Brod schreien, um nicht zu verhungern, oder um Lumpen ihre Blöße zu decken."

„Im westlichen Theile des Vikariats, sagt der hochwst. Bischof Cosi, Administrator von Chan-Tong (China), hatten wir eine Ueberschwemmung von 6—7 Stunden in der Breite bis Mitte September, wo der gelbe Fluß endlich wieder in seine Ufer zurücktrat, nachdem er die ganze Herbsternte zu Grunde gerichtet hatte. Hier, im Osten, haben die Räuber und Soldaten die Ernte gleichfalls zerstört. Wir hören nur von Länderstrecken, welche durch Ueberschwemmung, Brand und Hungersnoth verheert wurden. Im Augenblicke, wo ich Ihnen dieses schreibe, sind die Räuber zum fünften Male in unserer Nähe, und alle Bewohner des Landes fliehen in die Stadt." (Brief vom 30. Oktober 1867.)

„Vom 18. April bis zum 15. September dieses Jahres lesen wir in einem Briefe des hochwst. Herrn Theurel, apostolischen Vikars des westlichen Tong-King vom 28. Oktober vor. Js., ist dieser Theil von Tong-King zu fünf verschiedenen Malen durch schreckliche Wirbelwinde verheert worden, deren einer gleichzeitig mit einer Ueberschwemmung eintrat. In ganzen Provinzen wurden vier Fünftheile der Häuser niedergeworfen, und mehrere Städte von der vereinigten Gewalt der Wogen und Winde buchstäblich fortgerissen. Ich glaube, daß wir im Vikariat gegen hundert Kirchen oder Kapellen verloren haben, von denen mehrere durch den Wirbelwind der Art zertrümmert wurden, daß sie wieder vollständig aufgebaut werden müssen. Beinahe keine Pfarrwohnung ist stehen geblieben, zwölf Häuser der Ordensschwestern sind eingestürzt, hundert und fünfzig unserer Christen sind umgekommen, neunzehn Zwanzigstel der eben reifen Ernte sind dahin, und auch der schon eingesammelte Reis zum großen Theile verdorben. Die Hungersnoth steht vor der Thüre. Bei solcher Lage der

Dinge können wir von unsern Neubekehrten unmöglich etwas fordern, daher denn alle Priester sich an mich wenden, und meine Noth ist so groß, daß ich schon fünfundzwanzig meiner Zöglinge aus unserm Collegium fortzuschicken gezwungen war."

III. — Wir wollen diese Uebersicht mit einigen Briefen schließen, aus denen man ersehen wird, wie sehr der Stillstand in unsern Einnahmen das Gedeihen der alten Missionen bedroht, und den Aufschwung der neuen hemmt.

„Die Mission hat die Ausgaben für zweiundzwanzig Schwestern in sieben Schulen zu bestreiten, liest man in einem Briefe des hochwst. Herrn apostolischen Vikars Swinkels von Surinam (Holländisches Guyana). Wir sparen selbst an unserm Munde: alle Priester sind nur elend beherbergt, und der Bischof hat nur eine ganz kleine Zelle zu seiner Wohnung. Man muß die Zahl der Stationen vermehren, sollte aber auch zu gleicher Zeit die der Missionäre erhöhen, und dabei sind wir ohne Hilfsmittel. Für meine Person weiß ich mich zu fügen, aber was wird aus den meiner Hirtensorge anvertrauten Seelen werden?"

„Zu Glasgow, (West-Schottland), haben wir, so schrieb man uns am 26. November vor. Js., Schwestern, welche die Armen besuchen, diese sind seit zwei Jahren so arm wie diejenigen, denen sie beistehen, es fehlt ihnen selbst am Nothwendigsten. Sollte dieser Zustand fortdauern, so würden sie genöthiget sein, das Haus, in welchem sie wohnen, zu verkaufen."

Wir erhalten vom ehrw. Pfarrer der französischen Pfarrei in St. Franzisko (Californien) folgende Zeilen: „Sie wissen, welche Schuld noch auf unserer Kirche lastet. Um die Ausgaben zu beschränken, mußte ich mich seit einem Jahre in eine so feuchte Behausung zurückziehen, daß mein Körper zur Hälfte gelähmt wurde. Aber bei all dem werde ich zufrieden sterben, wenn ich meinem Nachfolger nur eine schuldenfreie Kirche hinterlassen kann." (Brief vom 6. Septbr. 1867.)

„Unsere Missionen mehren sich, schrieb jüngst der hochwst. Herr Grandin, Coadjutor von St. Bonifaz (Neu-Britanien), aber sie sollten noch viel zahlreicher werden. Wie viele arme

Indianer gibt es nicht, welche ohne Missionäre sind und doch ein so heißes Verlangen nach ihnen haben! Erst im letzten Winter erhielt ich von den Eskimos das Gesuch, daß doch ein Priester sie besuchen möchte. Dabei ist noch zu bemerken, daß die meisten unserer wilden Stämme noch in einem Zustande völliger Barbarei sind. Sie kennen nichts Schöneres, nichts Ruhmwürdigeres als einem Feinde die Haut abzuziehen. Einem Missionär, welcher ihnen diese Roheit vorwarf, antwortete ein Häuptling im Namen seines Volkes: „Mein Gott! wenn nur zwei Patres unter uns, zwei andere bei den Cris wohnten, so wäre der Friede von beiden Seiten bald geschlossen. Du weißt ja, wir thun nichts Böses, wenn du bei uns bist.“ Die Reise eines einzigen Missionärs in unsere entlegenen Gegenden kostet 2000 Franken, und wir vermögen nicht einmal die schon gegründeten Missionen zu erhalten.“

„Ihre Unterstützung ist für unsere Existenz unerläßlich *nothwendig*, schrieb der apostolische Vikar des nördlichen Bezirks in Schottland, der hochwst. Herr Kyle, am 22. November vor. Js., an die Centralräthe. Wenn Sie uns unglücklicher Weise verlassen sollten, wären wir gezwungen, nicht bloß die Zahl unserer apostolischen Arbeiter zu vermindern, sondern auch noch die Schulden unbezahlt zu lassen, welche wir zur Einrichtung des Unerläßlichsten, der Kirchen und Pfarrhäuser, gemacht hatten.“

Fast die nämliche Sprache führte der apostolische Provikar von Quilon (Indien), der hochw. Pater Maria Ephrem.

„In Folge des verminderten Beitrages der Glaubensverbreitung, werde ich die Zahl der Schulen beschränken, und wird meine Kirche in Trevendrum, der Hauptstadt des Königreichs, noch mehrere Jahre lang nur mit Blättern gedeckt sein. Ebenso werde ich die Schwestern, welche schon bereit waren hieher zu kommen, in Europa belassen müssen. Allgemein waren sie mit Ungeduld erwartet, und selbst Protestanten hatten versprochen, ihre Kinder in die Schulen, welche sie leiten sollten, zu schicken. Der Arzt des Rajah

hatte bei mir angefragt, ob er für die Staatsspitäler Schwestern haben könne. So sind denn unsere schönen Hoffnungen wieder hinausgeschoben." (Brief vom 28. Dezember 1867.)

Endlich schrieb der Vorsteher einer religiösen Genossenschaft an die Centralräthe:

„Ich bedauere es sehr, daß Sie in die folgenschlimme Nothwendigkeit versetzt wurden, unsere Wünsche so beträchtlich beschränken zu müssen. Unsere Missionäre litten so viel und es wird dies inskünftig noch mehr der Fall sein. Was aber dabei am meisten leidet, ist das Heil der Seelen. Wir trafen eben Anstalten zur Absendung von etwa vierzehn Missionären, jetzt sehen wir uns aber genöthigt, deren Zahl zu beschränken, denn am Ende darf man sie doch nicht zum Hungertode verurtheilen."

Diese letzten Worte fassen den gegenwärtigen Stand unseres Werkes mit Bezug auf den gegenwärtigen Zustand der Missionen gut zusammen: überall mehren sich die Bedürfnisse, überall sind unsere Almosen unzureichend. Das Werk der Glaubensverbreitung darf, ohne hinter seinem Berufe zurückzustehen, nicht auf dem gleichen Standpunkte verharren.

Allgemeine Uebersicht
der Einnahmen und Ausgaben.

Einnahmen.

Europa.

	Fr.	C.
Frankreich	3,582,658	98
Deutschland	262,204	86
Belgien	306,575	24
Spanien	27,263	78
Britische Inseln	170,719	18
Italien	373,666	26
Levante	22,810	75
Niederlande	102,789	03
Portugal	34,236	34
Rußland und Polen	1,269	77
Schweiz	48,631	88
Aus verschiedenen nördlichen Gegenden	270	—

Asien.

Aus verschiedenen Bisthümern	7,320	84

Afrika.

Aus verschiedenen Bisthümern	26,022	90

Amerika.

Nord-Amerika	126,938	62
Süd-Amerika	51,605	04

Australien.

Aus verschiedenen Bisthümern	5,276	53
Gesammt-Einnahmen von 1867	5,149,918	54
Im Jahre 1866 nicht verwendete Summe	13,140	—
Ueberschuß der Einnahmen von 1866	330,663	14
Gesammt-Summe:	5 493,721	68

Ausgaben.

	Fr.	C.
Missionen von Europa	968,534	67
„ „ Asien	1,935,449	78
„ „ Afrika	463,977	50
„ „ Amerika	950,149	80
„ „ Australien	457,288	75
Auslagen für den Druck der Annalen und andern Vereinsschriften, die sowohl in Frankreich als in andern Ländern erschienen sind [1])	235,883	58
Verwaltungskosten in und außer Frankreich [2])	37,102	72
Verlust in Folge einer nicht bezahlten Anweisung aus einem italienischen Bisthum	3,433	40
Gesammtsumme der Ausgaben von 1867	5,051,820	20
Ueberschuß der Einnahmen, bestimmt für die ersten Zahlungen an die Missionen im Jahr 1868	441,901	48
Gesammtsumme:	5,493,721	68

[1]) Siehe Note 1. Seite 221.

[2]) Siehe Note 2. Seite 221.

Anmerkungen.

1) Die Annalen werden gegenwärtig alle zwei Monate in 235,025 Exemplaren gedruckt, und zwar: französische 152,000; — britische 2,600; — englische 20,000; — deutsche 22,600; — spanische 1,900; — flamändische 6,600; — italienische 24,000; — portugiesische 2,500; — holländische 2,000; — polnische 800.

Unter die Verwaltungskosten gehören: Ankauf des Papiers, Verfertigung, Druck und Heftung der Annalen, Uebersetzung in die verschiedenen Sprachen und Ausgaben für fernere kleinere Schriften, als: Prospekte, Anzeigen, Listen, Ablaßzettel u. s. w. Zu bemerken ist auch, daß die Ausdehnung des Werkes zuweilen mehrere Ausgaben in einer Sprache nothwendig macht, theils wegen der zu weiten Entfernung der Orte, theils wegen zu hohem Einfuhrzoll, oder aus andern wichtigen Gründen. So erscheinen unter den Ausgaben der Annalen drei deutsche, zwei englische und drei italienische.

Der Ertrag aus verkauften Annalen und Collecten wird bei den Beiträgen jeder Diözese, wo dieselben verkauft wurden, eingerückt.

2) Die Verwaltungskosten begreifen nicht nur die in Frankreich, sondern auch in andern Ländern nöthig werdenden Ausgaben. Diese Ausgaben bestehen in Reisekosten, Bureaugeschäften, Miethzins, Besoldung der Angestelleen, Porto der Briefe für die Correspondenz sowohl mit den verschiedenen Bisthümern, welche durch die Versendung ihrer Almosen zum Vereine beisteuern, als auch mit den Missionen aller Länder.

Die Verwaltung der Geschäfte geschieht stets und allenthalben unentgeltlich.

Noch müssen wir beifügen, daß aller Wohlthäter des Vereines in den Gebeten der Missionäre besonders gedacht wird.

Verzeichniß der Beiträge,

die aus den verschiedenen am Werke der Glaubensverbreitung betheiligten Bisthümern im Jahre 1867 eingegangen sind.

Europa.

Frankreich.

				Fr.	C.
Bisthum Aix				20,457	24
— Ajaccio[1])				10,578	60
— Digne				11,821	95
— Frejus				34,750	—
— Gap				11,000	—
— Marseille				60,157	92
— Nizza				3,521	07
— Alby	Alby	21,439	24	41,870	44
	Castres	20,431	20		
— Cahors				24,300	—
— Mende				30,780	20
— Perpignan				13,000	—
— Rodez				58,333	15
— Auch				48,000	—
— Aire				51,444	04
— Bayonne				39,295	—
— Tarbes				24,550	—
— Avignon				35,723	55
				519,583	16

[1]) 315 Frkn., die erst nach Abschluß der Rechnung anlangten, werden auf die Rechnung von 1868 gesetzt werden.

		Fr.	C.
	Transport:	519,583	16
Bisthum	Montpellier [1])	70,316	30
—	Nimes	48,000	—
—	Valence	29,074	35
—	Viviers	38,960	60
—	Beſançon	47,111	20
—	Belley	35,590	50
—	Metz	57,552	10
—	Nancy	25,315	35
—	Saint-Dié	28,649	90
—	Straßburg [2])	116,276	70
—	Verdun	34,600	—
—	Bordeaux	75,366	05
—	Agen [3])	26,407	60
—	Angouléme [4])	10,500	32
—	Luçon [5])	40,715	70
—	Perigueux	15,080	—
—	Poitiers	28,514	—
—	la Rochelle	26,242	75
—	Bourges	7,699	95
—	Clermont-Ferrand	53,470	02
—	Limoges	16,300	—
—	Puy	34,700	—
—	Saint-Flour	30,124	—
—	Tulle	13,500	—
		1,429,650	55

[1]) Dabei eine Gabe im Betrag von 17,286 Frkn. 30 Rpp., wovon 400 Frkn. für Meßſtipendien.

[2]) Dabei Gaben von 11,964 Frkn., wovon 1,374 Frkn. 40 Rpp. für Meßſtipendien.

[3]) Dabei 400 Frkn. für Meßſtipendien

[4]) Dabei von einem Ungenannten eine Gabe von 500 Frkn.

[5]) Dabei eine Gabe von 500 Frkn. von Luçon.

	Fr.	C.
Transport:	1,429,650	55
Bisthum Cambray	171,434	91
— Arras	51,338	—
— Chambéry	12,000	—
— Annecy	31,175	—
— Moutiers	10,513	95
— St. Jean-de-Maurienne[1])	12,228	30
— Lyon	330,967	53
— Autun	38,182	20
— Dijon	20,557	64
— Grenoble	61,868	70
— Langres	26,106	50
— Saint Claude	32,598	—
— Paris	207,756	54
— Blois	12,380	—
— Chartres	10,869	60
— Meaux	8,421	70
— Orléans	13,589	30
— Versailles	18,464	25
— Reims	40,030	70
— Amiens	31,500	—
— Beauvais	11,366	38
— Chalons-sur-Marne	11,000	—
— Soissons	32,728	56
— Rennes[2])	88,332	30
— Nantes[3])	101,040	09
	2,816,100	70

[1]) Darunter 5,376 Frkn. für Meßstipendien.

[2]) Darunter eine Gabe von 1,700 Frkn. für das Bisthum Vincennes.

[3]) Dabei verschiedene Gaben im Betrag von 12,207 Frkn. 30 Rpp. Im Jahre 1866 gingen verschiedene Gaben im Betrage von 10,332 Frkn. 40 Rpp. ein.

		Fr.	C.
	Transport:	2,816,100	70
Bisthum	Quimper	98,922	—
—	Saint Brieuc	100,109	74
—	Vannes	37,140	—
—	Rouen	55,440	80
—	Bayeux	57,221	41
—	Coutances	48,000	—
—	Evreux	19,779	—
—	Séez	24,469	30
—	Sens	11,026	—
—	Moulins	14,700	—
—	Nevers	15,000	—
—	Troyes	10,771	70
—	Toulouse	68,513	—
—	Carcassonne	22,814	80
—	Montauban	18,003	—
—	Pamiers	9,544	—
—	Tours	16,540	—
—	Angers	50,494	32
—	Laval	58,800	—
—	Mans	29,075	—
		3,582,658	89

Deutschland.

Bisthum	Cöln	108,727	08
—	Münster	18,415	50
—	Paderborn	20,833	—
—	Trier	27,849	25
		175,824	83

	Fr.	C.
Transport:	175,824	83
Bisthum Freiburg[1])	824	81
Bezirk Bautzen	1,353	—
Apostolisches Vikariat von Dresden	1,307	—
Bisthum Fulda	2,373	75
— Limburg	339	75
— Mainz	885	—
— Hildesheim	1,432	18
— Osnabrück	6,562	50
— Rottenburg	25,008	65
— Görtz	82	—
— Brixen[2])	1,407	—
— Triest	223	81
— Posen	14,724	50
— Breslau	12,818	25
— Kulm	288	39
— Ermeland[3])	9,201	28
— Olmütz[4])	4,500	—
— Prag	634	96
— Wien[5])	1,819	20
	262,204	86

[1]) Dabei 504 Frkn. von Sigmaringen, 118 Frkn. 72 Rpp. von Krauchenwind, 26 Frkn. 30 Rpp. von Oberhomberg, und 20 Frkn. von Reichenau.

[2]) Dabei 25 Frkn. für den Loskauf eines Negerkindes.

[3]) Dabei eine Gabe von 3,680 Frkn. 98 Rpp. vom verstorbenen hochwst. Bischof Geritz von Ermeland.

[4]) Gabe des hochwst. Herrn Oswald Trogher.

[5]) Dabei 60 Frkn. von einem Ungenannten.

Belgien.

	Fr.	C.
Bisthum Mecheln[1])	61,021	74
— Brügge	60,528	50
— Gent[2])	66,230	51
— Lüttich	48,013	84
— Namur	17,818	02
— Dornach	52,962	63
	306,575	24

Spanien.

Verschiedene Bisthümer[3])	26,683	78
Bisthum Gibraltar	580	—
	5,640	97

Britische Inseln.

Bisthum Armagh	3,855	60
— Ardagh	657	85
— Clogher	148	90
	4,662	35

[1]) Dabei eine Gabe von 1,000 Frkn.; verschiedene Gaben im Betrag von 1,518 Frkn., und 200 Frkn. für Messen.

[2]) Dabei eine Gabe von 5,000 Frkn. von einem Ungenannten, 1,050 Frkn. für den hochwst. apostol. Vikar Steins von Kalkutta, 50 Frkn. für den hochwst. Bischof Lynch von Charleston, und 150 Frkn. für H. Volckerick, Missionär auf der Insel Jersey.

[3]) Dabei 9,270 Frkn., und 2,040 Frkn. von zwei Ungenannten.

		Fr.	C.
	Transport:	4,662	35
Bisthum	Derry	2,189	90
—	Down und Connor	1,638	05
—	Dromore	430	50
—	Kilmore	517	85
—	Meath	4,114	50
—	Raphoë	52	50
—	Caſhel	1,621	30
—	Cloyne	7,163	60
—	Cork	5,977	30
—	Kerry	1,645	85
—	Killaloë [1])	1,580	15
—	Limerick	13,721	60
—	Roß	3,146	30
—	Waterford	5,553	85
—	Dublin	16,693	40
—	Ferns	1,823	65
—	Kildare und Leighlin	53,991	20
—	Aſſory [2])	4,333	15
—	Tuam	772	25
—	Achonry	77	70
—	Clonfert	2,639	80
—	Elphin	941	10
—	Galway	600	20
—	Killala	646	50
—	Kilmacduagh und Kilfenora	126	—
—	Weſtminſter	5,926	98
		142,587	53

[1]) Dabei eine Gabe von 655 Frkn. 20 Rpp. von einem Ungenannten.

[2]) Dabei 25 Frkn. 20 Rpp. für Meßſtipendien.

			Fr.	C.
		Transport:	142 587	53
Bisthum	Beverley		1,909	85
—	Birmingham		4,607	05
—	Clifton		2,156	50
—	Hexham		1,772	60
—	Liverpool		5,382	55
—	Newport und Menevia		2,436	85
—	Northampton		180	90
—	Nottingham		55	45
—	Plymouth		939	10
—	Salford		504	—
—	Southwark		3,192	55
—	Schrewsbury		362	35
Schottland	westlicher Kreis		2,389	80
	nördlicher Kreis		1,915	20
	östlicher Kreis		326	90
			170,719	18

Italien. [1])

Bisthum	Bologna			6,566	27
—	Cagli			209	61
—	Brindisi	31	70	28	53
—	Benevent	87	05	78	35
—	Bisceglia	300	—	270	—
—	Caserta	320	—	288	—
				7,440	76

[1]) Bei mehreren dieser Bisthümer beziehen sich die Empfangs-Summen auf das Jahr 1866. Die in erster Linie stehenden Zahlen bedeuten den Betrag der Einnahmen vor dem Verluste, welcher aus der Verwandlung der italienischen Scheine in französisches Geld entstand.

				Fr.	C.
		Transport:		7,440	76
Bisthum	Capaccio und Vallo	60	—	54	—
—	Catanzaro	42	50	38	25
—	Cava	603	—	542	70
—	Cassano	170	—	153	—
—	Chieti	222	05	199	85
—	Castellamare	82	18	73	97
—	Cosenza	45	05	40	55
—	Ischia	562	—	505	80
—	Larino	639	77	575	80
—	Lucera	100	—	90	—
—	Lecce	850	—	765	—
—	Mileto	425	—	382	50
—	Monopoli	20	—	18	—
—	Montecassino [1])	250	—	225	—
—	Nocera	361	25	325	13
—	Nola	143	40	129	06
—	Opido	233	75	210	38
—	Cagliari			135	35
—	Camerino			645	15
—	Cervia			101	01
—	Cesena			1,155	90
—	Cingoli			89	49
—	Citta di Castello [2])			1,075	26
—	Citta del Pieve			381	17
—	Civita Castellana			1,015	54
—	Corneto			150	53
—	Cerreto di Fabriano			561	81
				17,080	96

[1]) Dabei eine Gabe von 100 Frkn. für Zanzibar.

[2]) Dabei eine Gabe von 537 Frkn. 63 Rpp. von Madame Dominika Maria Vanni.

	Fr.	C.
Transport:	17,080	96
Bisthum Fabriano	537	63
— Faenza	1,327	71
— Fano	1,270	13
— Ferentino	1,129	02
— Ferrara	1,416	05
— Foligno	161	29
— Forli	404	29
— Fossombrone	242	93
— Frascati	268	81
— Jesi	500	—
— Loretto	101	60
— Macerata	428	26
— Matelica	708	47
— Montalto	352	29
— Montefeltre	483	87
— Montefiascone	94	50
— Narni	55	37
— Nocera	322	58
— Norcia	268	81
— Orte	297	51
— Orvieto	505	37
— Ossimo	91	39
— Palestrina	376	34
— Perugia [1])	1,714	66
— Piperno	110	20
— Poggio Mirteto	43	01
— Recanati	172	04
— Rieti	169	60
	30,634	69

[1]) Dabei 45 Frkn. und 53 Frkn. 20 Rpp. von zwei Ungenannten.

				Fr.	C.
	Transport:			30,634	69
Bisthum	Rimini			1,558	36
—	Ripatransone			295	69
—	Sabina			69	88
—	Sarsina			434	61
—	Segni			107	52
—	San Severino			184	61
—	Sezze			139	77
—	Sinagaglia			303	21
—	Florenz [1])	5,768	84	4,592	23
—	Arezzo	447	37	380	26
—	Chiusi	110	—	93	50
—	Cortona	130	—	110	50
—	Fiesole	714	28	607	15
—	Livorno	1,500	—	1,275	—
—	Massa u. Populonia	1,050	—	891	50
—	Modigliana	399	—	329	15
—	Montalcino	340	—	289	—
—	Montepulciano	252	—	214	20
—	Pescia	340	—	289	—
—	Pienza	140	—	119	—
—	Genua			20,740	48
—	Albenga			5,052	25
—	Bobbio			353	64
—	Sarzane			435	08
—	Savona			1,712	24
—	Vintimiglia			791	35
—	Lucca	5,130	—	4,360	50
				76,365	37

[1]) Dabei 1,000 Frkn., 200 Frkn. und 150 Frkn. von drei Ungenannten.

			Fr.	C.
	Transport:		76,365	37
Bisthum Messina			617	37
— Mailand [1])	17,835	66	15,654	81
— Bergamo [2])			7,000	—
— Brescia			5,692	88
— Como [3])	3,342	15	3,127	30
— Crema	100	—	84	90
— Cremona	1,398	06	1,190	—
— Lodi	2,630	—	2,226	60
— Pavia			584	85
— Modena	3,451	75	3,052	51
— Carpi			920	26
— Massa Carrara			1,240	51
— Nonantola			538	84
— Reggio in Modena [4])	9,600	—	9,000	—
— Parma			2,645	30
— Borgo San Donino			295	42
— Guastalla			298	—
— Pontremoli			239	—
— Piacenza			2,330	45
— Monreale			685	10
— Neapel	33,245	28	29,919	44
— Aversa	300	—	270	—
— Amalfi	20	—	18	—
— Aquila	400	—	360	—
			164,355	91

[1]) Dabei 420 Frkn. für die Waisen des Bisthums Algier, und 80 Frkn. für 10 Messen für H. Defonry.

[2]) Dabei 2,700 Frkn. von einem Priester von Bergamo.

[3]) Dabei 50 Frkn. von einem Ungenannten.

[4]) Ertrag von zwei Jahren.

		Fr.	C.
	Transport:	164,355	91
Bisthum	Andria 123 —	110	70
—	Atri und Penne 198 —	178	20
—	Bova 20 —	18	—
—	Bitonto und Ruvo 20 —	18	—
—	Otranto 184 50	166	05
—	Pozzuoli 119 —	107	10
—	Palermo	1,653	23
—	Pisa [1] 3,800 —	3,230	—
—	Pistoja 1,027 07	873	60
—	Prato [2] 1,310 13	1,113	02
—	San Miniato 1,584 —	1,346	40
—	San Sepolcro 725 —	598	—
—	Reggio 216 75	195	08
—	Rossano 192 10	172	89
—	Rom [3]	57,649	09
—	Alatri	320	03
—	Albano	1,349	97
—	Amelia	128	10
—	Anagni [4]	336	01
—	Ancona	537	63
—	Ascoli	907	78
—	Assisi	468	42
		235,833	21

[1]) Dabei 250 Frkn. Gabe einer Pfarrangehörigen von Wallachia.

[2]) Dabei eine Gabe von 100 Frkn. von einem Ungenannten.

[3]) Eine Summe von 27,985 Frkn. 15 Rpp., welche vor dem Rechnungsabschluß nicht mehr einkassirt werden konnte, wird auf die Rechnung von 1868 gesetzt werden. In der Summe von 57,649 Frkn. 09 Rpp. sind 50,000 Frkn. als zweite Rate eines Vermächtnisses des Fürsten Barberini einbegriffen.

[4]) Dabei eine Gabe von 215 Frkn. 05 Rpp. von den Schwestern Marianne und Clarissa Tommasi.

			Fr.	C.
	Transport:		235,833	21
Bisthum	Saſſari		209	50
—	Siena	1,742 36	1,480	—
—	Sovana u. Pitigliano [1]	563 27	478	79
—	Volterra	1,151 41	978	70
—	Sorrente	1,359 18	1,223	87
—	Sulmona	127 50	114	75
—	Seſſa	730 —	657	—
—	San Severo [2]	409 98	368	99
—	Trani	700 —	630	—
—	Teramo	212 50	191	25
—	Teano und Calvi	628 50	565	65
—	Tropea u. Nicotera	77 80	70	02
—	Trivento	1,348 —	1,213	20
—	Venoſa	66 47	59	83
—	Valva	25 —	22	50
—	Venafro	20 —	18	—
—	Vaſto	113 35	102	02
—	Bari		800	—
—	Spaleto		134	40
—	Sutri und Nepi		26	88
—	Terni		74	97
—	Terracina		58	11
—	Tivoli		751	68
—	Talentino		174	87
—	Urbania		404	29
—	Veroli		537	63
			247,180	11

[1] Dabei eine Gabe von 40 Frkn. für Korea.

[2] Von dieſer Summe ſind 100 Frkn. dem hochwſt. Herrn Arnoulh für ſeine Kathedrale beſtimmt.

				Fr.	C.
		Transport:		247,180	11
Bisthum	Viterbo			612	89
—	Syracus			346	—
—	Catania			1,270	—
—	Girgenti			478	30
—	Noto			514	08
—	Mazara			719	10
—	Trapani			875	—
—	Patti			280	—
—	Nicosia			411	91
—	Piazza			265	12
—	Lipari			69	03
—	Turin [1])			52,452	48
—	Acqui			1,764	85
—	Alba			1,760	—
—	Aosta	5,259	60	5,043	60
—	Asti			4,500	—
—	Coni			2,000	—
—	Fossano			1,800	—
—	Ivrea			5,000	—
—	Mondovi			4,510	—
—	Pignerol			1,550	—
—	Saluzzo			3,300	—
—	Susa [2])			875	—
—	Udine			1,615	—
				339,192	47

[1]) Dabei verschiedene Gaben im Betrag von 10,937 Frkn. 48 Rpp., die so vertheilt sind: 1,000 Frkn. für die Mission von Hong-Kong, 120 Frkn. für Dacca, 1,500 Frkn. für Hu-Pe, 250 Frkn. für Sappa, 750 Frkn. für Durazzo, 1,117 Frkn. 48 Rpp, für die Mission der Jesuiten in China, 5,000 Frkn. für die italienische Kirche in London, und 1,200 Frkn. für das apostolische Vikariat in Konstantinopel.

[2]) Dabei eine Gabe von 100 Frkn.

			Fr.	C.
	Transport:		339,192	47
Bisthum Verona			1,223	30
— Vicenza			1,360	—
— Adria	235	—	219	30
— Belluno	349	49	323	50
— Feltre	276	41	255	—
— Ceneda	349	55	323	50
— Chioggia	357	20	329	70
— Concordia			67	—
— Mantua	560	—	480	—
— Padua			2,076	50
— Parenzo und Pola			236	—
— Trient			5,638	50
— Treviso	375	—	347	50
— Venedig	1,935	43	1,795	—
— Vercelli			3,700	—
— Alessandria			600	—
— Biella			4,500	—
— Casale			2,200	—
— Novara [1])			2,311	55
— Tortona			3,921	34
— Vigevano			2,566	10
			373,666	26

Levante.

Bisthum Antivari und Scutari	344	—
Apostolisches Vikariat von Herzegovina	200	—
	544	—

[1]) Bei dieser Summe eine Gabe von 230 Frkn. von einem Ungenannten von Domodossola.

		Fr.	C.
	Transport:	544	—
Apostolisches Vikariat von Constantinopel		1,625	—
Bisthum Corfu		300	—
— Durazzo		105	—
— Sappa		65	—
— Scopia		78	—
Patriarchat von Jerusalem	Hl. Land 730 — / Insel Cypern 404 —	1,134	—
Bisthum Malta [1])		13,855	25
— Gozzo		605	—
— Naxos		100	—
— Santorin		301	—
— Scio		123	—
— Smyrna		1,034	50
— Syra		253	—
— Tyne		510	—
— Zante und Cephalonia		160	—
— Philipopolis		92	—
Apostol. Delegation des Libanon.	Einnahme von 2 Jahren 1,274 — / Balbeck 100 —	1,374	—
Insel Candia		240	—
Mission von Trapezunt		312	—
		22,810	75

[1]) Dabei 58 Frkn. 50 Rpp. für Meßstipendien, 100 Frkn. für Tong-King und 62 Frkn. 50 Rpp. für anamitische Kinder.

Niederlande.

	Fr.	C.
Bisthum Utrecht	42,087	90
— Herzogenbusch [1])	21,176	51
— Breda	5,290	50
— Luxemburg	14,108	25
— Ruremonde [2])	20,125	87
	102,789	03

Portugal.

Bisthum Braga	8,813	33
— Aveiro	1,236	14
— Braganza	486	19
— Castello	360	—
— Coimbra	904	44
— Elvas	202	14
— Faro	1,826	44
— Viseu	1,196	27
— Evora	156	57
— Portalegre	—	—
— Porto	3,213	62
— Thomar	45	33
— Lissabon	10,078	58
	28,518	75

[1]) Unter der Einnahme von 1866 war eine Gabe von 350 Frkn. für die Mission des östlichen Petschely.

[2]) Dabei eine Gabe des Dekanats Servais im Betrage von 150 Frkn., 200 Frkn. für Messen und 100 Frkn. von einem Ungenannten. Unter der Einnahme aus dem Dekanat Schinnen war auch eine Gabe von 1,100 Frkn.

	Fr.	C.
Transport:	28,518	75
Bisthum Angra	2,438	80
— Beja	86	66
— Funchal	320	77
— Guarda	1,276	—
— Lamego	543	61
— Leiria	878	42
— Pinhel	173	33
	34,236	34

Rußland und Polen.

Aus Rußland	363	30
Bisthum Warschau	329	82
— Krakau [1])	576	65
	1,269	77

Schweiz.

Bisthum Basel [2])	14,978	31
— Chur [3])	6,035	04
— Lausanne	10,277	58
— Genf	4,787	80
— St. Gallen	5,310	86
	41,389	59

[1]) Gabe von Frl. Henriette Michalowska.

[2]) Dabei Gaben im Betrage von 514 Frkn. 60 Rpp., wovon 140 Frkn. für Meßstipendien.

[3]) Dabei zwei Gaben von 100 Frkn., 51 Frkn. 20 Rpp. für den Loskauf von Heidenkindern, und 1,000 Frkn. für Kirchenbauten in den Vereinigten Staaten.

			Fr.	C.
	Transport:		41,389	59
Bisthum	Sitten [1])	3,722 90	6,922	90
	St. Moriz	3,200 —		
			48,312	49
Aus verschiedenen Gegenden des Nordens			248	—

Asien.

Apostolisches Vikariat Birmanien		650	—
— —	Calcutta	2,056	32
— —	Coimbatour [2])	468	50
— —	Colombo	685	05
— —	Dacca	135	—
— —	Madras	1,199	10
— —	Maissur	218	—
— —	Mandschurei	548	87
— —	Pondichery	1,300	—
Apostol. Delegation von Persien		60	—
		7,320	84

Afrika.

Bisthum Algier	8,100	—
— Constantine	3,950	—
	12,050	—

[1]) Dabei an Gaben 286 Frkn. 90 Rpp., wovon 100 Frkn. für die ärmste Mission.

[2]) Diese Summe besteht in 325 Frkn. aus der Militärstation Welington, und 143 Frkn. 50 Rpp. von Neubekehrten des apostolischen Vikariats.

	Fr.	C.
Transport:	12,050	—
Bisthum Oran [1])	3,180	—
Apostolisches Vikariat von Dahomey	26	—
— — Senegambien	232	—
— — Insel Maurice	2,175	75
Apostol. Präfektur der Sechellen	45	—
Bisthum Saint-Denis	6,417	05
Mission von Zanzibar	30	—
Apostolische Präfektur von Tripolis	413	50
Apastol. Vikariat von Egypten	1,000	—
— — Tunis	453	60
	26,022	90

Amerika.

Nord-Amerika.

Bisthum Quebeck	30,700	—
— St. Hyacinth	9,690	—
— Toronto	1,980	—
— Trois-Rivières	10,169	40
— Halifax	7,292	90
— Arichat	5,000	—
— Chatham	400	—
— Neu-Braunschweig	305	—
— Baltimore	2,225	05
— Erie	20	55
Apostolisches Vikariat Florida	171	70
Bisthum Philadelphia	1,331	75
— Pittsburg	194	45
— Cincinnati	2,535	30
	72,016	10

[1]) 480 Frkn. erst nach Rechnungsabschluß angekommen, werden 1868 verrechnet werden.

	Fr.	C.
Transport:	72,016	10
Bisthum Cleveland	2,380	—
— Fort-Wayne	386	95
— Louisville	1,530	05
— Marquette	810	—
— Vincennes	1,167	30
— New-York	13,490	95
— Albany	198	40
— Boston	2,150	55
— Brooklyn	1,722	65
— Hartford	7	45
— Newark	2,182	45
— Neu-Orleans	1,057	95
— Galveston	1,801	55
— Mobile	3,350	90
— Oregon-City	183	20
— Nesqualy	70	—
— Saint-Louis	2,564	20
— Chicago	42	60
— Dnbuque	746	70
— Milwaukie	168	35
— Santa-Fé	2,060	—
— St. Paul-de-Mineſota	370	—
— San Francisco	830	—
— Marisville	907	65
— Port-Espagne	1,185	17
— Baſſe-Terre	3,110	30
— Fort-de-France	8,270	50
— Santiago de Cuba	158	50
— Mexico	843	20
	125,813	63

	Fr.	C.
Transport:	125,813	62
Bisthum Yucatan [1])	1,125	—
	126,938	62

Süd-Amerika.

Apostolische Präfektur Cayenne	500	—
Apostol. Vikariat des britischen Guyana	27	30
Bisthum Bahia	1,218	33
— Rio Grande	58	10
— Rio Janeiro	102	24
— Buenos Ayres [2])	24,436	06
— Cordova [3])	3,536	—
— Salta	1,100	66
— Parana	25	25
— Montevideo	2,199	20
— Guyaquil	1,119	40
— Lima [4])	7,562	10
— Trujillo	666	10
— Cuzco	269	80
— Puno	769	50
— Santiago	6,374	83
— Conception	966	30
— Serena	733	87
	51,605	04

[1]) Dabei eine Gabe von 125 Frkn.

[2]) Dabei eine Summe von 19,034 F. 76 Rpp., eine Gabe des Domherrn Aguero, mit der Verpflichtung von jährlich 8 Messen.

[3]) Dabei eine Gabe des Herrn Manuel de la Lestra von 192 Frkn.

[4]) Unter dieser Summe ist eine Gabe von 1,577 Frkn. für die ärmste Mission mit der Verpflichtung zu 415 Messen.

Ozeanien.

	Fr.	C.
Apostolisches Vikariat Futuna	100	—
Bisthum Hobart-Town	341	—
Apostol. Vikariat Neu-Caledonien	500	—
Bisthum Perth	813	—
Apostol. Vikariat der Sandwichsinseln	1,620	—
Bisthum Sydney	659	55
— Wellington	1,243	—
	5,276	55

Die Vertheilung der Almosen

an die verschiedenen Missionen ist für 1867 in folgender Weise festgesetzt worden.

Missionen in Europa.

	Fr.	C.
Hochw. Hrn. Strain, Bischof, apost. Vikar von Edimburg (Schottland)	19,000	—
Hochw. Hrn. Gray, Bischof, apost. Vikar vom Westdistrikt (Schottland)	22,000	—
Hochw. Hrn. Kyle, Bischof, apost. Vikar von Norddistrikt (Schottland)	18,000	—
Hochw. Hrn. Manning, Erzbischof von Westminster (England) [1]	25,000	—
Hochw. Hrn. Robert Cornwaite, Bischof von Beverley (England)	4,000	—
Hochw. Herrn Ullathorne, Bischof von Birmingham (England)	7,000	—
Hochw. Hrn. Clifford, Bischof von Clifton (England)	3,000	—
Hochw. Herrn Groß, Bischof von Liverpool (England)	5,000	—
Hochw. Hrn. Brown, Bischof von Newport und Menevia (England) [2]	8,944	50
Hochw. Hrn. Kerril Amherst, Bischof von Northampton (England)	10,000	—
Hochw. Hrn. Vaughan, Bischof von Plymouth (England)	12,000	—
Hochw. Hrn. Turner, Bischof von Salford (England)	10,000	—
Hochw. Hrn. James Brown, Bischof von Schrewsbury (England)	9,000	—
	152,944	50

[1]) Dabei 5,000 Frkn. aus Italien für die italienische Kirche zu London.

[2]) Dabei 944 Frkn. 50 Rpp. für Meßstipendien.

	Fr.	C.
Transport:	152,944	50
Hochw. Hrn. Grant, Biſchof von Southwark (England) [1]	25,983	55
Miſſionen der V. V. Mariſten in England [2]	24,063	50
Miſſionen der Hochw. V. V. Oblaten von der unbefleckten Empfängniß in England [3]	10,030	—
Hochw. Hrn. Delany, Biſchof von Kork (Irland)	3,000	—
Hochw. Herrn Moriarty, Biſchof von Kerry	2,000	—
Hochw. Hrn. Rian, Biſchof von Limerick (Irland)	1,500	—
Hochw. Hrn. Keane, Biſchof von Cloyne (Irland)	3,000	—
Hochw. Hrn. Flannery, Biſchof von Killaloe (Irland)	2,000	—
Hochw. Hrn. O'Hea, Biſchof von Roß (Irland)	3,000	—
Hochw. Herrn Bennet, Superior des Seminars von Drumcondra (Irland)	17,000	—
Hochw. Hrn. Walſh, Biſchof von Kildare und Leiglin (Irland)	3,000	—
Hochw. Hrn. Feeny, Biſchof von Killala	2,000	—
Hochw. Hrn. Dorrian, Coadjutor-Biſchof von Down und Connor (Irland)	1,500	—
Hochw. Hrn. Gillooy, Biſchof von Elphin (Irland)	3,000	—
Hochw. Hrn. Derry, Biſchof von Clonfert (Irland)	5,000	—
Hochw. Hrn. Mac-Evilly, Biſchof von Galway (Irland)	5,000	—
	264,021	55

[1]) Dabei 150 Frkn. für H. Abbé Volkerget in Jereſey, und 833 Fr. 55 Rpp. für Meßſtipendien.

[2]) Dabei 2,063 Frkn. 50 Rpp. für Meßſtipendien.

[3]) Dabei 30 Frkn. für Meßſtipendien.

	Fr.	C.
Transport:	264,021	55
Hochw. Hrn. Fallon, Bischof von Kilmacduagh und Kilfenora (Irland)	2,000	—
Hochw. Hrn. Scandella, Bischof, apostolischer Vikar von Gibraltar	6,000	—
Hochw. Hrn. Lachat, Bischof von Basel (Schweiz)	38,500	—
Hochw. Hrn. Florentius, Bischof von Chur (Schweiz [1])	15,705	—
Hochw. Hrn. Greith, Bischof von St. Gallen (Schweiz)	8,000	—
Hochw. Herrn Marilley, Bischof von Lausanne und Genf (Schweiz)	13,000	—
Hochw. Hrn. Mermillod, Bischof von Hebron, Coadjutor von Genf	16,000	—
Hochw. Hrn. Bagnoud, Bischof, für die Pfarrei Aigle (Schweiz)	3,000	—
Hochw. Hrn. von Ketteler, Bischof von Mainz	5,000	—
Hochw. Hrn. Wedekin, Bischof von Hildesheim [2])	14,010	—
Für das apostolische Vikariat von Dessau	2,000	—
Hochw. Hrn. Melchers, Erzbischof von Köln	15,000	—
Hochw. Hrn. Müller, Bischof von Münster	5,000	—
Hochw. Hrn. Konrad Martin, Bischof von Paderborn	27,000	—
Hochw. Hrn. Eberhard, Bischof von Trier	7,000	—
Hochw. Hrn. Ledochowski, Erzbischof von Posen und Gnesen	7,000	—
Hochw. Hrn. Marwitz, Bischof von Kulm	5,200	—
Hochw. Hrn. Geritz, Bischof von Ermeland	6,000	—
	459,736	55

[1]) Dabei 2,705 Frkn. für Meßstipendien.

[2]) Dabei 10 Frkn. für die Kirche von Braunschweig.

	Fr.	C.
Transport:	459,736	55
Für das apostol. Vikariat von Nord-Deutschland und Dänemark	27,000	—
Hochw. Herrn Blum, Bischof von Limburg	6,000	—
Hochw. Herrn Förster, Bischof von Breslau	20,000	—
Hochw. Hrn. Förster, Administrator des apostol. Vikariats Pommern u. Brandenburg	34,000	—
Verschiedenen deutschen Missionen	14,000	—
Verschiedenen Missionen von Nordeuropa	49,609	35
Hochw. Hrn. Salandari, apostol. Vikar der Moldau	12,000	—
Hochw. Hrn. Ploym, Bischof von Nikopoli (für die Walachei und Bulgarien) [1]	22,600	—
Hochw. Hrn Vuicic, Bischof, apostolischer Administrator von Bosnien	6,000	—
Hochw. Hrn. Krahjevic, Bischof, apostol. Vikar der Herzegowina [2]	7,577	—
Bisthum Trebigne	4,000	—
Hochw. Herrn Pooten, Erzbischof von Antivari	9,000	—
Hochw. Herrn Beriscia, Bischof von Pulati	5,000	—
Hochw. Herrn Severini, Bischof von Sappa [3]	4,750	—
Hochw. Hrn. Raphael Ambrosio, Erzbischof von Durazzo [4]	7,911	50
	689,184	40

[1]) Dabei 1,600 Frkn. für 9000 Messen.

[2]) Dabei eine Gabe von 1577 Frkn. mit der Verpflichtung zu 415 Messen.

[3]) Dabei eine Gabe von 250 Frkn. aus Italien.

[4]) Dabei 1,661 Frkn. 50 Rpp. für Meßstipendien und eine Gabe von 750 Frkn. aus Italien.

	Fr.	C.
Transport:	689,184	40
Hochw. Herrn Dodmassei, Bischof von Alessio [1])	6,035	50
Hochw. Hrn. Bucciarelli, Erzbischof von Scopia [2])	8,030	—
Für das apostol. Vikariat von Philippopolis	2,000	—
Hochw. Hrn. Brunoni, Erzbischof, apostol. Vikar von Konstantinopel, und für die Brüderschulen [3])	57,300	—
Hochw. Hrn. Hassun, Erzbischof, Primas der kath. Armenier zu Konstantinopel, und für die Bisthümer seiner Kirchenprovinz	70,000	—
Missionen der unirten Bulgaren [4])	5,110	—
Missionen der apostolischen Präfektur der V. V. Kapuziner in Archipel	9,000	—
Missionen der apostol. Präfektur der V. V. Dominikaner zu Konstantinopel	5,000	—
Missionen der apostol. Präfektur der Mindern-Brüder zu Konstantinopel	5,000	—
Missionen der Lazaristen zu Konstantinopel, Salonichi, Monastir und Anstalt der Schwestern	35,000	—
Missionen der Gesellschaft Jesu zu Konstantinopel	6,000	—
	897,659	90

[1]) Dabei 1,035 Frkn. 50 Rpp. für Meßstipendien.

[2]) Dabei 1,030 Frkn. für Meßstipendien.

[3]) Dabei eine Gabe von 100 Frkn. für die Schulen im Orient, und eine andere von 1,200 Frkn. aus Italien.

[4]) Dabei eine Gabe von 100 Frkn. für die Mission, und 10 Frkn. für den hochwst. Hrn. Pagow für 2 Messen.

	Fr.	C.
Transport:	897,659	90
Hochw. Hrn. Alberti, Bischof von Syra und apostol. Delegat in Griechenland, und für die Schwestern	14,000	—
Missionen der Gesellschaft Jesu zu Tyne und Syra	7,000	—
Hochw. Hrn. Bergeretti, Erzbischof von Naxos [1])	4,900	—
Hochw. Hrn. Abbati, Bischof von Santorin	2,500	—
Mission der Lazaristen in Santorin und den barmherzigen Schwestern	8,000	—
Hochw. Hrn. Marango, Bischof v. Tyne [2])	8,225	—
Hochw. Hrn. Spiridion Maddalena, Erzbischof von Corfu	17,000	—
Demselben für die Mission von Zante und Cephalonien	6,600	—

Missionen in Asien.

Hochw. Hrn. Justiniani, Bischof von Scio	5,500	—
Hochw. Hrn. Spaccapietra, Erzbischof von Smyrna, für das Bisthum Smyrna, das apostol. Vikariat von Klein-Asien, die Mission von Aden und die Brüderschulen	19,000	—
Mission der Lazaristen zu Smyrna und Anstalt der barmherzigen Schwestern	15,000	—
Mission der Hochw. V. V. Kapuziner der Präfektur von Trapezunt	17,000	—
	1,022,384	90

[1]) Dabei eine Gabe von 400 Frkn.

[2]) Dabei eine Gabe von 425 Frcn. für die Ursulinerinnen von Lutra.

	Fr.	C.
Transport:	1,022,384	90
Mission der V. V. Kapuziner in Syrien	18,000	—
Mission der V. V. Karmeliten in Syrien	10,000	—
Missionen der Lazaristen in Syrien und Anstalt der barmherzigen Schwestern in Beyrut	30,000	—
Missionen der Gesellschaft Jesu in Syrien und Collegium von Gazhir	22,000	—
Apostolische Delegation in Syrien und für die verschiedenen Unirten Ritus	20,000	—
Hochw. Hrn. Valerga, lateinischer Patriarch in Jerusalem [1])	60,538	80
Mission der Insel Cypern	3,500	—
Mission von Aden (Arabien)	6,000	—
Mission der V. V. Kapuziner in Mesopotamien	9,000	—
Mission der V. V. Karmeliten in Bagdad	9,000	—
Missionen der V. V. Dominikaner (Mesopotamien und Kurdistan)	19,000	—
Apostol. Delegation von Mesopotamien und Persien und für die Unirten Ritus	16,500	—
Missionen der Armenier und der Mechitaristen in Persien	7,000	—
Mission der Lazaristen in Persien	26,000	—
Apostol. Vikariat von Agra	4,000	—
Hochw. Herrn apostolischen Vikar von Patna	12,000	—
Mission der Gesellschaft Jesu zu Bombay und Poona	24,000	—
Apostol. Vikariat von Calcutta	19,050	—
	1,337,973	70

[1]) Dabei verschiedene Gaben im Betrag von 4,538 Frkn. 80 Rpp.

	Fr.	C.
Transport:	1,337,973	70
Mission von Central-Bengalen (Congregation von Mailand)	15,000	—
Mission von Dacca (Congregation vom heiligen Kreuz [1])	18,748	—
Hochw. Hrn. Bernardin von St. Theresia, Bischof, Administrator des apostolischen Vikariats von Verapolis (Mission der V. V. Karmeliten)	20,000	—
Mission von Quilon	16,000	—
Mission von Mangalore	28,000	—
Hochw. Hrn. apostol. Vikar von Pondichery (Congregation der auswärtigen Missionen)	58,686	65
Hochw. Herrn Charbonneaux, Bischof, apostol. Vikar von Maissour (Congregation der auswärtigen Missionen)	36,751	—
Hochw. Hrn. Depommier, Bischof, apostol. Vikar von Coimbatur (Congregation der auswärtigen Missionen)	36,537	82
Hochw. Hrn. Canoz, Bischof, apostol. Vikar von Madura (Mission der Gesellschaft Jesu)	75,110	—
Hochw. Hrn. Fenelly, Bischof, apostol. Vikar von Madras	20,000	—
Hochw. Hrn. P. Barbero, apostolischer Administrator von Hyderabad	16,000	—
Hochw. Hrn. Tissot, Bischof, apostolischer Vikar von Vizagapatam	20,000	—
Hochw. Hrn. Sillani, Bischof, apostol. Vikar von Colombo (Ceylon)	10,000	—
Apostol. Vikariat von Jafnapatam	20,000	—
Dem Vorsteher der Mission im östlichen Birmanien	15,000	—
	1,743,807	17

[1]) Dabei eine Gabe von 120 Frkn. für die Mission und 628 Frkn. für Meßstipendien.

	Fr.	C.
Transport:	1,743,807	17
Hochw. Hrn. Bigandet, Bischof, apostol. Vikar von Birmanien (Congregation der auswärtigen Missionen)	34,442	—
Hochw. Hrn. Cezon, apostol. Provikar von Central-Tong-King (Mission der V. V. Dominikaner [1])	36,050	—
Hochw. Hrn. Ilario Alcazar, Bischof, apostol. Vikar von Ost-Tong-King (Mission der V. V. Dominikaner) [2]	26,050	—
Belgische Mission vom unbefleckten Herzen Mariä in der Mongolei	50,000	—
Hochw. Hrn. Jeantet, Bischof, apostol. Vikar von West-Tong-King (Gesellschaft der auswärtigen Missionen)	48,382	50
Hochw. Hrn. Gauthier, Bischof, apostol. Vikar vom südlichen Tong-King (Gesellschaft der auswärtigen Missionen)	50,590	50
Hochw. Hrn. Sohier, Bischof, apostol. Vikar vom nördlichen Cochinchina (Gesellschaft der auswärtigen Missionen)	33,160	—
Hochw. Hrn. Charbonnier, Bischof, apostolischer Vikar vom östlichen Cochinchina (Gesellschaft der auswärtigen Missionen)	31,617	50
Hochw. Herrn Miche, Bischof, apostol. Vikar vom nördlichen Cochinchina (Gesellschaft der auswärtigen Missionen)	48,701	—
	2,102,800	67

[1]) Dabei eine Gabe von 50 Frkn.
[2]) Dabei eine Gabe von 50 Frkn.

	Fr.	C.
Transport:	2,102,800	67
Hochw. Hrn. Miche, Bischof, apostolischer Administrator von Cambodscha (Gesellschaft der auswärtigen Missionen)	20,283	—
Hochw. Hrn Boucho, Bischof, apostol. Vikar von Malakka (Gesellschaft der auswärtigen Missionen)	34,546	26
Hochw. Hrn. Dupont, Bischof, apostol. Vikar von Siam (Gesellschaft der Missionen)	31,331	90
Verwaltungs-Congregation der auswärtigen Missionen zu Singapore	7,000	—
Collegium zu Pulo-Pinang (Gesellschaft der auswärtigen Missionen)	42,000	—
Hochw. Hrn. Chauveau, Bischof, apostol. Vikar von Thibet (Gesellschaft der auswärtigen Missionen)	23,462	—
Apostolisches Vikariat von Kiang-Nan (Mission der Gesellschaft Jesu)	41,117	48
Hochw. Hrn. Eligio Cosi, Bischof, apostol. Vikar von Chang-Tong [1])	18,277	75
Hochw. Hrn. Castellazzo, Bischof, apost. Vikar von Chan-Si (Mission der V. V. Minoriten)	15,000	—
Hochw. Hrn. Chiais, Bischof, apostol. Vikar von Chen-Si (Mission der V. V. Minoriten)	17,000	—
Hochw. Hrn. Navarro, Bischof, apostol. Vikar von Hou-Nan	19,000	—
Hochw. Hrn. Zanoli, Bischof, apostol. Vikar von Hou-Pe [2])	43,500	—
	2,415,319	06

[1]) Dabei eine besondere Gabe für Kirchenbau

[2]) Dabei eine Gabe von 1,500 Frkn. aus Italien.

	Fr.	C.
Transport:	2,415,319	06
Apostolische Präfektur von Hong-Kong [1])	17,000	—
Verwaltung der italienischen Mission in China zu Hong-Kong	5,000	—
Hochw. Hrn. Guillemin, Bischof, apostol. Präfekt von Kouang-Tong, Kouang-Si und Hai-Nan (Gesellschaft der auswärtigen Missionen)	40,487	20
Hochw. Hrn. Pinchon, Bischof, apostol. Vikar vom südlichen Su-Tschuen (Gesellschaft der auswärtigen Missionen)	33,251	—
Hochw. Hrn. Pichon, Bischof, apostol. Vikar vom nördlichen Su-Tschuen (Gesellschaft der auswärtigen Missionen)	31,922	—
Hochw. Hrn. Desflèches, Bischof, apostol. Vikar vom östlichen Su-Tschuen (Gesellschaft der auswärtigen Missionen)	46,638	—
Hochw. Hrn. Ponsot, Bischof, apostol. Vikar von Yun-Nan (Gesellschaft der auswärtigen Missionen)	26,541	22
Hochw. Hrn. Faurie, Bischof, apostol. Vikar von Kouy-Tscheu (Gesellschaft der auswärtigen Missionen)	31,233	—
Verwaltungs-Congregation der auswärtigen Missionen zu Hong-Kong	10,000	—
Verwaltungs-Congregation der auswärtigen Missionen zu Shang-Hai	8,000	—
Hochw. Hrn. Mouly, Bischof, apostol. Vikar vom nördlichen Pe-Tsche-Li (Mission der Lazaristen)	55,000	—
	2,720,391	48

[1]) Dabei eine Gabe von 1000 Frkn. aus Italien.

	Fr.	C.
Transport:	2,720,391	48
Hochw. Hrn. Anouilh, Bischof, apostol. Vikar vom südlichen Pe-Tsche-Li (Mission der Lazaristen)	32,575	—
Hochw. Hrn. Languillat, Bischof, apostol. Vikar vom östlichen Pe-Tsche-Li (Mission der Gesellschaft Jesu)	28,000	—
Hochw. Hrn. Baldus, Bischof, apostol. Vikar von Ho-Nan (Mission der Lazaristen)	12,000	—
Apostol. Vikariat von Kiang-Si (Mission der Lazaristen)	18,000	—
Hochw. Hrn. Delapace, Bischof, apostol. Vikar von Tsche-Kiang (Mission der Lazaristen)	20,000	—
Hochw. Hrn. Verrolles, Bischof, apostol. Vikar der Mandschurei (Gesellschaft der auswärtigen Missionen)	23,477	—
Mission von Korea (Gesellschaft der auswärtigen Missionen)	21,907	20
Hochw. Hrn. Petitjean, Bischof, apostol. Vikar von Japan (Gesellschaft der auswärtigen Missionen)	24,984	—

Missionen von Afrika.

Hochw. Hrn. Lavigerie, Erzbischof von Algier [1])	20,435	—
Hochw. Hrn. Las Cases, Bischof von Konstantine	7,000	—
Hochw. Hrn. Callot, Bischof von Oran	7,000	—
	2,935,769	68

[1]) Dabei eine Gabe von 10 Frkn.

	Fr.	C.
Transport:	2,935,769	68
Mission der Gesellschaft Jesu in Algier	4,000	—
Hochw. Hrn. Fidelis Sutter, Bischof, apostol. Vikar von Tunis (Mission der V. V. Kapuziner)	21,000	—
Mission der V. V. Minoriten in Tripolis in der Berberei	9,500	—
Hochw. Hrn. Ciurcia, Bischof, apostol. Vikar von Egypten, für die Unirten Riten, die Schulbrüder, Anstalt der Schwestern vom guten Hirten, und die Clarissinen	19,000	—
Mission der Lazaristen zu Alexandrien in Egypten und Anstalt der barmherzigen Schwestern	21,000	—
Mission der V. V. Minoriten in Ober-Egypten [1])	17,376	90
Apostol. Vikariat von Abyssinien (Mission der Lazaristen)	22,000	—
Apostol. Vikariat der Gallas (Mission der V. Kapuziner)	12,000	—
Hochw. Hrn. Grimeley, Bischof, apostol. Vikar vom Cap. westl. Provinz, und Mission von St. Helena	22,000	—
Hochw. Hrn. Moran, Bischof, apostol. Vikar vom Cap, östliche Provinz	20,000	—
Hochw. Hrn. Allard, Bischof, apostol. Vikar von Natal (Mission der Oblaten von der unbefleckten Empfängniß) [2])	24,557	30
Hochw. Hrn. Bessieux, Bischof, apostol. Vikar von Gabon (Mission der Congregation vom hl. Geist und dem hl. Herzen Mariens	18,000	—
	3,137,203	88

[1]) Dabei 2,376 Frkn. 90 Rpp. für Meßstipendien.
[2]) Dabei 557 Frkn. 30 Rpp. für Meßstipendien.

	Fr.	C.
Transport:	3,137,203	88
Hochw. Hrn. Kobès, Bischof, apostol. Vikar von Senegambien (Missionen der Congregation vom heiligen Geiste und dem heil. Herzens Mariens [1])	32,777	—
Demselben für die Mission von Sierra Leone [2])	16,550	—
Apostol. Vikariat von Dahomey [3])	57,767	30
Mission von Congo, übergeben den Missionären von der Congregation vom heiligen Herzen Mariens	12,000	—
Hochw. Herrn Horner, Superior der Missionen von Zanzibar, übergeben den Missionären von der Congregation vom heiligen Herzen Mariens [4])	35,864	—
Hochw. Hrn. apostol. Präfekt der V. V. Kapuziner auf den Seychellen-Inseln [5])	15,150	—
Mission der Gesellschaft Jesu auf Madagaskar	45,000	—
Missionen für die Indianer u. Chinesen auf Réunion	4,000	—
Mission für die Indianer und Chinesen auf der Insel St. Moriz (Bisthum Port Louis)	9,000	—
Missionen von Amerika.		
Bisthum Quebec (Canada)	20,192	—
	3,385,504	18

[1]) Dabei 777 Frkn. für Meßstipendien.
[2]) Dabei 550 Frkn. für Meßstipendien.
[3]) Dabei 44 Frkn. 80 Rpp. für die Taufe von Heidenkindern, und 2,722 Frkn. 50 Rpp. für Meßstipendien.
[4]) Dabei verschiedene Gaben im Betrag von 3,864 Frkn.
[5]) Dabei 1,150 Frkn. für Meßstipendirn.

	Fr.	C.
Transport:	3,385,504	18
Hochw. Hrn. Langevin, Bischof von St. Germain-de-Rimouski	6,000	—
Hochw. Herrn Guigues, Bischof von Otawa (Kanada)	14,000	—
Hochw. Hrn. Farell, Bischof von Hamilton (Kanada)	5,000	—
Mission der V. V. Oblaten der unbefleckten Empfängniß im Bisthum St. Bonifaz [1])	45,800	—
Hochw. Hrn. Faraud, Bischof, apostol. Vikar von Mackenziefluſſe (Mission der V. V. Oblaten von der unbefleckten Empfängniß)	34,000	—
Hochw. Hrn. La Rocque, Bischof von St. Hyacinthe (Kanada)	10,000	—
Für das Bisthum Sandwich (Kanada)	12,000	—
Hochw. Hrn. Linch, Bischof von Toronto (Kanada)	4,000	—
Hochw. Hrn. Cooke, Bischof von Trois-Rivieres (Kanada)	8,000	—
Mission der Gesellschaft Jesu in Kanada	18,000	—
Hochw. Hrn. Connoly, Erzbischof von Halifax (Neu-Schottland)	8,000	—
Hochw. Hrn. Mac-Kinnon, Bischof von Arichat (Neu-Schottland)	6,000	—
Hochw. Hrn. Mac-Intyre, Bischof von Charlotte-Town	25,000	—
Hochw. Hrn. Dalton, Bischof von Havre-de-Grace (Neufundland)	8,000	—
Hochw. Hrn. Rogers, Bischof von Chatam (Neu-Braunschweig)	23,000	—
	3,612,304	18

[1]) Dabei an Gaben 750 Frkn. für die Mission des Hochwſt. Hrn. Grandin, und eine andere Gabe von 50 Frkn.

	Fr.	C.
Transport:	3,612,304	18
Hochw. Hrn. Sweeny, Bischof von Saint-Jean (Neu-Braunschweig)	10,000	—
Hochw. Hrn. Gonin, Erzbischof von Port-d'Espagne (Trinidad)	10,000	—
Hochw. Hrn. Poirier, Bischof von Roseau (englische Antillen)	34,000	—
Mission der Indianer im französischen Guyana	5,000	—
Hochw. Hrn. Etheridge, apostol. Vikar von brit. Guyana	14,000	—
Hochw. Hrn. Linch, Bischof von Charleston (Vereinigte Staaten) [1]	40,050	—
Hochw. Hrn. Verot, apostol. Vikar von Florid (Vereinigte Staaten)	22,000	—
Hochw. Hrn. Domenec, Bischof von Pittsburg (Vereinigte Staaten)	10,000	—
Hochw. Hrn. Mac-Gill, Bischof von Richmond (Vereinigte Staaten) [2]	15,500	—
Hochw. Hrn. Verot, Bischof von Savanah (Vereinigte Staaten)	15,000	—
Hochw. Hrn. Whelan, Bischof von Wheeling (Vereinigte Staaten) [3]	13,000	—
Mission der Gesellschaft vom heil. Kreuz in Indiana	10,000	—
Hochw. Hrn. Rapp, Bischof von Cleveland (Vereinigte Staaten)	12,000	—
Hochw. Hrn. Carrel, Bischof von Covington (Vereinigte Staaten) [4]	8,000	—
Hochw. Hrn. Lefevère, Bischof von Detroit (Vereinigte Staaten)	7,000	—
	3,837,854	18

[1]) Dabei eine Gabe von 50 Frkn.

[2]) Dabei eine Gabe von 1000 Frkn. mit der Verpflichtung zu 100 Meßapplikationen, und 500 Frkn. für Kirchenbau.

[3]) Dabei eine Gabe von 1,000 Frkn. mit der Verpflichtung zu 100 Messen.

[4]) Dabei 1,000 Frkn. für 100 Messen.

	Fr.	C.
Transport:	3,837,854	18
Hochw. Hrn. Luers, Bischof von Fort-Wayne (Vereinigte Staaten)	10,000	—
Hochw. Hrn. Lavialle, Bischof von Louisville (Vereinigte Staaten) [1]	3,200	—
Hochw. Hrn. Bischof von Marquetta (Vereinigte Staaten) [2]	9,182	30
Hochw. Hrn. Saint-Palais, Bischof von Vincennes (Vereinigte Staaten) [3]	8,700	—
Hochw. Hrn. Odin, Erzbischof von Neu-Orleans (Vereinigte Staaten)	15,000	—
Hochw. Hrn. Dubuis, Bischof von Galveston (Vereinigte Staaten) [4]	22,145	—
Hochw. Hrn. Bischof von Little-Rock (Vereinigte Staaten)	12,000	—
Hochw. Hrn. Quinlan, Bischof von Mobile (Vereinigte Staaten)	8,000	—
Hochw. Hrn. Elder, Bischof von Natchez (Vereinigte Staaten) [5]	21,500	—
Hochw. Hrn. Martin, Bischof von Natchitoches (Vereinigte Staaten)	16,000	—
Hochw. Hrn. Goesbriand, Bischof von Burlington (Vereinigte Staaten)	9,000	—
Hochw. Hrn. Loughlin, Bischof von Brooklin (Vereinigte Staaten)	3,000	—
Hochw. Hrn. Bacon, Bitchof von Portland (Vereinigte Staaten)	5,000	—
Hochw. Hrn. Norbert Blanchet, Erzbischof von Oregon-City (Vereinigte Staaten)	19,000	—
	3,999,581	48

[1]) Dabei 900 Frkn. für die Frauen von Loretto.
[2]) Dabei 182 Frkn. 80 Rpp. für Meßstipendien.
[3]) Dabei eine Gabe von 1700 Frkn.
[4]) Dabei eine Gabe von 145 Frkn.
[5]) Dabei 1,000 Frkn. mit Verpflichtung von 100 Messen, und 500 Frkn. für Kirchenbau.

	Fr.	C.
Transport:	3,999,581	48
Hochw. Hrn. Herbomez, Bischof, apostol. Vikar von britisch Columbia (Mission der V. V. Oblaten von der unbefleckten Empfängniß [1])	27,645	50
Mission der Gesellschaft Jesu im Felsengebirg	18,000	—
Hochw. Hrn. Alexander Blanchet, Bischof von Nesqualy (Vereinigte Staaten)	14,000	—
Hochw. Hrn. Demers, Bischof von Vancouver [2])	17,025	—
Hochw. Hrn. Allemany, Erzbischof von San-Francisco	7,000	—
Hochw. Hrn. O'Connel, Bischof von Marsville (Vereinigte Staaten)	9,000	—
Hochw. Hrn. Amat, Bischof von Monterey (Vereinigte Staaten)	18,000	—
Mission der Gesellschaft Jesu in Californien (Vereinigte Staaten	1,000	—
Hochw. Hrn. Junker, Bischof von Alton (Vereinigte Staaten)	13,000	—
Hochw. Hrn. Feehan, Bischof von Nashville (Vereinigte Staaten)	20,000	—
Hochw. Hrn. Lamy, Bischof von Santa Fe (Vereinigte Staaten) [3])	36,100	—
Hochw. Hrn. Grace, Bischof von St. Paul in Minesota (Vereinigte Staaten)	17,000	—
Hochw. Hrn. Miège, Bischof, apostol. Vikar von Leavenworth-City [4])	23,080	—
Hochw. Hrn. Gorman, Bischof, apostol. Vikar von Nebraska [5])	18,030	—
	4,238,461	98

[1]) Dabei 645 Frkn. 50 Rpp. für Meßstipendien.
[2]) Dabei eine Gabe von 25 Frkn.
[3]) Dabei eine Gabe von 100 Frkn.
[4]) Dabei eine besondere Gabe für H. Abbe Desoury, mit Verpflichtung zu 10 Messen.
[5]) Dabei eene Gabe von 2,000 Frkn. mit der Verpflichtung zu 200 Messen, und 30 Frkn. für 5 Meßstipendien.

	Fr.	C.
Transport	4,238,461	98
Mission der Lazaristen in den Vereinigten Staaten	15,000	—
Apostolisches Vikariat von Jamaika (Mission der V. V. Jesuiten)	15,000	—
Hochw. Hrn. Kistemaker, Bischof, apostol. Vikar von Curaçao	27,000	—
Hochw. Hrn. Swinkels, Bischof, apostol. Vikar von Surinam.	14,000	—
Mission der Gesellschaft Jesu im südlichen Amerika	6,000	—
Missionen von Australien		
Hochw. Hrn. Vranken, Bischof, apostol. Vikar von Batavia	9,000	—
Hochw. Hrn. Jaussen, Bischof, apostol. Vikar von Mangareva, Tahiti und Pomotu, (Mission der Congregation der hl. Herzen)	40,000	—
Hochw. Hrn. Maigret, Bischof, apostol. Vikar der Sandwichinseln (Mission der Congregation der heiligsten Herzen)	44,893	35
Hochw. Hrn. Dordillon, Bischof, apostol. Vikar der Marquiseninseln (Mission der Congregation der heiligen Herzen)	38,000	—
Verwaltung der Congregation der heiligsten Herzen zu Valparaiso für die Missionen von Ozeanien	15,000	—
Hochw. Hrn. Pompaillier, Bischof, Administrator des Bisthums Auckland (Neu-Seeland)	35,000	—
Hochw. Hrn. Murray, Bischof von Maitland (Australien)	8,000	—
Hochw. Hrn. Quinn, Bischof von Bathurst (Australien)	8,000	—
	4,513,355	59

	Fr.	C.
Transport	4,513,355	33
Hochw Hrn. Viard, Bischof, apostolischer Administrator des Bisthums Wellington (Neu-Seeland) (Mis. der V. V. Maristen [1])	35,100	—
Hochw. Hrn. Bataillon, Bischof, apostol. Vikar von Central-Ozeanien (Mis. der V. V. Maristen [2])	64,705	—
Apostolische Präfektur von Viti (Mission der V. V. Maristen) [3])	32,100	—
Apostolisches Vikariat von Neu-Caledonien (Mission der Väter Maristen) [4])	47,400	—
Verwaltung der V. V. Maristen in Sydney (Australien) [5])	19,090	40
Missionen der V. V. Jesuiten in (Australien)	17,000	—
Hochw. Hrn. Lanigan, Bischof von Goulbourne	12,000	—
Hochw. Hrn. Quinn, Bischof von Bristol (Australien)	10,000	—
Hochw. Hrn. Griver, Administrator des Bisthums Perth (Australien)	16,000	—
Hochw. Hrn. Rosendo, Bischof von Neu-Nursia	6,000	—
Für verschiedene Missionen in Rom gesammelte Almosen, die vom heiligen Vater selbst vertheilt wurden	2,649	77
	4,775,400	50

[1]) Dabei 2,100 Frkn. für Meßstipendien.
[2]) Dabei 2,700 Frkn. „ „
[3]) Dabei 1,100 Frkn. „ „
[4]) Dabei 2,400 Frkn. „ „
[5]) Dabei 2,000 Frkn. 40 Rpp. für Meßstipendien.

Missionen von Amerika.

Vereinigte Staaten.

Schreiben des Hochwürdigsten Herrn Bischofs Heinrich Junker von Alton an die Centraldirection des Ludwigmissionsvereines in München.

Mit der größten Freude gedenke ich der Liebe und Theilnahme, welche Sie meiner Diözese in den letzten zehn Jahren erwiesen haben, und kann nicht umhin, Ihnen abermals von ganzem Herzen meine Dankbarkeit für Ihr Wohlwollen auszusprechen. Schon öfters und besonders bei meiner letzten Anwesenheit in Europa von Ihnen aufgefordert, meine Meinung über die Verhältnisse in Nordamerika darzulegen, unternehme ich es heute, meine Ansicht mit kurzen Worten Ihnen mitzutheilen und einen kurzen Bericht über den gegenwärtigen Stand der Diözese Alton beizufügen mit der Bitte, meines armen Bisthums auch ferner eingedenk zu sein.

Es gibt wohl kein Land, von dem so Widersprechendes und Widersinniges berichtet wird, von dem so mannigfaltige Ansichten im Umlauf sind, als Amerika. Indessen wenn man bedenkt, daß hier noch Alles in der Entwicklung begriffen ist, daß Boden und Klima in den verschiedenen Gegenden ganz von einander verschieden sind, so kommt man zuletzt doch zu dem Schlusse, daß auch das Widersprechendste wahr sein kann. Dazu kommt dann noch der ganz bedeutende Umstand, daß die Menschen aus den verschiedensten Völkern

und Nationen, cultivirt und uncultivirt, gebildet und ungebildet, zu einem bunten Haufen zusammengewürfelt werden, woraus dann die amerikanische Nation entsteht, die aber eine solche Entwicklung erfahren muß, wie sie, wenigstens in dem großartigen Maßstabe, noch nie dagewesen ist.

Unter solchen Umständen versteht es sich von selbst, daß es unmöglich ist, im Einzelnen getreu die Zustände Amerika's zu schildern; denn überall findet man einen verschiedenen Gährungs- und Verschmelzungsprozeß. Betrachtet man auch einen einzigen, bestimmten Theil des Landes, und wartet ein Jahr, und wartet zwei Jahre, um sich ein festes Urtheil zu bilden, um den europäischen Freunden die reine Wahrheit zu schreiben: so treten immer wieder neue Erscheinungen in dem Entwicklungsprozesse auf, die das Urtheil verwirren und ändern. Schreibt man nun das Stückwerk seines Wissens hinüber, so wird man durch anderes Stückwerk, welches von einer andern Seite berichtet wird, Lügen gestraft, und doch ist das Widersprechendste wahr; nur gehört es verschiedenen Gegenden oder verschiedenen Zeiten an; freilich wird es auch durch die verschiedensten Brillen angesehen. Da kommen die Einwanderer mit ihren verschiedenen überschwenglichen Ideen, die sie schon in Europa durch briefliche oder mündliche Mittheilungen von früher Eingewanderten eingesogen haben, mit ihren Hoffnungen in das gelobte und zugleich verrufene Land, gerathen aber in eine andere Gegend oder doch in andere Verhältnisse, weil inzwischen die Entwicklung nicht still gestanden hat; sie sind enttäuscht; das bringt einen Rückschlag in ihnen hervor, der Alles dunkel erscheinen läßt, und Jammertöne dringen in Briefen über den Ocean. Viele von solchen beharren aber in dumpfem Schweigen, weil es ja doch nicht anders ist, und sie die europäische Antwort auf ihre Klage bereits wissen, die da lautet: sie sollten daheim geblieben sein. Andere kommen in wirklich gute Verhältnisse, aus vielleicht bitterer Armuth in Wohlstand, und diese können nun nicht umhin, ihr Glück und ihr Sattessen in

Jubel zu berichten. Dann gibt es auch manche, die nicht dem ersten Eindrucke folgend in Klage oder Jubel ausbrechen, sondern zuwarten, um sich ein festes Urtheil zu bilden. Bei den wechselnden Zuständen will aber kein Urtheil Stand halten. Sie schreiben daher lieber gar nicht, um keinen herüber zu locken, und bei schlimmem Ausgange sich keine Vorwürfe machen zu lassen.

Wie nun in irdischer, so ist auch in religiöser Hinsicht ein buntes Durcheinander in einem gewissen Gährungs- und Entwicklungsprozeß, und daher auch die verschiedensten und widersprechendsten Urtheile. Die Zeitungen haben es natürlich mit den guten Nachrichten zu thun. Da hört man nur von dem glänzenden Fortschritte der Kirche, der natürlich mit Zahlen und Prozentsätzen bewiesen werden kann, von neuen Kirchen, die gebaut, neuen Gemeinden, die gegründet, Schulen und Anstalten, die errichtet sind; da hört man vom unaufhaltsamen Fortschritt der Gemeinden und Diözesen, von dem Lob von lebenden und todten Arbeitern im Weinberge des Herrn, von erfolgreichen Missionen und Conversionen u. s. w. Von vielen erfahrenen Männern werden allem dem gegenüber aber auch sehr dunkle Punkte hervorgehoben, besonders daß so viele von den eingewanderten Katholiken und noch bei weitem mehr von ihren Kindern verloren gehen. Die Einen werden verführt, oder sie vergessen bald wegen Entfernung von der Kirche ihre Religion, die Andern haben keinen Unterricht und keine Erziehung, und fallen von Kindheit an dem Indifferentismus in die Hände. Man klagt über allgemeinen Leichtsinn und Gleichgültigkeit gegen die Religion, Uebermuth und Geringschätzung gegen die Priester. Man könnte ganze Reihen solcher Klagen anführen, die mit eben so viel Grund aufgestellt werden können, als die Lichtpunkte, die uns den Fortschritt der Kirche so erstaunenswerth erscheinen lassen. Trotzdem bleibt es wahr, daß Amerika gerade für die katholische Kirche einen ergiebigen Boden darbietet, und daß gerade in dieser bunten Zeit der

Entwicklung der katholische Geist mit Uebermacht eindringen und umschaffen sollte, damit aus dem gährenden Chaos eine katholische Welt sich bilde.

Trotz der Verschiedenheit in Sprachen und Sitten, trotz der mannigfaltigen Färbung der Meinungen und Ansichten geht doch ein merkwürdiges Bewußtsein der Zusammengehörigkeit durch die aus allen Ländern zusammengeströmte Masse. Die Bande des engern Vaterlandes sind zerrissen und damit das Particularistische wenigstens zum großen Theil abgestreift; man fühlt sich mehr als Glied der einen großen Menschenfamilie. Wenn nun auch die verschiedensten Geistes- und Herzensrichtungen hier zusammentreffen und in dem buntesten Sektenthum ihren Ausdruck finden, so findet sich doch eine allgemeine Toleranz und Freisinnigkeit gegen Jedermann. Keine religiöse Richtung hat hier schon einen historischen Besitztitel; hier gilt nur der Rechtstitel der Eroberung der Herzen. Der Protestantismus nun hat gewiß keinen Anspruch auf die Herzen. Er ist in aller Welt schon mit seinen unzähligen Sekten so weit fortgeschritten, daß er dem Unglauben in die Arme eilt. Im alten Lande hat er etwa noch eine Stütze an den staatlichen Einrichtungen, er hat noch eine Art Geschichte und Tradition und das Bewußtsein einer gewissen äußerlichen Einheit der Kirche gegenüber. Hier in Amerika ist das Alles anders. Wie es hier keinen klassischen Boden, keine romantische Ruine gibt, sondern Alles neu ist, so ist auch der Boden der Herzen freier von Vorurtheilen, und wenn auch die Einzelnen nicht so leicht sich ganz derselben entschlagen können und, namentlich auf dem Lande, ganz katholischen Gemeinden gegenüber, ganz protestantische sich finden, so fehlt doch das äußere Band, das europäische, geschichtliche Fundament in irgend einer bestehenden Macht. Die Gemeinden müssen ihren Einheitspunkt in sich selbst, in ihrer Lehre und in ihren Ansichten allein suchen. Daher die Erscheinung allüberall, daß die sich zusammenfindenden protestantischen Elemente, selbst wenn

sie aus einer und derselben Gegend Deutschlands kommen, sich alsbald spalten, und entstehen zwei oder mehrere Gemeinden mit eben so vielen Kirchen und oft auch Schulen, und jede dieser kleinen Gemeinden muß nun auf ihren eigenen, thönernen Füßen stehen. Gewöhnlich finden sich zwei Hauptrichtungen, die „Feinen" und die „Groben", von denen die erstern gewöhnlich das Altlutherthum, die letztern Vernunft und Bibel im Munde führen. Jede der kleinen Gemeinden macht sich natürlich selbst ihre Lehre und wählt sich ihren Prediger. Wenn nun die Prediger in Deutschland schon so zahlreich dem Unglauben anheimgegeben sind und nur um der Besoldung willen predigen, so kann man sich leicht denken, was hier die Prediger in so vielen Gemeinden sind: Abgefallene Katholiken, Schuster, Schneider, Bauern, Kneipwirthe und wenn's höher kommt, Agenten von Zeitungen und von der Bibelgesellschaft, in jedem Falle nur sehr wenige, die eine ordentliche Bildung aufzuweisen haben. So ist der Protestantismus in einem wahren Prozeß der Auflösung. Die katholische Einheit tritt da dem denkenden Protestanten oder Andersgläubigen so hell entgegen, daß er nicht umhin kann, sie zu bewundern. Hier, wo Alles auf eigenen Füßen stehen muß, zeigt sich die der Kirche Christi innewohnende, göttliche Lebenskraft, welche die verschiedensten Elemente vereinen und verschmelzen kann. So wird hier der Rücktritt zur katholischen Mutterkirche für gutgesinnte Protestanten viel leichter, als in Europa, zumal hier nicht so viele äußere Hemmnisse sind. Die Fesseln sind gesprengt, die den Geist des Protestanten ketteten, die Thore sind erbrochen und die Mauern niedergerissen, die ihn von seiner Mutter trennten; ein starker Magnet, das Heimweh nach der bisher verkannten Wahrheit, das Sehnen nach dem festen Felsensitz ergreift sein Herz, welches ohne Anhaltspunkt auf den schwankenden Wogen der Irrlehren umhergeworfen wurde. Man scheut und flieht das Licht nicht mehr, welches so hell leuchtet, man sucht es und findet es leicht. — Selbst die speculirenden Ungläubigen und Logenbrüder wissen die

katholische Einheit zu schätzen und zu benutzen. Eine protestantische Kirche hat für Einwanderer keine Anziehungskraft; denn es ist ein seltener Fall, daß gerade ihre Lehren und Ansichten, ihr Kultus, wie sie ihn in der Heimath hatten, dort vertreten sind. Eine katholische Kirche aber zieht die katholischen Einwanderer sofort an. Sie brauchen nicht erst zu fragen, was dort gelehrt, wie die heiligen Sakramente gespendet, ob und wie das heilige Meßopfer gefeiert wird. Sie finden dort denselben Altar, dieselbe Kommunionbank, denselben Beichtstuhl, dieselbe Lehre und denselben Kultus; sie hören die Stimme der Mutter, die Kirche wieder, sie sind daheim und gern gehen sie auf die Landessitte ein, den Priester „Vater" zu nennen. Wenn nur einigermassen ein zeitliches Fortkommen in der Nähe einer Kirche zu finden ist, so sammeln sich dort bald die Katholiken mehr und mehr; die Gemeinde wächst zu einem Dorfe, zu einer Stadt heran, und in demselben Verhältnisse steigt auch der Preis des Landes. Daher die merkwürdige Erscheinung, daß oft nichtsnützige Ungläubige zu einer Kirche das nöthige Land großmüthig schenken mit der geheimen und freudigen Hoffnung, ihr übriges Land herum später um so theuerer zu verkaufen, und wirklich ist schon Mancher durch ein solches Almosen reich geworden.

Unter so bewandten Umständen mag es scheinen, daß der Geist des Katholizismus sich leicht dem sich entwickelnden Nordamerika aufpräge, ja daß er der Geist sei, der über den Gewässern dieses Chaos schwebend, die neue Welt bilde und durch die neu sich gestaltende Nation sein Leben ergieße. Allein, da ist ein anderer Geist, der mit dem Geiste Christi um die Herrschaft ringt, der Geist des Unglaubens und des Indifferentismus, der in den weitverzweigten Logen seine unermeßliche Propaganda macht. „Wir sind die wahrhaft Katholischen; hier ist Christus;" so tönt es aus dieser Kirche des Antichristen; „hier ist die allgemeine Kirche, die Alle in Liebe umschlingt, Juden und Christen, Heiden und Tür-

ken, Chineſen und Japaneſen, Weiße und Schwarze; ihre Liebe iſt die allein katholiſche, die im Leben keinen verläßt und im Tode nicht verſiegt, die im Leiden Linderung und Hilfe ſchafft und im Sterben den Prieſter mit ſeinen Schrecken fernhält. Wen da dürſtet nach Geld und Ehre und gemüthlichen Lebensgenuß, der komme und trinke." Das iſt die gewaltige Predigt, die wie die Predigt des Kreuzes in alle Länder geht, aber hier ganz beſonders erſchallt und beſſere Geſchäfte zu machen ſcheint, als irgendwo. Gerade ſolche Umſtände, die in dieſem Lande der Religion Jeſu und ſeiner Kirche günſtig ſind, bereiten auch der Kirche des Antichriſten das Feld: Die bunte Miſchung und Annäherung der verſchiedenſten Richtungen macht tolerant, aber auch indifferent; die Sektirer ſchämen ſich ihres Fanatismus und ihrer thörichten Streitigkeiten, aber auch der Katholik ſchämt ſich zu leicht ſeiner Religion, die ja auch keine andere neben ſich duldet. Man gewinnt hier leicht ſeinen Unterhalt, aber ſchneller Verdienſt macht auch leichtfertig und treibt den Menſchen zur Genußſucht. Man iſt nach Amerika gekommen, um ſein Leben zu machen und wo möglich reich zu werden; dazu können die Logenbrüder beſſer verhelfen, als die Kirche es thut. Das Bewußtſein der Freiheit macht allerdings einen freudigen Charakter und nimmt auch der Kirche manche europäiſche Feſſel; allein mit den Banden einer knechtenden Polizei und Bureaukratie wirft man auch gern die Bande der Religion und des Gewiſſens ab. „Es gibt nur ein Amerika!" iſt das große Loſungswort. Wenn der Menſch in dieſem Freiheitstaumel nicht zu weit gehen ſoll, daß er nun nicht auch das Gewiſſen und die Religion als Tyrannei anſieht, zumal ihm von vielen Seiten das Wort Pfaffenherrſchaft und Paffenknechtſchaft in die Ohren tönt, ſo iſt ſchon ein tiefer Fond von Religion im Herzen nöthig. Wie leicht iſt da der Sprung in die Logen! Und wie raſtlos thätig ſind die Apoſtel dieſer antichriſtlichen Kirche! Wo nur immer eine Gemeinde ſich bildet, findet ſich bald eine Loge; ja es gibt Städtchen, wo nur Logen, aber noch keine einzige

Kirche irgend einer religiösen Richtung ist. Es ist aber bekannt, daß es schwer ist, die Mitglieder dieser Gesellschaften, wenn sie auch nur verführte Gutmüthige sind, wieder auf die rechte Bahn zu führen. Es ist daher eine schwere Aufgabe für die Priester der Kirche, dem Teufel seine Beute wieder abzujagen; viel leichter wäre es, wenn man ihm zuvorkäme, indem überall, wo sich katholische Einwanderer niederlassen, ein Priester sofort sie aufsuchte, und wenn es weiter von seiner Kirche ist, sofort eine sogenannte Missionsstation dort errichtete, welche er regelmäßig besuchte. Das erfordert aber bei den so weit ausgedehnten Landesstrecken bei Weitem mehr Kräfte, als bereits hier sind, das erfordert zugleich einen wahren apostolischen Eifer, der nicht darauf sieht, ob diese zerstreuten Schäflein auch Wolle einbringen, ob ein Tag oder eine Nacht mehr oder weniger daran gesetzt wird. Uneigennützigkeit, rastlose, unermüdliche Thätigkeit, nicht zu entmuthigende Ausdauer würden hier Wunder wirken. Bei allem Unglauben und Indifferentismus, bei allem Rennen und Jagen durchdringt doch ein gewisser religiöser Sinn die gesammte Einwohnerschaft unseres Landes: „Wir sind ein christliches Volk" gilt immer noch als Losung, und selbst die Geheimbündler tragen oft bei feierlichen Aufzügen die „Heilige Schrift" als das Buch der Bücher. Dabei ist der offene und praktische Blick des Amerikaners bekannt, der nicht so leicht von Vorurtheilen sich umnebeln läßt. Wenn da von vorn herein das reine Licht des Evangeliums, die so helle und der Natur so zusagende Lehre der katholischen Kirche hineinschiene, mit Kraft und Entschiedenheit aufträte, und von dem guten Beispiele der Katholiken begleitet würde: da würde es nicht bloß den Sekten unmöglich werden, irgend festen Fuß zu fassen, sondern es würde auch das Antichristenthum der Logen nicht eine so leichte Aufgabe haben.

Auf Amerika sollte daher die ganze Aufmerksamkeit derer gerichtet sein, zu denen der Herr sprach: „Mir ist ge-

geben alle Gewalt im Himmel und auf Erden: darum gehet hin und lehret alle Völker!"

Zu den Missionen unter den Heiden im fernsten Osten wandern die Priester, die bereit sind, ihr Blut unter dem Beil des Henkes zu verspritzen, und sind welche gefallen, dann blicken schon viele Andere in den Missionsanstalten mit sehnendem Auge hinüber nach dem Lande der Siegespalme. Hier in Amerika leben wir nicht unter den Heiden und werden nicht bis auf's Blut verfolgt. Nie klingt der begeisternde Ruf des Marterthums über den Ocean, um jene Geister anzulocken, die groß gezogen an dem Busen der Kirche, großmüthig genug sind, als wahre Apostel Alles, selbst das Leben für die Predigt des Evangeliums daran zu setzen. Und dennoch ist auch hier ein Marterthum, ein um so bitteres, weil es von den Kindern der Kirche selbst kommt, ein um so schwereres, weil es Jahre dauert, ein um so ruhmvolleres, weil es vor der Welt ruhmlos ist, (man stirbt wie die Magd, die ihre Pflicht gethan) endlich ein um so fruchtbareres, weil Amerika für die Kirche vielleicht das fruchtbarste Land ist. —

Nachdem ich nun meine Anschauungen und Beobachtungen über die Zustände und Verhältnisse in Amerika überhaupt dargelegt, füge ich noch einige Bemerkungen hinzu über die Diözese Alton insbesondere, welche, wie Sie wissen, die südliche Hälfte des Staates Illinois umfaßt. Freilich ist die Lage der Katholiken dieses Bisthums, in manchen Gegenden wenigstens, nicht mehr so hilflos, wie vor zehn Jahren. Damals waren etwa 50,000 Katholiken hier, aber nicht an einzelnen Stellen zusammenwohnend, sondern überallhin zerstreut, allenthalben in der Minderzahl und den unvermeidlichen Einflüssen der Andersgläubigen bloßgestellt, und vielleicht 10 bis 15 Priester, um ihnen die Heilsmittel zu spenden. Höchstens 10 bis 15 Kirchen fanden sich vor; die übrigen Räume, worin sich die Gläubigen versammelten, wann immer die Vorsehung ihnen einen Priester schickte,

verdienten nicht den Namen einer Kirche. Sechs Pfarrschulen wurden mit größter Mühe unterhalten. Vieles hat sich, Gott sei Dank, zum Bessern gewendet. Die Zahl der Priester ist schon zu 85 herangewachsen, gegen 80 gute Kirchen sind da, an den meisten Plätzen, wo Priester residiren, sind gute Pfarrhäuser schon gebaut oder im Bau begriffen, die Zahl der Katholiken hat sich verdoppelt, in einem großen Theil der Gemeinden gibt es Pfarrschulen für Knaben und Mädchen. Diesen herrlichen Fortschritt verdanken wir nächst Gott großen Theils der edelmüthigen Unterstützung der Missionsvereine Europa's, durch deren Hilfe es uns möglich geworden ist, eine große Anzahl junger Männer zu Priestern der Kirche Gottes heranzubilden. Dann aber müssen wir auch der Strebsamkeit der Priester und der Opferwilligkeit der Gläubigen unsere volle Anerkennung zollen. Die Opfer, welche letztere gebracht haben, sind wahrhaft groß und bewundernswerth. Sie erinnern an die schönsten Zeiten der Kirche in Deutschland, wo Reiche und Arme, Hohe und Niedrige mit einander wetteiferten, ihren Glauben und ihre Ergebenheit an die Kirche auf alle erdenkliche Weise an den Tag zu legen. Auch hier werden die Kirchen, welche in letzterer Zeit gebaut sind, noch nach Jahrhunderten ein herrliches Zeugniß ablegen von der Opferwilligkeit und der religiösen Begeisterung der Gläubigen, welche sie gebaut. Allerdings sind die meisten Kirchen jetzt noch mit schwerer Schuldenlast beladen; und daher bleibt noch vieles zu thun übrig. Denn in demselben Verhältnisse, als die Anzahl der Katholiken dahier zunimmt, besonders in Folge der starken Einwanderung aus Europa und aus den östlichen und südlichen Staaten Amerika's, in demselben Verhältnisse nehmen auch immerfort die Bedürfnisse der Kirche zu. Von allen Seiten erhalte ich Jammer- und Klagebriefe mit der Bitte um Priester und Lehrer. Eine Deputation erscheint nach der andern mit Gesuchen um Hilfe, damit neue Kirchen und Schulen gebaut werden können. Besonders aber sind es die armen, katholischen Waisenkinder, die

da überlaut um Erbarmung rufen, und doch war ich bis jetzt noch nicht im Stande zu helfen und ein Diözesan-Waisenhaus zu errichten. Diese armen Waisenkinder empfehle ich daher noch recht besonders Ihrer edlen Großmuth. Schließlich danke ich Ihnen nochmals für die großen mir und der Diözese Alton erwiesenen Wohlthaten und verbleibe mit vollkommenster Hochachtung

Ihr

ergebenster und gehorsamster Diener in Christo

Heinrich Damian Junker,

Bischof von Alton.

Alton, Illinois, den 18. März 1868.

Zur Ergänzung des vorstehenden Berichtes theilen wir unseren Lesern noch nachfolgende Darstellung mit, welche der Hochwürdigste Herr Bischof Junker bei seinem Aufenthalte in München im vorigen Sommer persönlich der Centraldirection des Ludwigmissionsvereins übergeben hat.

Der Hochwürdigste Herr sagt: „Ich muß mich auf die Aufzählung des Dringendsten und Nothwendigsten um so mehr beschränken, als es in meiner neuen und armen Diözese nur an zu Vielem fehlt. — Um gleich mit dem anzufangen, was mir zumeist am Herzen liegt, so besitze ich 1) in meiner ganzen Diözese noch kein Waisenhaus. Eine einzige Gemeinde hat eine solche Anstalt, aber nur für sich, und nur auf 30—40 Zöglinge berechnet. Auf diese Weise gehen viele, wenn nicht die meisten der verwaisten Kinder zu Grunde, da in der Regel Niemand sich derselben annimmt, um sie ihren Anlagen entsprechend zu erziehen und heranzubilden. Die Errichtung eines Waisenhauses wird gegenwärtig als das dringendste Bedürfniß empfunden

2) Eine weitere Verlegenheit wird in Folge der durch wichtige Umstände unvermeidlichen Uebertragung des bischöflichen Sitzes von Alton nach Springfield in nächster Zeit entstehen, indem nicht nur an diesem Orte die Schule überschul-

bet, sondern auch vor Allem Grund und Boden zur Erbauung einer neuen Kirche und eines neuen Hauses zu erwerben ist.

3) Ganz besonders nehmen in Anspruch die Ausgaben für die Candidaten des Priesterstandes. Da noch kein Clericalseminar in der Diözese existirt, und der Clerus theilweise aus Europa seinen Nachwuchs erhält, so verschlingen einerseits die Reisekosten, anderseits die Kosten für die Ausbildung in dem Missionsseminar in Löwen, in Montreal in Canada, Alt-Hallow in Irland, in Milwauke u. s. w. große Summen, die noch dazu hie und da vergebens aufgewendet werden, da nicht selten der erwartete Beruf zum Priesterstande als nicht zuverläßig sich herausstellt.

4) Der Mangel an Seelsorgern ist so groß, daß 30—40 Pfarreien eines Priesters entbehren müssen; an manchen Orten ist auch noch keine passende Wohnung für den Seelsorgspriester vorhanden. Arbeit wäre genug da im Weinberge des Herrn, wenn nur der Herr uns recht viele tüchtige Arbeiter senden würde!

5) Seit den 10 Jahren meiner bischöflichen Amtsführung sind wohl viele neue Kirchen gebaut worden, aber die meisten derselben sind mit Schulden beladen, und viele haben keine Paramente, keine Kelche, kein Ciborium u. s. w.

Schließlich füge ich einen kurzen Ueberblick über die Veränderungen an, welche sich in Bezug auf Kirchen, Schulen, Anzahl der Seelsorger und Lehrer u. s. w. in den letzten zehn Jahren in der Diözese Alton ergeben haben.

	1857	1867
Priester:	22 (wovon 2 noch leben)	84
Kirchen:	32 stabile 11 temporäre	114 stabile
Seelsorgerwohnungen:	13 stabile 3 temporäre	68 stabile
Pfarrschulen:	7	56
Schullehrer:	7	94
Religiöse Anstalten:	0	16

Jahresbericht des Hochw. Herrn Abtes P. Bonifaz Wimmer O. S. B. von St. Vincent in Nordamerika an die Centraldirection des Ludwig-Missionsvereins in München.

Es ist bereits ein Jahr verflossen, seitdem ich meinen letzten Bericht über unser Wirken und unsere Verhältnisse einzuschicken die Ehre hatte. Ich beeile mich daher, den Faden der Geschichte da wieder aufzunehmen, wo ich ihn letztes Jahr fallen ließ. Ich habe weder Außerordentliches, noch besonders Interessantes zu berichten, weil bei unserem Wirken — Seminar-Erziehung und gewöhnliche Seelsorge — dergleichen nicht leicht vorkommt. Das bedeutendste Ereigniß für unsere Congregation war die Erwählung des ersten Abtes — Rupert Seidenbusch — für die neue Abtei in Minnesota, die ich im vorigen Jahre schon berichtet. Seine Bestätigung erfolgte durch ein päpstliches Breve dd. 15. März 1867, und am gleichen Tage auch, ebenfalls durch ein apostolisches Breve, die Erlaubniß, daß die neue Abtei zu Ehren Sr. Majestät König Ludwig I. Abbatia S. Ludovici sub lacu,*) weil sie an einem freundlichen See gelegen ist, zubenannt werde. Die Benediktion erhielt der neue Abt, weil die HH. Bischöfe von Pittsburg und St. Paul in Rom waren, von dem H. Bischofe Georg Aloysius Carroll von Covington in der Stiftskirche von St. Vincent am Feste der Himmelfahrt Christi, den 30. Mai, wobei ich, und in Ermanglung eines zweiten Abtes, der selbstständige Prior von Atchison, P. Augustin Wirth, assistirten. Die Benediktion des Abtes ist an sich schon eine erhebende Feierlichkeit, war es aber um so mehr für mich und meine hiesigen Mitbrüder, die gleich mir früher nie eine sahen. Denn ich bin bekanntlich in dieser Hinsicht zu kurz gekommen, weil mich der hl. Vater proprio motu zum

*) St. Ludwig am See.

Abte, und obwohl mit allen Rechten und Privilegien eines Abtes, doch zuerst als regierenden Abt nur auf 3 Jahre aufstellte, wie es in der Cassinensischen Congregation der Brauch ist, zu der unsere affiliirt ist. Es war also dieß die erste Weihe eines Benediktiner-Abtes in Amerika. Ich gedachte dabei natürlich der vergangenen Zeiten. Als durch König Ludwig I. der Benediktiner-Orden in Bayern wieder hergestellt wurde, war ich 1832 unter den Priestern, die sich dort an dem Ehrw. P. Ildephons Nebauer (Prior) und P. Roman Raith (Subprior) anschlossen, der zweite, der in's Kloster Metten eintrat, und sah alle die Schwierigkeiten, die ein entstehendes Kloster zu bekämpfen hat. Als 1834 St. Stephan in Augsburg hergestellt wurde, war ich wieder von Metten dahin berufen, und mußte zum zweiten Male dieselben Erlebnisse durchmachen. Als anno 1836 Scheyern errichtet worden, ward ich auch dahin geschickt, um auszuhelfen, bis die ersten Novizen Profeß gemacht hätten. Und als die Mettener-Benediktiner das kgl. Erziehungsinstitut in München übernahmen (anno 1840), rief mich der Gehorsam auch dahin wieder, als sollte ich besonders Gelegenheit bekommen, die Einführung unseres Ordens an verschiedenen Plätzen und unter verschiedenen Umständen beobachten und gleichsam studiren zu können, um seiner Zeit die gemachten Erfahrungen in Amerika anzuwenden. Als ich dann vor 21 Jahren nach meiner Ankunft in St. Vincent meinen Gefährten das Benediktiner-Ordenskleid gab, da waren ja freilich die Aussichten in die Zukunft düster genug, und ich weiß nicht, ob außer mir auch nur einer aus ihnen fest darauf hoffte, daß wir ein Kloster zu Stande bringen würden; unter vielen und großen Schwierigkeiten und Gefahren von innen und von außen ging jedoch das angefangene Werk voran, und gedieh und befestigte sich, als es einmal die apostolische Sanktion erhalten, und breitete sich schon mächtig weit aus — in 11 Diözesen, und 8 Staaten! Ist es nicht wunderbar, wie Gott sich auch hier wieder verherrlichet hat, indem er mit ganz unansehnlichen

Mitteln doch ein großes Werk zu Stande gebracht, ein großes deßwegen, weil, wenn nicht ganz außerordentliche Ereigniſſe ſtörend einwirken, unſer Orden ohne Zweifel ſich über ganz Amerika verbreiten, und durch Seelſorge, Unterricht und Heranbildung von Prieſtern einen großen Einfluß auf die Bevölkerung ausüben wird. Der Perſonalſtand von St. Vincent iſt jetzt: 53 Prieſter, 2 Diakonen, 9 niedere Kleriker, 5 Novizen, worunter 2 Prieſter (1 Weltprieſter und 1 hier gebildeter Theologe) und etliche 70 Brüder. Im Inſtitute ſind immer gegen 100 Studenten, etwas mehr oder weniger, weil manche nur auf einige Monate kommen, um z. B. kaufmänniſche Buchhaltung zu lernen. Gegenwärtig ſind es 96. Darunter waren letztes Jahr 2, die gar nichts, und 25, die nur eine geringe Penſion bezahlten; heuer bezahlen 13 gar nicht, und 35 nur theilweiſe. Voriges Jahr wurde 1 hieſiger Theolog zum Prieſter für die Diözeſe Pittsburg geweiht, während 27 für den geiſtlichen Stand ſtudirten; heuer ſind der Candidaten für den Prieſterſtand 39. Dazu kommen aber noch 50 Ordenszöglinge am Gymnaſium, die alle Benediktiner werden wollen, Scholaſtiker genannt, deren Unterhaltung ganz dem Kloſter zur Laſt fällt. Von den 53 Prieſtern ſind nur 17 im Kloſter (und die 2 Novizprieſter), wovon einer die Pfarrei und 3 die dazu gehörigen Miſſionsſtationen verſehen; die übrigen 13 ſind Officialen oder Profeſſoren; in der That, ich und der P. Schaffner ausgenommen, müſſen alle anderen Patres dociren. Geweiht zu Prieſtern wurden ſeit meinem letzten Berichte 6, außer den Prieſternovizen; zu Diakonen 2. Ich gewann aber aber damit nicht viel, weil 4 Prieſter, die Patres Cyrill Eder, Alto Hörmann, Kaſimir Seitz und Iſidor Walter in der Blüthe ihrer Jahre vom Tode hingerafft wurden. Von den übrigen 36 Prieſtern ſind 4 in Rom, wie ich ſchon gemeldet, um ſich zu Profeſſoren auszubilden, 5 in Newark, 4 in Carrolltown, 4 in Chicago, 3 in Erie, 3 in Covington, 4 in St. Maria, die andern auf einzelnen Miſſionen.

Die Abtei St. Ludwig am See in Minnesota hat 13 Priester, 2 Kleriker, 15 Scholastiker, und im Seminar 40 Zöglinge, von denen mehrere unentgeltlich erzogen werden. 5 Patres sind im Lehramt, die andern 8 in der Seelsorge beschäftiget.

Das selbstständige Priorat Atchison zählt 5 Priester, wovon jedoch 1 zu St. Vincent gehört; sie arbeiten alle in der Seelsorge. Die dazu gehörenden 5 Kleriker sind in St. Vincent, um ihre Studien zu vollenden.

Demnach zählt gegenwärtig unsere Congregation 72 Priester, 18 Kleriker, 5 Novizen und 65 Ordenszöglinge mit über 120 Laienbrüdern. Von den 136 Zöglingen in den 2 Seminarien bereiten sich 39 für den Weltpriesterstand vor, die übrigen 97 für verschiedene Berufsarten. Die hier studirenden Philosophen und Theologen gehören den Diözesen Charleston, Brooklyn, Covington, Erie und St. Paul an.

Dieß ist so ziemlich Alles, was ich von unserem Wirken und dem Zustande unseres Klosters und Ordens zu berichten werth finde; daß die vielen Laienbrüder auch etwas thun, versteht sich von selbst; sie nehmen es mir jedoch nicht übel, wenn ich von ihren Bauten, ihren Leistungen und Verbesserungen in der Oekonomie nichts erwähne, obwohl sie in beider Hinsicht vieles geleistet und für's kommende Frühjahr wieder zu einem großen Anbau an's Seminar vorbereitet haben. Ich will nur noch bemerken, daß unser Bestreben vorderhand nicht dahin geht, uns noch weiter auszubreiten, sondern die Priorate so zu verstärken, daß wenigstens ein Pater für Knaben, die Beruf und Talent zu haben scheinen, eine lateinische Vorbereitungsschule hält, um mehr Kandidaten für den Priesterstand zu gewinnen; dann aber den fähigsten unter meinen Klerikern oder jungen Priestern in den philosophischen und theologischen Wissenschaften in Rom eine solche Ausbildung geben zu lassen, daß wir recht tüchtige Professoren bekommen, und mehr für die Wissenschaft thun können, als bisher möglich war. Ich gedenke daher heuer wieder 2 Kleriker nach Rom zu schicken, obwohl es große Ausgaben

verursacht. Ich war in einiger Besorgniß wegen meiner Mitbrüder in Rom, als die Cholera letzten Sommer dort ausbrach; allein die jüngeren drei nahmen mit Vergnügen die Einladung des Hochw. Abtes von Monte Cassino an, ihre Ferien dort zuzubringen, und waren dort sicher vor der Wuth der gefährlichen Seuche; der ältere aber fand ebenfalls Gelegenheit, mit einem deutschen Amerikaner aus unserer Gemeinde Chicago umsonst von Rom nach Bayern zu reisen, um seine Schwester zu besuchen, und entging auf diese Weise auch der Cholera, die er wahrscheinlich bekommen hätte, weil er schon an einer starken Cholerine litt, als er Rom verließ. Weil ich gerade von Chicago rede, so will ich nebenher bemerken, daß wir dort eine sehr schöne Kirche gebaut haben, im besten Basiliken-Style, wohl nicht mit marmornen, sondern mit gußeisernen Säulen und 3 Altären, von denen die zwei Seitenaltäre je 1700 Dollars kosteten, die von zwei Wohlthätern geschenkt wurden. Der Hochaltar ist eben in der Arbeit und kommt auf 7—8000 Dollars, die ein ehemaliger bayerischer Chevauxlegers und nachher reitender Gensdarm, Namens Harting, der nach manchen harten Erlebnissen in Chicago ein reicher Mann geworden ist, großmüthig spendet. Derselbe hat auch schon einen Seitenaltar um 1700 Dollars herstellen lassen und fehlt bei keinem guten Werke; er hat 4 Söhne und 1 Tochter, eben so religiös, wie er selbst. Diese Gemeinde in Chicago (St. Josephs) von nur 400 Familien, hat überhaupt außerordentliche Opfer zur Herstellung eines würdigen Gotteshauses (das auf 80,000 Dollars kommt) und Schulhauses gemacht, das auch 25,000 Dollars kostete. Auch unsere Kirche in Newark bei Newyork wird gegenwärtig vom Münchener Maler Lamprecht in Fresko ausgemalt, und geschieht dieß auch auf Kosten von Wohlthätern, von denen jeder eine gewisse Summe zu zahlen sich verbindlich gemacht hat. Man hat in Deutschland keine Vorstellung davon, was die amerikanischen Katholiken für Kirchen, Schulen, Priester, Lehren, Waisen und Kranke sich kosten lassen, und es ist nur zu wundern, daß

der Eifer nicht nachläßt, während die Bedürfnisse immer steigen. Die Erfahrung zeigt jedoch, daß Glauben und Geben in gleichem Verhältnisse zu einander stehen: wenn ein Mann saumselig wird in der Entrichtung seiner Beiträge, so fehlt etwas im Glauben, und er fällt allmälig ganz ab.

Man hat früher gemeint, die amerikanischen Knaben hätten keine Neigung zum Priesterstande; dem ist jedoch nicht so. Die Söhne reicher Eltern wenden sich freilich, wie überall, selten dem geistlichen Stande zu, die Armen aber thun es, wenn sie Gelegenheit finden, besonders in den großen Städten, wo es vielfach schon schwer ist, eine selbstständige Stellung zu erreichen, nicht so leicht auf dem Lande in bevölkerten Gegenden. Wir rekrutiren uns zumeist aus unseren Stadtpfarreien, wo wir die besten und fähigsten Knaben aus der Schule für uns auslesen. Dasselbe thun alle Orden, und nicht minder die Bischöfe. Aus der obigen Angabe der Aspiranten zum geistlichen Stande geht hervor, daß wir mehr Aspiranten für unsern Orden, als für den Säkularklerus haben. Das braucht wohl kaum eine Rechtfertigung. Am Ende gleicht sich aber das Verhältniß doch aus; denn manche von unsern Scholastikern treten, ehe es zum Noviziat oder zur Profeß kommt, aus und werden Weltpriester. Nicht sehr selten machen sie zwar einfache Profeß, verlassen aber den Orden noch, ehe sie feierliche Profeß machen, oder geben solche Zeichen von Mangel an Ordensberuf, daß wir sie nicht zur feierlichen Profeß zulassen, sondern dem Weltklerus übergeben. Gar viele Weltpriester haben wir auf diese Weise schon den Bischöfen geliefert, auch seit letztem Jahre zwei. Noch darf ich erwähnen, daß ich in unserer Druckerei die hl. Regel mit den Constitutionen und Erklärungen und der Lebensgeschichte des hl. Benedikt drucken ließ und 100 Exemplare davon an die bayerischen Benediktiner gratis schickte; und ebenso, daß nächstens ein Schematismus des ganzen Benediktiner-Ordens in allen Ländern aus unserer Presse hervorgehen wird.

Bonifaz Wimmer, Abt.

St. Vincent den 25. Febr. 1868.

Britiſches Amerika.

Bisthum St. Bonifaz.

Im Jahre 1811 trat das Komité der Hudſonsgeſellſchaft einem ſeiner Mitglieder, dem ſchottiſchen Lord Selkirk das Gebiet Aſſiniboine ab, welches ſüdlich vom Winipegſee am Ufer des rothen Flußes gelegen iſt. Lord Selkirks erſte Sorge ging nun dahin, daſelbſt eine Kolonie zu gründen, welche ihm zum Mittelpunkte ſeiner Unternehmungen gegen die Nordweſtkompagnie dienen könnte. Dieſe war nämlich die Nebenbuhlerin der Geſellſchaft, deren Agent er ſelbſt war. In zweiter Linie wollte er die Hülfsquellen, die man nur in geringem Maße und mit großen Koſten aus Niederkanada einführen konnte, aus dem Lande ſelbſt ziehen. Daher ſandte er gleich im folgenden Jahre mehrere Bauernfamilien aus Schottland in die neue Kolonie, und einige Kanadier vermehrten noch die Zahl ihrer Landsleute, welche ſich ſchon an Ort und Stelle befanden.

Lord Selkirk, der wohl begriff, daß nur die Religion den menſchlichen Einrichtungen Dauerhaftigkeit verleihen kann, wandte ſich ſodann an den Biſchof von Quebec, um für die Bevölkerung am rothen Fluße Miſſionäre zu erhalten. Mit Eifer ergriff der hochwſt. Herr Pleſſis eine ſo günſtige Gelegenheit, das Evangelium in dieſem fernen Theile ſeines Bisthums verkünden zu laſſen, und er ſandte den Herrn Provencher, einen Kanadier von franzöſiſcher Abkunft als Vorſteher der Miſſion dorthin, mit dem Titel eines Generalvikars. Das geſchah im Jahre 1818. Nicht volle zwei Jahre ſpäter, am 16. Februar 1820, war der Generalvikar zur biſchöflichen Würde erhoben, und als Koadjutor des Biſchofs von Quebec mit der Miſſion am rothen Fluße betraut worden.

Am 16. April 1844 bildete der hl. Stuhl aus den beiden Gebieten der Hudſonsbei und des Nordweſtens ein apoſtoliſches Vikariat. Dasſelbe wurde dem hochwſt. Herrn Pro-

vencher übergeben, und am 4. Juni 1847 endlich zum Bisthum erhoben unter dem Namen Bisthum des Nordwestens, ein Name, den es im Dezember 1851 in denjenigen von St. Bonifaz, des Patrons der Kathedralkirche am rothen Fluße, veränderte.

Von dem Augenblicke an, in dem seine Mission zum apostolischen Vikariat geworden, faßte der hochwst. Herr Provencher den Plan eine religiöse Genossenschaft dahin zu berufen, welche den in seinem Sprengel zerstreuten wilden Stämmen Missionäre liefern konnte. Eine mehr als zweijährige Erfahrung sagte ihm nämlich, daß er nicht auf eine große Zahl von Weltpriestern zählen dürfe. Nur eilf solche, und zudem alle aus dem Bisthum Quebec, hatten seine Arbeiten mit ihm getheilt, und da das Vikariat nun einmal von diesem Bisthum abgelöst war, sah sich der Prälat von der Gefahr bedroht, daß sich die Zahl seiner Mitarbeiter immer mehr vermindere. Daher warf er denn sein Auge auf die Kongregation der Oblaten von der unbefleckten Empfängniß, welche sich seit drei Jahren in Kanada niedergelassen hatte.

Im Sommer 1845 begaben sich zwei Oblaten von Montreal nach dem rothen Fluße; es waren der hochw. Pater Aubert, und Bruder Tasche, damals noch einfacher Novize.

Fünf Jahre später fühlte der hochwst. Herr Provencher das Ende seiner langen und mühsamen Laufbahn herannahen und erbat und erhielt den hochw. Pater Tasche, der damals siebenundzwanzig Jahre zählte, zu seinem Koadjutor (14. Juni 1856). Dieser junge Missionär reiste nach Europa, und wurde am 23. November 1851, vom Gründer und General der Oblatenkongregation, vom hochwst. Herrn Mazenod, in der Kathedralkirche von Viviers zum Bischof geweiht. Kaum ein Jahr war der Koadjutor in seiner Mission zurück, als ihn der Tod des hochwst. Herrn Provencher als Bischof auf den Stuhl von St. Bonifaz rief. (7. Juni 1853.)

Gegen Ende 1856 kam der hochwst. Herr Tasche wiederum nach Europa, um sich einen Koadjutor auszubitten.

Als solcher wurde ihm ein Missionär von der Station der Krummstabinsel, der hochw. Pater Grandin beigegeben, welcher am 30. November 1859 zu Marseille vom hochwst. Herrn Mazenod geweiht wurde.

Zu dieser Zeit umfaßte das Bisthum St. Bonifaz alles Land zwischen der Hudsonsbei und dem Felsengebirge, und zwischen der Nordgrenze der Vereinigten Staaten und dem nördlichen Eismeer. Auf dringendes Ansuchen des hochwst. Herrn Tasche löste der Papst am 13. Mai 1862 die Bezirke Atthabaskaw und Makenzienfluß vom Bisthum St. Bonifaz ab, und bildete aus demselben ein neues apostolisches Vikariat. Der hochw. Pater Farand, der zur Leitung dieses Vikariats bestellt war, kam nach Frankreich, wo er am 30. November 1863 in der Metropolitankirche in Tours vom hochwst. Herrn Guibert zum Bischof geweiht wurde.

Das Bisthum St. Bonifaz umfaßt zwei von einander sehr verschiedene Theile, 1) die Kolonie am rothen Fluße, welche von Einwanderern aus Europa oder Kanada und von Mestizen bewohnt wird; 2) die Stationen unter den Wilden, in nordöstlicher und westlicher Richtung.

§. 1. — Kolonie am rothen Fluße [1]).

I, — Rother Fluß heißt der Hauptort dieses ganzen Gebietes der Hudsonsbeigesellschaft, und ist der Sitz der

---

[1]) Die Gegenden, wo jetzt die Kolonie sich befindet, waren einst der Schauplatz zahlreicher Kämpfe zwischen den Sioux und Sauteux, und einem der blutigsten verdanken der rothe See und der rothe Fluß ihre Namen. Da nämlich das Blut das Wasser des Sees röthete, bezeichneten die Wilden den See und den aus ihm kommenden Fluß mit dem Namen Blutwasser (Miskouagami Ausiping), eine Benennung, welche die Franzosen mit rother See, rother Fluß übersetzten. — Dieser letztere, welcher vom Süden her nach Norden fließt und sich in den Winipegsee ergießt, nimmt auf dem linken Ufer den Assiniboine auf. Die Kirche St. Bonifaz erhebt sich dem Vereinigungspunkte der beiden Flüsse gerade gegenüber.

Civil- und Militärbehörden und die Residenz des Bischofs. Die katholischen Kanadier heißen ihn St. Bonifaz, nach dem Namen, unter welchem 1820 vom hochwst. Herrn Provencher die erste Kirche errichtet wurde. Die Pfarrei zählt ungefähr zwei tausend Katholiken, die fast alle Kanadier oder doch von kanadischer Herkunft sind; sie besitzt ein von Patres und Brüdern der Oblaten geleitetes Kollegium und Schulen, welche von den barmherzigen Schwestern, die in Kanada unter dem Namen graue Schwestern bekannt sind, gehalten werden. Diese Ordensschwestern, welche sich seit 1844 in St. Bonifaz niedergelassen haben, leiten auch ein Waisenhaus und besorgen ein Spital.

Die Pfarrei St. Bonifaz hatte harte Prüfungen durchzumachen. — Am 11. Dezember 1860 zerstörte eine Feuersbrunst in zwei Stunden die Wohnung des Bischofs und die Kathedrale, ohne daß man etwas anderes als nur die heiligen Gefäße retten konnte. Der Wiederaufbau dieser zwei Gebäude, der schon seit lange begonnen hatte, konnte aus Mangel an Hülfsmitteln bis jetzt noch nicht zu Ende geführt werden. Und doch ist für St. Bonifaz eine ehrfurchtgebietende Kathedrale nothwendig. „Nothwendig, wie der hochwst. Herr Tasche schrieb, für die Katholiken, um ihren Glauben durch den Anblick der großen religiösen Zeremonien zu beleben; nothwendig in Mitte einer gemischten Bevölkerung, um der katholischen Religion auch äußerlich den ihr gebührenden Vorrang zu sichern: nothwendig endlich für die Wilden, denen die Diener des Irrthums einzureden suchen, die katholische Religion sei nicht die wahre, weil sie, wie sie sagen, die Religion der Armen sei. Nun aber bestärkt den Glauben der Wilden nichts so sehr als der Anblick eines der Majestät Gottes würdigen Gebäudes. Sie leiden unter ihrer Noth so sehr, daß sie das Uebernatürliche in der Armuth der Krippe nur mit Mühe begreifen." — Am 30. Mai 1861 verzehrte eine zweite Feuersbrunst, was von Gebäulichkeiten der bischöflichen Wohnung noch übrig geblieben war. — Bald darauf brachte eine Ueberschwemmung das

Land in das tiefste Elend. „Heimgesucht durch Feuer und Wasser, schrieb der hochwst. Bischof von Montreal, sahen die Einwohner von St. Bonifaz das Grab ihres ersten Apostels, des hochwst. Herrn Provencher zerstört, und sie hatten nicht eine Handvoll trockenen Landes, welches die sterblichen Ueberreste der Gründerin der grauen Schwestern, welche während der Ueberschwemmung gestorben war, hätte aufnehmen können. Traurig war daher der Leichenzug der Schwester Valade; traurig die Prozession, die bis halb ans Knie hinauf im Wasser gehen mußte, um in den Trümmern meiner Kathedrale einstweilen die ehrwürdigen Ueberreste derjenigen beizusetzen, welche während siebenzehn Jahren voll Hingebung und Opfer ihrem selbstgewählten Vaterlande so viel Gutes erwiesen hatte!"

II. — Zu St. Bonifaz gehören eilf Missionen oder Pfarreien, von denen die folgenden die drei wichtigsten sind:

1) St. Franz Xaver (Prärie des weißen Rosses) fünf Stunden von St. Bonifaz, am Assiniboine. — Diese Pfarrei ist 1824 durch katholische Auswanderer von Pambina gegründet worden, als dieser letztgenannte Posten an die Vereinigten Staaten abgetreten worden war. Die Bevölkerung ist gegenwärtig zwölfhundert Seelen stark, und hat seit 1834 einen ständigen Priester; auch haben die grauen Schwestern dort eine Schule.

2) St. Norbert (Riviere-Sale) am Ufer des rothen Flußes. Bevölkerung von siebenhundert Seelen mit einer Knaben- und Mädchenschule. Der Gottesdienst wird daselbst in einer hölzernen Kapelle gehalten.

3) St. Karl. In dieser aus 250 Katholiken bestehenden Pfarrei gibt es eine Kapelle und eine Schule; und es kommt regelmäßig ein Priester von St. Bonifaz zur Abhaltung des Gottesdienstes hieher.

Ganz neulich wurde auch am Manitobasee, nahe beim Fort gleichen Namens, eine Mission gegründet, in welcher zwei Priester wohnen.

Weniger bedeutende Posten befinden sich auch noch auf andern Punkten der Kolonie, namentlich am Winipegsee, wo das Fort Alexander ist. Diese werden durch die Missionäre von St. Bonifaz besucht.

Zweimal des Jahres begibt sich ein Theil der Bevölkerung des Hauptortes in die unermeßlichen, südlich und westlich von der Kolonie gelegenen Ebenen auf die Bisonjagd. Die Jäger, mehrere Hundert an Zahl, nehmen ihre Familien mit, und leben vier Sommermonate unter Zelten. Die zahlreichen Gefahren dieser Jagd, die noch zahlreichern und beklagenswerthern, welche das Lagerleben mit sich bringt, machen die Anwesenheit eines Priesters bei diesen Zügen nothwendig. Der Priester findet hier für seine Thätigkeit immer ein fruchtbares Feld; da gibt es Kinder, die in der That eben nur hier den Religionsunterricht empfangen können, und auch die Jäger unterlassen es nie sich einen Priester zur Begleitung auszubitten. Diesem Verlangen wird denn auch, so oft es nur möglich ist, gerne entsprochen. (Brief des hochwst. Herrn Tasche vom 18. September 1865).

§. 2. — Missionen unter den Wilden.

Mit Ausnahme der Kolonie am rothen Flusse ist das Bisthum St. Bonifaz von Wilden von verschiedener Sitte, Sprache und Abkunft bewohnt. Sie führen ein Nomadenleben, nähren sich von Jagd und Fischerei, und verschaffen sich Kleider und andere nothwendige Gegenstände mittelst Pelzwerk, das sie den Agenten der Hudsonsbaigesellschaft liefern.

Im Jahre 1831 brachte der hochwst. Herr Provencher von Kanada her den Herrn Belcourt, einen einsichtsvollen und thatkräftigen Mann mit sich, welcher sich der Bekehrung der Wilden zu widmen wünschte. Der Anfang wurde natürlich mit den nächsten gemacht, und die ersten Versuche fanden daher bei den Sauteux statt. Aber fast alle mißachteten die Gabe Gottes, und nach mehrjähriger ebenso mühevoller als verdienstlicher Arbeit waren die errungenen Erfolge durchaus

nicht befriedigend. Inzwischen hatten andere wilde Stämme dringend gebeten, daß man ihnen doch Priester senden möge, und so mußten die schon begonnenen Missionen unter den Sauteux bis auf bessere Zeiten aufgegeben werden.

Von diesem Zeitpunkte an waren nun die Bemühungen der apostolischen Thätigkeit auf die Stämme im Innern gerichtet. Im Sommer 1842 sandte der hochwst. Herr Provencher einen Priester von Quebec, Herr Thibault, dorthin, welchem bald zwei andere Missionäre, dann die Oblaten folgten.

Diesen Ordensmännern gelang es durch Ausdauer und Geduld mehrere ziemlich im Mittelpunkt gelegene Christengemeinden zu gründen, von denen aus sie die in diesen ausgedehnten Länderstrichen zerstreuten Stämme besuchen. Die Wilden, die sie zu bekehren das Glück haben, zählen alljährlich nach Hunderten, und, was noch mehr zum Verwundern ist, sie harren nach ihrer Bekehrung auch treu aus. Aber wie tröstlich diese evangelischen Feldzüge einerseits sind, so kostspielig und mühsam sind sie anderseits. Sich an Ort und Stelle selbst die für den Gottesdienst und den Unterhalt der Missionäre nöthigen Dinge zu verschaffen, daran darf man gar nicht denken. Alles muß mittelst der Dampfschiffe der Hudsonsbaigesellschaft aus Europa bezogen werden, und die Missionäre können erst nach Verlauf von zwei Jahren im Besitz der gewünschten Gegenstände sein.

Es bestehen vier große Missionsanstalten für die Wilden in dem Bisthum St. Bonifaz, von denen jede wieder mehrere Zweiganstalten hat, die von Zeit zu Zeit von den Missionären besucht werden. Der Bezirk des Flußes der Engländer hat zwei Hauptstationen, die Krummstabinsel und den See Caribu; der Bezirk Seaskatschiwan ebenfalls zwei: den St. Anna- und Bicheſee[1]).

---

[1]) Diese vier Niederlassungen bilden ein neues Vikariat, welches unter der Obsorge des hochwst. H. Grandin bleiben wird.

I. — Krummstabinsel [1]). — Diese und der gleichnamige See sind über dreihundert Stunden von St. Bonifaz entfernt; und an den Ufern des Sees und angesichts der Insel befindet sich die dem heil. Johannes dem Täufer gewidmete Mission.

Dieser Punkt, 1777 von den Weißen entdeckt, war durch eine Fügung der Vorsehung dem Protestantismus entgangen, als er 1845 von Herrn Thibault besucht werde, der dort mehr als dreihundert Heiden taufte. Indessen hatte er in der Folge doch noch ziemlich lange Kämpfe gegen die Apostel der Irrlehre zu bestehen, und es wurde sogar ein anglikanischer Prediger mit großen Unkosten daselbst eingesetzt.

Gegenwärtig sind fast alle Erwachsene auf der Insel, meistens Montagnais oder Cris, getauft. Ständigen Aufenthalt haben daselbst allerdings nur etwa tausend, allein die Mission wird alljährlich von einer großen Anzahl Wilder besucht, welche da in dem Handlungshause der Hudsonsbaigesellschaft ihre Pelzwerke zu Markte bringen. In der Niederlassung von St. Johann dem Täufer wohnt auch der Koadjutor des Bischofs von St. Bonifaz, der hochwst. Herr Grandin. Dieser hat zwei Patres nnd drei Katecheten aus der Gesellschaft der Oblaten bei sich; sechs barmherzige Schwestern besorgen Schule, Waisenhaus und Spital.

Am 1. März 1867 hat, wie man aus dem Briefe des hochwst. Herrn Grandin ersehen wird, eine Feuersbrunst das Haus der Missionäre mit allem, was es enthielt, Hausgeräthe, Bibliothek, Vorrathskammer, Geräthschaften u. s. w., verzehrt. Das ist ein furchtbarer Schaden von 60,000 Fr. Patres, Brüder und etwa zwanzig junge Knaben sind gegenwärtig in einer provisorischen Bretterhütte untergebracht.

Die Missionäre der Krummstabinsel besuchen jährlich mehrere andere Punkte, von denen der am großen Wasser-

---

[1]) So genannt von den ersten Reisenden, welche, wie man sagt, am Ufer des Sees Wilde mit Krummstäben spielend antrafen.

fall (Portage) von Loche und am grünen See die zwei bedeutendsten sind [1]).

1) Die Höhen beim großen Wasserfalle Loche (Mission von der Heimsuchung) bilden die Grenze zwischen dem Bisthum St. Bonifaz und dem apostolischen Vikariat von Atthabeskaw und dem Mackenziefluß. Hier leben sechs bis siebenhundert Wilde, die fast alle schon getauft sind.

2) Grünsee (Mission St. Julian), dreißig Stunden von der Krummstabinsel gelegen, wird von etwa hundert christlichen Montagnais, und von zwei bis dreihundert Cris, noch fast sämmtlich Heiden, besucht.

II. — Caribusee. — Dieser See ist beinahe zweihundert Stunden nordöstlich von der Krummstabinsel. Die Mission, welche den Namen St. Petrus trägt, am Nordende des Sees, wurde 1847 vom hochw. Pater Tasche begonnen, endgültig aber erst 1862 gegründet.

Gleich in den ersten Tagen des Jahres 1865 brach unter den Cris und Montagnais am Caribu eine Seuche aus, welche große Verheerungen anrichtete. Der hochw. Pater Gaste war mitten in strengster Winterszeit über einen Monat lang beständig auf dem Wege, um die sterbenden Wilden zu taufen und Beichte zu hören. Er schrieb anläßlich einer dieser Reisen an den Bischof von St. Bonifaz: „Obwohl ich den ganzen Tag fast nur lief, war doch mein Gesicht beinahe ganz erfroren, worüber ein Greis, den ich besuchte, sagte: „Ach, wie freut es mich, daß du zu uns gekommen bist! Mein Herz hätte geweint, wenn du dich träge gezeigt hättest. Aber jetzt, bei deinem Anblick, beim Anblick besonders deines entstellten Gesichtes, erkenne ich, daß die Religion stark ist,

---

[1]) In Amerika heißen Portage diejenigen Stellen eines Flußes, wo die Schifffahrt durch Wasserfälle oder Stromschwellen unterbrochen wird, und die Ruderer das Boot auf den Schultern tragen müssen. Da Loche nun zwischen dem nördlichen Eismeer und den großen Binnenseen liegt, so verursacht die Unterbrechung des Stromlaufes ein Tragen von mehreren Stunden.

da dich weder die Strenge der Kälte noch die Länge des Weges aufhalten."

Die Mission St. Peter wird von zwölf bis vierzehnhundert Wilden besucht, welche von sehr weit her und zu verschiedenen Zeiten des Jahres dorthin kommen. Sie führen alle einen christlichen Lebenswandel, wenn gleich viele Erwachsene erst noch Katechumenen sind. Indessen ist diese Mission in Hinsicht auf das Klima nicht in solchen Verhältnissen, welche ihre Fortdauer als gesichert erscheinen lassen. Der Winter ist dort so lange, das Land so unfruchtbar, daß jeder Anbau durchaus unmöglich ist. Das Bauholz ist selten, und auch in Rücksicht des Brennholzes läßt sich die Zeit voraussehen, wo es gänzlich mangeln wird, denn so groß ist hier dessen Bedarf und so langsam sein Wachsthum. So wird es bald dringend nöthig sein, die Niederlassung nach einem andern Punkte zu verlegen.

In der Mission St. Peter sind zwei Patres und ein Bruder beschäftigt. Sie versehen auch noch drei andere Posten, derer jeder ungefähr zweihundert Christen zählt; es sind: der runde See, das Fort Traite und das Südende des Caribusees.

III. — St. Anna See. — Der Posten St. Anna See, der auf den Karten unter dem Namen Manitou-Lake angegeben, und bei den Reisenden unter dem des Teufelsees bekannt ist, liegt etwa fünfzehn Stunden westlich vom Fort Edmonton, dem Hauptort des Flußbezirks Kisiskaschiwan oder Seaskatschiwan. Zum ersten Male wurde er 1843 von Herrn Thibault besucht, und schon im darauffolgenden Jahre nahm dann die Einrichtung der Mission ihren Anfang.

Sie ist daher die älteste Mission des Westens. Die Christen, sieben bis achthundert an Zahl, sind Mestizen, welche von der Jagd und wenigstens theilweise auch vom Landbau leben. St. Anna gewinnt jedoch seine eigentliche Bedeutung erst durch die ringsum befindlichen Zweigmissionen. Die Cris bilden den Kern dieser merkwürdigen Christenge-

meinden, in welche indessen auch einige Mestizen eingetreten sind, welche bisdahin in den Wäldern und Prärien das Wanderleben der Wilden geführt hatten. Mehr als anderswo haben die Missionäre hier den protestantischen Einfluß zu bekämpfen, welcher auf die Eroberungen der katholischen Kirche neidisch ist. Und in der That hat sich die Mission seit einigen Jahren sehr entwickelt, und die Missionäre mußten sich vervielfältigen, um allen Gesuchen der Wilden, die nach der frohen Botschaft begierig sind, entsprechen zu können.

Sieben Stationen gehören zu St. Anna. Der kleine Sklavensee, die Forts Jasper, Montagne und Carlon haben keinen ständigen Missionär. Die Station von Fort Edmonton, welche fast ausschließlich von katholischen Mestizen im Dienste der Hudsonsbaigesellschaft besucht wird, hat einen ständigen Katecheten, welcher auch eine Knabenschule hält. Die zwei andern Stationen sind St. Albert und St. Paul.

1) St. Albert. — Diese zwanzig Stunden vom St. Anna-See entlegene Mission datirt vom April 1861. Nach einem Besuche in St. Albert, im Dezember 1861, schrieb der hochwst. Herr Tasche: „Diese Niederlassung ist erst seit vier Jahren gegründet, und doch wie viel ist da schon geleistet worden! Schöne und geräumige Bauten sind wie durch Zauber emporgestiegen, gut umzäunte und angebaute Felder liefern schon reiche Ernten; vierzig Häuser rings um den Hügel, auf welchem das Haus Gottes, die Häuser seiner Diener und seiner geweihten Dienerinen stehen, bilden eine Gruppe, welche die ganze Landschaft beherrscht; der kleine Fluß, der sich am Fuße des Hügels hinschlängelt, und über den eine schöne Brücke führt, dann in geringer Entfernung der See, dessen nicht tiefe Gewässer den Fuß des Berges bespülen, welcher das Bauholz liefert, das ist es, was zu betrachten wir nicht müde werden konnten."

St. Albert ist für die Zukunft ein noch wichtigerer Mittelpunkt als St. Anna, und die drei Ordensschwestern dieser letztgenannten Station sind daher schon 1863 hieher übergesiedelt. Zwei Missionäre haben in der Station St.

Albert, die der Sitz des neuen Vikariats werden wird, ihren Aufenthalt.

2. St. Paul. — Dies ist eine ganz neue Mission an dem Ufer des Seaskatschiwan und die Residenz zweier Patres Oblaten.

In den ersten Tagen des Jahres 1865, so schrieb der hochwst. Herr Tasche, machte sich der Vorsteher der Mission St. Anna, der hochw. Pater Lacombe, auf den Weg, um die Cris, unter welchen es schon eine schöne Anzahl Christen gab, zu besuchen. Er traf mit ihnen zusammen, bestärkte sie in ihren guten Gesinnungen, bestellte sie auf den Frühling an das Ufer des Seaskatschiwan, an einen von ihnen bezeichneten Ort, und kehrte dann nach St. Albert zurück. Kaum war er hier angekommen, als eine Abordnung von Schwarzfüßen um seinen Besuch anhielt. Eine furchtbare Seuche hatte diesen wilden Stamm heimgesucht, der, noch heidnisch, so durch eine Wirkung der Gnade dahin gebracht wurde, bei der christlichen Religion Trost und Kraft zu suchen. Pater Lacombe zaudert nicht; trotz der Schwierigkeiten und Gefahren, die seiner warten, macht er sich auf den Weg, und tauft vierhundert dieser Wilden, welche beinahe sämmtlich der Seuche zum Opfer fallen. Die Prüfung war eine harte, aber es war ein Schlag der Vorsehung, und die Schwarzfüße begriffen die Hingebung des Missionärs, welche einen unauslöschlichen Eindruck auf sie machte.[1])

Von den Anstrengungen erschöpft kehrt Pater Lacombe nach St. Albert zurück, und eilt sofort, ohne sich einige Ruhe zu gönnen, wieder nach dem Fort Montagne, um den Christen, welche die Geißel gleichfalls getroffen, seine Hülfe anzubieten.

In den ersten Maitagen ist er schon wieder auf dem Wege nach dem verabredeten Platze am Seaskatschiwan. Da-

---

[1]) Der hochwst. Hr. Grandin beabsichtigt an dem Bicheflusse einen neuen Missionsposten für den zahlreichen Stamm der Schwarzfüße zu errichten.

selbst findet er ein zahlreiches Lager von Cris, aber auch sie waren die Beute der Krankheit und des Todes. Pater Lacombe begnügt sich nicht damit, sie zu trösten und zu unterrichten, er greift auch zum Pfluge, den er allein zu führen versteht, zieht die Furchen, in welche die armen Wilden den Samen streuen, den sie zum ersten Male der Erde anvertrauen. Am 20. Mai schrieb mir der Pater: „Die Frühlingshitze hat die Krankheit des Winters in eine Ruhr verwandelt, welche alle, die sie ergreift, dahinrafft. Ich selbst fühle mich seit zwei Tagen von ihr ergriffen, aber noch bin ich nicht so davon gehemmt, daß ich meiner Pflicht nicht nachgehen könnte. Sollte diese Ansteckung mich hinraffen, so ist mein Opfer schon gebracht, und ich werde in Mitte meiner theuren Neubekehrten gerne sterben."

So wurde die Mission St. Paul gegründet, so waren auch die andern Christengemeinden von St. Bonifaz gegründet worden; überall dieselben Arbeiten, derselbe Eifer, dieselben Tröstungen.

IV. — Biche-See. — Dreißig bis vierzig Stunden von St. Albert, an dem Ufer des Biche-Sees, ist die Mission unserer lieben Frau vom Siege. Sie gehört zum Bezirk des Flußes Seaskatschiwan, obwohl der See selbst seine Wasser durch den Atthabaskaw-Mackenzie in das nördliche Eismeer sendet. Die Station hat eine freundliche Lage, der Boden daselbst ist fruchtbar, das Klima milde genug, um den Getreidebau möglich zu machen.

Die Mission, die im Jahre 1844 von den HH. Thibault und Bourassa begonnen wurde, hat indessen bisher noch nicht die erwarteten Erfolge gehabt. Die von den kanadischen Mestizen unter den Wilden verbreiteten materiellen Bestrebungen halten diese immer noch von den Missionären fern, welche selbst zu arm sind, um diejenigen, deren ewigem Wohle sie ihr Leben widmen, schon in dieser Welt bereichern zu können. Zwei Patres Oblaten und drei Ordensschwestern haben am Biche-See ihren Aufenthalt.

Zu dieser Mission gehören drei Stationen. Die wichtigste ist diejenige vom Fort Pitt (St. Franz Regis); aber auch hier sind die geistlichen Tröstungen nur zu selten, da die Trunksucht unter den Wilden dieses Bezirks sehr stark verbreitet ist.

Folgender Brief, den der hochwst. Herr Grandin bei seiner letzten Anwesenheit in Paris geschrieben, wird das Bild des Bisthums St. Bonifaz vollenden. Außer dem Bericht über das Unglück, welches die Niederlassung auf der Krummstabsinsel zu Grunde gerichtet hat, wird man aus diesem Briefe auch noch ersehen, um welchen Preis von Mühen und Entbehrungen die katholischen Missionäre in den Ländern, wo Gott nicht die Vergießung des Blutes verlangt, die Seelen erobern.

Brief des hochwst. Herrn Grandin, Bischofs von Satala, an die Herren Mitglieder der Centralräthe der Glaubensverbreitung.

Meine Herren!

Ihrem Wunsche entsprechend, gebe ich Ihnen hiemit einige nähere Aufschlüsse über die furchtbare Feuersbrunst vom 1. März v. Js., deren Zeuge und Opfer ich gewesen bin.

Die Mission auf der Krummstabsinsel, eine der zuerst von uns gestifteten, war in allen Beziehungen auch eine der fest begründetsten. Als der hochwst. Herr Tasche 1856 seinen Wohnsitz in St. Bonifaz nahm, überließ er seinen Missionären das schönste Haus, das man in diesem Lande bisher gesehen hatte. Es war zwar allerdings nur aus Holz, aber geräumig und mit zwei Stockwerken. Die Missionäre hatten da nach und nach einen ziemlich vollständigen Hausrath und eine wohlbestellte Bibliothek erworben.

Nicht weit von diesem Hause wurde auch noch ein zweites für die Ordensschwestern gebaut, die ich am 4. Oktober 1860 daselbst einführte. Unsere Hülfsmittel gestatten uns

nie, die Sachen gleich beim ersten Mal gehörig durchzuführen. So war denn auch das neue Haus für die von den Ordensschwestern erzogenen Kinder bald unzureichend. Ueberdieß baten die Wilden die guten Schwestern, auch die Kranken und Greise aufzunehmen, für die sie bei ihren langen Streifzügen nicht sorgen können. Daher mußten denn die Schwestern ihre sonst schon zu kleine Wohnung noch mit diesen neuen Gästen theilen. Und in der That sind diese armen Wilden, wenn sie einmal nicht mehr zu laufen vermögen, so unglücklich, daß wir mehrere selbst in unser Haus aufnahmen. Um eine größere Zahl derselben pflegen zu können, beschlossen wir endlich, unser Haus um vierzig Fuß zu verlängern. Aber es fehlte an Holz, und dieses mußte zwölf Stunden weit her geholt werden. Das war eine Arbeit für unsere ganze kleine Kolonie, Brüder, Patres, der Bischof selbst fuhren das zum Bau nöthige Holz mittelst Hunden auf Karren herbei, und schon war derselbe der Vollendung nahe.

Da, am 1. März 1867, als wir eben bei den Schwestern beim Abendessen saßen, lief ein Kind mit dem Rufe herbei: „das Haus brennt!“

Unser erstes ist in das Innere einzudringen, aber kaum ist die Thüre geöffnet, als auch schon die Flamme mit Gewalt herausschlägt. Indessen gelingt es mir doch, bis zu unserer kleinen Hauskapelle vorzudringen, wo ich den Tabernakel, welcher das heilige Sakrament enthält, in meine Arme nahm.

Plötzlich ruft der Pater Oekonom: „Bringt das Pulver in Sicherheit!“ Es ist bekannt, daß mit den Wilden aller Tauschhandel in Naturprodukten vor sich geht, und um unsere aus Thierhäuten verfertigten Kleider, unsere Vorräthe und Diener zu bezahlen, hatten wir ein Lager von Tuch, Blei und Jagdpulver. Die Fenster des Magazins werden eingebrochen, aber es ist unmöglich einzudringen, der Rauch erstickt uns. So bleibt uns nichts anderes übrig, als das Weite zu suchen, um nicht die Opfer der Explosion zu werden. Da bemerke ich den Bruder, welcher die Kinder unter

einer Aufsicht hat, und der eben damit beschäftigt ist, ihre schon ganz in Flammen stehenden Kleider zum Fenster hinauszuwerfen. Ich rufe ihm, helfe ihm herauszukommen, und kaum ist er draußen, als der Fußboden einstürzt. Dann entfernen wir uns von der Brandstätte. Die Schwestern, die Kinder, die Nachbarn, alle stehen auf dem gefrornen See und müssen mitansehen, wie die Frucht so vieler Arbeiten, der Gegenstand so vieler Hoffnungen untergeht. Aber siehe, da geräth auch ein hölzerner Verschlag, welcher das Haus von der Kirche trennt, in Flammen Da stürzen wir instinktartig gegen die Kirche. Im gleichen Augenblicke hört man einen furchtbaren Knall, er rührt vom Pulver her, das eben auffliegt und brennende Trümmer nach allen Richtungen hin ausstreut. Zum Glücke wird Niemand davon getroffen.

Aber mitten in unserm Unglück hat Gott noch Mitleid mit uns. Der Wind, der die Flammen gegen die Kirche trieb, dreht sich plötzlich und jagt dieselben nun gegen den See hin, und so wurde die Kirche gerettet.

Um neun Abends war alles vorbei, das heißt, alles zerstört. Ich war ohne Unterkommen, mit einem schwerkranken Priester, drei Laienbrüdern, von denen einer gleichfalls ziemlich krank war, drei Dienern und neunzehn jungen Knaben. Wir hatten keine Decke, um uns vor einer Kälte von zwanzig bis dreißig Graden zu schützen; der Brand hatte den Schnee geschmolzen, unsere Füße waren ganz durchnäßt und keiner von uns konnte die Schuhe wechseln.

Tags darauf war ich ohne Brevier und ohne Ritual; wir hatten nichts mehr, nicht einmal ein Sacktuch, um unsere Thränen abzutrocknen. Und wie nun nach St. Bonifaz kommen, um die unentbehrlichsten Gegenstände zu holen? Der Kaufmann des nächsten Postens, wenn gleich Protestant, gab mir einige Decken, und als ich vierzehn Tage darauf nach St. Bonifaz reiste, kleidete er mich, indem er selbst Kleider von seinem Leibe hergab, und seine Großmuth so weit trieb, daß er mir sogar eine Banknote von 500 Fr. zustellte.

Ich legte wenigstens drei- bis vierhundert Stunden über Schnee und Eis zurück, und ließ mich, wenn ich nicht mehr gehen konnte, von Hunden ziehen. Zu St. Bonifaz brachten der hochwst. Herr Taſche und ſeine Prieſter die größten Opfer, um uns zu helfen. Aber unſere armen Gefährten auf der Krummſtabinſel konnten die Hülfe, welche ihnen unverzüglich geſendet wurde, erſt Anfangs Juli erhalten. Jüngſt ſchrieb mir einer von ihnen: „Jetzt ermeſſen wir endlich die ganze Größe des Verluſtes, der uns betroffen hat. Wir haben keine Geräthſchaften, keinen Menſchen mehr zu unſerm Dienſte; diejenigen, welche ſich verpflichtet hatten, für uns zu arbeiten, haben uns nun im Stiche gelaſſen, als ſie ſahen, daß wir ſie nicht mehr bezahlen konnten.“

Laſſen Sie mich, meine Herren, jetzt auch einige Worte über die allgemeinen Bedürfniſſe unſerer Miſſionen ſagen.

Eine Menge Wilder haben noch nie einen Prieſter geſehen, während vielleicht kein einziger iſt, der nicht ſchon Kaufleute geſehen hätte; ſo daß in dem unermeßlichen Landſtriche, welcher mir anvertraut iſt, keine Thierhaut zu Grunde geht, indeſſen Seelen, welche Jeſus mit ſeinem Blut erkauft hat, tagtäglich verloren gehen. Das iſt für mich die Urſache eines Kummers, den ich andern nicht hinlänglich werde begreiflich machen können, woran ich jedoch nie ohne Schmerz denken kann.

Wir ſind alſo nicht zahlreich genug, um neue Miſſionen gründen zu können; übrigens würde es uns dazu auch an den nöthigen Hülfsmitteln fehlen, denn wenn die Miſſionen einmal gegründet ſind, ſo wollen ſie auch erhalten ſein, und das iſt es nicht, was man von unſern Wilden erwarten kann. Dieſe glauben uns ſchon einen großen Dienſt erwieſen zu haben, wenn ſie uns nur ihre Kinder zur Erziehung übergeben, und ſie machen ſich daraus noch dazu gerne ein Recht, deßhalb mehr Unterſtützung als die andern von uns zu erhalten. Weil ein Wilder uns ſein Kind zur Ernährung, Kleidung und Unterweiſung gegeben hat, bildet er ſich ein, ſelbſt einen Anſpruch auf die gleichen Vortheile zu haben.

Und das ist leicht begreiflich. Diese Wilden haben keine Ahnung von den Opfern, die wir bringen müssen, um zu ihnen zu kommen. So arm wir sind, sie halten uns immer noch für sehr reich. Wenn sie bei meinen Reisen zur Winterszeit die Decken sehen, in die ich mich einhülle, sagen sie: „Wie reich ist doch der Oberpriester! Er hat zwei schöne Decken."

Eine zweite unserer Mission eigenthümliche Schwierigkeit besteht darin, daß das Geld bei den Wilden keinen Kurs hat. Wir haben daher tausend Schwierigkeiten, um uns die Waaren zu verschaffen, welche die Stelle des Geldes vertreten.

Soll ich auch von den Bediensteten reden? Darin besteht eben auch zum Theil unsere Noth. Sie sind es, die unsere Hülfsmittel theilweise aufzehren; sie lassen sich theuer bezahlen und besorgen den Dienst schlecht. Dazu muß man sie noch oft zum Voraus bezahlen, weil sie nicht arbeiten können, wenn sie selbst und ihre Familien keine Kleider haben. Sind sie aber einmal gekleidet, so werden sie bald überdrüssig und verlassen uns. So war ich mehrere Monate lang mit drei jungen Knaben und einem kranken Laienbruder genöthigt, mein Weißzeug wie auch dasjenige meiner Gefährten, zu waschen und wieder in Ordnung zu bringen. Wenn unsere Laienbrüder zahlreich genug wären, könnten wir unsere Unternehmungen mehren, wie unsere Ausgaben vermindern. Die wenigen Brüder, die bei uns sind, verdienen wahrhaft unsere Bewunderung, und es freut mich, ihrer Hingebung ein solches Zeugniß geben zu können. Diese jungen Männer, welche die gleichen Opfer gebracht haben, wie die Missionäre, haben nicht gleich diesen die Tröstungen und den Ruhm, der mit dem Apostolat verbunden ist. Von Morgens bis Abends arbeiten sie mit ihren Händen, um dem Priester die Sorge für einen Theil der materiellen Lebensbedürfnisse abzunehmen. Ihnen fällt die schwerste und unscheinbarste Aufgabe zu. So sorgte auch der heilige Joseph in der niedrigen Hütte von Nazareth für die Bedürfnisse der heiligen Jungfrau und für diejenigen des göttlichen Kindes, dessen Stellvertreter der

Missionär bei den Völkern ist, denen er das Evangelium verkündet.

Ich habe von Verminderung unserer Ausgaben gesprochen. Wir legen uns zu diesem Zwecke alle Arten von Entbehrungen auf. Es kommt einen Bischof schwer an, seinen Missionären ein wenig Chokolade oder ein wenig Thee zu versagen, und doch glaubte ich dieß thun zu müssen. Von Zucker ist keine Rede, er ist schon seit langer Zeit von unserm Tische verschwunden. — Verflossenen Winter habe ich unsere Patres an Caribusee besucht. Ich mußte für hin und her nahezu vierhundert Stunden zu Fuß machen. Einen Tag und eine Nacht mußte ich marschiren fast ohne, und einen Tag und eine Nacht ohne alle Nahrung. So komme ich denn fast verhungert, Nase und Kinn erfroren und die Füße unbrauchbar geworden, am Ziele an. Ich finde die guten Patres in elenden Hütten. Der liebe Gott hatte ja selbst kein besseres Obdach. Sie bitten mich, ihnen eine Kirche bauen zu lassen, worauf ich ihnen aber eine abschlägige Antwort ertheilen muß. Sie wollen mich nun während meines Aufenthaltes bei ihnen gut halten, und setzen mir Chokolade vor. Als ich mich erkundige, woher dieselbe sei, sagte man mir, daß man einige Pfund aus Europa habe kommen lassen, daß man sie aber nur an den Festtagen brauche. Ueber diese Ueberschreitung der Armuth spreche ich meinen Tadel aus und sage frei heraus, daß solche Dinge nicht gestattet werden dürfen. Und das thue ich, obschon einer dieser Patres krank ist, und man in dieser Mission nicht einmal einen Erdapfel bekommen kann. Wenn man mehrere Monate mit Schneeschuhen gereist ist, und bei einer Kälte von 25° bis 45° auf dem Schnee geschlafen hat, muß man zufrieden sein, Fische oder gedörrtes Fleisch zu bekommen, und glücklich ist man noch, wenn man solches hat.

Ich habe von der Nothwendigkeit neue Anstalten zu gründen, gesprochen. Soll ich noch hinzufügen, daß die Hütten, welche zu diesem Zwecke zu errichten sind, theilweise eigenhändig von uns gebaut werden müssen? Hier braucht

man, sei man nun Priester oder Bischof, öfter die Axt als die Feder.

Die Gegenden, in denen wir das Evangelium verkünden, sind nicht so bevölkert wie China, wir können ihnen daher nicht so zahlreiche Bekehrungen melden. Wir können wohl vor Hunger und Frost sterben, aber wir haben keine Aussicht als Martyrer zu sterben; unsere armen Missionen haben nicht einmal diesen poetischen Reiz. Unser Leben ist ein langes Martertum, aber eines der prosaischsten, welches allein Gott und dem, der es zu leiden hat, bekannt ist; und das ist ein wenig gewürdigtes Martertum.

† Vital J. Grandin,
Bischof von Satala, O. M. J.

Verschiedenes.

China. Quang-Tong. — Am 24. August 1867, als am Feste des unbefleckten Herzens Mariä, hat der hochwst. Herr Guillemin, Bischof von Cybistra und apostolischer Präfekt von Quang-Toug und Quang-Si den Grundstein zur Kapelle des heiligen Franz Xaver auf der Insel Sancian eingesegnet. Dieses Denkmal, welches ein Erinnerungszeichen an den Tod des großen Apostels von Indien sein soll, wird aus den Almosen der Gläubigen errichtet werden. — Bisanhin war das Grab, in welchem St. Franz Xaver ruhte, in den Händen der Chinesen geblieben, und mehrere Schritte, welche Herr Guillemin that, um in dessen Besitz zu kommen, waren erfolglos geblieben. Als nun im April 1867 der Graf von Lallemand, der neue französische Gesandte in Peking durch Kanton kam, erneuerte der apostolische Präfekt unter dessen Vermittlung seine dringenden Ansuchen, welche diesmal von Erfolg gekrönt waren.

Indien. Oestliches Bengalen. — Am 22. Oktober 1867 starb der hochw. Pater Larbioou, aus der Gesellschaft vom heiligen Kreuze (von Mans), Oberer der Mission des östlichen Bengalen, in Folge einer Krankheit, an welcher er seit einiger Zeit gelitten hatte. Er starb auf der Ueberfahrt von Dacca nach Kalkutta unter dem Beistand seines Reisegefährten, des hochw. Pater Fourmond. Der hochw. Pater Larbioou arbeitete seit zwölf Jahren in der Mission, derer Vorsteher er seit der Abreise des hochwst. Herrn Dufal geworden war, welch letzterer zum Posten eines Generalobern der Gesellschaft vom heiligen Kreuz berufen wurde.

Jaffna. — Am 23. Januar 1868 starb zu Marseille, nach einer kurzen Krankheit und im Begriffe in seine Mission zurückzukehren, der hochwst. Herr Stephan Semeria, aus der Gesellschaft der Oblaten, Bischof von Olympia und apostolischer Vikar von Jaffna (Insel Ceylon). Gott hatte dem heiligmäßigen Bischof den größten Trost vorbehalten, daß er mitten unter seinen Brüdern, und in dem Hause, welches die Wiege seines Ordenslebens gewesen, sterben konnte.

Der hochwst. Herr Semeria wurde am 7. Februar 1813 in Cella, einem Dorfe in der Nähe von St. Remo, Bisthum Vintimiglia (Italien) geboren. Mit sechzehn Jahren war er in die Gesellschaft der Oblaten getreten, im September 1833 zum Priester geweiht und mit der Seelsorge einer großen Zahl seiner in Marseille angesiedelten Landsleute betraut worden. Im Jahre 1840 wurde er nach Vico, auf der Insel Korsika, geschickt, wo er bis 1847 blieb.

In dieser Zeit hatte der hochwst. Herr Bettachini, Koadjutor des apostolischen Vikars von Colombo, dem noch besonders der Bezirk Jaffna unterstellt war, einige Patres Oblaten erhalten, und der hochw. Pater Semeria wurde zum Führer der kleinen nach Ceylon bestimmten Kolonie bezeichnet. Neun Jahre später wurde er zum Koadjutor des hochwst. Herrn Bettachini, apostolischen Vikars von Jaffna,

ernannt. und am 17. Auguſt 1856 in Marſeille geweiht. Bei dem Tode des apoſtoliſchen Vikars, im Jahre 1861, ging die Sorge für die Miſſion auf den Koadjutor allein über.

Die Prieſter waren in dieſer Miſſion wenig zahlreich, die Schulen unzureichend, und die Kinder der Gefahr ausgeſetzt, mitten unter den Proteſtanten ihren Glauben zu verlieren. In der doppelten Abſicht, die Zahl der Miſſionäre und der Schulen zu vermehren, kam der neue apoſtoliſche Vikar nach Europa, um Gehülfen zu ſuchen. Als er Ende 1862 in ſeine Miſſion zurückkehrte, nahm er Prieſter, Laienbrüder und Ordensſchweſtern mit ſich. Dieſe letztern, welche der heil. Familie (von Bordeaux) angehörten, erhielten die Leitung des Mädchenwaiſenhauſes und der Schulen.

Zum zweiten Male war der Prälat bei Anlaß der Feſtlichkeiten in Rom nach Europa gekommen, und ſollte ſich eben mit mehrern Miſſionären und einigen Schweſtern der heil. Familie am 25. Januar in Toulon einſchiffen, als er in Marſeille von der Krankheit ergriffen wurde, welche ihn in wenigen Tagen ins Grab gebracht hat.

Die Annalen haben von 1849 bis 1866 fünf Briefe des hochwſt. Herrn Semeria veröffentlicht.

Madras. — Der hochwſt. Herr Johann Fennelly, Biſchof von Caſtoria i. p, und apoſtoliſcher Vikar von Madras, iſt am 29. Januar 1868 im Alter von zweiundſechzig Jahren geſtorben. Er war am 27. Juni 1841 in Maynooth (Irland) geweiht worden. Der ehrwürdige Biſchof, und ſein Bruder, welcher ſein Generalvikar war, haben ihr ganzes Privatvermögen zur Gründung der meiſten katholiſchen Anſtalten verwendet, welche gegenwärtig in dem Bisthum Madras blühen. Das Hauptziel ihrer Sorge ging dahin, die Schulen und Waiſenhäuſer zu vermehren, um dadurch die Anſtrengungen der proteſtantiſchen Propaganda zu bekämpfen.

Dahomey. — Wir finden in den Briefen des H. J. Bonche, Miſſionärs in Porto-Novo, nähere Angaben über die Fortſchritte des Chriſtenthums in Dahomey. Die Miſ-

sion von Porto-Novo, wie jung sie auch noch ist, erzeugt doch schon Früchte, welche man als die Erstlinge einer tröstlichen Zukunft ansehen kann.

Die Briefe, aus denen die folgenden Auszüge genommen sind, datiren vom 1. November 1867.

Wovon sollte ich Ihnen sprechen, wenn nicht von Fetischen, Fetischpriestern und Fetischgeschichten? Zu Porto-Novo sehen, hören und athmen wir nur solches.

Als ich vor etwas mehr als einem Vierteljahr hier ankam, traf man beinahe keine Fetische an, oder besser gesagt, diese hatten die Gestalt von kleinen Erdhaufen. Es war aber nach den großen Regengüssen, und diese hatten sie meist in Koth verwandelt; die noch übrig waren, hatten theils keinen Kopf, theils keine Arme, keinen Bauch u. s. w. Die bessere Jahreszeit gestattete jedoch das Unglück wieder gut zu machen, und zahlreiche Fetische, mit Affen-, Hunds- oder Pferdezähnen, mit Palmöl und Hühnerblut beschmiert und mit Hühnerfedern besetzt, sind vor den Hütten aufgestellt. Das alles ist abscheulich.

Die Fetischpriester haben ihren Teufelsspuck, ich meine die Feste zu Ehren der Fetische, wieder begonnen. Die merkwürdigsten dieser Bachanalien fanden vom 28. August bis 5. September statt. Man war zusammengekommen, um einen Schwarzen und einen Fetischpriester zu tödten. Der erstere hatte vier den Fetischen geweihte Personen umgebracht, der zweite ein von seinen Mitbrüdern als todeswürdig erklärtes Verbrechen begangen, und dann die Fetischpriester und Fetischpriesterinnen als Narren behandelt. Schon am 26. August fanden sich zwei tausend dieser Priester und Priesterinnen in Porto-Novo ein. Da aber die zwei Schuldigen nach Badagoi unter den Schutz der Engländer geflohen waren, wurde beschlossen, den beleidigten Fetischen eine ehrenvolle Sühnung zu veranstalten.

Männer und Weiber, in zwei Banden getheilt, tanzen überall umher, schreien und führen die Fetische herum. Vier der vornehmsten Fetischpriester laufen durch die Straßen der

Stadt, und jeder von ihnen ist von einem Kinde begleitet, welches einen großen Schirm über ihn hält. Vor ihnen geht ein anderes Kind her, welches den Blitzfetisch trägt, der durch einen gabelförmigen, zwei Fuß langen, mit Palmöl, Blut und Federn bedeckten Stock vorgestellt wird. Bei jeder Straßenecke hält der Zug, und die Fetischpriester schleudern alle Arten von Verwünschungen, als: „Wehe, Wehe über die beiden Missethäter! Möge der Donner sie treffen! Möge der Blitz sie zerschmettern! Mögen die Blattern sie dahinraffen! Mögen sie umherirren und Hungers sterben, und die wilden Thiere sie Stück um Stück verschlingen!“

Die Kleidung der Weiber bestand im Allgemeinen aus einer langen Schürze und einem rothen Sacktuch um die Lenden. Aber viele waren mit diesem einfachen Anzuge nicht zufrieden. So trug unter anderm Eine ein Dutzend Gürtel, welche ganz mit Fetischen behängt waren. Von ihren Ohren hingen lange rothe Federn herab, Federn von der gleichen Farbe stacken in ihren Haaren und waren in Gestalt einer Krone geordnet. Denken Sie sich dazu noch einen mißgestalteten Körper, ein schreckliches Gesicht, eine kreischende Stimme, und Sie haben eine Vorstellung von einer der Hauptpersonen des Festes. Eine andere, in eine Schürze von Packtuch gekleidet, einen zugespitzten Hut von altem Pappendeckel auf dem Kopfe, leitete einen Sängerinnenchor von tausend Fetischpriesterinnen. Sie sprangen rechts und links, machten eine Menge Verbeugungen, erhoben und ließen die Arme sinken ohne Jemanden anzublicken, und wiegten sich schwerfällig hin und her. Andere, in halb trunkenem Zustande, bewegten sich regellos durcheinander, und machten schreckliche Verrenkungen; man hätte glauben mögen, Furien vor sich zu sehen.

Die Schwarzen waren weither herbeigeeilt. Sie saßen in den Straßen und bei den Zelten, wo die Fürsten vom Lande her sich niedergelassen hatten, auf dem Boden, ergötzten sich an diesem scheußlichen Schauspiel, und ermunterten die Tänzerinnen durch ihr wüthendes Beifallgeklatsche.

Das Fest dauerte bis zum 5. September. Täglich kamen neue Banden herbei, und am letzten Tage waren, wie man versichert, mehr als zwölftausend Fetischpriester und Fetischpriesterinnen zu Porto-Novo. Es scheint, daß der Teufel bei diesem Feste eine letzte Anstrengung machte, um Herr eines Landes zu bleiben, das wir ihm wohl zu entreißen hoffen, weil sich in demselben eine große religiöse Bewegung verbreitet.

Ganz sicher ist es, daß der moralische Einfluß der Fetischpriester von Tag zu Tag im Sinken begriffen ist. Derselbe hatte schon durch die Zerstörung eines Theils des Waldes, welcher an die Mission angrenzt, einen schweren Schlag erhalten. Jetzt hat er einen noch schwerern empfangen durch den Abfall eines der vornehmsten Fetischpriester von Porto-Novo, der Protestant geworden ist, und durch die Hinrichtung eines Onichango (oder Oberfetischpriester des Blitzes), welcher einen französischen Kaufmann zu vergiften versucht hat. Der Franzose erhob Klage und der König ließ den Schuldigen verhaften. Ich habe diesen Unglücklichen mit Ketten beladen gesehen. Seine Züge trugen den Ausdruck der Verzweiflung, aus seinen von Blut überlaufenen Augen sprühte düsteres Feuer, und obwohl sein Gesicht durch den Schrecken entstellt war, malte sich auf demselben doch noch der Wiederschein einer ruchlosen Seele.

Das Gericht nimmt seinen Anfang. Der König erklärt, daß der Angriff auf das Leben eines Weißen ein todeswürdiges Verbrechen ist. Indessen bereiten ihm doch zwei Sachen einige Verlegenheit; es ist nämlich einerseits gegen die Gebräuche des Königreichs einen Fetischpriester zu tödten, und anderseits hat der König die Ueberzeugung, daß es der Donner ist, welcher ihn auf den Thron gesetzt hat und auf demselben erhält. Wird er nun nicht die Gunst seines Fetisches verscherzen, wenn er dessen Oberpriester tödtet? Aber über Nacht kommt Rath, und folgenden Tages hat der König das Mittel gefunden, alles in Einklang zu bringen. „Wir opfern, sagte er, dem Fetisch schöne Geschenke von Palmöl,

um ihm zu beweisen, daß wir immer zu seinen Freunden gehören. Dann lassen wir ihn erst einschlafen, und mitten in der Nacht, wenn er nichts mehr sehen noch hören kann, enthaupten wir dann Onichango, schicken seinen Kopf dem Weißen, und begraben in Eile seinen Körper. So wird der Fetisch nichts von allem erfahren und uns immer noch beschützen."

Man erlaubte uns, ein Kind zum Fetischpriester zu schicken, um denselben zur Taufe vorzubereiten. Es schien eine schwierige Sache, einen solchen Menschen auf gute Gesinnungen zu bringen; aber derjenige, welcher den Saulus auf dem Wege nach Damaskus zu Boden warf, kann auch, wenn es ihm gefällt, die verhärtetsten Herzen umwenden. Onichango hatte kaum die ersten Wahrheiten des Christenthums vernommen, als er auch schon ausrief: „Oh, daß ich doch die Religion der Patres nicht früher gekannt habe! Längst schon hätte ich dann meine Fetische aufgegeben, und wäre jetzt nicht hier. Jetzt muß ich sterben, ich habe es verdient. Sage doch wenigstens den Patres, daß ich sie beschwöre, mir die Taufgnade zu gewähren, auf daß mir Gott verzeihen möge." Dann machte er sich eifrig an das Studium des Katechismus, welchen das Kind ihm Satz für Satz übersetzte. Aber eines Morgens erhielten wir die Nachricht, daß der König ihn habe enthaupten lassen. So war er des Glückes, die heilige Taufe zu empfangen, beraubt worden; hoffen wir indessen, daß die Begierde nach derselben diesen Mangel ersetzt habe, und daß dieß eine Seele sei, der wir den Himmel eröffnet haben.

Wir können nicht anders als all das Gute, welches wir hier wirken, Maria zuzuschreiben, denn diese gütige Mutter leiht uns sichtlich ihren Schutz. Am 8. September, als am Tage ihrer Geburt, hat sie uns drei Neubekehrte zugeführt und uns Anlaß geboten, fünfzehn Kabeceres, oder Vorstehern von Porto-Novo, die Wahrheit des Glaubens zu verkünden.

Diese Kabeceres waren uns zu besuchen gekommen. Als Antwort auf ihre Fragen erklärte ihnen Herr Verdelet ein Bild, welches den Gekreuzigten vorstellte. Es befand sich unter ihnen auch Gogon, der einflußreichste der Kabeceres von Porto-Novo, der sich schon lange seiner Fetische entledigt hatte. Eines Tages nun sagte er in meinem Beisein: Die Muselmänner hatten mich versichert, daß die Fetischreligion eine falsche Religion sei, und daß ich nicht an *sie* glauben könne. Nach ihnen versicherten mich das gleiche auch die Protestanten, aber ich glaubte es noch nicht. Auch die Patres haben es gesagt, und da habe ich es geglaubt und eingesehen, daß es keine Religion wie die ihrige gibt. Darauf habe ich meine Fetische, und zwar alle, zerbrochen, und meine Moses (Diener) haben dieselben aufs Feld hinausgeworfen, damit ich auch nicht einmal mehr die Spuren derselben sehen müsse." Dann fügte er, gegen die Anwesenden gewendet, hinzu: „Wenn ihr gut, wenn ihr glücklich sein wollt, so befolget die Lehre der Patres."

Sobald die Kabeceres uns verlassen hatten, erschienen drei andere Schwarze, welche ihr Verlangen vortrugen, sich in der Religion unterrichten zu lassen. Wir bestärkten sie in diesen guten Gesinnungen, und ich gab ihnen täglich eine Stunde Unterricht im Katechismus. Wir sind entzückt von ihrem Fleiße, von der frommen Begierde, mit welcher sie unsere Worte anhören, und von ihrem brennenden Verlangen nach der Taufe. Ihr Beispiel hat auf viele ihrer Landsleute einen heilsamen Einfluß gemacht, und wir zählen jetzt schon zwanzig Katechumenen.

Gute Leute, die Prüfungen sollten für sie nicht ausbleiben! Am 15. September kommt einer von ihnen, Namens Ausu, ganz niedergeschlagen zu mir mit den Worten:

„ — Vater, meine Mutter ist ganz wüthend darüber, daß ich die Fetische nicht mehr ehre. Sie verwünscht mich, droht mich binden und durch den König tödten zu lassen. Darf ich nicht, ihr zu Gefallen, wenigstens noch ein Mal die Fetische anbeten?"

„ — Wie, du willst deiner Mutter mehr gehorchen als Gott? Gedenke doch, daß, wenn sie dich verwünscht, du im Himmel eine andere Mutter hast, welche dich segnen wird, wenn du brav sein willst, verstehst du?“

„ — Ich verstehe, antwortete er, und verschwand sogleich.“

Des folgenden Tages fragte ich ihn bei seiner Ankunft:

„ — Wohlan, wie steht es jetzt?“

„ — Siehe doch lieber selbst, Vater, war seine Antwort, und dabei zeigte er mir eine seiner verwundeten Hände. Mein Oheim wollte mich zwingen Chango zu verehren, und auf meine Weigerung ergriff er einen Stock und schlug mich .... Bei diesem Streite habe ich diese Wunde erhalten. Ich sagte ihm, daß ich Gott ferner nicht mehr beleidigen wolle, daß er mich tödten, aber nie dazu bringen könne, die Fetische anzubeten.“

„ — Was hat er darauf erwiedert?“

„ — Er hat mir nichts geantwortet, er war eben nur zornig.“

„ — Fürchte nichts, Gott wird alles zum Guten leiten.“

Ich täuschte mich auch nicht; denn seither läßt man Aufu ziemlich in Ruhe.

Herr Courdioux hat mir die Besorgung der Schule übertragen, und ich hatte den Trost in derselben gehorsame, sanfte und liebenswürdige kleine Neger zu finden. Einige von ihnen sind sehr verständig und machen reißende Fortschritte. Die meisten sind fromm, und behalten diesen frommen Sinn, auch wenn sie die Mission verlassen haben, bei. Ein ehemaliger Zögling der Schule, welcher auf einem kleinen Dampfschiff in Lagos angestellt ist, und die Erlaubniß zum Besuche seiner Eltern erhalten hatte, kam zuerst in die Mission um zu beichten, selbst auf die Gefahr hin, dadurch kaum mehr die nothwendige Zeit für den Besuch übrig zu haben.

Ich zähle gegenwärtig 42 Schüler (18 Interne und 24 Externe), dazu noch 14 Schülerinnen, welche auf die nahe Ankunft der Ordensschweſter warten. Anßer den zwanzig Katechumenen, von denen ich eben geſprochen, ertheilen wir noch täglich zwei Frauen und einem Dutzend Sklaven, Arbeitern und Kranken, die in unſerm Hauſe wohnen, Unterricht im Katechismus.

Vereinigte Staaten. Michigan. — Der hochwſt. Herr Friedrich Baraga, Biſchof von Marquette und Sault-Saint-Maria, iſt am 20. Januar 1868 in ſeinem ein- und ſiebenzigſten Jahre geſtorben. Schon im Oktober 1866 war er, während des Nationalkonzils von Baltimore völlig gelähmt worden, und hatte ſeit dieſer Zeit den Gebrauch ſeiner Glieder nicht mehr erlangt. Nichtsdeſtoweniger widmete der ehrwürdige Biſchof bis auf ſeine letzten Tage fortwährend den Reſt ſeiner Kräfte den Obliegenheiten ſeines apoſtoliſchen Berufes. Es iſt jetzt, ſchrieb er am 3. Dezember vor. Js. an die Centralräthe, mehr als ein Jahr, daß ich das heilige Meßopfer nicht mehr darzubringen im Stande bin. Nur einmal und noch dazu mit vieler Schwierigkeit konnte ich ein wenig ausgehen; es geſchah dies um der Grundſteinlegung einer Kirche beizuwohnen, welche in Negaunee, einem fünf Stunden von Marquette gelegenen Dorfe, erbauet wird. Ich ließ mich in dieſes Dorf bringen, um wenigſtens durch meine Anweſenheit den Kirchenbau zu fördern.

Der hochwſt. Herr Baraga wurde am 29. Juni 1797 in Doeberack (Illyrien) geboren. Anno 1823 zum Prieſter geweiht, reiſte er 1830 nach den Vereinigten Staaten, und wurde als Miſſionär dem Bisthum Cincinnati zugetheilt, wo er ſich der Bekehrung der am Ufer des Obern Sees zerſtreuten Wilden widmete. Mit eigener Lebensgefahr gründete er unter dieſen Stämmen mehrere Miſſionen, namentlich die von Grand-Riviere (1833), Pointe und Bout-du-Lac (1835), und Anſe (1843). Zehn Jahre, das heißt bis zu ſeiner Erhebung zur biſchöflichen Würde, wohnte er ſelbſt

in dieser letztgenannten Station. Hier hatte er den Trost, eine große Zahl Wilder, welche durch den Mißbrauch von berauschenden Getränken ganz verkommen waren, in eifrige Christen umgewandelt zu sehen. Zu Anse war es, wo er eine Sprachlehre und ein Wörterbuch der Sprache der Wilden verfaßte, und Gebet- und Elementarbücher für sie herausgab.

Den 1. November 1853 wurde Herr Baraga, der schon seit mehreren Jahren Generalvikar des hochwst. Herrn Administrators Lefevere von Detroit war, zum Bischof von Amyzonia i. p. ernannt, und in der Eigenschaft als apostolischer Vikar mit der Verwaltung des Obern Michigan betraut. Als das Vikariat im Januar 1857 zum Bisthum erhoben wurde, schlug der hochwst. Herr Baraga seine Residenz in Saut-Saint-Maria auf. Später, 1866, verlegte er mit Erlaubniß des Papstes seinen Sitz nach Marquette, einem mehr im Mittelpunkte gelegenen Orte, wohin sich die durch die reichen Metallminen des Landes angezogene Bevölkerung wendet.

Die Annalen haben mehrere Briefe des hochwst Herrn Baraga veröffentlicht.

Abreisen von Missionären.

Aus dem Seminar der auswärtigen Missionen (Paris) verreisten vom 15. Mai bis 15. September 1867:

1) Am 15. Mai, nach Kanton (China): — Herr Johann Franz Joseph Dejean, aus dem Bisthum Lyon.

2) Am 15. Juli, nach dem nämlichen Bestimmungsorte: — die HH. Johann Maria Delavay, aus dem Bisthum Annecy, und Anton Beal, aus dem Bisthum Clarmont. Nach Siam: — die HH. Mathurin-Maria Gnego, aus dem Bisthum St. Brieux.

3) Am 16. August, nach Cambodja: die HH. Johann Franz Amadeus Joly, aus dem Bisthum Besançon. Nach dem westlichen Tong-King: — Herr Ludwig Karl Perreaux aus dem Bisthum Seez. Nach dem östlichen Cochinchina: — Herr Honore Donat Suchet, aus dem Bisthum Lyon. Nach dem westlichen Cochinchina: — die HH. Jakob Jager, aus dem Bisthum Metz, und Heinrich Maria Alexander von Kerland, aus dem Bisthum Angers. Nach Japan: — die HH. Felix Evrard, aus dem Bisthum Metz, und Marin Petrus Justinian Plessis, aus dem Bisthum Angers. Nach Pondichery (Indien): — die HH. Franz Pineau, aus dem Bisthum Angers; Wilhelm Petrus Bacle, aus dem Bisthum La Rochelle; Klemens Isidor Vanhee, aus dem Bisthum Brügge (Belgien).

4) Am 15. September, nach dem westlichen Su-Tschuen (China): — die HH. Heinrich Franz Bon, aus dem Bis-

thum Angers; Eugen Coupat, aus dem Bisthum Clermont. Nach dem südlichen Su-Tschuen: — die HH. Franz Xaver Detroyat, aus dem Bisthum Grenoble, und Andreas Jamet, aus dem Bisthum Lyon. Nach dem östlichen Su-Tschuen: — die HH. Paulin Farges, aus dem Bisthum Montauban, und Johann Petrus Landes, aus dem Bisthum Rodez.

Den 11. Oktober 1867 schifften sich vier Schwestern vom hl. Joseph (Puy) auf dem Dampfer Stadt Paris in Havre, nach der Mission Florida und Geogia (Vereinigte Staaten) ein: Die Schwestern Maria Helena Gidon, von Yssengeaux; Maria Stanislaus Bertrand, von Puy; Maria Lazare Lhostal, von Chaise-Dieu; Maria Augustine Varot von Saint-Sigolene.

— Folgende Missionäre aus der Gesellschaft des heiligen Geistes und heiligen Herzens Mariä reisten jüngst ab:

Nach Senegambien. Den 21. Oktober 1867 der hochwst. Herr Kobes, der im Interesse seines Vikariats nach Europa gekommen war, ist mit dem hochw. P. Jouga, einem Negerpriester aus Senegambien, und Mitglied derselben Gesellschaft, wieder zurückgereist. — Einige Wochen später schifften sich für die gleiche Mission ein:

Die HH. PP. Aymonin, aus dem Bisthum Besançon; Walter und Meier, aus dem Bisthum Straßburg; Girad, aus dem Bisthum St. Claud; Delpuch, aus dem Bisthum Albi.

Die Laienbrüder Valentin Merle, aus dem Bisthum Clarmont; Melanius Caignard, aus dem Bisthum Vannes.

Nach Sierra Leone: — Der hochw. P. Stoll, aus dem Bisthum Straßburg, wurde aus dem Vikariat Senegambien nach Sierra Leone zur Ersetzung eines gestorbenen Missionärs berufen.

Kongo. — Nach dieser Mission hat sich im letzten November der hochw. P. Lapeyre begeben.

Zanguebar. — Der Vorsteher dieser Mission, hochw. P. Horner, ist nach halbjährigem Aufenthalt in Frankreich im Oktober mit zwei neuen Gefährten zurückgekehrt. Es sind dies:

Der hochw. P. Schürmann, aus dem Bisthum Straßburg, und der Laienbruder F. François, aus dem Bisthum Port-Louis (Insel Maurice).

Chandernagor (Indien). — Der hochw. P. Barthet, Vorsteher dieser Mission, der für einige Zeit nach Frankreich zurückgekehrt war, ist am 4. November mit dem Laienbruder Samuel, aus dem Bisthum Cashel (Irland), wieder abgereist.

Maurice. — Nach dieser englischen Kolonie gingen am 6. Januar 1868 die hochwst. Patres Garmy, aus dem Bisthum Clermont, und Kempf, aus dem Bisthum Straßburg.

Reunion. — Nach dieser Insel reiste am 16. Oktober 1867 der hochw. P. Stoffel, aus dem Bisthum Straßburg, mit Bruder Oscar, aus dem Bisthum Köln.

Französisches Guyana. — Der hochw. P. Ledhui, aus dem Bisthum Cambrai, schiffte sich den 8. April 1867 nach Cayenne ein. Nach der gleichen Mission ging im Dezember abhin der hochw. P. Bonnet, aus dem Bisthum Chalons.

Trinidad. — Nach dieser englischen Kolonie reiste am 6. Januar 1867, der hochw. P. Corbet, aus dem Bisthum Straßburg, mit den HH. Sellier und Lahiff. Eben dahin im folgenden April F. Franz Regis.

Haiti. — Dahin reiste im Januar 1867 der hochw. P. Simonet, aus dem Bisthum Lyon, und am 12. November desselben Jahres der hochw. P. Maistre, aus dem Bisthum Annecy.

— Vier Missionäre aus dem Seminar der auswärtigen Missionen (von Mailand) verreisten am 9. Dezember 1867 nach dem östlichen Birmanien.

Die HH. Eugen Biffi, apostolischer Präfekt; Tankred Conti, von Bergamo; Sebastian Corbone und Rochus Tornatore, von Mondovi.

— Nach Bambay (Indien) schifften sich am 3. Januar 1868 ein: der hochw. P. Cooke, aus der Gesellschaft Jesu, der seit einigen Monaten nach Europa zurückgekommen war, und der hochw. P. Ludwig Bodoano, aus der gleichen Gesellschaft. Sie sind begleitet von fünf Schwestern vom heiligen Kreuz, deren Gesellschaft vor fünfunddreißig Jahren in Lüttich (Belgien) ihren Ursprung nahm, und die bereits drei Häuser für Erziehung und Werke der Nächstenliebe in Kurrache, Bandora und Belgaum besitzt. Diese fünf Schwestern, von denen drei von englischer Herkunft sind, begaben sich zu ihren neun Gefährtinnen, welche schon 1862 und 1864 abgereist sind.

— Am 19. Januar 1868 schifften sich in Marseille, an Bord des Möris vier Missionäre aus der Gesellschaft der auswärtigen Missionen (in Paris) ein:

Die HH. Emanuel Ferdinand Bourriau, aus dem Bisthum Bordeaux, und Isidor Macaire, aus dem Bisthum Versaille, nach Kouy-Tscheou (China); Honorius Ouvrard, aus dem Bisthum Nantes, und Hubert Lenoir, aus dem Bisthum Rheims, nach dem westlichen Su-Tschuen (China).

— Drei Missionäre aus der gleichen Gesellschaft haben sich am 19. Februar vor. Js. in Marseille eingeschifft:

Die HH. Franz Viktor Chibaudel und Paul Vigroux, aus dem Bisthum Rodez, nach dem Kollegium Pulo-Pinang Heinrich Franz Bon, aus dem Bisthum Angouleme, nach dem westlichen Su-Tschuen. Durch einen Irrthum hatten wir im Januarheft Seite 92 unterm 15. September die Abreise des Herrn Bon gemeldet. Er war für den Augenblick in Frankreich zurückgehalten, und durch einen andern Missionär, den Herrn Stephan Marais, aus dem Bisthum Angers, ersetzt worden.

— Aus dem Seminar der afrikaniſchen Miſſionen (in Lyon) verreiſte Herr Johann Thillier, Prieſter aus dem Bisthum Lyon, und ſchiffte ſich den 28. Januar d. Js. nach dem apoſtoliſchen Vikariat Dahomey ein. Er war von vier Schweſtern aus dem dritten Orden des heiligen Franziskus, aus dem Hauſe von Couzon (Bisthum Lyon) begleitet. Es ſind die Schweſtern: Bonaventura (Maria Mignot), aus dem Bisthum Chambery; St. Bruno (Maria Moyen), St. Angela, (Anna Coab); Schweſter vom Herzen Jeſu; die drei letztgenannten aus dem Bisthum Lyon. — Acht junge Eingeborne von Dahomey, welche in der Kolonie Bouffarik (Algier) eine chriſtliche Erziehung erhalten, ſind mit Herrn Thillier in ihr Vaterland abgereiſt.

Inhalt der Lieferung 203.

Seite

Rechnungs-Ablage des Ludwig-Miſſions-Vereins in Bayern für das Jahr 1867 201

Rechnungs-Ausweis des Werkes der Glaubens-Verbreitung in Lyon von 1867 209

Miſſionen Amerikas.

Vereinigte Staaten. Schreiben des hochwürdigſten Herrn Biſchofs Heinrich Junker von Alton an die Central-Direktion des Ludwig-Miſſions-Vereins in München 266

Jahresbericht des Hochw. Herrn Abtes P. Boniſaz Wimmer O. S. B. von St. Vincenz an die Centraldirektion des Ludwig-Miſſions-Vereines in München 278

Brittiſches Amerika. Bisthum St. Boniſaz . 284

Brief des hochwſt. Herrn Grandin, Biſchofs von Satala, an die Herren Mitglieder der Centralräthe der Glaubensverbreitung 297

Verſchiedenes 303

Abreiſen von Miſſionären. 314

Annalen
der
Verbreitung
des
Glaubens,
zum Vortheil der Missionen herausgegeben
durch den
Ludwig-Missions-Verein.

Nro. 204.

1868. IV.

Mit Erlaubniß geistlicher Obrigkeit.

München, 1868.
Im Verlag der Central-Direktion des Ludwig-Missionsvereins.
Papier und Druck von Fr. Pustet in Regensburg.

Der Ludwig-Missionsverein

hat für Bayern und die sich ihm anschließenden deutschen Länder den gleichen Zweck, welchem anderwärts, unter der Leitung der obersten Kätye zu Paris und Lyon „das Werk der Verbreitung des Glaubens, zu Gunsten auswärtiger Missionen auf beiden Hemisphären" sonst auch „St. Franziskus-Xaverius-Verein" genannt, gewidmet ist; nämlich: durch Gebet und Almosen die Verbreitung des katholischen Glaubens in allen Welttheilen zu unterstützen. Dürftigen katholischen Gemeinden in protestantischen Gebieten Hilfe zu leisten (welches, soweit jene zu Deutschland gehören, die besondere Bestimmung des außerhalb Bayerns bestehenden St. Bonifacius-Vereins ist) gehört daher ebenfalls zur Aufgabe des Ludwig-Missionsvereins, und wird, wie solches die jährliche Rechnungsstellung bezeugt, im Verhältniß zu seinen Kräften nicht außer Acht gelassen.

Die Gebete der Mitglieder des Ludwig-Missionsvereins bestehen in Einem Vater unser nebst Englischem Gruß und der Anrufung: „Heiliger Franziskus Xaverius bitte für uns!" welche täglich zu verrichten sind; so jedoch, daß es genügt, durch die ein für allemal gemachte Meinung „für die Verbreitung des Glaubens" diese Gebete bei der Morgen- oder Abendandacht aufzuopfern.

Das Almosen beträgt wochentlich 1 ½ kr. (6 kr. monatlich). (Personen, die wegen Armuth den wöchentlichen Beitrag nicht zu leisten vermögen, nehmen dennoch an den geistlichen Gütern des Vereines Theil, wenn sie wenigstens monatlich Etwas nach Vermögen und Gewissen beisteuern. Pius IX. Dekret vom 5. August 1851.)

Je zehn Theilnehmer, ohne Unterschied des Geschlechts, welche den ordentlichen Wochenbeitrag leisten, vereinigen sich, an Einen aus ihrer Mitte denselben regelmäßig abzugeben. Jeder Sammler wird Sorge tragen, die Zahl seiner zehn Theilnehmer, im Falle eines Abgangs, wiederum zu ergänzen und die gesammelten Beiträge an den Ortspfarrer, unter Einschreibung in die Zahlungsbogen (deren Formulare von dem Geschäftsführer zu beziehen sind), einzuhändigen. Jeder Pfarrer gibt die auf solche Weise ihm zugekommenen Almosen an das einschlägige Decanal-Amt ab und dieses befördert sie, in der Regel alle Vierteljahre, zu der betreffenden Ordinariats-Stelle, von wo aus sie an den „Cassier der Centraldirektion" zu München eingesandt werden.

Außerordentliche Schenkungen an Geld oder Cultus-Gegenständen (Paramente, Gemälde ꝛc. ꝛc.) können bei dem betreffenden Pfarramte unter persönlicher Eintragung in die hiefür bestimmte Rubrik der Zahlungsbogen, oder bei dem zuständigen Ordinariate niedergelegt, oder auch an den Geschäftsführer oder Central-Cassier (nach München) eingesandt werden.

CCIV.

Miſſionen von Aſien

Apoſtoliſches Vikariat von Japan.

Der bloße Name Japan's ruft ein Gemiſch von traurigen und freudigen Erinnerungen wach. Wer erinnert ſich bei demſelben nicht wieder an die wunderbaren Eroberungen des heiligen Franz Xaver und ſeiner Nachfolger, ſo wie an die ſpätere furchtbare Verfolgung, welche den chriſtlichen Namen in Japan vertilgen zu ſollen ſchien?

Seitdem hat ſich ein zweihundertjähriges Schweigen über dieſem Reiche gelagert, und nach den bis ins Kleinliche gehenden Vorſichtsmaßregeln zu ſchließen, welche jeden des Chriſtenthums verdächtigen Europäer von dieſen Geſtaden ferne halten ſollten, hätte man denken können, es ſei dieſes Schweigen ein Todesſchweigen. Und doch war das Leben noch nicht erloſchen. Gott ſelbſt wachte über den Reſten einer Kirche, welche ſo viele Heilige, ſo viele Martyrer hervorgebracht hatte, und ſeine Vorſehung bereitete für dieſe verjüngte Kirche eine neue Geſchichte vor. Iſt der Augenblick dazu wohl ſchon gekommen? Man darf es glauben. Denn nicht umſonſt hat Gregor XVI. vor zweiundzwanzig Jahren die Kirche von Japan dadurch, daß er ihr einen Hirten ſandte, wieder aufgerichtet; nicht umſonſt hat Pius IX.

im Jahre 1862 die sechsundzwanzig ersten Martyrer der japanesischen Christenverfolgung auf die Altäre gestellt; nicht umsonst hat er verflossenen 7. Juli in Gegenwart von fünfhundert Bischöfen zwei hundert und fünf Martyrer, als glänzende Streiter aus einem ganzen Volke von Helden auserlesen, verherrlicht. Wenn der Statthalter Christi so handelt, so thut er es, weil er ein Vorgefühl der Zukunft hat.

Der Wiederausbruch der Verfolgung, deren Kunde sich mit den letzten Festklängen der Seligsprechung der Martyrer zugleich verbreitete, statt unsere Hoffnungen niederzuschlagen, belebt dieselben vielmehr; denn dies ist eben nur die gewöhnliche Art, wie der Satan antwortet. Er sieht nämlich, daß sein Reich in Japan bedroht ist, und macht daher noch eine letzte Anstrengung, um dasselbe wieder zu befestigen.

Bevor wir indessen den gegenwärtigen Zustand des Christenthums in diesem fernen Lande schildern, und Ereignisse, über welche wir bisher ein vorsichtiges Schweigen beobachten mußten, wieder in Erinnerung bringen, wird es nicht ohne Nutzen sein, erst einen Blick auf die Vergangenheit zu werfen. Dadurch wird man die Verkettung der Thatsachen leichter auffassen, und in dieser Vergangenheit selbst den verborgenen Grund der Gegenwart entdecken.

I.

Nichts ist bewunderungswürdiger, als die Raschheit, mit welcher sich der Glaube in Japan verbreitete, und die unbezwingbare Kraft, mit welcher er dort die Seelen durchdrang. Als daher die Stunde der Prüfung, und sie zögerte nicht, gekommen war, fand dieser Glaube dort fast eben so viele Martyrer als er Jünger zählte.

Den 15. August 1549, nur sieben Jahre, nachdem Mendez Pinto die japanesischen Inseln entdeckt hatte, landete der heilige Franz Xaver mit zwei Ordensmännern und drei Neubekehrten im Hafen von Cangochima. Seine durch

Wunder beglaubigte Predigt gewann mehrere Tausend Insulaner jeden Standes für Jesus Christus, und als Xaverius zwei und ein halbes Jahr später nach Sancian ging, um dort zu sterben, hinterließ er der Gesellschaft Jesu eine blühende Mission. Im Jahre 1582 zählte man in Japan mehr als zweihundert tausend Christen und zweihundert und fünfzig Kirchen; drei Vasallenkönige empfingen die Taufe, arbeiteten an der Bekehrung ihrer Unterthanen, und sandten drei junge Leute aus ihren Familien zu Papst Gregor XIII. im März 1585.

Um dieselbe Zeit eröffnete die politische Umwälzung, welche die Macht in Taico-Sama's Händen vereinigte, die Zeit der Verfolgungen. Die Bonzen wußten diesem Fürsten den Glauben beizubringen, daß die Missionäre Spione und Werkzeuge zur Eroberung im Dienste Portugals seien. Im Jahre 1586 verbot Taico-Sama seinen Unterthanen die Ausübung der christlichen Religion, und erklärte die Patres aus der Gesellschaft Jesu in die Acht, erlaubte ihnen jedoch der Portugiesen wegen in Nangasaki bleiben zu dürfen. Hier hielten sie sich nun wirklich in großer Zahl und ganz offen auf, und während keiner von ihnen das Land verließ, verbreiteten sich andere verkleidet nach allen Seiten, und erfüllten auch fernerhin muthig ihren Beruf. Sieben und sechzig tausend Heiden, die Kinder nicht mitgerechnet, wurden durch das heilige Wasser der Taufe von ihnen wiedergeboren. Auf diese Weise behaupteten sie sich mitten unter Verfolgungen und Unfällen bis zum Jahre 1593, in welchen sich ihnen einige Söhne des heiligen Franziskus von Assisi beigesellten. Zu dieser Zeit waren hundert und vier und dreißig Jesuiten die einzigen, welche in der ganzen Ausdehnung des Reiches ihre Sorge den dreihunderttausend Eingebonen widmen mußten, welche bereits in die Geheimnisse unserer Religion eingeweiht waren, als Petrus Martinez aus der Gesellschaft Jesu in der Eigenschaft als Bischof in Japan ankam. Er war von dem Statthalter von Indien an Taico-Sama abgesandt, wurde gut aufgenommen und

konnte sogar im Reiche seine bleibende Niederlassung nehmen. (1596.)[1])

Die Verfolgung hatte nachgelassen, als die ebenso unwahre als unkluge Prahlerei eines Spaniers dieselbe wieder anfachte, indem sie das Mißtrauen und den Zorn des Taico-Sama's gegen die Missionäre und Christen hervorrief.[2]) Am 30. Dezember 1596 wurden sechs Ordensmänner des heiligen Franziskus, drei aus der Gesellschaft Jesu, und siebenzehn Laien, darunter drei Kinder unter vierzehn Jahren, zum Tode verurtheilt.[3]) Sechsundzwanzig Kreuze wurden

---

[1]) Heiligsprechungsbulle der drei japanesischen Martyrer aus der Gesellschaft Jesu (1862).

[2]) Im Juli 1596 strandete ein spanisches Schiff, das von Manilla nach Neu-Spanien (Mexiko) segelte, an der Küste des Königreichs Tosa (Insel Nippon), und wurde zu Gunsten des Kaisers confiszirt. Um nun den Japanesen durch die Macht des Königs von Spanien Furcht einzujagen, zeigte ihnen der Pilot des Schiffes auf einer Landkarte alle den Spaniern unterworfenen Länder. Als ihn nun einer der Minister Taico-Sama's fragte, wie denn sein Herr in den Besitz so vieler Länder in Afrika, Asien und Amerika habe kommen können, antwortete der Kastilianer: „Durch die Waffen und die Religion. Unsere Priester bereiten uns den Weg vor; sie bekehren die Nationen zum Christenthum, worauf es dann für uns nur mehr ein Spiel ist, dieselben unserer Herrschaft zu unterwerfen."

[3]) Die Namen dieser heiligen Martyrer sind: 1) Petrus Baptist, Martin von der Himmelfahrt, Franz Blanco, alle drei spanische Franziskanerpriester; Philipp von Jesus, spanischer Franziskanerkleriker; Franz von St. Michael, spanischer Franziskanerlaienbruder; Gonzalez Garcia, portugiesischer Franziskanerlaienbruder; 2) Cosmus Tachegia; Michael Kozaki; Paul Ibarki, Leo Caraximaro; Ludwig, Knabe von eilf Jahren; Anton, Knabe von 13 Jahren; Thomas Kozaki, Michaels Sohn, von 14 Jahren; Mathias; Bonaventura; Joachim Saccakibara; Franz von Meaco; Thomas Danki; Johann Quizuya; Gabriel von Duisko; Paul Suzuki; Franz Fahelente; Petrus Sukegiro; alle Japanesen und Mitglieder des dritten Ordens des heiligen Franziskus; 3) Paul Miki und Johann von Goto, Japanesen und Kleriker der Gesell-

auf den Hügeln um Nangasaki aufgerichtet, und am 5. Februar 1597 stiegen die Bekenner freudig diesen neuen Kalvarienberg hinan. Sobald sie von ferne her ihre Kreuze erblicken konnten, eilten sie, dieselben zu umfassen, und empfingen, während sie den Lobgesang des Zacharias sangen, den Lanzenstich, welcher ihnen den Himmel öffnete. Diese sechsundzwanzig glänzenden Opfer, die Erstlinge des in Japan geflossenen Christenblutes, von Urban VIII. (1627 und 1629) selig gesprochen, wurden am 8. Juni 1862, am Pfingstfeste durch Papst Pius IX. in feierlicher Weise in das Verzeichniß der Heiligen eingeschrieben, in Gegenwart von mehr als dreihundert Bischöfen und hunderttausend Katholiken, welche von allen Theilen der Welt herbeigekommen waren.

Der Tod der heiligen Martyrer brachte bald Früchte des Lebens hervor; die Bekehrungen mehrten sich derart, daß es im einzigen Jahre 1599 deren siebenzig tausend gab, wovon fünfundzwanzigtausend in den Staaten des christlichen Königs von Fingo.[1]) Neue Missionäre eilten herbei. Es ist dieß die Zeit, in welcher die Dominikaner nach Japan kamen (1601).

Das Blut floß zwar in mehreren Provinzen fortwährend, aber dennoch wurden die Bekehrungen von Tag zu Tag zahlreicher. Ende 1605 zählte man schon eine Million achthunderttausend Gläubige, der Gottesdienst wurde wieder

---

schaft Jesu; Jakob Kisai, Japanese und Katechet aus der Gesellschaft Jesu.

[1]) Es ist wunderbar, wie von dem Tode Taico-Sama's, der im Jahre 1598 eintrat, bis zum Jahre 1614, als alle Priester und Ordensleute aus Japan verbannt waren, die Jesuiten ihrerseits mehr als hundert und viertausend Seelen getauft haben, was man aus den Taufverzeichnissen dieser vierzehn Jahre gefunden hat. In den drei ersten Jahren der Verfolgung haben sie fünfzehntausend getauft, obschon die Härte der Foltern den Glauben seiner Bekenner zu erschüttern geeignet gewesen wäre. (Kirchengeschichte von Japan, von Abbe de T . . . (hochw. P. Crasset, aus der Gesellschaft Jesu, 2. Bd. — Paris 1689).

öffentlich abgehalten, und der Bischof Ludwig Serqueyra nahm den Besuch der Christengemeinden ganz offen vor.

Inzwischen stand man am Vorabend einer allgemeinen Verfolgung, der schrecklichsten, die jemals vorgekommen. Sie war durch den Religionshaß von Protestanten hervorgerufen, die von Holland (1609) und England (1612) gekommen waren. Das niedrige Interesse der Handelseifersucht gegen die Portugiesen und Spanier war gleichfalls den Aufhetzungen nicht fremd, welche Cubo-Sama, den Nachfolger Taico-Sama's bestimmten, im Jahre 1614 eine Verordnung zu erlassen, welche alle Missionäre verbannte, die Zerstörung der Kirchen verfügte, und allen Christen bei Todesstrafe den Abfall vom Glauben gebot. Die durch ihren Adel und ihren Einfluß angesehensten christlichen Familien wurden in den Norden von Japan verbannt, oder nach den Philippinen-Inseln gebracht; denn der Plan des Kaisers ging nicht so fast dahin, Blut zu vergießen, als vielmehr die Christen abzusondern, um sie dann einzeln zu vertilgen. In diesem Plane wurde er durch den Tod aufgehalten (1615). Aber zum Erben seines Thrones wie seines Hasses hatte er einen Sohn, Chogun-Sama, der gleich im folgenden Jahre 1616 den Verfolgungsbefehl erneuerte.

Besonders waren die Missionäre der Gegenstand der thätigsten Nachforschungen. Der spanische Franziskaner Petrus von der Himmelfahrt, und der portugiesische Jesuit Johann Baptist Maciado von Tavora wurden den 22. Mai 1617 in Ompura enthauptet. Den folgenden 1. Juni hatten Alphons Navarrete, Provinzialvikar der Dominikaner, und der Augustiner Ferdinand von St. Joseph auf Tocachima, einer Insel des Königreichs Omura, das gleiche Schicksal. Nach dem Martyrtode dieser letztgenannten wurden die Särge der Patres Petrus von der Himmelfahrt und Johann Baptist Maciado geöffnet, und die vier Leichen zusammen ins Meer geworfen. So fanden sich die vier Orden, welche in Japan das Evangelium verkündeten, im

Tode wie im Ruhme vereint, und dritthalb Jahrhunderte ſpäter weihte die Kirche dieſe letzte Einigung dadurch, daß ſie die vier Martyrer in das gleiche Heiligſprechungsdekret eintrug.

Mehr als ein Mal, es iſt ſchmerzlich dies ſagen zu müſſen, machten ſich holländiſche Proteſtanten zu Helfershelfern der Verfolger. So wurden im Jahre 1620 die Mannſchaft und die Paſſagiere eines kleinen chriſtlichen Fahrzeuges das von Manilla kam, dem König von Firando ausgeliefert. Der Kapitän und zwei Ordensmänner, der ſpaniſche Auguſtiner Petrus von Zugnica, und der flämiſche Dominikaner Ludwig Florez, wurden in Nangaſaki lebendig verbrannt, die dreizehn andern Gefangenen den 10. Auguſt 1622 enthauptet. [1])

Bei der Unmöglichkeit hier die lange Reihe der dem Glaubenshaſſe zum Opfer gefallenen Miſſionäre anführen zu können, wollen wir doch wenigſtens unter den berühmteſten derſelben den ſpaniſchen Dominikaner Franz von Moralez, den Franziskaner Petrus von Avila, den genueſiſchen Jeſuiten Karl Spinola namhaft machen, die Führer jener Heldenſchaar, deren glorreicher Tod unter dem Namen *großes Martyrthum* in der Geſchichte bekannt iſt. Darunter befanden ſich Männer, Weiber, Kinder, die Blüthe der japaneſiſchen Geſellſchaft, nebſt achtzehn Dominikanern, Franziskanern und Jeſuiten, im Ganzen zweiundfünfzig Opfer, von denen zweiundzwanzig verbrannt, dreißig dem Schwerte des Henkers überliefert wurden. Die Hinrichtung fand am 2. September 1622 ſtatt, vor ſechzigtauſend Zuſchauern, auf einem Hügel, der nur fünfhundert Schritte von demjenigen entfernt iſt, auf welchem am 5. Februar 1597 die ſechsundzwanzig Martyrer gekreuzigt worden waren. [2])

---

[1]) Dieſe fünfzehn Martyrer ſind den 7. Juli 1867 heilig geſprochen worden.

[2]) Dieſe zweiundfünfzig Martyrer ſind den 7. Juli 1867 heilig geſprochen worden.

Im Jahre 1627 nimmt die Verfolgung einen noch allgemeinern und grausamern Charakter an; man schaudert bei der Erzählung von den teuflischen Grausamkeiten, welche an den Bekennern des Glaubens verübt wurden, denn sie übersteigen Alles, was die Einbildungskraft sich nur vorstellen kann. Das Feuer der Scheiterhaufen genügt nicht mehr, und bisher unbekannte Martern bilden jetzt ein Vorspiel zu dieser letzten Qual. Die Zahl der Martyrer wird unberechenbar. Und in dieser Zeit voll Blut und Schlächtereien nehmen die Jahre 1633 und 1637 noch einen eigenen Platz ein. Kein Mittel zur Vertilgung des Christenthums wurde unversucht gelassen: „nicht das Wasser, nicht das Feuer, nicht das Lebendigbegraben, nicht die Pfriemen, nicht tausend andere Foltern, an welche selbst ein Nero und Diokletian nicht gedacht hatten. Jeder Tag, jeder Augenblick hatte seine Marter, wie auch seinen Triumph. Die Kraft der göttlichen Gnade spottete der Wuth der Henker, und oft ließen diese voll Staunen ab und schlugen diese unbezwinglichen Helden der Religion Jesu nur ungern. — Trotz der Hartnäckigkeit der Verfolger schritt indessen das Werk der Vernichtung nur langsam vor, denn man kann einer ganz christlichen Nation ihre schon christlich gewordene Seele nicht mit einem Male entreißen. Das Christenthum hatte in Japan tiefe Wurzeln geschlagen, und noch im Jahre 1638 waren die Christen zahlreich. Sieben und dreißigtausend derselben, welche auf das Aeußerste gebracht waren, griffen im Königreich Arima zu den Waffen, aber das kaiserliche Heer, unterstützt durch die Artillerie eines holländischen Schiffes, schlug sie und richtete ein schreckliches Blutbad unter ihnen an.“ [1])

Ein letztes Ereigniß schloß endlich im Jahre 1640 das blutige Schauspiel, von dem wir kaum einige Züge ange-

---

[1]) Dominikaner-Missionen im fernsten Osten, von P. Andreas Maria, aus dem Orden der Predigermönche. Bd. 2. S. 349.

deutet haben. In diesem Jahre kamen vier portugiesische Gesandte von Makao mit einem Gefolge von vierundsiebenzig Personen in Nangasaki an. Auf ihre Weigerung, vom Glauben abzufallen, wurden sie und ihr Gefolge gefangen genommen und dem Tode überliefert. Eine Ausnahme davon machten nur dreizehn Matrosen, welche nach Makao zurückgeschickt wurden, mit der Warnung: „So lange die Sonne die Erde erwärme, möge nie mehr ein Christ so verwegen sein, nach Japan zu kommen, und, mögen alle es wissen, wenn es der König von Spanien in Person, oder der Gott der Christen, der große Schaka selbst wäre,[1]) der dieses Verbot überträte, so müßte er es mit seinem Kopfe bezahlen."

II.

Nach dieser unsinnigen und gotteslästerlichen Herausforderung, welche die Regierung von Jeddo den Menschen und Gott in's Angesicht geschleudert, verbot sie den Europäern und Missionären jeder Nation den Eingang in das Reich.[2]) Sie wollte dem Christenthum die Rückkehr auf diesen Boden, wo sie dasselbe vertilgt wähnte, für immer unmöglich machen. Und doch, konnte sie denn wohl die Gött-

---

[1]) Einer der Hauptgötter Japan's.

[2]) Von dieser Aechtung waren die Holländer ausgenommen. Sie hatten die Erlaubniß auf der Insel Desima, vor dem Hafen von Nangasaki, eine Handelsniederlassung zu halten, freilich unter den erniedrigendsten Bedingungen. Der protestantische Geschichtsschreiber Kämpfer selbst sagt: „Sie haben sich unzählige Rohheiten von Seite einer fremden heidnischen Nation gefallen lassen, so die Feier des Gottesdienstes an Sonn- und Feiertagen auszusetzen, sich in der Oeffentlichkeit von Gebeten und dem Psalmengesang zu enthalten, das Kreuzzeichen, den Namen Jesu, und im Allgemeinen alle äußern Zeichen des Christenthums vor den Landeseingebornen zu unterlassen, endlich geduldig und schmählich das ungerechte Vorgehen dieser stolzen Ungläubigen hinzunehmen, was Alles eine edle Seele empören muß." (Natur-politische und Kirchengeschichte des japanesischen Reiches, von Kämpfer, IV. Buch, Kap. 6.)

lichkeit einer Lehre verkennen, welche Anfangs durch die Wunder ihres ersten Apostels bekräftigt, in weniger als einem halben Jahrhundert zu ihrer Vertheidigung vielleicht eine Million von Martyrern erweckt hatte, welche unter Triumphgesängen in den Tod eilten? Diese Martyrer, aus allen Klassen der Gesellschaft, vom Fürsten bis zum Mann aus dem gemeinen Volke, waren die wahren Vertreter der japanesischen Nation. Nicht diese, sondern der Haß der Bonzen, die Sinnlichkeit der Kaiser und ihre argwöhnische Politik hatten das Evangelium geächtet, und daher ist denn auch Japan dem Fluche nicht verfallen, der sonst gewöhnlich die vom Glauben abgefallenen Völker trifft. Durch ein über zwei Jahrhunderte fortdauerndes Wunder hat Gott sich dort Anbeter vorbehalten, welche sich bis zu dem Tage fortgepflanzt haben, an welchem die katholischen Priester durch eine Fügung der Vorsehung wieder an diese ungastlichen Gestade geführt wurden, und die unterbrochenen Arbeiten des Apostolates wieder aufnehmen konnten. Vielleicht wird auch noch der Tag kommen, wo sich die Geschichte dieser immer geächteten und immer lebenden Kirche entschleiern wird. Für jetzt liegt uns nur ob, das unvollständige Andenken an die Versuche hier einzutragen, welche europäische Missionäre seit 1640 bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts zu dem Ende gemacht haben, um in Japan einzudringen.

Schon 1642 reisten fünf Patres aus der Gesellschaft Jesu von Makao ab, nämlich: der Generalvisitator von Japan und China, Anton Rubin, ein Piemontese, Albert Mecinski, ein Pole; Anton Capesche, ein Neapolitaner; Jakob Moralez, ein Spanier; und Franz Marquez, ein in Nangasaki geborner Portugiese. Sie waren am 12. August heimlich auf einer kleinen Insel des Königreichs gelandet, hielten sich aber nicht lange dort auf, denn sie wurden gefangen, nach Nangasaki geführt, und erlitten nach siebenmonatlicher Gefangenschaft und Qual im März 1643 den Tod. Drei junge Christen, ein Portugiese und zwei Japanesen, theilten

ihr Leiden und ihren Triumph, und ihre Leiber wurden verbrannt, die Asche ins Meer geworfen.

Fünf andere Ordensmänner der gleichen Gesellschaft kamen, um an die Stelle ihrer Mitbrüder zu treten. Aber wie diese, wurden auch sie sogleich bei ihrer Ankunft in Japan gefangen genommen, und starben unter den gleichen Martern. Eine dieser Foltern bestand darin, ihnen mit einem gezahnten Stocke die Glieder abzusägen. Bei diesem grausamen Vorgange, erzählt Pater Alexander von Rhodus, ist auch der Arzt anwesend, aber nicht um diese armen Opfer zu heilen, sondern um sie nur langsamer sterben zu lassen; er gibt ein Zeichen, nicht weiter zu gehen, wenn er glaubt, daß, wenn man auch nur noch ein wenig fortführe, das Opfer nicht mehr länger leben könnte. Dann wird mit der grausamen Qual innegehalten, damit dieselbe noch barbarischer werde; man läßt nämlich ab, um neuerdings foltern, und um die Wunde, wenn sie ein wenig geheilt ist, wieder auffrischen zu können.[1])

Im Jahre 1647 gingen fünf Dominikaner von Manilla nach Japan. Ihr Unternehmen scheiterte allerdings; doch wer kann sagen, ob es seit dieser Zeit nicht einzelnen Ordensmännern aus der Provinz der Philippinen geglückt sei, in dieses vom Blute ihrer Vorgänger getränkte Land einzudringen?[2])

Man darf als sicher annehmen, daß auch noch andere Versuche, in Japan einzudringen, gemacht wurden, und daß, wenn das Blut der Martyrer dadurch von Neuem geflossen, dasselbe doch nicht umsonst geflossen ist; es erhielt das christliche Leben unter den Japanesen. Im Jahre 1666 wurde

---

[1]) Geschichte des Lebens und Todes von fünf Patres aus der Gesellschaft Jesu, welche mit drei Laien im Jahre 1643 in Japan gelitten haben, von P. Alexander Rhodus, aus der Gesellschaft Jesu; S. 216—217. — Paris, 1653.

[2]) Dominikaner-Mission u. s. w. Bd. 2, S. 350.

in allen Städten und Dörfern eine Unterſuchungs-Commiſſion eingeſetzt, welche ſich über den Glauben jeder Familie erkundigen mußte. Auch wurde die Verordnung erlaſſen, daß die Einwohner jeden Hauſes jährlich ein Mal die Bildniſſe Chriſti und der heiligen Jungfrau mit Füßen treten ſollen. Zu gleicher Zeit wurde allen Japaneſen unter Todesſtrafe verboten, das Land zu verlaſſen, und um auch fremden Chriſten den Eintritt zu verwehren, wurden auf den Landungsplätzen aller Häfen Kreuze hingelegt, ſo daß Niemand in Japan eindringen konnte, ohne das Zeichen des Heiles mit Füßen zu treten, das heißt, öffentlich vom Glauben abzufallen.

Im Oktober 1709 ließ ſich ein ſizilianiſcher Prieſter, Namens Sidotti, durch ein Schiff von Manilla an der japaniſchen Küſte ans Land ſetzen. Aber gleich nach ſeiner Landung wurde er ergriffen, nach Nangaſaki und darauf nach Jeddo geführt, wo er mehrere Jahre in Gefangenſchaft blieb. Er taufte mehrere Japaneſen, welche ihn aufgeſucht hatten. Als aber die Regierung hievon Kunde erhalten hatte, ließ ſie alle Neubekehrten tödten, und der Miſſionär wurde in ein vier bis fünf Fuß tiefes Loch eingemauert, wo man ihm durch eine kleine Oeffnung Nahrung reichte, bis er in dieſem verpeſteten Aufenthalt zu Grunde ging.

Hatte dieſer Miſſionär wohl Nachfolger? Man weiß es nicht. Indeſſen erſchienen gegen Ende des 18. Jahrhunderts in Cochinchina Männer, welche ſich unter dem Siegel des tiefſten Schweigens als Miſſionäre von Japan ausgaben. Einer von ihnen wendete ſich ſogar an den hochwſt. Herrn Pigneau von Behaine, Biſchof von Adran, der von 1771—1799 apoſtoliſcher Vikar von Cochinchina war.

Der hochwſt. Herr Bruguiere, apoſtoliſcher Vikar von Korea, welcher dieſen Zug berichtet, erzählt dann noch Folgendes: „Im Jahre 1831 ſtrandete ein japaneſiſches Schiff an der Küſte von Luçon; ein Theil der Bemannung rettete ſich ans Land. Die Schiffbrüchigen waren ihrer zwanzig-

Man bemerkte, daß sie Medaillen bei sich trugen, denen sie, wie man sagte, eine abergläubische Verehrung erwiesen. Man fragte sie, was dieselben denn vorstellen; aber Alles, was man von ihnen herausbringen konnte, bestand darin, daß sie diese Gegenstände ihrer Verehrung von ihren Vorfahren hätten. Uebrigens überzeugte man sich, daß sie gar keine Kenntniß von der christlichen Religion besaßen, und man ertheilte ihnen daher Unterricht in derselben. Drei ausgenommen, begehrten die Andern alle die Taufe. Sie versicherten, daß das Volk sich noch an die Religion der Europäer erinnere, ein merkliches Mißfallen an deren Aechtung habe, und wünsche, daß dieselbe von Neuem verkündet werde, daß aber der Kaiser und die Beamten sich dem widersetzen.“ [1])

Dieses Zeugniß beweist, daß, wenn es in Japan auch keine Missionäre mehr gab, doch die Erinnerung an sie dort noch fortlebte. Und was nun die Christen betrifft, hatten sich diese wohl, selbst nach dem Abgange der Missionäre, dort immer erhalten? Herr Faivre, ein französischer Lazarist, schrieb hierüber unterm 28. Februar 1838 von Makao Folgendes:

„Alles scheint darauf hinzudeuten, daß Gott sich in Japan insgeheim zahlreiche Anbeter vorbehalten habe, und daß er ihnen vielleicht bald zu ihrer Unterstützung und Vermehrung Hirten senden werde. Korea ist nur einige zehn Stunden von diesem mächtigen Reiche entfernt, und die chinesischen Fahrzeuge, welche mit ihm Handel treiben, werden ihm einst die frohe Botschaft des Heiles bringen können.“ [2])

Zu gleicher Zeit schrieb der hochwst. Herr Imbert, apostolischer Vikar von Korea, am 24. November 1838: „Oft werfe ich Blicke voll Sehnsucht, ich möchte fast sagen, voll

---

[1]) Annalen, Jahrgang 1836—37.

[2]) Annalen, Jahrgang 1840.

Hoffnung nach dem Gestade Japans hinüber. Die Koreaner und Japanesen haben immer noch gegenseitige Verbindungen. Außer dem, daß die Japanesen in Korea immer eine Besatzung unterhalten, haben sie auch noch eine in der Nähe dieses Königreichs gelegene Insel besetzt. Wie glücklich wäre ich doch, wenn diese ganz nur politischen Verbindungen endlich einen religiösen Charakter annehmen, und wenn die Japanesen, welche nach Korea kommen, um Schätze zu suchen, hier jenen Glauben, den ihre Vorfahren geächtet haben, wieder finden würden! Ich habe bereits einige Anstalten gemacht, um ihnen dieses Glück zu bereiten. Herr Chastan mußte auf meinen Rath hin schon einen gewandten und klugen Katecheten zu den auf der Südspitze von Korea weilenden Japanesen schicken. Dieser sucht nun bei ihnen Eingang zu gewinnen, ihre Seelen zur Aufnahme des Glaubens vorzubereiten, endlich sich bei ihnen zu erkundigen, ob in ihrem Vaterlande nicht noch irgend eine Spur der ehemaligen Kirche von Japan vorhanden sei." [1])

III.

Eine der letzten Handlungen des Pontifikats Gregor XVI. bestand darin, daß er im Jahre 1846 Japan und den Archipel der Lieu-Kieu-Insel zu einem apostolischen Vikariat erhob. Mit dieser neuen Mission wurde Herr August Forcade, Mitglied der auswärtigen Missionen, beauftragt, der sich schon seit zwei Jahren als vorgeschobene Schildwache auf den Lieu-Kieu-Inseln niedergelassen hatte.

Welches war nun in diesem Augenblicke der religiöse Zustand von Japan? Auf diese Frage antwortete der apostolische Vikar unterm 25. Januar 1847 von Makao aus, Folgendes:

---

[1]) Annalen, Jahrgang 1841. — Der heilige Bischof sollte den Erfolg seines Eifers und die Erfüllung seiner Wünsche nicht mehr sehen. Er wurde den 21. September 1839 gemartert.

„Japan ist immer noch verschlossen, unzugänglich; immer noch erheben sich seine Könige und seine Fürsten, vereinigen sich gegen den Herrn und seinen Gesalbten; die Gegenwart unterscheidet sich in diesem Punkte von der Vergangenheit in nichts, und wenn ein Missionär dort einzudringen versuchte, würde er ohne Zweifel sogleich entdeckt und alsbald getödtet werden. Die Sache also nur vom menschlichen Gesichtspunkte aus betrachtet, erscheint unser Werk demnach als unmöglich.. Und dennoch war es doch wohl Christus selbst, der uns am Tage, an welchem der Papst gegen alles Erwarten die Wiederherstellung der Mission von Japan anordnete, durch den Mund seines Stellvertreters zurief: „Der da kommen soll, wird kommen und nicht mehr zögern.“ [1])

Inzwischen mußten sich die Missionäre vor der Hand auf der großen Insel Lieu-Kieu niederlassen, welche vor den Thoren Japan's gelegen ist und eine durch Ursprung, Sitten und Sprache japanesische Bevölkerung hat. „Diese Insel, fügte der hochwst. Herr Forcade hinzu, ist für uns eine Art Vorposten.“

Mehrere Jahre vergingen noch, ehe die Missionäre nach Japan gelangen konnten. Der hochwst. Herr Forcade hatte im Jahre 1850 den Trost, den Japanesen, welcher sein Sprachlehrer gewesen, bekehren und taufen zu können. Zwei Jahre darauf nöthigte ihn seine zerrüttete Gesundheit nach Frankreich zurückzukehren, und die Obsorge für die Mission ging auf den Generalprokurator der Gesellschaft der auswärtigen Missionen in Hong-Kong, Herrn Libois, über.

Im Laufe des Jahres 1853 wurden neue Maßregeln getroffen. Herr Collin, Missionär in der Mandschurei, wurde zum apostolischen Präfekten von Japan ernannt. Eben schickte dieser sich an, dem Rufe des heiligen Vaters zu folgen, als ihn am 23. Mai 1854 der Tod in den Armen des hochwst.

---

[1]) Hebr. X., 37.

Herrn Verolles fast plötzlich hinwegraffte. Der provisorische Obere der Mission, Herr Libois, sandte nun die Herren Girard, Mermet und Furet nach Lieu-Kieu. Eine erste Reise des Herrn Furet an die Küsten von Japan war ohne Erfolg. Im Mai des folgenden Jahres (1856) unternahmen der nämliche Missionär und Herr Mounicon, beide als Dollmetscher zweier französischen Fregatten, eine zweite Reise in den Norden des Archipels. In Hakodadi (auf der Insel Jesso) machten sie einige Ausflüge landeinwärts, aber die Polizei folgte ihnen überall, um zu verhindern, daß die Eingebornen mit ihnen in Berührung treten. Doch diese Ueberwachung wurde durch die Polizeisoldaten selbst vereitelt, welche auf den Augenblick lauerten, wo sie von ihren Befehlshabern nicht beobachtet wurden, um dann mit den Fremden, welche ihre Sprache verstanden und redeten, einige Worte zu wechseln. Das Volk im Allgemeinen schien günstig gesinnt, aber von Furcht beherrscht. Dieselben Gesinnungen fand Herr Furet auch an einer der südlichen Inseln. Zu ihrem Leidwesen mußten die beiden Missionäre wieder nach Nafa (auf Lieu-Kieu) zurückkehren, um dort unter Gebet, Studium und Ergebung eine günstigere Stunde abzuwarten.

Diese Stunde nahte heran. Japan glaubte nur dem Zuge eines Handelsinteresses nachzugeben, folgte aber in Wirklichkeit den Absichten der Vorsehung, als es aus seiner stolzen Abgeschlossenheit heraustrat. Seit dem Jahre 1854, in welchem den Holländern einige Zugeständnisse gemacht worden waren, war die Regierung von Jeddo nach und nach mit den Vereinigten Staaten, mit England und Rußland in Handelsbeziehungen getreten. Im Jahre 1858 kam die Reihe auch an Frankreich. Die Gesandtschaft, welche den ersten Vertrag von Tien-Tsing abschließen sollte, kam den 26. September in Jeddo an. Einer der Missionäre von Lieu-Kieu, Herr Marmet, diente dem bevollmächtigten Minister, Herrn Baron Gros als Dollmetscher. Den folgenden 9. Oktober wurde ein Vertrag unterzeichnet, welcher dem französischen Handel die drei Häfen Jokohama, Nangasaki

und Hakodadi eröffnete, und den hier niedergelassenen Fremden Religionsfreiheit bewilligte. [1]) Das war indessen noch nicht die volle Freiheit, da der Priester sein Amt nur bei den Fremden ausüben konnte, aber diese halbe Duldung galt doch als ein Schritt zu einem bessern Zustande. Der neulich zum apostolischen Vikar von Japan ernannte Herr Girard schrieb am 28. November 1858 von Hong-Kong an die Centralräthe der Glaubensverbreitung: „So sind denn endlich nach zehn Jahren des Harrens und peinlicher Ungewißheit über das Schicksal einer uns immer so theuren Mission, die Thore derselben geöffnet, ein Ereigniß, bei dem man das unmittelbare Eingreifen Gottes nicht verkennen kann. Der Vertrag gibt dem bevollmächtigten Minister das Recht, in dem ganzen Reiche herumzureisen. Wir hoffen, daß einer von uns denselben begleiten und die Reste der frühern Christengemeinden, welche in Japan noch vorhanden sein sollen, aufsuchen könne. Einer der europäischen Bevollmächtigten hat nach der Aussage der japanesischen Dollmetscher dem H. Libois berichtet, daß es hier noch Christen gebe, welche in den Bergen versteckt leben; mehrere dieser Christen seien neulich sogar ihres Glaubens wegen getödtet worden."

---

[1]) Nangasaki liegt auf der Insel Kiu-Siu, der südlichsten der vier großen Inseln von Japan; Hakodadi auf der nordöstlichen, der Insel Jesso; Jokohama auf der großen Insel Nippon. Diese drei und mehrere andere Städte, wie Simoda, Osaka, wurden von dem Besitzthum der Fürsten getrennt, und werden jetzt unter dem Namen kaiserlicher Städte unmittelbar von dem Hofe von Jeddo, welcher Statthalter in denselben unterhält, verwaltet. — Man weiß, daß Jeddo die politische Hauptstadt von Japan und der Sitz des Taikun ist. Diese Taikuns waren anfänglich nur die Stellvertreter, die Palastkommandanten des Mikado, welcher der eigentliche Beherrscher des Archipels ist. Aber nach und nach bemächtigten sie sich der politischen und militärischen Gewalt, ließen dem Mikado nur noch das Recht der Verleihung von Ehrentiteln und umgaben denselben in Miako, der alten Hauptstadt des Reiches, mit einem glänzenden Hofstaate.

Die jüngste Verfolgung, von welcher Herr Girard hier spricht, war im Jahre 1856 in der Umgebung von Nangasaki ausgebrochen. Ein Christ, der in dem Dorfe, welches der Schauplatz dieser Verfolgung war, wohnte, hat seither den Missionären folgende nähere Aufschlüsse gegeben: „Es wurden wenigstens 80 Christen ergriffen. Ihre Verwandten und Freunde begaben sich in Masse zum Statthalter von Nangasaki in der Voraussetzung, daß die Gefangenen ihnen zurückgegeben würden. In der That ließ man eine große Zahl derselben los, behielt aber etwa dreißig zurück. Was geschah nun im Gefängniß? Zehn von ihnen starben, die andern, welche ein oder zwei Jahre darauf freigelassen wurden, sind fast sämmtlich in Folge der schlimmen Behandlung, welche sie zu erdulden gehabt, im Schooße ihrer Familien gestorben. Sie hatten der Reihe nach Hunger, Durst, Ruthenstreiche, Verrenkung der Glieder zu erleiden; die Nägel waren ihnen ausgerissen worden; und endlich hatte man sie durch das Gewicht ungeheurer Steine halb erdrückt. Die Körper derjenigen, welche im Gefängniß unterlegen waren, wurden an den für das Begräbniß der Verbrecher bestimmten Platz geworfen; aber die Christen holten dieselben während der Nacht, um ihnen die letzte Ehre zu erweisen."

Der Vertrag von 1858 eröffnete für die Kirche von Japan eine neue Epoche. Die Missionäre schickten sich sogleich zum Handeln an. Herr Girard begleitete den Generalkonsul von Frankreich, Herr Duchene von Bellecourt nach Jeddo, und wurde durch ihn den Ortsbehörden in der Eigenschaft als Dollmetscher und katholischer Priester vorgestellt. [1]) Seine doppelten Amtsgeschäfte als Dollmetscher des Konsulates und Vorsteher der Mission riefen ihn abwechselnd bald nach Jeddo und dann wieder nach Jokohama, welch

---

[1]) Zu der nämlichen Zeit ließ sich H. Mermet in Hokodadi nieder, wo er eine gute Aufnahme fand.

letzteres eine kleine, nur einige Stunden von der Hauptstadt entfernte Stadt ist. In Jokohama hatte er einen seiner Mitbrüder, Herr Mounieou, bei sich. Die zwei Missionäre errichteten eine Kapelle, welche sie am 12. Januar 1861 unter zahlreicher Theilnahme der hier niedergelassenen Angehörigen aller Länder und Glaubensbekenntnisse feierlich einweihten.

Das war seit mehr als zweihundert Jahren die erste katholische Kirche, welche in Japan eröffnet worden war; daher war sie denn auch das Ziel der Besuche von Seite der Japanesen, und zwar nicht blos von denen in Jokohama, Kanagawa, Jeddo und dessen Umgegend, sondern von solchen aus den entferntesten Provinzen. „Diesen Besuchen, schreibt Herr Girard, liegt als erste Ursache allerdings nur die Neugierde zu Grunde, indeß bieten sie uns doch Anlaß, Christus und sein Evangelium einer Menge von Leuten, die uns mit dem größten Interesse zuhören, zu verkünden. Es ist jetzt schon ein Monat her, daß die Kirche von Morgen bis am Abend nie leer wird, und daß wir täglich mittelst der Gemälde, welche sie zieren, Hunderten von Personen den kurzen Inbegriff unserer Religion auseinandersetzen. Man sagte uns, daß unsere Kirche auf die Japanesen gleich von Anfang einen solchen Eindruck gemacht habe, daß in der Hauptstadt eine Zeichnung von derselben in vielen Exemplaren verbreitet worden sei."

Die Regierung wurde ob diesem Zusammenlauf unruhig, und verbot den Japanesen den Besuch der Kapelle strenge. „Die Polizei heftet beständig das Auge auf uns, schrieb Herr Mounicou am 6. Dezember 1861, sie spürt allen unsern Schritten nach; unsere Bedienten werden uns schon nach einigen Monaten wieder weggenommen, und aus sicherer Quelle wissen wir, daß zwei Personen in die Gefängnisse von Jeddo geworfen wurden, weil sie uns ohne besondere Erlaubniß ihrer Obern zwei Bücher verkauft hatten."

Zu dieser Zeit sah man in Jeddo und dessen Umgebungen noch steinerne Säulen, auf denen die Verfolgungs-

edikte angeheftet waren; auch das Kreuz war darauf abgebildet, und unter demſelben ſtand das Todesurtheil gegen jeden, der dieſem Zeichen die geringſte Verehrung erweiſen würde.

Die japaneſiſche Geſandtſchaft, welche im Jahre 1862 die vorzüglichſten Länder von Europa bereiſte, weckte anfangs die Hoffnung, daß Japan den katholiſchen Miſſionären und der chriſtlichen Geſittung freien Zutritt geſtatten werde. Aber dieſe Hoffnung währte nur kurze Zeit. Kühn gemacht durch die Zugeſtändniſſe, welche die europäiſchen Höfe dieſen Geſandten gewährt hatte, ſchien die Regierung von Jeddo an ihrer Politik der Ausſchließung nur um ſo mehr feſthalten zu wollen. „Man möchte ſagen, bemerkte ein Miſſionär, daß es ſie gereue, Verträge abgeſchloſſen zu haben, und daß ſie die Fremden wieder heimſchicken oder doch wenigſtens in den dem Handel geöffneten Häfen in die Lage bringen wolle, in welcher ſich einſt die Holländer auf der Inſel Deſima befunden hatten. Um dieſen Zweck zu erreichen, verlangt ſie von den Stellvertretern der auswärtigen Nationen ein Zugeſtändniß nach dem andern, und die oft zu weit gehende Bereitwilligkeit dieſer letztern macht ſie von Tag zu Tag anſpruchvoller.“ — „Würden Sie wohl glauben, berichtete ein anderer Miſſionär, daß der Statthalter von Jokohama unſern Konſul, Herrn Dury, erſucht hat, die drei Chineſiſchen Schriftzeichen, welche auf der Vorderſeite unſerer Kapelle ſtehen, wegſchaffen zu laſſen, und das unter dem Vorwande, daß die Europäer, für die ſie gebaut worden, das Chineſiſche nicht leſen könnten? Unſer Wirken wäre durchaus kein unfruchtbares, würde nicht ein eiſerner Arm den lebhaften Zug der Menge zur Wahrheit hin zurückhalten. Dieſe Menge hat einen um ſo brennenderen Durſt nach derſelben, als die tauſend hier im Schwunge gehenden Sekten ſie in einer unbeſchreiblichen Ungewißheit in Bezug auf ſolche religiöſe Fragen belaſſen, deren Löſung für den Menſchen von der höchſten Wichtigkeit iſt. In dieſer Fluth von Irrthümern, welche ſie mitfortreißt, ergreifen die

Japaneſen begierig den Rettungsarm, den ſie ſchon theilweiſe ſehen. Man gebe ihnen nur die Freiheit, und die Bekehruugen werden nach Tauſenden zählen."

— Die Japaneſen wünſchen, wie ſeinerſeits Herr Girard ſchrieb, ſehnſüchtig den Tag herbei, wo die Regierung, von unſerm Zweck und den Wohlthaten, die wir mit uns bringen, beſſer unterrichtet, ihre Unterthanen nicht mehr durch fürchterliche Drohungen von uns ferne zu halten ſuchen wird. Wenn, ſagen ſie, die gegenwärtigen Hinderniſſe geebnet, und die Beziehungen zwiſchen unſerm Lande und den auswärtigen Regierungen auf feſtern Grundlagen ruhen werden, dann werden wir darum bitten, daß von Frankreich her viele dieſer Lehrer kommen, deren Unterricht wir ſchon genoſſen haben; wir alle wollen den Gott anbeten, den ſie anbeten und auf die Weiſe, welche ſie uns lehren werden.

Trotz des Verbotes, die Kirche von Jokohama nicht mehr zu beſuchen, kamen doch fortwährend viele Japaneſen dahin.

Nichts berechtigte noch zur Hoffnung auf vollſtändige religiöſe Duldung; aber voll Vertrauen auf Denjenigen, welcher der Herr der Geſchicke iſt, bereiteten die Miſſionäre die Wege für die Ereigniſſe einer ſo erſehnten Zukunft vor. Das Bethaus in Nangaſaki reichte nicht mehr aus, und ſie dachten darauf, dasſelbe durch eine Kirche zu erſetzen. Dank einer Gabe der franzöſiſchen Kaiſerin, und einer unter den fremden Niedergelaſſenen veranſtalteten Sammlung, konnten die Arbeiten für dieſelbe ſchon 1863 begonnen werden. Eine reichliche Gabe des Admirals Jaures, und die Honorare eines franzöſiſchen Kurſes im japaneſiſchen Kollegium halfen den HH. Furet und Petitjean alle dieſe Ausgaben beſtreiten, und in nicht völlig zwei Jahren war die Kirche des heiligen Johannes Baptiſt und ſeiner Gefährten vollendet. Wir haben ſchon anderw Orts die beſondern Umſtände, welche ſich auf die Vollendung und die Einweihung der

neuen Kirche beziehen, angeführt. [1]) Die Kirche erregt, wie Herr Petitjean schreibt, die allgemeine Bewunderung. Die drei vergoldeten Kreuze auf ihren drei Glockenthürmen strahlen im Angesichte von Nangasaki. Kinder und Greise, Männer und Weiber, Soldaten und Leute aus dem Volke machen sich ein Fest daraus, das, was sie die französische Kirche heißen, zu besuchen. Die Kinder in der Stadt zeichnen dieselbe mit Kohle auf die Mauern und das Plaster der öffentlichen Straße, die Greise erzählen sich wieder die Geschichte der Vergangenheit in Bezug auf die Christen und ihre Kirchen. Erst jüngst erhielt ich Aufschluß über die Stelle, wo einst die zwei Kirchen von Nangasaki gestanden. Auf einer Wallfahrt, die Herr Laueaigne und ich vor einigen Wochen auf den heiligen Berg machten, erfuhren wir von einem Heiden, daß die Pagode, bei der wir eben vorbeikamen, ehedem ein christlicher Tempel gewesen war.

Die neue Kirche von Nangasaki zog eine außerordentliche Menge von Besuchern an. Indessen waren die Missionäre weit entfernt zu glauben, daß dieselbe das Mittel sein würde, dessen sich die Vorsehung bedienen wollte, um die Entdeckung der japanesischen Christengemeinden herbeizuführen. Diese wichtige Thatsache verdient eine etwas einläßlichere Auseinandersetzung.

Die ersten Christen, welche sich als solche zu erkennen gaben, gehörten einem in der Nähe der Stadt gelegenen und von dreihundert Gläubigen bewohnten Dorfe an. Es war Freitag, der 17. März 1865. Lassen wir hier einen der Missionäre, Herr Petitjean, sprechen.

Gegen halb ein Uhr standen etwa fünfzehn Personen an der Kirchenthür. Geführt ohne Zweifel durch meinen guten Engel, gehe ich zu ihnen und öffne ihnen die Thüre. Ich hatte kaum Zeit gehabt, ein Vater unser zu beten, als drei Frauen von fünfzig bis sechzig Jahren neben mir nie-

---

[1]) Annalen, Jahrgang 1865.

derknieten, und die Hand auf der Brust und mit leiser Stimme zu mir sagten:

„ — Unser aller Herz, die wir hier sind, unterscheidet sich von dem deinigen gar nicht.

„ — Wirklich! Aber woher seid ihr denn?“

Sie nennen mir ihr Dorf und fügen bei:

„ — Bei uns gleicht uns fast Jedermann.“

„Dank dir, Gott, für all die Freude, von welcher meine Seele damals überströmte. Welche Entschädigung für fünf Jahre unfruchtbaren Wirkens! Kaum haben sich unsere theuren Japanesen mir zu erkennen gegeben, so zeigen sie auch schon ein Zutrauen, das von den Schlichen ihrer heidnischen Brüder seltsam absticht. Ich muß ihnen auf alle ihre Fragen antworten, ihnen sprechen von O Deus Sama, o Yaso Sama, Santa Maria Sama, Namen, durch welche sie Gott, unsern Herrn Jesus Christus, die heilige Jungfrau bezeichnen! [1]) Der Anblick der Statue von unserer lieben Frau mit dem Jesuskinde erinnert sie an das Weihnachtsfest, das sie, wie sie mir sagten, im eilften Monat gefeiert haben. Sie fragen mich, ob wir nicht im siebenzehnten Tag der Trauerzeit (Fasten) seien. St. Joseph ist ihnen gleichfalls nicht unbekannt, sie nennen ihn den Adoptivvater unsers Herrn: O Yaso Samano yo fuu. Mitten unter den von allen Seiten sich kreuzenden Fragen vernimmt man auf einmal Fußtritte. Sogleich gehen alle auseinander. Sobald sie aber die neuen Ankömmlinge erkannt haben, eilten alle über ihren Schrecken lachend wieder herbei.

„ — Das sind ja Leute aus unserm Dorfe; sie haben dasselbe Herz wie wir.“

Indessen mußte man sich trennen, um nicht den Verdacht der Beamten, deren Herbeikommen ich fürchtete, zu erregen.

---

[1]) Im Japanesischen bedeutet das Wort Sama König, Herrscher.

Am hohen Donnerstag und Charfreitag, 13. und 14. April, besuchen fünfzehn hundert Personen die Kirche von Nangasaki; die Wohnung der Missionäre ist wie belagert; Christen benutzen den Anlaß, um insgeheim vor den Bildnissen des Gekreuzigten und der heiligen Jungfrau ihrer Andacht zu pflegen. In den ersten Maitagen erfahren die Missionäre, daß in der Nachbarschaft von Nangasaki zwei tausend fünf hundert Christen zerstreut leben Am 10. kommen die Christen in so großer Zahl herbei, daß man einen Theil des Tages hindurch die Kirche schließen mußte, um die Gläubigen der Gefahr zu entziehen, von den Häschern erkannt zu werden.

„Den 15. Mai, schreibt Herr Petitjean, kommen Abgeordnete von einer nicht weit von hier entfernten Insel an. Nach einer kurzen Unterredung verabschieden wir sie, und behalten nur den Katecheten und den Führer der frommen Gesellschaft bei uns zurück. Der Katechet, Namens Petrus, ertheilt uns die werthvollsten Aufschlüsse. Bemerken wir vorerst, daß seine Taufformel von der unsrigen nicht abweicht, und daß er sie sehr deutlich ausspricht. Noch gibt es nach seiner Aussage, im gesammten Japan viele Christen, einzelne überall; insbesondere nennt er mir einen Ort, wo sich mehr als tausend christliche Familien beisammen finden. Dann fragt er uns nach dem Oberhaupt des Königreichs von Rom, dessen Namen er wissen möchte. Als wir ihm sagen, daß der erhabene Stellvertreter Jesu Christi, der heiligmäßige Papst Pius IX. sich freuen werde, die tröstlichen Nachrichten zu vernehmen, welche er und seine Landsleute uns eben mitgetheilt, da läßt Petrus seiner vollen Freude freien Lauf. Und doch will er sich, bevor er von uns scheidet, noch darüber vergewissern, daß wir auch wirklich die Nachfolger ihrer frühern Missionäre seien.

„ — Habt Ihr keine Kinder, fragte er uns mit einer ängstlichen Miene?“

„ — Du und alle deine christlichen und heidnischen Brüder von Japan, ihr seid die Kinder, die der liebe Gott

uns gegeben hat. Andere Kinder können wir nicht haben, denn der Priester muß, so wie eure ersten Apostel, sein ganzes Leben lang die Ehelosigkeit beobachten."

Bei dieser Antwort neigen sich Petrus und sein Gefährte bis zur Erde unter dem Ausrufe:

„— Sie sind jungfräulich. Dank, Dank!"

Den folgenden Tag bat ein ganzes Dorf um den Besuch der Missionäre und zwei Tage darauf sandten sechshundert andere Christen eine Abordnung von zwanzig Personen nach Nangasaki. Am 8. Juni kannten die Missionäre schon zwanzig Christengemeinden, und sieben Täufer waren in unmittelbare Verbindung mit ihnen getreten. „Unsere Pfarrkinder in den entlegenen Gegenden, schrieb H. Petitjean, erfüllen uns durch ihre gar so große Anzahl und ihr kindliches Zutrauen mit einem Uebermaaß von Freude. Es gibt solche, welche zu Schiff oder zu Fuß zwanzig bis dreißig Stunden zurücklegen, um die Kirche zu besuchen, mit uns zu reden, und uns um Kreuze und Medaillen zu bitten. Wir setzen unsere nächtlichen Versammlungen so oft als möglich fort, und selbst in Nangasaki zählt unser Herr schon Jünger." Das Tagebuch der Mission enthält unterm 11. Juni folgende Zeilen: „Nächtlicher Besuch von drei Täufern, deren Taufformel keine Veränderung enthält. Sie versichern uns, daß es in ihrem und einem benachbarten Flecken sieben bis achttausend Christen gebe. Diese drei Besucher sind ziemlich gut unterrichtet. Einer von ihnen bittet uns um einen Rosenkranz, und dann noch um eine Geißel, um sich, wenn er Gott um die Verzeihung der Sünden anfleht, damit schlagen zu können."

Die Abordnungen folgten sich Tag für Tag. Da wurde die Polizei aufmerksam und verbot den Japanesen den Besuch der Kirche. Indessen waren die Folgen dieses Verbotes nicht so schlimm, als man befürchten konnte.

Einige Auszüge aus dem Tagebuch des Hrn. Petitjean werden die Beziehungen, welche sich zwischen den Christen und den Missionären bildeten, in volles Licht setzen.

31. Juli 1865. — Ein Katechet kommt bei hellem Mittage, um sich über die Richtigkeit der Gebete zu erkundigen, welche in einer Sammlung, die er mir vor einigen Wochen zustellte, enthalten sind. Zugleich brachte er mir noch eine andere Sammlung zur Untersuchung. Einige Sprach- und Abschreibfehler abgerechnet sind diese Gebete eine wörtliche Uebersetzung des Kreuzzeichens, Vaterunsers, englischen Grußes, apostolischen Glaubensbekenntnisses, Confiteor, Aktes der Reue, Betrachtungen über die Geheimnisse des Rosenkranzes, u. s. w.

16. August. — Petrus der Täufer, welcher uns zuerst die Andacht unserer Christen für den Rosenkranz offenbarte, kommt in der Nacht mit zwei Begleitern zu uns. Sie wollen uns um Anleitung bitten über die Art und Weise, wie sie den Sterbenden beizustehen haben, und geben uns zugleich nähere Berichte über zahlreiche Christengemeinden, deren Dasein uns noch unbekannt war.

30. August. — Zwei Hausmütter, Klara und Marina, die wir schon in der Kirche gesehen, haben uns, nachdem sie der heiligen Messe beigewohnt, gesagt, daß man sich in ihrem Weiler sehr freuen würde, an einem der Kirchenpatronsfeste von den Missionären einen Besuch zu erhalten. Da das Fest der heiligen Klara, der ersten Patronin des Weilers, schon vorbei war, wünschte man uns am Feste der heiligen Thekla zu haben. Ich bemerkte ihnen aber, daß es für den Augenblick Angesichts der Gefahr, welcher wir die Gläubigen aussetzen würden, schwierig sei, ihrem Wunsche zu entsprechen. Es gab in diesem Dorfe einst eine schöne Kirche, der heiligen Thekla geweiht, von der heutzutage noch einige Spuren übrig sind.

Während der Nacht des gleichen Tages führt uns ein Katechet seinen Schüler, einen Täufer, zu. Beide bitten uns um Kreuze, Rosenkränze und Abbildungen des heiligen Michael. Man muß nämlich wissen, daß von zehn japanesischen Christen immer fünf den Namen Migheru (Michael)

tragen, und daß alle den heiligen Michael als einen der Schutzpatrone des Reiches betrachten.

Viele unserer Christen bewahren sorgfältig Statuen, Bilder des Heilandes, der heil. Jungfrau und der Heiligen auf, um sie auf ihre Nachkommen zu vererben, wie sie dieselben von ihren Vätern empfangen haben. Wir sind überzeugt, daß diese Gegenstände der Frömmigkeit mächtig dazu beigetragen haben, den Geist des Glaubens und die Uebung der christlichen Tugenden unter ihnen fortzupflanzen.

17. September. — Seit vierzehn Tagen haben uns viele unserer Christen besucht, von denen einige vierzig bis fünfzig Stunden weit hergekommen sind.

Um die nämliche Zeit erhielten die Missionäre ganz zuverlässige Berichte über ein Dorf, dessen Einwohner, zwei tausend an der Zahl, sich insgesammt zum Christenthum bekennen. Und was noch mehr Staunen erregt, ist der Umstand, daß sie eine ziemlich vollständige Kenntniß von unsern Geheimnissen, von den zehn Geboten, den Sakramenten, dem Gebet, der Verehrung der heiligen Jungfrau, der Engel und Heiligen besaßen. Sie führten ein bußfertiges Leben, erweckten öfters Akte der Reue, besonders in der Todesstunde. In diesem ganzen Dorfe war kein Buch zu finden, und dennoch konnten die meisten Einwohner das Vaterunser, den englischen Gruß, das apostolische Glaubensbekenntniß, das Confiteor und Salve Regina u. s. w. auswendig; mehrere wußten sogar eine Abhandlung über die Reue herzusagen. Eine Familie besaß ein Bild, welches die fünfzehn Geheimnisse des Rosenkranzes darstellt, und die Leute aus dem Dorfe und der Umgegend kamen herbei, um dieses Bild zu verehren, von dem sie glaubten, daß es den frühern Missionären angehört habe.

Hier müssen wir noch bemerken, mit welcher Sorgfalt die ersten Apostel von Japan und ihre unmitelbaren Nachfolger, bei der Ankunft der protestantischen Holländer, den Gläubigen drei Punkte der katholischen Lehre eingeprägt hatten, welche den neuen Irrthümern unmittelbar entgegen-

geſetzt ſind: den Primat des heiligen Stuhles, die Eheloſigkeit der Geiſtlichen und die Verehrung der heiligen Jungfrau. Und in der That waren es gerade dieſe drei Punkte, auf welche ſich die erſten an die Miſſionäre gerichteten Fragen bezogen, und die Zeichen, an denen die japaneſiſchen Chriſten dieſelben als ihre rechtmäßigen Hirten erkannten.

Von den Vorſtehern der nämlichen Pfarrei habe ich, ſchrieb H. Petitjean, auch erfahren, daß bei ihnen und in einer großen Anzahl von Dörfern das Kreuz ſeit undenklichen Zeiten nicht mehr mit Füßen getreten werde. Dieſe Freiheit verdankt man den Stammfürſten dieſer Gegenden, welche dadurch gerne ein Zeichen der Unabhängigkeit gegenüber dem Hofe von Jeddo an den Tag legen. Die gleichen Perſonen haben mir auch geſagt, daß die chriſtlichen Beamten oft Bilder des Gottes Schaka an die Stelle der Bildniſſe Chriſti und ſeiner heiligen Mutter geſetzt hätten, um dieſe mit Füßen treten zu laſſen, zu einer Zeit, wo dieſer empörende Gebrauch noch in Uebung war, der nun ſeit der Ankunft der Europäer gänzlich abgeſchafft iſt.

Aus den zahlreichen Fragen, die an mich geſtellt wurden, muß ich die folgenden hervorheben:

— Hat Euer Reich und dasjenige von Rom das gleiche Herz?

— Iſt es das Oberhaupt des Königreichs von Rom, das Euch hieher ſchickt?

— Werdet Ihr bald Gefährten bekommen?

Auf meine bejahenden Antworten ſchienen ſie ſehr erfreut zu ſein. Angelegentlich fragten ſie mich um den Namen des heiligen Vaters und ſein Alter. Sie fragten mich auch, wer uns dazu geholfen habe, unſere ſchöne Kirche in Nangaſaki zu erbauen, was mir Anlaß gab, ihnen von dem Werke der Glaubensverbreitung zu ſprechen.

— Aber warum, ſagten ſie zu mir, warum wollet Ihr denn unſere geringen Beiträge nicht annehmen, da Ihr doch die Beiträge Eurer Freunde in andern Ländern annehmet?

Aus Vorsicht weisen wir im Allgemeinen ihre Gaben zurück, da wir der Regierung keinen Vorwand geben wollen, gegen sie und gegen uns scharf vorzugehen. Diesen Grund gab ich ihnen dann auch an, und er schien sie zufrieden zu stellen. Ich fügte noch bei, daß wir ihren guten Willen später in Anspruch nehmen würden, wenn wir zum Bau von Kapellen und zu andern Werken Geld nöthig hätten.

Wie groß nun auch die Umsicht der Missionäre in ihren Berührungen mit den so wunderbar entdeckten Christengemeinden war, so bemächtigten sich doch in Folge von Unvorsichtigkeiten, die wir hier übergehen, die Zeitungen der Nachricht von der neuen Entdeckung, die sie dann ohne nähere Berichte oder Erklärungen veröffentlichten. Darüber schrieb dann H. Petitjean am 29. Januar 1866: „Die theilweise Oeffentlichkeit, welche die europäische Presse unsern Entdeckungen gegeben hat, zwingt uns gewaltsam zum Schweigen. Um den Zorn der Regierung nicht zu reizen, suchen wir aus uns so wenig als möglich zu machen, halten nur selten Katechetenversammlungen, und enthalten uns von Allem, was die Mission bloß stellen könnte."

Zwei Vorfälle setzten im Jahre 1866 die Missionäre von Nangasaki in Schrecken. Es wurde eine Barke, auf welcher sich die Christen befanden, angehalten, und diese wurden ins Gefängniß geworfen, um sie so zu nöthigen, den Namen ihres Dorfes anzugeben. Bald darauf ließ ein japanesischer Beamte die Vorsteher eines andern christlichen Dorfes zu sich kommen und gab ihnen den Rath, nicht mehr nach der europäischen Bonzerei zu gehen, sonst müßten sie fürchten, sich größeres Unglück zuzuziehen. Diese beiden Vorfälle waren Warnungszeichen, sie ließen die Möglichkeit einer Verfolgung durchblicken; aber die Christen wurden dadurch keineswegs erschüttert; Kinder sogar baten um das Sakrament der Firmung, um durch dasselbe Kraft für das Bekenntniß des Glaubens zu erhalten.

Inzwischen wurde der Kirche von Japan ein neues Pfand der Hoffnung zu Theil. Der Papst ernannte Herrn

Petitjean zum apostolischen Vikar, und dieser empfing am 21. Oktober 1866 zu Hong-Kong durch den hochwst. Herrn Guillemin, apostolischen Vikar von Kuang-Tong die Bischofsweihe.

Am darauffolgenden 26. Dezember schrieb der neue Bischof: „Die Zahl derjenigen, welche zur heil. Kommunion zugelassen zu werden wünschen, mehrt sich fortwährend. Bisher haben wir es nämlich immer noch aufgeschoben, unsere Christen zum Tische des Herrn treten zu lassen, um sie erst zu prüfen. Der apostolische Eifer belebt unsere Katecheten mehr und mehr; einer von ihnen ist sogar Hausirer geworden, um so die Christen, welche sich bis jetzt noch nicht zu erkennen gegeben haben, aufzufinden. Ein Freund, der gegenwärtig noch Heide ist, aber dringend um die Taufe anhält, wird sein Begleiter sein."

Den 4. und 6. Februar, lesen wir in einem andern Briefe des hochwst. H. Petitjean, konnten wir während der Nacht über achtzig Christen, die wir seit Weihnachten vorbereitet hatten, die heilige Firmung erheilen; und zugleich hatten sie auch das Glück, die erste heilige Kommunion zu empfangen.

IV.

Bisher war, trotz mancher Befürchtungen, der Friede der Mission nicht gestört worden. Ohne Zweifel wollte Gott dieser neuauflebenden Kirche erst Zeit zur Erstarkung im Glauben lassen, bevor sie sich den Gefahren, welche sie erwarteten, gegenüber sah.

In der That sahen die Missionäre wohl voraus, daß die Mandarine an dem Tage, an welchem die Christen die Mitwirkung der Bonzen beim Leichenbegängniß ihrer Verstorbenen zurückwiesen, sich einzumischen nicht unterlassen würden. Und dieser Tag kam. Ein Christ war gestorben, und seine Verwandten kamen eilig zn den Missionären mit der Frage, ob sie dem Bonzen erlauben dürften, bei der

Leiche des Verstorbenen die herkömmlichen Gebräuche vorzunehmen. Sobald man ihnen nun die Lehre der Kirche hierüber erklärt hatte, zeigten sie den Todesfall dem Schoja, das ist, dem bürgerlichen Beamten an, ohne sich weiters um die Bonzen zu bekümmern. Diese aber zeigten alsobald die Christen als Uebertreter der Gesetze an, und der Schoja drohte, die Sache vor den Statthalter von Nangasaki zu bringen. Ein neuer Todesfall verwickelte die Lage noch mehr, wie man dies aus den folgenden Auszügen aus dem Briefwechsel eines Missionärs von Nangasaki, des H. Armbruster, ersehen wird.

16. April 1867. — Es kommt eine Abordnung von Urakami zu uns. Eine Christin ist eben gestorben. Der Schoja, hievon benachrichtigt, stellt einen an den Bonzen lautenden Schein aus, die Verwandten erklären jedoch, daß sie die Dienste des Bonzen nicht wollen. Der Schoja besteht darauf, droht ihnen mit einer Anzeige an den Statthalter, erinnert sie an die letzte Verfolgung, die Möglichkeit einer Wiederkehr derselben, und fordert sie auf, die Sache wohl zu überlegen. Zwischen der Furcht vor einer Verfolgung und dem Gefühle der Pflicht schwanken unsere Christen keinen Augenblick, sie werden selbst auf die Gefahr ihres Lebens hin ihre Pflicht erfüllen.

17. April. — Neue Abordnung. Mehrere christliche Dörfer des Thales haben unter dem Vorsitz ihrer Vorsteher sich zu dem Entschlusse vereinigt, eine Abordnung an den Schoja zu senden. Die Abgeordneten sind beauftragt zu erklären, daß sie treue Unterthanen der japanesischen Regierung seien und ihren Beamten stets Gehorsam leisten werden, daß sie dagegen mit den Bonzen durchaus in keiner Verbindung stehen wollten.

18. April. — Der Schoja nimmt die Abordnung gut auf, wenn er derselben auch das Bedauern und die Befürchtungen, die ihm diese Angelegenheit verursachte, zu erkennen gibt. Die Abgeordneten merken, daß der Schoja seinen Platz zu verlieren fürchtet, und sie geben ihm darum in

einem Antriebe hochherziger Nächstenliebe zur Antwort: „Die Unannehmlichkeiten, welche du unsertwegen erfährst, thun uns sehr leid, aber sei guten Muthes. Wenn du unsertwegen deinen Platz verlieren solltest, so machen wir uns anheischig, dir deinen Jahresgehalt auch ferner noch zu verabreichen.“ Dieser Vorschlag verfehlte seinen Eindruck auf den Beamten nicht, und er erwiederte: „So gebt mir denn das Verzeichniß aller Familien, welche von den Bonzen nichts mehr wissen wollen, und ich will dasselbe persönlich dem Statthalter übergeben.“. Dann lenkt er das Gespräch auf die Religion und bezeugt seine volle Hochachtung für eine Lehre, welche so edelmüthige Gesinnungen einflößt.

Ueberall lassen sich die christlichen Familien in die Verzeichnisse eintragen. Zu St. Klara sind es ihrer mehr denn hundert, in St. Franz Xaver über zweihundert. Eines steht von jetzt an fest, daß nämlich der Schoja, und durch diesen der Statthalter von Nangasaki von unsern Verbindungen mit den Christen unterrichtet ist.

Ein Sohn, der in Urakami gestorbenen Frau meldet dem Bischof, daß er sammt seinem Schwager vor den Daikuan (Polizeivorsteher) von Nangasaki geladen worden sei. Was soll daraus werden? „Ich erwarte, fügt er bei, daß ich ins Gefängniß geworfen, vielleicht gar enthauptet werde, allein darum kümmere ich mich nicht.“ Dieser Christ und sein Schwager, einfache, demüthige und gottesfürchtige Leute werden sicher Muth an den Tag legen. Der Schoja rieth ihnen, sich von einigen Abgeordneten ihres Dorfes begleiten zu lassen, und diese Gelegenheit zu benützen, vom Daikuan die gewünschten Zugeständnisse zu erbitten.

20. April. — Die Abgesandten und die Söhne der verstorbenen Frau empfangen um zwei Uhr Morgens die heilige Kommunion; dann machen sie sich auf den Weg zum Daikuan, und der Schoja des Thales, seine vornehmsten Beamten sammt dem Vorsteher des Dorfes geben ihnen das Geleite. Die Abgeordneten sind der japanesischen Sitte gemäß alle Greise, denen sich jedoch Dominikus, einer unserer

eifrigsten Katecheten angeschlossen hatte, weil er fürchtete, diese möchten sich einschüchtern lassen. Die Abgeordneten waren ihrer zwanzig an der Zahl, von diesen getraut sich der Schoja indessen nur fünf bei dem Daikuan einzuführen; Dominikus ist unter diesen.

Um acht Uhr Abends kommt Dominikus, um uns zu berichten, was vorgefallen ist.

Früh Morgens, so sagte er, wurden wir bei dem Daikuan eingeführt, doch begann die Audienz erst um Mittag; denn erst jetzt trat der Daikuan von allen seinen Beamten umgeben in den Saal. Zuerst wandte er sich an die Söhne der Verstorbenen mit den Worten:

— Ihr habt eure Mutter begraben, ohne zuvor weder den Schoja noch den Bonzen davon in Kenntniß zu setzen.

— Ich habe dem Schoja davon Anzeige gemacht, antwortete einer von ihnen. Den Bonzen habe ich nicht in Kenntniß gesetzt, das ist wahr.

— Und aus welchem Grunde habt ihr den Bonzen nicht herbeigeholt? Ihr kennet doch das Gesetz.

— Alsdann ergriff ich das Wort und sagte:

— Wir lieben die Bonzen nicht, und diese Abneigung gegen sie haben wir von unsern Vorfahren.

„ — Warum denn liebet ihr die Bonzen nicht?

„ — Wir glauben nicht an ihre Lehre.

„ — Inskünftig sollt ihr euch den Gebräuchen von Japan anbequemen, und die Bonzen berufen.

„ — Wir sind die Unterthanen des Kaisers, bereit, euch in allen Dingen zu gehorchen, unser Weg macht uns dieß sogar zur Pflicht. [1]) Aber die Bonzen können wir nicht rufen, das ist unserer Wege zuwider, und Ihr könnt uns dazu nicht verpflichten."

---

[1]) Im Japnesischen bedeutet das Wort Weg so viel als Religion, Lehre; so heißt Sintoismus oder Religion der Geister buchstäblich Weg der Geister (Sinsko); die Lehre des Confuzius heißt Weg der Wissenschaft (Synsko).

„ — Was ist denn das für ein Weg, den ihr befolget?

„ — Diesen Weg haben wir von unsern Vorfahren überkommen, er macht uns in diesem Leben glücklich, und sichert uns vollkommenes Glück im andern zu."

Der Daikuan hörte mit Interesse auf meine Antworten, und veranlaßte Erklärungen über die christliche Lehre. Ich entschuldigte mich, wobei ich indessen doch auf ziemlich viele Fragen antwortete. Endlich sagte ich zu ihm:

„ — Ich bin nur ein armer Bauer, und weiß nicht mehr, als ich eben nothwendig zu wissen brauche. Aber wende dich doch an unsere Lehrer, die französischen Priester; sie werden dich den Weg kennen lernen, dem wir folgen, denn es ist derjenige, den sie lehren und den wir von unsern Vorfahren überkommen haben."

Ein Beamter schrieb meine Antworten auf. Der Daikuan bewies uns immer viel Wohlwollen und sagte schließlich, daß die Angelegenheit den Statthaltern unterbreitet werden solle.

Wir gingen. Sobald die Statthalter angekommen waren, mußten wir neuerdings erscheinen.

Der erste Statthalter fragte den Angeklagten, warum er seine Mutter begraben habe, ohne die gesetzlichen Vorschriften einzuhalten. Dieser gab ihm die gleiche Antwort, die er schon dem Daikuan gegeben hatte, worüber der Statthalter unwillig wurde, und zu ihm sagte:

„ — Der Kaiser will, daß man die Bonzen rufe, und daß man ihren Weg befolge. Ihr seid nur elende Bauern; eure einzige Sorge soll darin bestehen, eure Ländereien gut zu bewirthschaften, eure Eltern zu verpflegen, eure Familie zu erziehen und für euren Leib zu sorgen."

Die Greise, auf welche diese Worte einen starken Eindruck gemacht hatten, schwiegen. Da wagte ich zu sagen:

„ — Wir rufen die Bonzen deßwegen nicht herbei, weil wir ihnen nicht glauben."

„ — Wie! du bist der Jüngste, und wagst zu sprechen, während die Greise schweigen?"

Und dann ergoß sich der Statthalter in Schmähungen.

Ich gab den Greisen ein Zeichen, daß sie reden sollten, aber diese waren so völlig aus der Fassung gekommen, daß sie auch nicht ein Wort vorbringen konnten. Nur einer von ihnen gab durch Zeichen zu verstehen, daß er meine Worte billige. Endlich entließ uns der Statthalter mit den Worten:

„ — Nun also, was wünscht ihr denn?

„ — Wir wünschen nur Eines, antwortete ich, daß wir nicht gezwungen werden, weder die Bonzen herbeizurufen, noch in die Pagoden zu gehen. Darauf erwiederte der Statthalter:

„ — Ist es denn in Japan nicht Jedem freigestellt, in die Pagoden zu gehen oder nicht?“

Als wir den Audienzsaal verlassen hatten, sagte der Schoja zu den Greisen: Warum habt ihr nichts gesagt? Ihr hättet reden sollen wie euer Gefährte. Kommt morgen zu mir, und ich will euch dann die Antwort des Statthalters mittheilen.

So lautete Dominikus' Erzählung. Vor zehn Jahren noch wäre die Sache nicht so abgelaufen, und unser muthiger Katechet hätte seine dreisten Antworten mit vielen Folterqualen bezahlt. Indessen ist die Angelegenheit noch weit von der Erledigung entfernt, und die ganze Schwierigkeit bleibt noch bestehen.

Wir schließen diesen Tag mit der feierlichen Taufe von dreiundzwanzig Erwachsenen.

22. April. — Gestern Abends hat der Schoja von Urakami den oben genannten Abgeordneten Audienz gegeben. Er erklärte ihnen, daß es der Wille des Statthalters sei, daß sie die Bonzen den Gebräuchen des Reiches gemäß zu den Beerdigungen herbeirufen. Doch forderte er sie auf, den Muth nicht sinken zu lassen, sich nochmal zu dem Statthalter zu verfügen, und ihn um Befreiung von den Gebräuchen zu bitten, welche dem von ihnen befolgten Wege zuwider seien. Er versprach ihnen sogar, sie zu begleiten und zu unterstützen.

23. April. — Beim Anbruch der Nacht empfangen fünfundzwanzig Neubekehrte von Urakami die Taufe.

24. April. — Der apostolische Vikar erhält den Besuch einer christlichen Frau, welche trotz ihrer zweiundsiebenzig Jahre weit hergekommen ist. Das Dorf, in welchem sie wohnt, zählt ungefähr dreihundert Familien, welche alle christlich sind.

Man meldet uns, daß der Schoja von Urakami die Verzeichnisse der christlichen Familien, welche vom Joche der Bonzen befreit zu werden verlangen, an den Statthalter von Nangasaki eingesandt hat.

28. April. — In Urakami ist eben wieder eine Person gestorben. Der Schoja wird hievon benachrichtigt. So stehen wir also neuerdings vor der großen Schwierigkeit. Die Angelegenheit wird vor den Statthalter gebracht, der die Erlaubniß gibt, von dem Bonzen Umgang zu nehmen.

Das Gerücht von dem Schritte der Christen verbreitet sich in der Stadt. Dominikus bringt dem Bischof ein Verzeichniß von fünfzig Heiden aus Nangasaki, welche unsere Religion anzunehmen wünschen und die christliche Lehre studiren. In Urakami haben sich mehrere Heiden den Katechumenen eingereiht.

29. April. — Ein Mann aus einem benachbarten Dorfe meldet, daß der Schoja dieses Viertels alle diejenigen, welche mit uns in Verbindung treten, mit Verbannung bedroht habe. Die Beamten von Omura, welche in Urakami wohnen, verbieten den Japanesen ihres Regierungsbezirkes, irgend welche Verbindung mit den Christen zu haben. Aber trotz dieses Verbotes werden uns allnächtlich Kinder aus der Provinz Omura gebracht, denen wir die Taufe ertheilen müssen.

Die Monate Mai und Juni gehen ohne bemerkenswerthe Veränderung in der Lage vorüber. Die Zahl der ersten Kommunionen, vom 1. Januar 1867 bis am 9. Juni belief sich auf ungefähr 1,200.

In einem Brief vom 14. Juni an die HH. Direktoren des Seminars der auswärtigen Missionen, gibt H. J. Cousin

folgende Beschreibung von einer religiösen Feier, die einige Tage zuvor in Nangasaki stattgefunden hatte.

Der 2. Juni ist als ein denkwürdiger Tag in die Jahrbücher unserer Mission eingeschrieben worden. Ich meine damit die Einweihung der Statue der heiligen Jungfrau, die Sie auf den Wunsch unsers Bischofs nach Nangasaki gesandt haben. Der französische Minister und der Admiral Roze, welche eben an Bord der Fregatte Guerriere angekommen waren, nahmen die Einladung des hochwst. Herrn Petitjean gütig an und versprachen, der Feier beiwohnen zu wollen.

Jeder legt Hand an das Werk. Während die Hände der Japanesen Kränze von Grün und Blumen vorbereiten, schlagen unsere wackeren Seeleute vor der Kirche ein Zelt auf, welches der Statue der heiligen Jungfrau und dem Altare, auf welchem das heilige Opfer gefeiert werden wird, ein Obdach bieten soll. In der Mitte, auf dem erhöhtesten Punkte des Bodens wird ein Fußgestell errichtet, welches das Standbild unserer lieben Frau von Japan aufzunehmen bestimmt ist. Da wird sie nun sein, vor aller Augen, ein Denkmal des über den Satan erfochtenen Sieges, dessen Bildnisse bisher allein das Recht hatten, sich am hellen Tage darzustellen. — „Welche Erinnerungen, welche Hoffnungen knüpfen sich nicht an diesen Namen unserer lieben Frau von Japan!“ so sagte der französische Minister, dessen hoher Geist die ganze Tragweite dieser öffentlichen Kundgebung begriff. Und in der That, weder Gott noch seine heilige Mutter werden vergessen, was auf dem Fußgestell des Standbildes steht: „Unsere liebe Frau von Japan, bitt für uns! In memoriam diei 17. Martii 1865.“[1]) Rechts und links von dieser Inschrift liest man die zwei folgenden Anrufungen: Regina martyrum. Auxilium christianorum.[2])

---

[1]) Zum Andenken an den 17. März 1865. (Dieß ist der Tag, an welchem die japanesischen Christengemeinden entdeckt wurden.)

[2]) Königin der Martyrer. Helferin der Christen.

Wenn man zur Kirche von Nangasaki gelangen will, muß man über eine Stiege hinaufsteigen, längs welcher sich mit Blumen bepflanzte freie Plätze übereinander erheben. Zu beiden Seiten des Altares, welcher für diesen Tag im Vorhofe der Kirche selbst errichtet war, waren für den französischen Minister und die fremden Konsuln, für den Admiral und seinen Stab, Betstühle und Sitze hergerichtet worden. Etwas tiefer unten, bei dem Standbilde und auf der obern Gallerie unserer Wohnung hatten die europäischen Niedergelassenen und die Musik der Fregatte Platz genommen. Die Japanesen endlich füllten in großer Anzahl den Garten und die Umgebungen der Kirche.

Es war ein schönes Schauspiel, als der Bischof mit den bischöflichen Gewändern bekleidet, und von seinen fünf Missionären umgeben, an dem Altare erschien. Und doch gab es noch einen reizendern Anblick als dieser war. Zu Füßen dieses Altares, welcher den Schauplatz beherrscht, liegt der Hafen, der ehedem den Fremden verschlossen war; zur Rechten ist die Stadt, in welcher einst die Marterwerkzeuge unserer sechsundzwanzig Martyrer zugerüstet wurden, und noch etwas weiter entfernt ist der Hügel, auf welchem diese unbesieglichen Zeugen Christi geopfert wurden; endlich sahen wir da jenes Japan, wo das Kreuz mit Füßen getreten worden. Und siehe, jetzt ist es Frankreich, dreifach vertreten in seiner religiösen Kraft, seiner sittigenden Macht und seiner kriegerischen Stärke durch einen Bischof, einen bevollmächtigten Minister und einen Admiral, welche zusammen vor demselben Gotte knieen, Frankreich, welches öffentlich am Kreuzesopfer theilnimmt, und der Königin des Himmels, welche es als unsere liebe Frau von Japan ausruft, ein Denkmal errichtet! War das Fest unter diesem Gesichtspunkte nicht ein wahrer Triumph?

Diesen Triumph hatten einige Worte, welche den bewegten Lippen des Bischofs entfallen waren, schon beim Beginn der Feierlichkeit begrüßt. „Unsere liebe Frau von Ja-

pan, sagte der Prälat, ist kein neuer Titel, welcher der heiligen Jungfrau erst jetzt gegeben worden wäre. Zu jeder Zeit stand diese Mission unter ihrem Schutze, und Maria hat auch gezeigt, daß sie über diesem ihr anvertrauten Lande mit einer unverbrüchlichen Liebe wachte. Als uns daher der heilige Vater die schwere Aufgabe und die Ehre, ihn in diesen fernen Gegenden zu vertreten, zuwies, war unser erster Gedanke der, dieser guten Mutter unsere Person und die Kirche, welche sie vor einem gänzlichen Zerfalle gerettet hat, zu weihen. Dieses Fest ist daher ein Dankfest; es wird aber überdieß auch ein Pfand des Schutzes für die Völker sein, welche hier so edle Vertreter haben. Du bist es, unsere liebe Frau von Japan, der wir unsere Hoffnungen anbefehlen!"

Nach der Messe wurde das Protokoll der Feierlichkeit von den Theilnehmern unterzeichnet und im Innern des Standbildes unserer lieben Frau niedergelegt, wodurch diese zur Wächterin desselben bestellt wurde.

Die Beleuchtung der Vorderseite der Kirche und der zu ihr führenden Terrassen bildete den Schluß des Festes, zu welchem die Herren Konsuln von Frankreich und Portugal einen namhaften Beitrag geliefert haben. Diese Beleuchtung ist trotz des Regens, welcher uns seit drei Tagen drohte, vollständig gelungen. Der Vizestatthalter der Stadt kam in Begleitung des französischen Konsuls bis an den Fuß der Marienstatue und brachte unserm Bischofe seine Glückwünsche dar.

Im Augenblicke, wo die öffentliche Verehrung der Mutter Gottes in Japan wieder auflebte, nachdem sie über zwei Jahrhunderte daraus verbannt gewesen, bereitete die Kirche den Vorfahren der neuen Christen ebenfalls einen Triumph. Am 7. Juli wurde nämlich in Rom die päpstliche Bulle verkündet, welche zweihundert und fünf von den zahllosen Martyrern, die im 17. Jahrhundert getödtet worden, selig

ſpricht.[1]) Wenn die Verfolgung, die einige Tage nach den Feſten von Nangaſaki und Rom wieder ausbrach, nicht den Charakter der frühern Verfolgungen trägt, iſt es dann wohl nicht erlaubt, dieſes der doppelten Dazwiſchenkunft der heiligen Jungfrau und der ſeligen Martyrer zuzuſchreiben?

In der Nacht vom 14. auf den 15. Juli 1867 ergriffen Beamte mit einem Gefolge von zahlreichen Häſchern in Urakami etwa ſechzig Chriſten ohne Rückſicht auf Alter oder Geſchlecht, banden, mißhandelten und führten ſie ins Gefängniß. Darüber ſchrieb Herr J. Laucaigne an die Herren Direktoren des Seminars der auswärtigen Miſſionen Folgendes:

Nangaſaki, den 15. Juli 1867. — Ein Eilbote bringt uns die Nachricht, daß mehrere der angeſehenſten Chriſten von unſerer lieben Frau von der Erſcheinung, Männer und Frauen am Montag um 3 Uhr Morgens gefangen genommen wurden. Es ging auch das Gerücht, daß der Sohn des Täufers ſo furchtbar geſchlagen worden, daß er halb todt liegen gelaſſen wurde. Die Kapelle iſt völlig geplündert worden.

Eben kam Franz Xaver, einer unſerer Katecheten, von der heiligen Meſſe zurück, als die Kunde von dem unglücklichen Vorfall nach Nangaſaki gelangte. Da eilt dieſer ſofort über das Meer und kommt in dem Augenblick im Thale an, wo die Gefangenen in die Stadt abgeführt wurden. Von ihm habe ich die genaueſten Angaben über dieſen traurigen Morgen. Zuerſt meldet er mir die Gefangennehmung ſeines Vaters, (er iſt der Vorſteher des Dorfes von St. Franz Xaver), und die grauſame Behandlung, welche dieſer von

---

[1]) Dieſe 205 Martyrer, welche aus denjenigen, die vom 22. Mai 1617 bis 3. September 1632 gemartert wurden, ausgewählt ſind, vertreten alle Stände der bürgerlichen Geſellſchaft, und alle religiöſen Orden, welche damals in Japan das Evangelium verkündeten, die Franziskaner, Dominikaner, Jeſuiten und Auguſtiner.

den Häschern zu leiden hatte. Diese schlagen ihn mit Stöcken, beladen ihn mit Ketten, und lassen ihm nicht einmal Zeit, seine Kleider mitzunehmen. Aber obschon nur einfacher Katechumen, zeigte er sich doch voll Geduld und Muth, so daß die Schergen erstaunt zu einander sagten: „Ja gewiß, das ist ein wahrer Christ; man mag ihn lange schlagen, er beklagt sich nicht darüber.“ Der älteste Bruder des Franz Xaver, eine ganze Familie von seiner Verwandtschaft, einige junge Katecheten, mehrere Frauen, welche den Gefangenen entgegengekommen waren, um ihnen ein letztes Lebewohl zu sagen, der älteste Bruder eines andern Katecheten, eine junge Tochter, die sich dem Unterrichte ihrer Gefährtinen gewidmet hatte, und eine Frau mit ihrem zweijährigen Kinde machen das Verzeichniß derjenigen voll, welche für den Namen Jesu mit Ketten beladen wurden.

Als die Schaar der Verfolger, welche aus ungefähr dreihundert Mann bestand, das Dorf St. Franz Xaver verließ, theilte sie sich, und fiel dann fast zu gleicher Zeit über die Dörfer St. Klara, St. Joseph und unsere liebe Frau von der Erscheinung her.

Zu St. Klara war der erste Christ, den sie ergriffen, ein Greis, der schon während der letzten Verfolgung im Gefängniß gewesen war; und da ihn nun die Schergen gleich wieder erkannten, so wurde er alsbald freigelassen. Weniger schonend wurde ein Täufer behandelt, dessen Vater zehn Jahre zuvor auch für den Glauben gelitten hatte. Zugleich mit ihm wurden auch eine seiner Töchter, im Alter von 15 Jahren, und mehrere Christen aus entfernten Gegenden verhaftet, welche, um sich von ihm unterrichten zu lassen, hergekommen waren.

Zu St. Joseph hatte man noch Zeit die gottesdienstlichen Gegenstände zu verbergen, während die Häscher den Täufer und zwei der vornehmsten Christen gefangen nehmen.

In unserer lieben Frau von der Erscheinung gingen die Schergen geradenwegs zum Eigenthümer des Bodens,

auf welchem die Kapelle ſtand. Als dieſer die Stimme der nächtlichen Beſucher und die wiederholten Schläge an ſeine Thüre vernahm, erinnerte er ſich an das, was ihm im Jahre 1856 widerfahren, als er mit ſeinem Vater und ſeiner Mutter eingekerkert worden war, und entfloh daher dieſes Mal eilig durch einen geheimen Ausgang. Während er in den Wald entkam, wurde die Kapelle der Plünderung preisgegeben, und die Häſcher verhafteten alle, die ihnen in den Weg kamen, ohne ſich die Mühe zu nehmen, unter den in der Kapelle eingeſchloſſenen Chriſten eine Auswahl zu treffen.

„— Wo iſt das Haus von M . . .," fragte ein Beamter den erſten jungen Menſchen, den er antraf?

„— Hier iſt es," war die Antwort.

„— Und du, wer biſt denn du?"

„— Ich bin der Sohn desjenigen, den ihr ſucht."

Bei dieſen Worten verhaften ihn die Schergen, binden ihm die Hände auf den Rücken und treiben ihn vor ihnen her. Der junge Menſch war krank, und die Unmenſchlichkeit, deren Opfer er iſt, empört daher die Chriſten, ſo daß die Häſcher einige Schläge erhalten. M . . ., welcher der Täufer des Dorfes iſt, ſein älteſter Sohn, noch ein anderer Chriſt, Eigenthümer eines Gartens, der bisweilen den europäiſchen Niedergelaſſenen von Nangaſaki als Ziel ihrer Spaziergänge dient, werden mit Ketten beladen und nach der Stadt geführt.

Gleich nachdem die gefangenen Chriſten dem Schoja vorgeſtellt worden, wurden ſie ſämmtlich ins Gefängniß abgeführt. Was mag ſich wohl beim Schoja oder im Gefängniß zugetragen haben? Wir wiſſen es nicht. Was wir wiſſen, iſt nur das, daß man dieſe Chriſten auf plumpe Art zu hintergehen und für Rebellen auszugeben verſucht hat, und zwar auf folgende Weiſe. Der Schoja forderte ſie auf, den Häſchern Widerſtand zu leiſten, ſich Waffen zu verſchaffen, und verſprach ihnen dabei ſeinen und der vornehmſten Beamten Schutz, wobei er erklärte, „daß alle dieſe Dinge

gegen deren Willen verübt worden seien." Schnell gab ich unsern theuren Gefangenen von dieser List Nachricht und sicherte sie vor dieser neuen Falle, indem ich ihnen rieth, den Mißhandlungen, welche sie zu erdulden haben könnten, ja keinen Widerstand entgegenzusetzen.

Das Ergebniß dieses Tages ist die Einkerkerung von fünfundsechzig, nach Andern von neunundsechzig Personen. Werden die Verhaftungen vielleicht fortdauern? Unsere Christen sind übrigens zu Allem bereit, selbst ihr Leben zu opfern. Hoffen wir, daß Gott dasselbe von ihnen nicht fordern werde.

Unterm 27. Juli meldete der apostolische Vikar, daß die Gesandten von Frankreich und Nordamerika Schritte zu Gunsten der gefangenen Christen bei der japanesischen Regierung gethan haben. Aus den letzten Briefen des Herrn Cousin theilen wir noch folgende Auszüge mit.

2. August. — Die Verfolger scheinen entschlossen ihr Werk fortzusetzen. Eben heute mußte eine Christin, Namens Klara, vor dem Kriminalrichter erscheinen, um sich über ihr Benehmen beim neulichen Todesfalle ihrer Mutter zu verantworten. Gott und ihrem Gewissen getreu hatte sie sich nämlich geweigert, den Bonzen herbeizurufen, indeß sie den Civilbeamten Mittheilung gemacht hatte. Vor den Schoja und den Daikuan gerufen, betheuerte sie, daß sie sich nie an den Bonzen wenden werde. Der Richter fragte sie hierauf, ob sie ihre ersten Aussagen durchaus nicht zurücknehme, und bei ihrem Glauben hartnäckig beharre. Auf ihre Antwort hin wurde sie von den Schergen mit Stricken gebunden.

10. August. — Wir haben jetzt nähere Nachrichten über Klara's Verhör. Der Richter hatte sie diesem zufolge dadurch retten wollen, daß er von ihr die Erklärung verlangte, sie haben nur aus Vergeßlichkeit den Bonzen zu rufen unterlassen. Sie jedoch betheuerte aufs Nachdrücklichste, daß sie dieses absichtlich gethan habe, um den letzten Willen ihrer Mutter zu erfüllen, wie auch um ihre eigene Seele zu

retten. Auf dieſes hin wurde ſie gebunden und ins Gefängniß geführt. Als ſie ihr Dorf verließ, hatte ſie geſagt: „Ich werde nicht mehr zurückkommen; aber ich fühle mich glücklich, weil ich den andern Gefangenen werde ſagen können, was der Bſchof und die Europäer für uns thun.“

Die Art der Verfolgung, welche jetzt anhebt, könnte, wenn ſie ſo fortdauerte, traurige Folgen haben. Denn wie viele Chriſten, die, ohne zu erblaſſen, den Foltern trotzen würden, könnten ſich vielleicht durch den Gedanken entmuthigen laſſen, daß der Tod inskünftig in ihrer Familie kein Opfer mehr fordern werde, ohne zugleich auch noch andere Opfer in die Kerker zu ſenden!

Neue Todesfälle haben die Zahl der Angeklagten vermehrt, welche eben jetzt über ihre Handlungsweiſe ſich zu verantworten aufgefordert werden. Vor Kurzem kam Nachts ein Greis zu uns, um die heiligen Sakramente zu empfangen, und ſich dann Tags darauf ohne Furcht vor dem Kriminalrichter zu ſtellen.

Und nicht in Nangaſaki allein werden die Chriſten verfolgt; mehr als vierzig wurden auch in der Nachbarprovinz Omura eingezogen. Die Beamten haben eine Volkszählung vorgenommen, bei welcher Jedermann dadurch beweiſen ſollte, daß er nicht Chriſt ſei, daß er mit ſeinem eigenen Blute eine Erklärung unterzeichnete, und Waſſer trank, über welches der Bonze abergläubiſche Worte geſprochen hatte. Die Einwohner des Dorfes Koba merken, daß man von ihnen damit einen Akt des Abfalls vom Glauben verlangt, daher ſie ſich deſſen weigern und erklären, daß ſie lieber ſterben, als Chriſten zu ſein aufhören wollen. Daraufhin wurden alle, mit Ausnahme der Weiber und Kinder, in das Gefängniß geworfen. Im Dorfe Kitamura laſſen ſich die Chriſten in ihrer Argloſigkeit erſt täuſchen; ſobald ſie aber merken, daß man einen Akt des Abfalls vom Glauben von ihnen verlangt hat, kommen ſie ſämmtlich herbei und betheuern, daß man ſie getäuſcht habe, und daß ſie Chriſten ſeien wie

die Einwohner von Koba. Alsogleich werden sieben von ihnen eingekerkert. Die Weiber und Kinder verlangen ihr Loos zu theilen, doch sie werden verabschiedet.

So sind denn viele Familien dadurch, daß sie ihrer wichtigsten Glieder beraubt sind, dem Elend, und allen möglichen Gefahren ausgesetzt. Daher sind denn auch unsere Christen von Urakami, welche gerade aus der Religion, die man verfolgt, einen derselben würdigen Entschluß geschöpft haben, hingegangen, um diese ausgeplünderten Häuser, in denen nur mehr Wittwen und Waisen wohnen, einander ablösend zu bewachen.

18. August. — Meine düstern Ahnungen haben sich verwirklicht; in den zwei Dörfern Koba und Kitamura gibt es keinen einzigen Christen mehr; alle, bis auf die Weiber und Kinder, sind im Kerker, und so ist denn ihr Wunsch erfüllt. Jeder Verkehr mit ihnen ist verboten, daher es auch unmöglich ist zu wissen, wie sie behandelt werden, und vorauszusehen, was ihrer wartet. Böse Gerüchte liefen darüber um, die zum Glauben führen, daß sieben von ihnen dem Tode geweiht seien, worauf dann die andern entlassen würden. Aber man kann mit Sicherheit nichts behaupten, außer daß die untergeordneten Beamten, in der Hoffnung mittelst dieser Hinrichtungen einigen Gewinn machen zu können, zu den schwersten Maßregeln drängen. Die Gefängnisse von Omura zählen bereits hundert und zehn, die von Nangasaki über sechzig Glaubensbekenner.

Zu Nangasaki scheinen die Dinge eine andere Wendung nehmen zu wollen. Der französische Gesandte soll, wie man sagt, die sofortige Freilassung der Gefangenen und die Zurückgabe ihrer eingezogenen Güter durchgesetzt haben. Der Statthalter der Stadt gesteht ein, dahin lautende Weisungen erhalten zu haben. Wir müssen daher Gott danken, daß er keine länger dauernden Prüfungen verhängt hat; wenn gleich anderseits die Freude und das Vertrauen noch nicht voll-

kommen sein können, weil wir fürchten, es möchten an diese Freilassung beschränkende Bedingungen geknüpft sein.

Nach diesen langen Auszügen wollen wir noch in wenigen Worten die neuesten Berichte zusammenfassen.

Die Vertreter der auswärtigen Nationen zeigen für das Schicksal des Christen fortwährend ein lebhaftes Interesse. Ihrem Einfluß ist es ohne Zweifel zu verdanken, daß wir keine weiteren Verhaftungen mehr zu bedauern haben. So bekämpft einer von ihnen in einer Audienz, die er beim Statthalter von Nangasaki erlangt hatte, mit Entschiedenheit die Gründe, welche zur Rechtfertigung der Verfolgung vorgeschützt worden waren.

„Nicht im Namen der Verträge, so sprach er zum Statthalter, komme ich hieher, sondern als Freund und im Namen der Menschlichkeit, deren Gesetze Ihr übertretet. Europa wird Euer Verfahren verurtheilen. Ja Ihr werdet durch dasselbe wieder auf die Stufe barbarischer Völker herunterſinken, und Eure Beziehungen zu ihm werden darunter leiden."

Zwei Tage darauf wiederholte ein anderer Konsul dem Statthalter denselben Grund, der auch der einzige ist, der hier angenommen und begriffen werden kann.

Der hochwst. Herr Petitjean, war von der Noth unterrichtet, in welcher sich einige Familien, deren Häupter gefangen saßen, befanden, und hatte ihnen daher einige Unterstützung zukommen lassen. Aber alle haben dieselbe mit der Bemerkung ausgeschlagen, daß der Bischof und die Missionäre genug für die Bedürfnisse der von ihnen Aufgenommenen zu sorgen hätten.

In der That, schreibt Herr Cousin, hat der Bischof die Waisen und besonders diejenigen, welche Anlagen für die lateinischen Studien zeigen, an einem sichern Orte vereinigen wollen.

So trägt der Feind des Heiles dadurch, daß er die christlichen Dörfer ihrer Vorsteher beraubt, selbst zur Gründung eines Seminars bei, wo er mit der Zeit furchtbare Gegner erhalten wird. Der in demselben aufgenommenen Knaben sind schon zwanzig; ihr Unterhalt legt uns Opfer auf, die wir zwar nicht bedauern, die aber unsere Mittel bald erschöpfen müßten, wenn uns die göttliche Vorsehung nicht zu Hilfe kommen würde.

Diejenigen von unsern Christen, welche zu den heiligen Sakramenten zugelassen wurden, sind im Glauben stark, und würden ohne das ausdrückliche Verbot des Bischofs, jeden Abend in großer Anzahl zur Beichte kommen. Soll ich ihnen sagen, daß zwei christliche Frauen die ganze Nacht in der Kirche zugebracht haben, um die heilige Kommunion empfangen, und dann muthiger nach Hause zurückkehren zu können? Eine von ihnen ist Gattin, Mutter und Verwandte von mehreren Gefangenen.

Das waren am 15. September 1867 die letzten Berichte aus Japan. Die Gebete unserer Vereinsmitglieder werden das Aufhören einer Verfolgung, die gewiß nur eine zeitweilige sein wird, beschleunigen, „denn, schreibt ein Missionär, es scheint uns nicht möglich, daß Gott diese Kirche aus ihren Trümmern aufgerichtet habe, um sie wieder zusammenstürzen zu lassen; der Glaube wird über die letzten Anstrengungen der Hölle triumphiren.“

Missionen von Afrika.

Apostolische Präfektur von Congo.

Nachdem wir die Wiederherstellung der Mission von Congo gemeldet, haben wir in einigen großen Zügen die Geschichte dieser einst blühenden Christengemeinde, die heute nur mehr Trümmer aufweist, im Umrisse gezeichnet. Darauf haben wir die Reise der neuen Missionäre, und ihre Niederlassung in Ambris, einem der Hafenplätze von Congo, erzählt. [1]) Der nachstehende Brief macht uns nun mit den ersten Unternehmungen der evangelischen Arbeiter bekannt und enthält zugleich interessante Angaben über einen Ausflug in das Innere des Landes.

Auszüge aus einem Briefe des hochw. P. Prussot, apostol. Vizepräfekten von Congo, an die HH. Mitglieder der Centralräthe des Werkes der Glaubensverbreitung.

Ambris, den 15. Februar 1867.

Meine Herren!

... Nach einem mehrmonatlichen Aufenthalt in St. Paul von Loanda, der Hauptstadt der portugiesischen Besitzungen an der Küste, wurde uns endlich erlaubt, unsere heiligen Amtsverrichtungen in allen Theilen dieses von Priestern entblößten Landes auszuüben. Das war nun ein unermeßlicher Wirkungskreis, der sich hiemit vor uns aufthat. Aber womit beginnen, welche Werke unternehmen?

---

[1]) Annalen 1866 u. 1867.

Verwegenheit wäre es gewesen, uns in das Innere der Mission zu wagen, ohne erst die Landessprache zu kennen. Anderseits hatte die Erfahrung gelehrt, daß der Weiße unter diesem mörderischen Klima nicht gleich den Eingebornen leben kann, sondern daß er der nahrhaftern europäischen Erzeugnisse bedarf. Aus diesen Gründen mußten wir als erstes Absteigequartier einen Ort wählen, von dem aus wir sowohl mit unserm Mutterlande, als mit den Hauptpunkten der Mission verkehren können. Ambris schien diesem doppelten Bedürfnisse zu entsprechen; denn es ist die einzige Rhede an der Küste, wo die Postschiffe anlegen und von wo die meisten Reisenden, die nach Bembe und San Salvador wollen, abfahren. Dazu kommt noch, daß die zahlreichen Boote, welche von Süden nach Norden gehen, gewöhnlich Ambris berühren, und daß hier endlich alle Monate die Depeschen für die Faktoreien befördert werden. Dieser Posten, den ehemals ein portugiesischer Priester innegehabt hatte, war damals unbesetzt. Da konnten wir nun zugleich unsern Beruf ausüben, uns in der Kenntniß der portugiesischen Sprache vervollkommnen; und uns die Mundart der Völkerschaften von Congo, die in Ambris gesprochen wird, eigen machen.

Der Ankerplatz, vom Festlande ziemlich entfernt, ist schwer zugänglich, und die Schiffe müssen eine langausgedehnte Sandbank, welche dessen Eingang verschließt, umschiffen. Von diesem Ankerplatze aus erblickt man nur ein hohes steiles Gestade, gekrönt mit einem weißen Thürmchen, das einem kleinen Leuchtthurm ähnlich sieht. Auf diesem lang sich hinziehenden Gestade liegen die Wohnungen. In der Ferne zeigen einige unfruchtbare Hügel ihre Umrisse, auf einer etwas näher liegenden Ebene breitet sich ein grüner Teppich aus, von wo ein großer Wasserstrom herkommt, der sich in einen weiten mit Wurzelträgern bedeckten Sumpf verwandelt.

Wenn man sich dem Ufer nähert, entdeckt man die portugiesische Zollstätte und ein Wohngebäude von Stein. Das

Dorf liegt auf einer ſandigen Hochebene. Zum erſten Male brachten die Portugieſen im Jahre 1791 Ambris unter ihre Herrſchaft. Dieſe erſte Eroberung koſtete ihnen keine weitere Mühe als die Sinzalas (Dörfer der Schwarzen) in Brand zu ſtecken. Später verließen ſie dieſen Poſten wieder, und verſchiedene Handelshäuſer errichteten hier Niederlaſſungen, ohne den Portugieſen eine Abgabe zu zahlen. Vor etwa zwanzig Jahren wurde hier der Handel mit Elfenbein und Wachs im Großen betrieben; aber die Nähe der Kupferminen von Bembe veranlaßte die portugieſiſche Regierung, von Ambris neuerdings Beſitz zu nehmen, und dieſes Mal wurde hier eine Zollſtätte und eine kleine Feſtung mit einer Beſatzung von zweihundert Mann errichtet.

Nachdem Ambris wieder portugieſiſch geworden, verlor es ſeine ganze Wichtigkeit für den Handel. Die Fremden, welche den größern Theil der Bevölkerung ausmachten, gingen über den Fluß Loge und ließen ſich längs der Küſte nieder, um den drückenden Zollabgaben zu entgehen. Einige Kaufleute von Ambris wurden nun beim Sinken des Handels Landbauern, und machten Grundſtücke urbar, welche ungefähr eine Stunde oberhalb des Dorfes liegen, an der Stelle, wo der Fluß wieder aus den Sümpfen hervorkommt. Dort ſieht man jetzt ſchon ſieben große Beſitzungen, wo die Schwarzen das Zuckerrohr, die Baumwolle, den Maniok, Hirſe u. ſ. w. pflanzten. Die Muſſeken, das iſt der Name dieſer ländlichen Wohnungen, ſind durch das kleine Fort von St. Joſeph von Loge geſchützt.

In den erſten Tagen des September nahmen der hochw. P. Espitallie und Bruder Billon von dieſem Bezirke Beſitz; aber ſchon vierzehn Tage nach ſeiner Ankunft erlag unſer lieber Bruder einem Fieberanfalle.

In der neuen Station mußte erſt Alles geſchaffen werden. Eine elende Holzhütte, die unter einem frühern Pfarrer für den Gottesdienſt gemiethet worden, war von ihrem Eigenthümer wieder in Beſitz genommen worden. Bei der Ankunft des P. Espitallie beeilten ſich alle Einwohner, eine

Unterschriftensammlung für den Bau einer Kirche zu eröffnen. Bis nun dieses Gebäude hergestellt sein wird, ist ein geräumiger und anständiger Saal des Militärspitals für den Gottesdienst hergerichtet worden. Als einstweilige Wohnung ist uns ein Haus der Minengesellschaft von Bembe angewiesen worden. Unser Bezirk zählt mit Einschluß der Bewohner der Musseken drei bis viertausend Seelen. Alle diese guten Leute sind in Bezug auf die religiösen Wahrheiten in der tiefsten Unwissenheit versunken, und es ist sehr schwierig ein Volk von Sklaven, welche nur zu oft gegen die Religion gleichgültig, oder gottlosen Herren unterworfen sind, zu unterrichten. Die Ausübung unsers heiligen Berufes im Spital wie auswärts, die vier oder fünf Kinder zählende Schule, der Besuch der Neger in ihren Wohnungen und der Krankenbesuch, und endlich das Studium der Sprachen nehmen alle unsere Zeit in Anspruch.

Dessen ungeachtet hörten wir nie auf, unsere Aufmerksamkeit nach dem Mittelpunkte von Congo zu richten, und in dieser Absicht sammelten wir Erkundigungen und nahmen uns sogar vor, sobald als möglich eine Erforschungsreise dorthin zu machen.

Vier Hauptstraßen führen von der Küste nach San Salvador. Die erste, welche ihren Ausgangspunkt in St. Paul von Loanda hat und über San Jose d'Emoge führt, erfordert nicht weniger als fünfzig Tagreisen; sie ist die sicherste, und wird von einigen portugiesischen Handelsleuten benützt, welche dieser Straße entlang Handel treiben. Die zweite beginnt in Ambris und führt durch Bembe. Sie ist viel kürzer, und erfordert nur achtzehn bis zwanzig Tagmärsche, ist aber wegen den Mossurungus, welche bisweilen die Karavanen angreifen, weniger sicher als die erstgenannte. Da der Europäer hier nur im Tipoia (Tragsessel) reisen kann, so bedarf er wenigstens zwölf Kargadores (Träger), um diese Reise unternehmen zu können. Dazu gehen diese Träger nur bis Bembe, wo man wieder andere miethen muß. Und da jeder Kargador auf vier

Franken zu stehen kommt, so sieht man, daß eine solche Ausgabe die Mittel der Missionäre übersteigt. Von den Schwierigkeiten und Mühseligkeiten, welche eine bald von schroff abfallenden Bergen, bald von ungesunden Sümpfen unterbrochene Straße verursacht, rede ich gar nicht. Wäre es bei solchen Verbindungsmitteln überhaupt nur möglich, jemals daran denken zu dürfen, im Mittelpunkte von Congo eine Mission zu gründen? Die dritte Straße ist diejenige, welche die Kapuziner benützen, um in ihr Kloster von St. Antonio (Banza Sogno) in San Salvador (Banza-Congo) zu gelangen. Die Länge der Reise betrug vierzehn bis zwanzig Tage, die Straße muß aber gegenwärtig durch die Mussurungus unbenützbar gemacht sein. Dieser Weg wird von den Händlern von Sklaven und freiwillig Geworbenen benützt. Für den Augenblick mußte ich mich darauf beschränken, den Fluß zu erforschen und über die Mittel und Wege nach San Salvador zu gelangen, Erkundigungen einzuziehen.

Die göttliche Vorsehung kam mir zu Hülfe, daß ich diese erste Reise ausführen konnte. Als ich Ende Juli nach St. Paul von Loanda kam, war der Herr Viceadmiral Fleuriot de Langle, Kommandant der Schiffsabtheilung an der afrikanischen Westküste, so gefällig, mir am Bord des Curieux einen Platz anzubieten, da dieses Schiff nächstens auf seiner Fahrt nach Gabon auch den Zairi berühren sollte. Ich nahm dieses Anerbieten dankbar an.

Am 30. August schiffe ich mich ein, und am 5. September sind wir Angesichts des Vorgebirges Padron, an der Mündung des Zaire.[1]) Dieser Fluß, der schönste in diesen

[1]) Das Vorgebirg Padron de la Colonne erhielt nach dem Berichte von Merolla (Vaikuaer, Bd. 13, S. 515.) diesen Namen daher, „weil die Portugiesen hier ein schönes Marmorkreuz aufpflanzten, welches in der Folge von den Holländern umgestürzt wurde.“ Zur Zeit dieses Schriftstellers waren noch Trümmer von diesem Denkmal übrig, und auf seinem Fußgestell sah man das portugiesische Wappen mit einer unleserlich gewordenen Inschrift.

Gegenden, ergießt sich mit so ungestümem Laufe in das atlantische Meer, daß seine gelblichen Wogen bis auf dreißig Stunden vordringen, ohne sich mit den Meereswogen zu mischen.

Die alten Schriftsteller geben der Mündung des Zaire eine Breite von achtundzwanzig Meilen, aber dabei haben sie eine Bucht, welche das Meer hier bildet, für die Mündung selbst genommen. Von der Bucht aus gesehen gleicht der Fluß einem grünen Forst, der zwischen zwei Hügelketten eingezwängt ist. Und wirklich ist das Flußbett des Zaire bis nach M'Boma durch zahlreiche mit Wurzelbäumen, Bambus, Palmen und Binsen u. s. w. bedeckte Inseln durchzogen.

Auf der Nordseite der Bucht ist eine kleine Landzunge, zwischen das Meer und den einen der Flußarme eingekeilt, ausgestreckt. Hier ist der Punkt, wo ein Handlungshaus von Amsterdam eine Faktorei errichtet hat. Dieser Ort, welcher einen Theil des ehemaligen Königreichs N'Goia ausmacht, der heutzutage gewöhnlich mit dem Namen Kabenda bezeichnet wird, hat von den Franzosen den Namen Banane erhalten. Hier fand ich eine sehr herzliche Gastfreundschaft, wie ich überhaupt mit Freude bekenne, daß ich in allen europäischen Faktoreien dieselbe gute Aufnahme gefunden habe.

Zu Banane hatte ich wenig Verkehr mit den Eingebornen. Ich machte mich schon am 10. September wieder auf den Weg, auf einer Schaluppe, welche nach Porto-da-Legna unter Segel ging. [1]) Dort gibt es etwa sechs Faktoreien, unter denen auch eine französische, in welcher ich von unsern Landsleuten mit offenen Armen aufgenommen wurde. Diese Niederlassungen befinden sich auf niedern Inseln, welche oft unter Wasser stehen und sehr ungesund sind. Die benachbarten Inselbewohner kamen zu Hunderten auf ihren Pirogen herüber, um das Palmenöl und ihre andern

---

[1]) Der Name Porto-da-Legna scheint daher zu rühren, daß die Negerfahrzeuge hieher kamen, um da ihren Holzbedarf zu beziehen. Porto-da-Legna liegt 30 Meilen von Banane.

Erzeugniſſe gegen europäiſche Handelswaaren auszutauſchen. Dieſe Schwarzen haben ein ſehr elendes Ausſehen, ſind alle mit Fetiſchen behangen, und haben nicht die geringſte Erinnerung an die Lehren der frühern Miſſionäre bewahrt. Ihre Hütten ſind in dichten Wäldern zerſtreut, und nur in der Nachbarſchaft der Faktoreien konnte man namentlich von Anfang einen Verſuch ſie zu unterrichen machen.

Da Porto-da-Legna nur ein Ruheplatz auf meinem Wege war, ſo wünſchte ich ſehr, weiter zu kommen. Aber die Sache war nicht ohne Schwierigkeit, weil die Inſeln des Flußes, wie auch das linke Ufer desſelben von den Moſſurungus bevölkert ſind, welche eine träge, bösartige, diebiſche und räuberiſche Nation iſt, die ſich bis in die Nähe der Straße von Abris nach Congo ausdehnt. Das iſt eben immer dieſelbe Völkerſchaft von Sogno, über welche ſich die Miſſionäre und Kaufleute immer beklagt haben. Begierig nach den Gegenſtänden des Handels, welche ſie in den Händen der Weißen ſehen, ſuchen dieſe Eingebornen durch Raub zu erlangen, was ſie ſich durch Arbeit und Fleiß nicht auf rechtmäßige Weiſe verſchaffen können.

Man machte mir Hoffnung auf die baldige Abfahrt einer Flotille, die ſich zu vertheidigen im Stande wäre; und als nun zwei große Pirogen und zwei Schaluppen beiſammen waren, konnten wir am 19. September die Anker lichten. Anfangs ging man vorſichtig und in guter Ordnung vorwärts, als ſich dann aber der Feind nicht zeigte, überließ man ſich dem Winde. Da wir uns ſchon außer Gefahr glaubten, ſo begann ich ſelbſt mein Brevier zu beten. Aber plötzlich ſpringt ein Neger aus dem Walde hervor und fragt uns, wohin wir gehen. — „Nach M'Bona", lautet die Antwort. Der Neger ſteht ſtill, betrachtet uns einen Augenblick und verſchwindet wieder.

Nach Verlauf einer Viertelſtunde rückt eine ganze Menge bewaffneter Schwarzen aus dem Walde heraus und ſammelt ſich auf einer gelichteten Stelle. Dieſes Mal

ſtehen wir den Moſſurungus gegenüber. Sie eröffnen das Feuer, es wird ihnen erwiedert. Das Fahrzeug, in welchem ich mich befand, war das vorderſte, und es hatte Anfangs den Hauptangriff auszuhalten, welcher indeſſen, ich muß geſtehen, eben nicht ſehr furchtbar war. Die kleinen Kieſel, deren ſich die Moſſurungus anſtatt der Kugeln bedienen, bringen ſelten bis zu uns. Ich meinerſeits hielt mich am Fuße des Hintermaſtes feſt und ſetzte mein Breviergebet, welches damals zu der Lage ſehr gut paßte, fort; ich betete nämlich die Veſper vom heiligen Januarius und ſeinen Gefährten. Eine gute Vorbereitung zum Tode; aber der Tod kam nicht zu mir, er floh mich gegentheils, aber unglücklicherweiſe nur um ſeine Schläge nach einer andern Seite zu richten. Der Feind, welcher ſieht, daß der Wind uns ſeinem Bereiche entzogen hat, richtet ſein Feuer jetzt gegen die andern Fahrzeuge und läßt ſeine Pirogen ins Waſſer, um dieſelben zu umzingeln. Da machen wir ganze Wendung. Schon ſtellen die erſchreckten Moſſurungus ihre Verfolgung ein, als die Ungeſchicklichkeit eines Negers in unſerm vierten Fahrzeug ihnen wieder Muth macht. Dieſer unvorſichtige Menſch zündete nämlich beim Abfeuern ſeines Gewehres unſern Pulvervorrath an. Er ſelbſt wird dabei in den Fluß geſchleudert und den Kaimans preisgegeben, einer ſeiner Kameraden wird verwundet und die vier andern fallen mit dem Fahrzeug in die Gewalt der hundert bis hundert und fünfzig Mann ſtarken Angreifer. Wir hatten den Schmerz, unſern Weg fortſetzen zu müſſen, ohne dieſen Unglücklichen Hülfe bringen zu können.

... Die Nacht bringen wir in der Faktorei von Matera zu. Am folgenden Tage machte ich einen kleinen Ausflug in das Innere der Inſel. Hier wie auf allen andern Inſeln zwiſchen Matera und M'Boma iſt das Land nahezu vollſtändig entwaldet und mit großem Grasaufwuchs bedeckt. Der Boden iſt fruchtbar und würde den Inſulanern, wenn ſie nicht ſo träge wären, überreiche Mittel darbieten. Aber ich konnte kaum einige kleine Punkte angebauten Landes

entdecken, wo magere Pflanzungen von Pistazien, Patáten, Bohnen und Mais wuchsen. Daher führen denn auch die Einwohner in ihren elenden Hütten ein klägliches Leben.

. . . Um vier Uhr Nachmittags segelten wir wieder ab. Wir hatten nach M'Boma nur noch fünf bis sechs Stunden, aber der Wind war so schwach, die Strömung des Flusses so reißend, daß wir erst in der Frühe des folgenden Tages dort ankamen. In dem Maße als wir voran kamen, zeigte sich auch mehr und mehr in ihrer ganzen rauhen Kahlheit jene hohe Hügelkette, welche, vom Meer aus gesehen, die durch die Arme des Zaire durchschnittene Ebene begränzt. Der Landschaft fehlt es indessen weder an Großartigkeit noch an Mannigfaltigkeit; da gibt es Berge, die bald jäh abfallend, felsig, bald mit hohem Graswuchs überkleidet sind. Bald zeigen sich uns auch, unter Palmgruppen versteckt, einzelne Dörfer, und endlich erblicken wir drei Niederlassungen, auf welchen die portugiesische Flagge weht; das ist der Mittelpunkt von M'Boma, jenes durch seinen Sklavenmarkt einst so berühmten M'Boma, das heutzutage nur mehr einen Tauschhandel mit Oel, Palmen und Pistazien u. s. w. treibt. Das ist ein Handel, der zwar vielleicht weniger einträglich, aber jedenfalls ehrenhafter ist.

M'Boma ist an einen Berg gelehnt, welcher den Fluß, und die weite, von diesem bewässerte Ebene beherrscht. Der Dichter, der Handelsmann, der Landwirth, sie alle finden hier Befriedigung für ihren verschiedenen Geschmack, denn M'Boma hat nicht nur reizende Lagen, unermeßliche Fernsichten, sondern auch einen Boden von bewunderungswürdiger Fruchtbarkeit, der fast ohne Pflege hundertfachen Ertrag liefert. Im Gegensatz zu den Mossurungus sind die Bewohner von M'Boma eine ganz friedliche Völkerschaft. In Bezug auf Religion findet man hier, wie in allen diesen Gegenden, nur einen rohen Fetischdienst. Man sichere indessen nur die Schiffahrt auf dem Fluß durch die Bändigung der Mossurungus, so ist kein Zweifel, daß M'Boma sehr bald ein wichtiger Punkt für den Handel und ein noch wichtigerer

für die Mission werden wird, weil es so nahe bei Congo gelegen ist. In zwei Tagen gelangt ein Schwarzer von M'Boma nach San Salvador, einen Tag braucht er um den Fluß hinaufzufahren, den andern um den Weg über Land zurückzulegen. Der Weiße dagegen braucht in seinem Tragsessel drei bis vier Tage.

Zwei Umstände hielten mich von dieser Reise zurück, einmal die Schwierigkeit, einen des französischen kundigen Dollmetscher zu finden, und dann die Nachricht, daß in Porto-da-Legna ein englischer Dreimaster liege, welcher nach St. Antonio zu segeln im Begriffe sei. Man hatte mir so viele schöne Sachen von diesem St. Antonio gesagt, von der Majestät seines Königs so viel geredet, seine Igreja (Kirche) so sehr gerühmt, daß ich beschloß, eine so günstige Gelegenheit nicht unbenützt vorübergehen zu lassen.

Am 26. September lichteten wir die Anker und fuhren den Zaire wieder herunter; wir sahen Matera wieder, dann auch den Schauplatz unseres Kampfes, und kamen endlich in Porto-da-Legna an. Nachdem ich mir einen Platz auf dem englischen Schiffe gesichert, kehrte ich wieder in die französische Faktorei zurück, wo ich bis zur Abfahrt der Helena, 30. September, wartete. Sehr schnell waren wir auf der Rhede von St. Antonio, der Hauptstadt der Mossurungus, und fuhren noch denselben Tag zu den Faktoreien hinab. Zum ersten Male betrat ich nun den an Erinnerungen so reichen Boden von Sogno; ich befand mich in dem Hafen von Pinda, wo einst so viele Schiffe anlandeten; ich war nur in geringer Entfernung von Banza-Sogno, der Hauptstadt jener Grafschaft, welche zuerst den Samen des Evangeliums aufgenommen hatte, Banza-Sogno, berühmt durch sein Kloster italienischer Kapuziner und durch seine Igreja, welche jetzt noch bestehen soll.

Bevor ich erzähle, was ich gesehen, möge es mir gestattet sein, daran zu erinnern, was Sogno ehedem gewesen. Die zweite Provinz von Congo, sagt Valknaer, ist die Grafschaft Sogno. Ihre Hauptstadt, Banza-Sogno, liegt

drei Stunden vom Vorgebirge Padron und anderthalb Stunden von Pinda, einer andern Stadt an einem Arme des Zaire. In dieser letztgenannten fanden die Missionäre im Jahre 1646 eine Kirche, deren Gründung bis auf die Eroberung der Portugiesen zurückreichen soll. Zu Cavazzis Zeit gab es in Banza-Sogno drei Kirchen. Später bewog die Nothwendigkeit, für die Bedürfnisse der großen Zahl verlassener Christen zu sorgen, den Grafen und die Missionäre in jeder Stadt eine Kirche zu bauen, und zu Lebzeiten Merolla's zählte man deren achtzehn. Jeder dieser Gründungen war ein Neger beigegeben, der im Kloster der Kapuziner seine Erziehnng erhalten hatte, und jeden andern Tag in der Versammlung der Gläubigen den Rosenkranz beten ließ. Am Samstag hielt er öffentlich Unterricht, und an den Festtagen wurden Gebete abgesungen. Am ersten Sonntag jeden Monats wurde eine feierliche Prozession gehalten. Jede Stadt trägt den Stempel des Christenthums durch ein Kreuz, welches an einem zu diesem Zwecke geweihten Orte aufgepflanzt ist. (Merolla, bei Balknaer Bd. 14.) Das Kapuzinerkloster hat, wie der gleiche Missionär fortfährt, immer einige in der Medizin und Chirurgie erfahrne Sklaven. In der Nähe des Klosters wurde ein Spital für Greise, Krüppel und Blinde gebaut, in welchem die Hülfe unentgeltlich gespendet wird. Alle diese Werke der Nächstenliebe haben nicht wenig zum Fortschritte der Religion beigetragen.

Die Zeiten haben sich leider seither sehr geändert. Kaum können heutzutage die Schaluppen noch in den Hafen gelangen, welcher durch eine lange Sandbank geschlossen ist. An der Stelle der ehemaligen Stadt Pinda sieht man nur noch zwei Faktoreien, eine englische und eine portugiesische, welche aus Holz und Binsenmatten gemacht sind. Etwas weiter entfernt, längs des Flußarmes, welcher die Rhede bildete, sind etwa dreißig Hütten zerstreut, deren wilde Bevölkerung beim Anblick eines Weißen erschrickt, und den Missionär, trotz seiner Kleidung und des Kreuzes, das er offen

auf der Bruſt trägt, nicht mehr zu unterſcheiden verſteht. Auch nicht Einer mehr kannte den Gott ſeiner Väter, auch nicht Einer mehr kann das Zeichen des Kreuzes machen. Das iſt Pinda, oder vielmehr das einſtige Pinda, denn dieſer Name iſt in unſern Tagen in dieſem Lande unbekannt; das ſind ſeine Bewohner.

Lenken wir unſere Schritte jetzt nach der Hauptſtadt von Sogno, ich will ſagen gegen die Igreja, weil dieſe das einzige noch erhaltene Denkmal iſt. Am 4. Oktober konnte ich endlich die unentbehrlichen Schwarzen bekommen, um mich dorthin führen zu laſſen.

Wir machten uns um ſieben Uhr Morgens auf den Weg. Ich nahm meine kleine Kapelle mit mir, um das heilige Opfer darzubringen. Nachdem wir einen zwiſchen zwei Flußpfützen gelegenen und mit zahlreichen Dörfern beſäten Hügel erſtiegen, haben wir eine Ebene vor uns, in welcher ſich der Blick im Endloſen verliert. Dieſe Ebene, mit ihren weit ausgedehnten Maniokpflanzungen, wird durch rieſige Affenbrodbäume und Mahagonibäume angenehm unterbrochen. Wir maſchirten noch eine Stunde, und kamen dann zu der berühmten Igreja.

Hier hoffte ich noch einige Ueberreſte von der ehemaligen Chriſtengeminde in der Hauptſtadt von Sogno zu finden, mindeſtens die Ruinen des Kloſters und Spitals der Kapuziner. Aber ich ſuche umſonſt, nichts bietet ſich meinem Blicke dar. Ein rieſiger Tamarindenbaum und zwei oder drei Kokusbäume, Bäume, die ſich ſonſt in der ganzen Gegend nirgends geſehen, das iſt die einzige Spur der Vergangenheit, die ich habe auffinden können. Die gegenwärtige, jüngſt erbaute Kirche iſt aus Holz und Erde gemacht, und hat drei Oeffnungen, eine Thüre und ein Fenſter nach der Vorderſeite und eine kleine Seitenthüre. Das Getäfel bildet Stroh, welches durch Bambusrohre befeſtiget iſt, und der Fußboden beſteht aus lockerem Sande. Hinten befindet ſich ein gegen fünf Fuß anſteigender erhöhter ebener Platz, wo ein großes hölzernes Kreuz, zwei mehr oder weniger

verdorbene und mit groben Stoffen bekleidete Statuen der heiligen Jungfrau, mehrere kleine Kreuze, zwei oder drei Statuen von ich weiß nicht was für Heiligen, ein Rauchfaß und ein kupfernes Schiffchen, beide ziemlich gut erhalten, einige hölzerne wurmſtichige Leuchter, endlich Fetzen von Meßbüchern uud andern Büchern, welche die Spuren der ſie beſuchenden Inſekten an ſich tragen, alles bunt durcheinander liegt. Darauf beſchränkt ſich das ganze Kirchengeräthe der Igreja von St. Antonio. Und doch halten die Schwarzen darauf wie auf ein Wunder, und das vielleicht wegen der abergläubiſchen Vorſtellungen, die ſie damit in Verbindung bringen. Der Wächter des Denkmals iſt ein alter Neger, wie man ſagt ein ehemaliger Diener der frühern Patres.

Der geiſtige Tempel von St. Antonio befindet ſich in einem noch bedauerungswürdigeren Zuſtand, als ſelbſt der ſichtbare Tempel. Dieſes Volk ſcheint jeden religiöſen Begriff verloren zu haben, und höchſtens hat es noch eine gewiſſe Ehrfurcht für die Patres und ein unbeſtimmtes Verlangen nach der Taufe bewahrt, deren Wichtigkeit es indeſſen nicht begreift. O ihr heiligen Ordensmänner, ehrwürdige Apoſtel, die ihr durch die Pflege dieſes Theiles des Weinberges des Herrn zur himmliſchen Herrlichkeit gelanget ſeid, unterſtützet uns durch eure Gebete, und werfet einen Blick des Mitleids auf dieſes Volk, das eure heilſamen Lehren leider ſo ſehr vergeſſen hat!

Als ich in die Kirche eingetreten war, machte ich mit lauter Stimme das Kreuz und lud meine Begleitung ein, es mir nachzumachen, aber ohne Erfolg. Ich war in der Abſicht gekommen, hier die heilige Meſſe zu leſen, ein Glück, das ich während dieſer Reiſe nur ſelten genießen konnte. Aber beim Anblick dieſer traurigen Sachlage ſchwankte ich einige Augenblicke. Doch da es eben das Feſt des heiligen Franziskus von Aſſiſi war, folgte ich meiner Andacht zu dieſem Heiligen, nachdem ich mich zuvor verſichert hatte, daß die aus etwa vierzig Negern beſtehende Verſammlung ſich ſtill und auf den Knieen halten werde. Nach Beendig-

ung der Meſſe ſang ich zur Dankſagung das Ave maris stella zugleich, um dadurch auch die Aufmerkſamkeit dieſer armen Schwarzen ein wenig zu erwecken. Dann theilte ich Medaillen unter ſie aus, empfahl ihnen dieſelben ſorgfältig zu tragen, und ein großes wahres Vertrauen auf Nossa Segnora santa Maria, mac de Deo zu haben. Darauf gab ich ihnen zu verſtehen, daß ſie ſich nun zurückziehen könnten, aber Niemand ging hinaus, bis ich ſelbſt erſt mit meinem Beiſpiele vorangegangen war. Ich nahm dann in Gegenwart der immer größer werdenden Menge ein wenig Nahrung zu mir; der alte Wächter erhielt ſeinen Theil an meinem beſcheidenen Mahle, und nach der Gewohnheit der dieſen Ort beſuchenden Weißen, machte ich ihm auch noch einen Fetzen Tuch zum Geſchenke.

. . . Ich wünſchte den König von St. Antonio, von dem ich reden gehört hatte, zu ſehen. Man hatte mir geſagt, daß er ein Kreuz bei ſich trage, daß er ſeine Hofhaltung an einſamen Orten habe u. ſ. w., und überdieß war er ja der Nachkomme der frommen und edlen Grafen von Sogno. Aber ich konnte es bei den Negern nicht dahinbringen, daß ſie mich ihrem Könige vorſtellten, und mußte wieder in die Faktorei zurückkehren.

Einige Tage darauf machte uns der Fürſt Moab einen Beſuch. Er iſt ein Neger von etwa vierzig Jahren, geſittet, höflich, gefällig und den Franzoſen beſonders befreundet. Ihm ſagte ich, wie viel ich darauf halte, den König zu beſuchen, um ihm den Zweck meiner Sendung darzulegen. Der Fürſt verſprach mir, mich beim Könige einzuführen. Tags darauf, am 11. Oktober, kam er wirklich in der Frühe mit einer Piroge und zahlreichen Ruderern an.

Wir fahren nun den Fluß hinauf bis zu einer Bucht, in deren Hintergrunde das Dorf des Fürſten liegt. Wir nehmen das Frühſtück und ſetzen dann unſern Weg zu Lande fort. Erſt kommt man um einen Hügel herum und dann breitet ſich auf dem entgegengeſetzten Abhang desſelben im

Halbkreise das Dorf des Fürsten Mambokosek aus. Dieser Fürst, nahe an fünfzig Jahre alt, ist dem Fetischdienst sehr ergeben. Vor seiner Hütte befindet sich ein erhöhter Platz, der mit Fetischen der verschiedensten Gestalt ganz bedeckt ist. Die Augen der kleinen Statue des Fürsten Mambokosek, wie auch diejenigen der Neger dieser Gegend, bestehen aus Stückchen von Spiegelglas.

Nach einigen Höflichkeitsbezeigungen, die ich mit dem Fürsten Mambokosek wechselte, sprach ich einige Worte zum Preis des wahren Gottes, und fluchte dem Feinde der Menschen, der mit ihrer Leichtgläubigkeit sein Spiel treibt, und Anbetungen, die ihm nicht gebühren, empfängt. Indessen trug ich doch Sorge, den Fürsten wegen der Verehrung, die er den Fetischen erweist, zu entschuldigen, indem ich seine Unwissenheit als Grund derselben angab.

Diese Worte scheinen Mambokosek nicht mißfällig zu sein. Er verläßt mich auf einen Augenblick, geht in seine Hütte und kommt mit einem ziemlich gut erhaltenen Kreuz zurück. Dieses bewahrt er, wie ich voraussetze, aus Ehrfurcht an einem eigenen Orte, fern von seinen Götzenfiguren, und mit einem Schleier bedeckt. Ich benutze den Anlaß, um das, was ich ihm schon gesagt, zu bekräftigen: Dieses Kreuz kann nur von einem Missionär, wie ich einer bin, herkommen; wenn du daher die christliche Religion annähmest, würdest du nur das fortsetzen, was deine Vorfahren angefangen haben.

Beim Scheiden gab mir der Fürst als Pfand seiner Freundschaft zwei Hühner, und er ist der einzige Negerfürst, der mir ein Geschenk gemacht hat. Seine guten Gesinnungen verdienen es wohl, daß wir in unserm Gebete seiner in etwas eingedenk sind.

Wir kamen wieder zu unserer Piroge, die in der Bucht, welche uns von der Königswohnung von St. Antonio trennte, unserer wartete. Da wird nun eine Abordnung im Schnellschritt an den König gesendet, um demselben meinen Besuch

anzukünden. Wir gehen noch eine Zeitlang vorwärts, bis wir vor einer Hütte ankommen, welche sich durch ein höheres Dach und einen geräumigern Hofraum auszeichnet. Ich werde eingeladen, hier stille zu stehen und zu warten, bis mich der König rufen lasse. Daher nehme ich denn auf einem für mich bereiteten Bambussitze Platz, und bete in Erwartung der königlichen Botschafter meine Tagzeiten.

Kaum bin ich damit fertig, als vier Neger mir melden, daß der König uns erwarte. Wir kommen auf einem engen und vielverschlungenen Fußpfad durch dichtes Gebüsch. Endlich zeigen sich drei im Dreieck gelagerte Hütten, von denen die eine, etwas größer als die beiden andern, mit einer Bambusumzäunung umgeben ist. Zwischen den zwei ersten Hütten und dieser Umzäunung liegt ein Hofraum von vierundzwanzig bis dreißig Fuß Breite, bei fünfundvierzig Fuß Länge, der sich, wie der Boden überhaupt, nach abwärts senkt und in den wir durch den untern Winkel gelangen.

Plötzlich sehe ich mich dem Könige gegenüber, der ernsthaft in einem Lehnstuhle sitzt, unter einem Schirm, den ein hinter ihm stehender Sklave hält. Auf dem Kopfe hat er die Fürstenmütze;[1]) sein Haar und Bart sind weiß, seinem mageren Antlitze fehlt es nicht an sanftem Ausdrucke. Sein Königsmantel ist aus blauem gewürfeltem Zeug; um die Lenden trägt er zwei baumwollene Schürzen von lebhaften Farben; als Fußbekleidung hat er Pantoffeln aus Segeltuch, und unter seinen Füßen ist eine Matte ausgebreitet. In der Rechten trägt er ein Kreuz, welches er auf seinen Schenkel stützt. Wer immer in die Versammlung kommt, muß sich zur Erde werfen und dabei in die Hände klatschen. Alsdann hebt der König das Kreuz empor, und schwingt es

---

[1]) Diese Mütze, das Abzeichen der Herrschergewalt bei den Negern dieser Gegenden, ist aus einem leichten Gewebe von Stroh oder künstlich geflochtenen Gräsern gemacht, auf welchem gewöhnlich der Name des Fürsten zu lesen ist.

einige Augenblicke, wobei er die Lippen bewegt, wie wenn er eine Segensformel aussprechen würde. Das ist eine rohe Erinnerung an das, was die Kapuziner thaten, wenn die Schwarzen mit ihnen sprechen wollten.

Ich nähere mich mit einer zuversichtlichen Miene dem Könige, grüße ihn durch einen Händedruck, und setze mich dann auf einen für mich bereit gehaltenen Stuhl. Die mich begleitende Schaar wirft sich zur Erde und empfängt den königlichen Segen. Nachdem die Empfangsfeierlichkeit vorüber ist, ergreift der König das Wort und fragt mich, was für ein Geschenk ich ihm mitbringe. Ich antworte, daß der Missionär nicht komme, um Geschenke zu machen.

— Das Haupt der Christen, füge ich dann noch hinzu, dasselbe, das einst auch die Padres gesendet, deren Kreuz du bewahrst, und welche deinem Volke die wahre Religion verkündet haben, dasselbe sendet auch mich mit der Absicht, das Zerstörte wieder herzustellen. Willst du keine Missionäre, welche dein Volk unterrichten?

Wie ich zu reden fortfahren will, treten zwei junge mit Gewehren bewaffnete Leute hinter der Umzäunung hervor, nähern sich dem Könige und verschwinden dann wieder. Der König und der Fürst wechseln in der Eile einige Worte, dann wendet sich der Fürst an mich und dringt in mich, daß ich hinausgehe. Ich zögere, er drängt, dann stehe ich auf, reiche dem Könige die Hand, wobei ich ihm zugleich ein schönes baumwollenes Nastuch überreiche, und ziehe mich dann, ohne eine Antwort erhalten zu haben, zurück.

Was mochte wohl das Erscheinen dieser jungen Bewaffneten bedeuten? Was das Drängen des Fürsten, mein Weggehen zu beschleunigen? Noch ist dieß ein Geheimniß für mich; wer aber den treulosen Charakter der Mossurungus kennt, mag mit Recht vermuthen, daß ich mich in ihrer Mitte keineswegs in Sicherheit befand. Daß zwanzig Tage später die beiden europäischen Faktoreien angegriffen, in Brand gesteckt und geplündert wurden, bestätigt nur diese

Vermuthung. Die portugiesische Goelette, welche den Fluß zu bewachen hatte, eilte zwar herbei, und fünfundzwanzig Matrosen mit einer Kanone stiegen ans Land; allein sie wurden zurückgeworfen und ließen sechs Mann und den Vorsteher einer der Faktoreien auf dem Kampfplatze.

Ich hatte die Igreja und den König von St. Antonio gesehen, und mußte nun um so mehr an meine Rückkehr nach Ambris denken, als ich auch noch die Nachricht vom Tode unseres lieben Laienbruders erhielt. Da der Hafen von St. Antonio seine ganze Bedeutung verloren hat und nicht mehr besucht wird, so benützte ich gleich den folgenden Tag eine Fahrtgelegenheit, um mich auf die andere Seite der Bucht, nach Banane zu begeben, wo ich bald einen Anlaß nach Ambris zurückzukehren zu finden hoffte. Banane ist an die Stelle von Pinda getreten, wie es übrigens auch alle die Vortheile desselben besitzt. An der Mündung des nördlichen Zairearmes gelegen, wie Pinda an dem südlichen lag, bietet es den Schiffen einen sichern und bequemen Hafen, und so ist denn Banane der Mittelpunkt des Handelsverkehrs geworden.

Die Aufnahme, die mir von Seite der Holländer zu Theil wurde, war nicht minder freundschaftlich, als bei meiner ersten Durchreise. Drei Tage nachher bestieg ich eine Schaluppe, die nach Kisembo segelte. Wir brauchten wegen der Strömung und den Gegenwinden sieben Tage, um zu dieser Station zu gelangen. Sogleich schlug ich den Weg nach Ambris ein, und noch am gleichen Abend hatte ich die Freude, den P. Espitallie wiederzusehen.

. . . Genehmigen Sie, meine Herren, die Versicherung meiner ehrerbietigen Ergebenheit, womit ich die Ehre habe zu sein

Ihr ganz ergebener und dankbarer Diener
Poussot,
apostolischer Vizepräfekt von Congo.

Missionen von Amerika.

Nordamerika.

Bericht des Hochw. Herrn P. Franz Xav. Wenninger aus der Gesellschaft Jesu, über die von ihm im Jahre 1867 in den Vereinigten Staaten von Amerika abgehaltenen Missionen, erstattet an die Centraldirektion des Ludwigmissionsvereines in München.

Ich begann die Missionen des Jahres 1867 mit der zu Hamilton, einer blühenden Stadt, 30 Meilen von Cincinnati entfernt. Ich trachte, die erste Mission des Jahres wo möglich in der Nähe meines amerikanischen Capharnaums abzuhalten, um nach Beendigung meiner eigenen geistlichen Uebungen, mit denen ich das Jahr beginne, den Ort noch rechtzeitig zu erreichen, und keine Woche für meine Missionsarbeiten zu verlieren.

Ich entschloß mich, bei meinem dießjährigen Bericht, mich auch einiger Aufsätze zu bedienen, die über meine Missionen in den öffentlichen Blättern, besonders im Wahrheitsfreunde erschienen. Dergleichen Berichte sind sehr oft mit der frischen Lebendigkeit des so eben empfangenen Eindruckes geschrieben, und somit für europäische Leser nicht ohne besonderes Interesse.

Ueber meine erste Mission enthält nun der Wahrheitsfreund folgende Mittheilung: Ich habe über eine Missionserneuerung zu berichten, welche der Hochw. Missionär P. Wenninger hier vom 20. bis 29. Januar abgehalten. Freilich ist dies kein ungewöhnliches Ereigniß. Ist ja doch P. Wenninger stets auf Missionsreisen, ähnlich den Predigern des Evangeliums in der christlichen Urzeit, welche nirgends eine bleibende Stätte fanden, sondern von Ort zu Ort zogen, um

Allen Alles zu werden. Der jetzige Redakteur des Wahrheitsfreundes hatte geäußert, daß ihm kirchliche Nachrichten erwünscht seien, wenn dieselben ein auffallendes Zeugniß vom Wachsthum der Kirche ablegten, oder einen neuen Triumph derselben beurkundeten. Dieses trifft bei unserer Missionserneuerung zu. Die göttliche Gnade wird oft mit dem Thaue verglichen, welcher sich auf die Herzen niedersenkt; während einer Mission aber strömt gleichsam ein Regen göttlicher Gnadenwirkungen vom Himmel, welcher das Erdreich der Herzen tränkt, erquickt und neues frisches Leben mittheilt. — Dieser Strom ergreift auch Andersgläubige zu ihrem Heile, und führt sie dem Ozean der seligen Ewigkeit entgegen. So wurden auch bei dieser Mission 12 Protestanten feierlich in die heilige Kirche aufgenommen, während 5 weitere dazu vorbereitet werden. Ja die Mission wirkt mit Zauberkraft. Dies zeigt sich nicht bloß in den außerordentlichen Missionen, sondern auch in dem Feuereifer, der sich der ganzen Gemeinde bemächtiget, wo eine Mission abgehalten wird.

Beim Beginne der Mission und während der ganzen Woche herrschte der Winter mit der größten Strenge. Allgemein war die Befürchtung, Schnee und Kälte möchte eine zahlreiche Theilnahme verhindern; doch zur freudigen Ueberraschung Aller war die große Kirche stets gedrängt voll. Besonders dient es West-Hamilton zur größten Ehre, mit so großem Eifer und Muthe diese Gnadenzeit benützt zu haben. Selbst zur Nachtzeit, nicht ohne Lebensgefahr, setzte man mit Barken über den durch Eis gefährdeten Strom, da die Brücke eingestürzt war. Auch die Farmer der Umgebung eilten bei Tag und Nacht von weiter Ferne zu den Uebungen der heiligen Mission. Die Beichtstühle waren beständig umlagert. Es war herzergreifend, den frommen Eifer der Gemeinde bei der Feier der General-Kommunion zu schauen. Ein Stand wetteiferte mit dem anderen, und besonders war der Eifer der Jünglinge bewunderungswürdig.

Den Glanzpunkt des Festes bildete die Einweihung des Missionskreuzes durch den Hochw. P. Missionär. So etwas,

hieß es allgemein, hat man in Hamilton noch nicht erlebt. Die Kirche erstrahlte in einem Meere von Lichtern. Die Klänge der mächtigen Orgel wogten höchst feierlich durch die überfüllte Kirche, und der Gesang der versammelten Tausende hob die Herzen himmelwärts. Vor dem Missionskreuze stehend mahnte der Missionär, bevor er den päpstlichen Segen ertheilte, die ganze Gemeinde mit mächtiger Stimme zur Treue und Liebe gegen ihren Gott und die heilige Kirche.

Am folgenden Tag fand noch ein Dankamt statt, und der Missionär segnete alle Kinder der Gemeinde, legte noch einmal den tiefgerührten Eltern die sorgfältige katholische Erziehung derselben an das Herz, und nahm dann alle Kinder in den Verein der Kindheit Jesu auf. Nachmittags zog die ganze Gemeinde, die verschiedenen Vereine mit ihren Fahnen und Standarten zum Gottesacker, wo die Einweihung eines neuen großen Kirchhofkreuzes mit einem ausgezeichneten Christus-Bilde in Lebensgröße vorgenommen werden sollte. Bei dieser Gelegenheit sprach der Missionär noch einmal über den Gräbern an die für eine selige Ewigkeit nun mit Gottes Beistand bereitete Gemeinde, und nahm von Priester und Volk in höchst ergreifenden Worten Abschied. Kein Auge blieb trocken. Besonders zog auch bei dieser Gelegenheit der Eifer der Jünglinge die Bewunderung Aller auf sich. Sie zogen mit ihrer neuen vom P. Missionär selbst eingeweihten Fahne, die 400 Thaler kostete, in voller Zahl aus. Die Gemeinde blickte mit Trost und Stolz auf diese ihre wackeren Jünglinge. Unvergeßlich werden uns Allen die Tage der heiligen Mission sein und bleiben, und wir werden unseren Dank dem Hochw. Missionär und unseren vielgeliebten Priestern mit Gottes Beistand durch die That beweisen.

Von Hamilton begab ich mich nach St. Vincent, der berühmten von dem hochverdienten Abte Bonifazius Wimmer gegründeten Benediktiner-Abtei in Pennsylvanien.

Wer immer Amerika kennt und an den Interessen der katholischen Kirche in dieser sogenannten „Neuen Welt“ Antheil nimmt, der weiß auch, wie viel St. Vincent für die

Annalen der Kirchengeschichte dieses Landes zu sagen und zu bedeuten habe. Wenige in der That sind es, denen es gestattet ist, die Früchte ihrer Arbeiten in solcher Fülle heranreifen zu sehen, wie dem Stifter dieser Abtei und Gründer der Cassinensischen Benediktiner-Provinz in Amerika. Es ist dies der biedere, energische, und unermüdlich arbeitende Abt Bonifazius Wimmer. Vor ungefähr 26 Jahren kam derselbe aus dem bayerischen Kloster Metten nach Amerika, betrat voll Gottvertrauen den Boden dieses Landes, und die schwachen Reise des Beginnens wurden in der Nähe von Latrobe in der Wilderniß eingepflanzt. Und siehe da, zu welch einem Riesenbaume derselbe heranwuchs und erstarkte. Wer könnte wohl von Pittsburg nach Philadelphia reisen, ohne nach rechts blickend zu fragen: Was ist das für ein großes Gebäude am Hügel dort, mit so vielen Nebengebäuden in der Ferne? Das ist die berühmte Benediktiner-Abtei von St. Vincent; so lautet die Antwort. Einst stand allda vor noch nicht gar vielen Jahren ein armes Bretterhaus. Heute erhebt sich daselbst ein Gebäude, worin an hundert Ordensbrüder des heiligen Benedikt wohnen. Doch das genügt nicht. Dort weilen auch an vierzig Candidaten des Ordens, und an hundert und fünfzig Jünglinge, die in einem Convikte sich der wissenschaftlichen und geistlichen Pflege, unter der weisen Leitung dieser Ordenspriester, erfreuen. Nebstbei steht ein Haus für Reisende bereit, und die Abteikirche ist zugleich die Pfarrkirche einer ansehnlichen gemischten deutschen und englischen Gemeinde. Von diesem Mutterhause aus verzweigt sich der Ordensbaum des heiligen Benedikt über die meisten Staaten der Union, und bringt jährlich weiter, bis derselbe wohl auch über Californien seine Aeste bald ausbreiten wird. Vom äußersten Osten von Richmond bis Kansas, Minnesotta und Texas bestehen die Ansiedelungen der seeleneifrigen Söhne des heiligen Benedikt. Minesotta ist bereits so weit vorangeschritten, daß sich eine neue Abtei nächst St. Cloud bildet, zu deren erstem Abt der einstige Prior von St. Vincent, der hochverdiente P. Seidenbusch, erwählt wurde. Be-

reits ist die Bestättigung von Rom erfolgt. — Wir wünschen dem Hochw. Gründer all dieses Guten herzlich Glück zu diesem Erfolge, und wünschen Ihm noch viele Jahre, damit das Werk auch für alle Zukunft fest gegründet, fortbestehe und immer gesegnetere Früchte bringe.

Was die Missionserneuerung selbst betrifft, so würde es schwer sein zu sagen, was man mehr zu bewundern Ursache habe, den Eifer der Ordensbrüder und der studierenden Jugend, oder des Volkes selbst. Ganz Latrobe strömte herbei, und keine Umstände der Witterung bei rauher Winterszeit konnten den täglich wachsenden Eifer zurückdrängen. Ich predigte englisch und deutsch, somit sechs und achtmal während des Tages. Die Hochw. PP. Benediktiner halfen im Beichtstuhle. Eine vollständige Geisteserneuerung erfolgte auch hier, und es wurden elf Protestanten in die heilige Kirche aufgenommen. Mehrere blieben im Unterricht. — Interessant war es auch, und an die alten Zeiten der Benediktinerstifte erinnernd, zu sehen wie gleichsam die ganze Gemeinde täglich von der Abtei an jedem Mittage gespeist wurde, um den geistlichen Uebungen des Nachmittages beizuwohnen, was durch das Heimgehen in so große Entfernung unmöglich geworden wäre. Es schien dabei gleichsam eine Art Brodvermehrung statt zu finden, wie die Brüder zu ihrer nicht geringen Verwunderung bemerkten. Wie viele Vergelt's Gott! kehrten dabei segnend auf die großmüthigen Geber zurück.

Ich reiste von da nach Washington City, dem Sitze des Präsidenten, des Congresses, und der Hauptstadt der ganzen Republik. — Die letzten Wochen gerade vor der Mission und zur Zeit der Mission selbst hielten in politischer Beziehung die Hauptstadt in großer Aufregung, und ganz Amerika richtete mit Spannung seine Augen auf dieselbe. Das Resultat war kein erfreuliches; die Gemüther wurden durch die Verhandlungen des parteiischen, und mit dem Präsidenten in Fehde stehenden Congresses noch mehr als je entzweit, und man hatte alle Ursache die ernstlichsten Folgen zu befürchten. Wer, wie ich, Gelegenheit hatte, die Repräsentanten-Halle zu

besuchen, dem drängte sich von selbst das Gleichniß mit dem babylonischen Thurme auf. Gab es dort nur Sprachenverwirrung, so herrschte hier eine Begriffsverwirrung, die es noch toller machte. Ja selbst, was die Sprache betrifft, welch ein Wirwarr von Ausdrücken, in welchem sich die Begriffsverwirrung Geltung zu verschaffen suchte! Da wo die größte Ruhe und Besonnenheit die höchsten Interessen und wesentlichsten Erfordernisse eines so großen Reiches berathen, und nach Recht und Gerechtigkeit ordnen sollten, welch ein Tummelplatz von Selbstsucht, Leidenschaft und Haß eröffnete da seine Schranken. Doch in Mitte dieser Wühlerei menschlicher Intriken spendet die göttliche Vorsehung unabläßig den Kindern der Kirche die Gnadenschätze der Erlösung, und das Reich Christi feiert seine Triumphe zum Heile der Seelen. Da gibt es kein muthloses Schwanken — keine Unsicherheit — kein Niedertreten von Rechten, kein Zerreißen der Bande christlicher Nächstenliebe, sondern Alles trägt an sich das Gepräge der Einheit, der Wahrheit, des Lichtes und des Friedens mit Gott und den Menschen. Das fühlte man so recht auffallend, wenn man hier zu Washington City in den zehn Tagen der Mission die zwei nicht weit von einander gelegenen erleuchteten Gebäude Abends betrachtete: das Kapitol und die deutsche Marien-Kirche. In dem einen Gebäude erschallten die fieberhaften Debatten des Congresses, Drachenzähne aussäend; in dem anderen hatte ich die Gelegenheit als Bote des Friedens, der Versöhnung und Einigkeit, als Verkündiger der wahren Emancipation von der Sklaverei des Teufels, und von der Wiederherstellung des Reiches Gottes in dem eigenen Herzen, meine Stimme zu erheben. — Die Debatten im Capitol fanden ihr passendes Emblem in der über dem mit Gas erleuchteten Gebäude in die dunkle Nacht rabenschwarz sich erhebenden Göttin der Freiheit. Die Reden hingegen, die in der festlich beleuchteten Marienkirche ertönten, fanden ihr Emblem in dem mit Strahlenglanz umflossenen Kreuze, das prachtvoll und überaus erhaben wie ein Finger zum Himmel wies. —

Welch ein Gegensatz! aber auch welch eine Geistesblindheit, daß Menschen sonst so durchtrieben, und, wenn es das Zeitliche gilt, mit Adlerschärfe sehend, in geistiger Beziehung diese, auf dem ganzen Erdball, wo immer das Evangelium gepredigt wird, sich dem prüfenden Auge darstellenden Gegensätze gar nicht zu gewahren, und noch weniger zu würdigen sich angeregt fühlen. — Traurig für sie — aber tröstend und stärkend für Alle, die eines guten Willens und entschlossen sind, der Wahrheit ihr Herz aufzuschließen und ihre Ewigkeit in Sicherheit zu stellen. Ich fühlte dies um so mehr hier bei dieser Mission, da ich die ganze Woche als Thema meiner Betrachtungen den Gegensatz der zwei Fahnen, der Fahne Christi und der Fahne des Luzifer in das hellste Licht zu stellen trachtete. Das Kapitol und die Marienkirche, und was damal gerade sich zutrug, schienen eine sichtbare Hinweisung auf dieses Thema zu sein. Der Eifer des katholischen Volkes ließ nichts zu wünschen übrig. Es wurden auch hier zehn Protestanten in die heilige Kirche aufgenommen. Man konnte sich übrigens des Wunsches nicht erwehren: Wie gut und heilsam wäre es doch, wenn die Herren da oben im Kapitol, anstatt sich rathlos zu zanken, sich entschließen würden, statt eines augenverdrehenden ketzerischen Pastors, der ironisch ein Gebet daher sagt für Menschen, die an Nichts glauben als an sich selbst, die sich weise genug dünken die Welt zu regieren, sich aber dabei selbst nicht kennen, ein paar tüchtige Missionäre kommen zu lassen, um durch zehn Tage mit allem Eifer den Uebungen einer heiligen Mission beizuwohnen und eine ordentliche giltige Generalbeicht zu verrichten. Wie wäre da auf einmal allen Uebelständen abgeholfen zur allgemeinen Befriedigung, zum Wohle des Landes, zu seiner augenblicklichen Rekonstruktion und zur Garantie eines dauernden Friedens. Die Bedingnisse aber zu einer solchen Beicht sind allbekannt; nämlich volle aufrichtige Versöhnung und volle gewissenhafte Rückerstattung. Das wäre für die Vereinigung des Südens und des Nordens das rechte Bindungsmittel, und wäre für die Sicherstellung der Finanzen weit durchgrei-

fender als alle Banken. — Die Frömmigkeit, sie hat, wie der Apostel bezeugt, die Verheißung des Lohnes auch schon in dieser Welt. Gott gab dem Menschen alle Mittel, bereits auf Erden sich das Paradies gleichsam wieder zu erringen; wenn er sich dafür auch bereits schon auf Erden gleichsam eine Hölle schafft, aus der keine Erlösung zu hoffen, so ist er selbst daran Schuld. — Als ich unter dem Missionskreuze die Abschiedsrede hielt, da erinnerte ich den Pfarrer und die ganze Gemeinde an den Umstand, daß ich dasselbe Kreuz vor zehn Jahren bei der ersten Mission eingesegnet, und daß es gerade das Fest der Kreuzerhöhung gewesen sei, als dieß geschah. Damals sprach ich den Wunsch aus, dieses Zusammentreffen möge als eine günstige Vorbedeutung gelten, es werde die Zeit für Amerika kommen, wo noch die Worte des Psalmes sich erfüllen werden: Regnabit a ligno Deus — Gott werde vom Kreuze auch über Amerika herrschen, durch dessen Bekehrung zur heiligen Kirche.

Als ich von Washington damals fortging, feierte ich in dem ältesten katholischen Settlement zu Conewago die heilige Mission, und siehe da, ein amerikanischer Adler kam herbeigeflogen, und breitete seine Flügel aus über das neu errichtete Missionskreuz. Es schien ein zweites günstiges Vorzeichen. Heute, wo ich wieder vor demselben stehe, am Schlusse der Erneuerung der heiligen Mission, da sei es das Fest des heiligen Matthias, des an die Stelle des Judas erwählten Apostels. Ich sagte, es weise dieses Zusammentreffen auf die Bedingnisse hin, die zur durchgreifenden Bekehrung des amerikanischen Volkes erforderlich seien. Erstlich müsse an die Stelle des Judas Matthias treten, das heißt: Amerika hat dem Götzendienste des Geldes zu entsagen, und sich aus der Judas-Sklaverei des Goldes zu emancipiren. Eine schwierige Bedingung, aber doch keine hoffnungslose; denn wenn der Amerikaner auch das Geld liebt, so klebt sein Herz doch nicht so an demselben, wie das bei so manchen anderen Völkern der Fall ist. Der Amerikaner weiß wenig von der Knickerei und Sparerei der ordinären Judasbrüder. Er läßt

sich gut bezahlen und zahlt selbst gut — verdient viel und spendet Vieles. Immerhin besser, als wenn es anders wäre.

Von Washington City ging ich nach Manayunk. Es ist diese Stadt eine Fabrikstadt, gleichsam eine Vorstadt von Philadelphia, dieser zweit-größten Stadt in Amerika. Das Charakteristische und Erbaulichste bei dieser Mission war der Umstand, daß die Fabrikarbeiter sich durchaus nicht abhalten ließen der Mission beizuwohnen. Man hat da zu erwägen, wie unerbittlich hart die Leiter von Fabriken überall, besonders aber in dem Geldland Amerika, auf Arbeit bestehen, und wie gefährlich die Androhung von Entlassung wirkt in einer Zeit des Jahres, wo es weniger Arbeit gibt. Dessenungeachtet arbeitete eine große Zahl der Arbeiter während der ganzen Mission gar nicht, und eine noch größere nahm sich wenigstens die Zeit heraus, bei den betreffenden Predigten und Standesunterrichten und der General-Kommunion anwesend zu sein. Man drohte Entlassung; allein die Antwort war ebenso resolut: Nun denn, so gehe ich! So kam es, daß die Mission auf die ganze Gemeinde ihre volle Wirkung auszuüben vermochte.

Der Mission von Manayunk folgte die Erneuerung der Mission in der Dreifaltigkeitskirche in Philadelphia selbst.

Philadelphia hat nun eine Einwohnerzahl von 700,000 Seelen, die bevölkertste Stadt nächst Newyork. Die Dreifaltigkeitskirche ist wohl die älteste deutsche Stadtgemeinde in den Vereinigten Staaten. Der Andrang des Volkes von all den übrigen deutschen Kirchen war so groß, daß trotz der großen Anzahl der Beichtväter dennoch ein großer Theil der Nacht dazu verwendet werden mußte, um den Beichtenden zu genügen. Die Jünglinge beichteten beinahe bis zum anbrechenden Morgen, um an ihrer Generalkommunion theilnehmen zu können. Am Schluße umgab selbst die Außenseite der Kirche eine Menschenmasse, die auf 3000 angeschlagen wurde. Wie staunten die Amerikaner, so etwas in einer so großen Stadt auf offener Strasse zu sehen. Während ihre Meetinghäuser leer stehen, oder doch nur sehr spärlich besucht

werden, mußte man hier eine Polizeimacht aufstellen, um den Andrang der Gläubigen in die Kirche zu verhindern.

Das Missionskreuz stand, wenngleich zu so früher Jahreszeit, umgeben von einem paradiesischen Garten frischer Blumen, die man aus den großen Glashäusern der Stadt mit vielen Kosten herbeigebracht, und war mit einer eigens dazu angebrachten Gasbeleuchtung umstrahlt. Der Hochw. Bischof war selbst gegenwärtig, und ich habe selten eine solche Masse Volkes so tief ergriffen gesehen als dieses Mal.

Ich kann nicht umhin hier eines höchst merkwürdigen Falles zu erwähnen, der sich in eben dieser Dreifaltigkeitskirche bei der Einweihung des Missionskreuzes zur Zeit der Mission hier zugetragen, und der nun unter feierlichem Eidschwur zu Protokoll genommen, in das Archiv der Pfarrkirche niedergelegt ist.

Es fand sich nämlich ein Mädchen von 14 Jahren bei der Schlußfeier ein. Als nun dasselbe die schöne mit grossen Goldbuchstaben angebrachte Ueberschrift auf dem Querbalken des Kreuzes anblickte, sagte das Mädchen zur neben ihr stehenden Mutter: „O Mutter, könnte ich doch lesen, was auf diesem Kreuze geschrieben steht.“ Dieses Mädchen, Namens Blandina, hatte nämlich nie die Schule besucht und kannte keinen Buchstaben. Auf einmal sagte es zur Mutter: Mutter, ich lese nun die Inschrift! Nicht wahr, das heißt: „Wer ausharrt bis an's Ende, der wird selig“? „Kind,“ sagte die Mutter, „woher weißt du das, du kannst ja doch nicht lesen!?“ — Doch damit endete das Wunder nicht. Das Mädchen kam nach Hause, öffnete ein Buch, und konnte von diesem Augenblicke an lesen, ohne je einen Buchstaben in der Schule, die sie nie besuchte, oder sonst irgendwo gelernt zu haben. Sie lernte vom Kreuze lesen, und was sie zuerst las, waren diese wichtigsten aller Worte für jedes Kind Gottes; nämlich nur „wer ausharrt bis an's Ende, der wird selig.“ — O daß doch jeder vom Kreuze lesen lernte, im Buche des Lebens, und zwar vor Allem die ernste wichtige Mahnung: zu sorgen für die Be-

harrlichkeit bis an das Ende. Mutter und Tochter beschworen feierlich diesen auch vielen Anderen bekannten Fall. Das Mädchen, im Freudenjubel, theilte die Sache sogleich ihrem Beichtvater und ihren Freundinen mit. Gewiß ein Wunder, wohl einzig in seiner Art. — Es wurden bei diesen Missionen in Manayunk und Philadelphia circa 30 Protestanten in die heilige Kirche aufgenommen.

Von Philadelphia reiste ich nach Dayton, eine sehr anmuthig gelegene Stadt in der Nähe von Cincinnati mit ungefähr 20,000 Einwohnern. Ich gab die Missionserneuerung in der großen deutschen Emanuels-Kirche. Ostern feierte ich bei den PP. Franziskanern in der Johanneskirche in Cincinnati. Ich hielt daselbst nach der Feier des vierzigstündigen Gebetes auch die letzte Predigt in der alten Kirche. Dieselbe sollte einer neuen größeren und bei weitem schöneren Kirche Platz machen. — Nach der Predigt sammelte man, wie es sonst gebräuchlich ist, milde Beiträge. Es lagen auf dem Opferteller 700 Thaler. Ich frage, geschieht wohl so etwas je in Deutschland? Dabei wußte das Volk, daß am folgenden Tage ohnedieß eine Haus-Kollekte für die neu zu erbauende Kirche stattfinden würde. Freilich ist nicht jeder Ort in Amerika Cincinnati, wo die Gemeinden schon zu erstarken beginnen.

Von Cincinnati reiste ich nach der Hauptstadt von Ohio: Kolumbus. Auch diese Stadt ist sehr schön gelegen, und hat ungefähr 50,000 Einwohner. Ich hielt die Mission in der heiligen Kreuzkirche.

Von Kolumbus begab ich mich nach St. Louis, um daselbst einem dritten päpstlichen Processe beizuwohnen, über eine durch die Auflegung der Reliquie des sel. Peter Claver in der Kirche des heil. Joseph geschehene wunderbare Heilung. Wenn ich mich recht erinnere, so wurde die Heilung selbst bereits in einem früheren Jahrgange berichtet. Ein Mann verwundete sich die Brust. Es trat ein Beinfraß ein, der das Mittelbein der Brust und drei Rippen angegriffen hatte; nebstbei stellte sich eine doppelte Abzehrung ein: die

phtysis pulmonania und pilactosa, nebst den drei Halskrankheiten der bronchitis, laringitis und tomilitis. Der Mann wurde, bis zu einem Skelete abgezehrt, aufgegeben, jedoch durch Auflegung der Reliquie plötzlich vollkommen geheilt, und ist jetzt gesund und stark. Der Erzbischof von St. Louis nahm die Prozeßakten selbst mit sich nach Rom.

Von St. Louis ging ich nach Dubuque, einer großen Stadt am Missisippi, und hielt daselbst in der großen neuen Marienkirche die Erneuerung der Mission.

Von da eilte ich nach Buffalo, um der Einweihung der nun vollendeten herrlichen St. Michaelskirche, welche von den Vätern der Gesellschaft Jesu versehen wird, beizuwohnen. Ich hielt einst die Festrede bei der Grundsteinlegung dieses prachtvollen Gotteshauses. Nun galt es auch die Festrede bei der Einweihung derselben abzuhalten und damit zugleich eine Erneuerung der Mission vorzunehmen. Buffalo zählt ungefähr 100,000 Einwohner. Die Michaelskirche ist eben so imposant von Außen, als durch ihre Gemälde überraschend von Innen. — Ich hätte nie geglaubt, daß ein Maler den Sturz der Engel so meisterhaft und passend für einen Plafond der Kirche auszuführen im Stande sei. Maler Müller von Newyork, der in München seine Studien machte, hat es geleistet. Er faßte die glückliche Idee, die gefallenen Engel nicht in der Abscheulichkeit ihrer völligen Verwerfung zu malen, sondern im Uebergange von der Schönheit zur Häßlichkeit, gleichsam noch im Augenblicke der Versuchung. So blieben alle widerlichen Verzerrungen weg, und das Bild, wenn gleich ungemein ernst, so doch auch ebenso würdevoll. Ich habe überhaupt keine Kirche gesehen, wo die Malerei das Gotteshaus so passend und prachtvoll zierte als dies in der Michaelskirche der Fall ist. Doch das Alles braucht Geld, — und die Michaelskirche besonders, um die Unkosten eines solchen Werkes zu decken. — Da rückte die Zeit der achtzehnhundertjährigen Säkularfeier des Martertodes des heiligen Petrus und der großen Kanonisation in Rom heran. Ich hatte den Trost, die Erinnerung daran

durch eine eigene Festlichkeit in der St. Peterskirche in Louisville zu feiern. Ich reiste von da nach Aurora, einer Stadt in Illinois, hielt daselbst die Mission, und darauf eine andere zu St. Joseph, einer Landgemeinde im Staate Kentucky, und gab noch in zwei Gemeinden von Illinois die Mission, nämlich zu Ottowa und an der Rich. — Von da entschloß ich mich endlich nach vielen Jahren zu meiner Kansas-Reise. — Das ist der vielbesprochene Staat, der sich von Missouri aus bis nahe an die erste Reihe der weltberühmten Felsengebirge von Amerika ausdehnt. — Lange versprach ich, mich dahin zu begeben; allein ich wurde daran immer verhindert, namentlich in letzterer Zeit durch den ausgebrochenen Krieg.

Dieses Jahr nun ließ ich mich nicht mehr abhalten und löste mein gegebenes Wort. Es war mir selbst interessant im fernsten Westen neue Erfahrungen zu machen. Kansas! ja wohl, das ist der „ferne West", so denkt sich Jeder, der in den Mittel- und östlichen Staaten von Amerika lebt. Selbst noch in St. Louis, das schon sehr westlich liegt, trifft man Menschen genug, die auf die Frage: Wo reisen Sie hin? und die Antwort hörend: nach Kansas, mit sichtbarer Verwunderung die Augen aufspreitzen, und mit gezogener Betonung die Antwort wiederholen: Wirklich — nach Kansas? — so weit?! — Man übersieht, daß durch die Macht des Dampfes die Distanzen in Amerika gleichsam überwunden sind. Kein Mensch verwundert sich, daß man von Cincinnati nach St. Louis reise; und doch liegt Kansas nicht viel weiter von St. Louis als St. Louis von Cincinnati. Allein man ist noch nicht gewohnt in dieser Richtung zu reisen, daher die Verwunderung. Indeß Eins ist doch wahr und nicht zu verkennen: Sowie man die ersten 100 Meilen westwärts von St. Louis gefahren, so wird der Eindruck des Landes doch ein anderer. Man fühlt es, daß man in die Regionen des Schaffens und Werdens eindringt: gleichwie wer in Texas vorwärts dringt, es nur zu deutlich gewahrt, daß Alles um ihn noch mexikanisches Gepräge an sich trage. Man fühlt

dieſen Unterſchied zwiſchen dem erſt Werdenden der neuen weſtlichen Staaten und der Ausbildung der öſtlichen. Beſonders deutlich macht ſich dieſer Eindruck geltend, wenn man in Leavenworth den Wagentrain der Eiſenbahn verläßt. Vor erſt 12 Jahren ſtanden hier nur ein paar Hütten; heute erblickt man daſelbſt eine Stadt von 20,000 Einwohnern, und die ganze Anlage, zum Theil bereits in großartigen Dimenſionen durchgeführt, bürgt dafür, daß dieſe Stadt in kurzer Zeit ſich großartig entwickeln und ausbreiten wird. — Es iſt ein ermuthigender Eindruck, wenn man ſieht, wie Menſchen durch einen entſchiedenen ernſten Willen ſelbſt die größten Hinderniſſe zu beſeitigen und Dinge zu vollenden im Stande ſind, die durch ihre Kühnheit und Größe billigerweiſe überraſchen. Aber auch das Reich Gottes wächſt mit dem raſchen Erfolge und dehnt ſich immer weiter und weiter in Mitte dieſer Entfaltung des irdiſchen Fortſchrittes aus. Die Kirche iſt demſelben noch zuvorgekommen; denn wo auch noch keine Stadt daſteht wie Leavenworth, ſpenden bereits die Miſſionäre, beſonders aus der Geſellſchaft Jeſu, den Indianern der Felſengebirge die Segnungen der Kirche Chriſti.

Was Leavenworth ſelbſt betrifft, ſo erhebt ſich die neue herrliche Domkirche auf einem Hügel über alle Gebäude der Stadt. Auch die Deutſchen haben ſich den Platz für ihre neue Kirche an der anſehnlichſten Straſſe der Stadt geſichert, und in Kürze wird hoffentlich eine Kirche daſtehen in der Pracht einer deutſchen Kathedrale von Leavenworth. Ich hielt die Miſſion noch in der bisherigen alten Kirche ab. Der Wahrheitsfreund berichtet darüber wie folgt:

„Was dieſe Miſſion betrifft, ſo übertraf dieſelbe noch weit die großen Erwartungen, die man von ihr zum Voraus hegte. Die Gemeinde verdoppelte ſich gleichſam während der Miſſion. Eine ſolche Menge von Erkalteten befand ſich bis dahin in dieſer Stadt, die nun durch den Eindruck der Miſſion zum Leben der Gnade wieder erwachten. Wenn auch die Wirkungen einer Miſſion immer und überall troſtreich und erbauend ſind, ſo bewähret ſich die regenerirende Kraft

derselben dennoch am auffallendsten im äußersten Osten und Westen Amerikas, weil den Ankömmlingen im Osten in den Seestädten, und den Pionieren des Westens in den erst zu lichtenden Wildnissen besondere Gefahren des Heiles und des religiösen Lebens überhaupt drohen. Jawohl, man hatte Gelegenheit die Wirkungen der Gnade bei dieser Mission in Leawenworth anzustaunen. Auch eine bedeutende Anzahl von Protestanten wurde, wie bei den Missionen dieß gewöhnlich der Fall ist, in die heil. Kirche aufgenommen. Der Hochw. Bischof Miège wohnte selbst der erhabenen Schlußfeier an, welche mit großem Glanze und Ertheilung des päpstlichen Segens, Einweihung des Missionskreuzes und Festpredigt gehalten wurde. — Wie tief und durchgreifend der Eindruck auf die Herzen Aller, ja selbst Andersgesinnter gewesen, beweiset folgender Artikel, der in der hiesigen Kansas-Abend-Zeitung am Tage nach der Mission erschien:

Eine schöne, sinnige und echt deutsche Feier fand gestern Abend statt. Unsere Leser haben mit vielleicht wenigen Ausnahmen Gelegenheit gehabt, eine von den Missionspredigten zu hören, die seit 10 Tagen P. Wenninger in der deutschen katholischen Kirche abhielt. Wir selbst hatten Gelegenheit, einer derselben beizuwohnen, und freuen uns, daß dieselbe, frei von allem Fanatismus, lediglich den Zweck zu haben schien, Religiosität zu wecken. Ein solches Streben verdient Anerkennung, und wir versagen sie nicht, wenn wir auch nicht auf dem Standpunkte stehen, auf dem P. Wenninger sich bewegt. Deßhalb freuten wir uns auch über die sinnige Feier, die gestern Abend zu Ehren des genannten Missionärs veranstaltet wurde. Die Schuljugend, ihre Eltern und die sonstigen Mitglieder der Gemeinde versammelten sich nämlich gestern Abend, um P. Wenninger ein Ständchen zu bringen. Die Betheiligung war überaus stark und es gewährte einen schönen Anblick, die weißgekleideten Mädchen, die Knaben im Festgewande mit Lichtern und Kränzen und Inschriften, begleitet von ihren Eltern und Freunden, in feierlicher Prozession vor die Pfarrwohnung ziehen zu sehen. Musik und

Feuerwerk belebten die Scene. Reden wurden gehalten. Herr Dürr sprach den Dank im Namen der ganzen Gemeinde an den Hochw. P. Missionär aus. Derselbe drückte hinwieder seinen Dank für die unerwartete Feier aus. Jedes seiner Worte athmete Liebe, Friede und Eintracht. Nach einem kleinen Umzug durch die benachbarten Strassen kehrte die Prozession zum Pfarrhause zurück, um auch dem allgemein beliebten P. Heimann einen Beweis der Achtung zu zollen. So schloß diese interessante Feier."

Von Leavenworth begab ich mich nach Weston, einer Stadt, 9 Meilen von Leavenworth entfernt, am nördlichen Ufer des Missouri. — Der Bericht des Pfarrers dieser Gemeinde im Wahrheitsfreunde lautet wie folgt:

„Memoriam fecit mirabilium suorum, misericors et miseratur Dominus." Ich wähle zur Einleitung meines Berichtes über die soeben in meiner Gemeinde durch den Hochw. P. Wenninger abgehaltene Mission mit Recht diese Dank- und Jubelworte des Psalmisten aus. Ja, ich habe mir mehr als einmal im Verlaufe dieser hochgesegneten Mission, besonders aber am Schlusse derselben, gedacht: Das ist ein Wunder! Aber, wie ist es ohne ein Wunder der Gnade möglich, daß Menschen, die so lange nicht nur die Pflichten der heiligen Religion nicht mehr erfüllten, sondern denselben vielmehr Hohn gesprochen, nun auf einmal, wie von der Hand des Allmächtigen berührt und umgewandelt, mit einem Eifer erfüllt werden, der eine ganze Gemeinde eben so sehr überrascht als erbaut. Man fühlt da buchstäblich die Wahrheit der Worte eines heiligen Augustin, wenn er sagt: Die Bekehrung eines Sünders sei ein größeres Wunder als die Erschaffung der Welt. Gewiß, die Mission ist eine Gnadenzeit, und zwar eine solche, wie es für die Erneuerung des Geistes einer ganzen Gemeinde keine zweite gibt! — Merkwürdig ist dabei noch der Umstand, daß, wer noch keiner Mission beigewohnt, anfänglich gar nicht ahnt, in welch einem systematischen Verbande alle die einzelnen Theile der Mission mit dem Ganzen stehen, und welches die endliche Wirkung

dieſer geſchloſſenen Reihe von Betrachtungen, Unterweiſungen, Anreden und Feſtlichkeiten ſei. Man könnte eine wohlgeordnete Miſſion mit einer Schlacht vergleichen, die mit dem Vorpoſtenfeuer beginnt, bis endlich der volle Donner der Kanonen allen Widerſtand des Fleiſches, der Welt und der Hölle hinwegſchleudert und ſiegreich niederſchmettert. Merkwürdig iſt auch der Umſtand, wie da ſo manches edle Gemüth an's Tageslicht kommt, wie ein früher mit Schmutz bedeckter, nun aber rein gewaſchener Edelſtein; wie Menſchen, die einſt den Schilfröhren geglichen, nun auf einmal zu einer Feſtigkeit des Charakters erſtarken, die geradezu Staunen erregt, wenn ſie das nun muthig bekennen und ausführen, was ſie ſo lange zu thun vernachläſſigten; und wie ſolche, die einſt Sklaven des Alltagslebens geweſen, ſich nun heldenmüthig über das Urtheil der Welt hinausſetzen.

Solche Charaktere zeigten ſich auch hier in Weſton, beſonders unter den Männern und Jünglingen.

Ganz beſonders aber und unvergeßlich lieb und theuer bleibt mir und meiner Heerde die Feier des Schluſſes.

Ich erwähne nur obenhin die Pracht der Beleuchtung und der feierlichen Ertheilung des päpſtlichen Segens. Was hier den Eindruck der Schlußfeier ſo tief gemacht, war das Benehmen der Amerikaner. Wenn gleich P. Wenninger zweimal jeden Tag der deutſchen Predigt jedesmal eine gedrängte Ueberſicht in engliſcher Sprache folgen ließ, ſo begnügten ſich dieſelben damit noch nicht, ſondern wollten den Miſſionär ausführlicher reden hören. P. Wenninger verſprach deßhalb am Schluß-Abende ausführlicher an ſie zu reden. Da eilten nun die andersgläubigen, engliſch redenden Bewohner der Stadt bei ſinkender Nacht ſchaarenweiſe den Hügel hinan, auf dem unſere deutſche Kirche ſteht und die Stadt Weſton wie ein Fort beherrſcht. Da die Kirche die Menge nicht faſſen konnte, ſo ſtanden noch an hundert Perſonen an dem geöffneten Kirchenthore. Die ganze Menge horchte nun lautlos den begeiſterten Worten des Miſſionärs und ſchien ganz Auge und Ohr, was da bei einem amerikaniſchen Pu-

blikum, bei einer solchen Mischung sehr bezeichnend ist. Die Augen der Meisten jedoch zeigten Leben, denn sie füllten sich mit Thränen; für amerikanische Augen ein Wunder. Ja, der Eindruck auf selbe war ein gewaltiger, und dieser Schluß der Mission setzte dem Ganzen die Krone auf. Es handelt sich nun nur darum noch, die Frucht der Mission für alle Zukunft in Sicherheit zu stellen. Wir wollen das Unserige dazu mit allen Kräften beitragen und hoffen das Beste.

C. Linnenkamp, Pfarrer der Gemeinde.

Die Zahl der Protestanten, die ich hier aufnahm, war noch größer als in Leavenworth.

Von Weston ging es nun vorwärts gegen den Westen. Da eröffnen sich die sogenannten Plains oder Hochebenen, die dann fast bis an die Felsenberge und südlich bis gegen Californien hin sich erstrecken. Sie waren in diesem Jahre sehr unsicher gemacht durch die herumstreifenden Banden der wilden Indianer.

Ich gelangte nach St. Marys, wo ich ein Collegium der Väter der Gesellschaft Jesu fand im Distrikte der Potowatomer-Indianer. Diese sind bereits civilisirt und es macht einen sehr tröstlichen Eindruck, auf einmal an ein Indianer-Collegium zu kommen. Daneben steht ein Haus der Damen vom heiligsten Herzen Jesu, welche die Erziehung der Mädchen überwachen.

Die Eisenbahnen sind an und für sich westwärts sehr gut angelegt, da man alle die Vortheile der neueren Zeit in Anwendung zu bringen trachtet, allein die Verwaltung derselben läßt manches zu wünschen übrig. — Ich führe ein Beispiel als Beleg an. Ich kam an dem Platze an, wo ich aussteigen wollte; da verlangte ich meinen Koffer. Der Mann, der die Bagage zu besorgen hatte, warf denselben mir nichts dir nichts in einen Graben. Da sagte ich englisch: Was seid ihr doch hier für Menschen! Nun reise ich seit 19 Jahren im Lande, aber solche Menschen, wie ihr seid, habe ich noch nicht angetroffen. Jawohl, antwortete der Mann, der es gethan, lächelnd, ohne sich gerade beleidiget zu fühlen.

Sie haben Recht; aber reisen Sie noch 100 Meilen westlich, und da finden Sie nicht einmal solche Menschen, wie wir sind, denn da gibt es nur lauter Teufel.

Ich hielt nun zu Stonekreen eine Mission mit höchst segensreichem Erfolg. Ich setzte den Ausbau der Kirche in Sicherheit, nahm sieben Protestanten in die katholische Kirche auf und ging von da nach Eudora. Es ist daselbst eine sehr geschmackvolle Kirche; indeß der Hochw. Seelsorger war nahe daran die Gemeinde zu verlassen, der vielen Schwierigkeiten wegen, auf die er stieß. In dem Berichte des würdigen Pfarrers Aloysius Mayer heißt es unter Anderem: „Wie ängstlich war ich vor der Mission, indem ich dachte, es möchten mir nach derselben wohl noch mehr Schwierigkeiten erwachsen, als ich vorher hatte, aber wie ganz anders kamen alle Dinge. Da verordnete der Hochw. Missionär, daß man alle Abende das Zeichen mit der Glocke gebe, damit alle für die Bekehrung der Sünder in allen Häusern 5 Vater unser beteten. Als ich das erstemal das Zeichen der Glocke hörte, da durchschauerte es mich; ich dachte mir, das ist wohl für so Manche aus den verstockten Familien meiner Gemeinde ein Todesgeläute; dieselben werden kalt und geistig erstorben bleiben.“ Allein wie ganz anders kam es. Alle, Alle kamen zur Beichte und bekehrten sich gründlich. — Die Deutschen, welche man sonst nicht leicht von der Arbeit wegbringen kann, ließen Alles liegen und stehen und kamen zur heiligen Mission, als gäbe es für sie gar keine Arbeit, und wie erschütternd wirkten auf sie die Predigten des Missionärs. Bei der Anrede vor der Männer-Communion schluchzte Alles laut auf; ich selbst konnte die Worte: Ecce Agnus Dei vor Tiefe der Rührung nicht aussprechen. Die Stimme versagte mir. Ich habe oft Missionsberichte in Zeitungen gelesen und selbe für übertrieben gehalten; doch jetzt habe ich mich dessen selbst überzeugt. — Vergelts Gott! dem Hochw. P. Missionär.“

Ich predigte am Allerheiligentag wieder in St. Louis, und hielt darauf zu Calhoun, im Staate Illinois, eine

Miſſion, da wo der Illinois-Strom ſich in den Miſſiſſippi ergießt. Von hier eilte ich zurück nach Cincinnati. Ich hatte dortſelbſt zwei Feſtpredigten bei Einweihung zweier großer neuerbauter Kirchen zu halten, und hatte überdieß den PP. Franziskanern der Tyroler-Provinz verſprochen, in 4 Kirchen, die dieſem Orden angehören, die Feſtfeier der Heiligen zu begehen, die in dieſem Jahre aus ihrem Orden heilig geſprochen wurden. So that ich auch, nämlich zu Hamilton, St. Bernard, Louisville und Cincinnati ſelbſt. Ich wählte als Grundgedanken dazu für den Cyclus aller Predigten folgenden: Chriſtus hat ſeine Kirche durch beſondere Merkmale wie auf einen Berg geſtellt, durch welche Merkmale ſie Allen als die wahre Kirche Chriſti erkennbar iſt, und ſich von allen anderen Religionsbekenntniſſen unterſcheidet. — Eben dieſe Merkmale der Kirche ſind es auch, die das Leben ihrer wahren Kinder bezeichnen, und der Abglanz eben dieſer Merkmale in ihrem Leben macht ſie zu Heiligen und unterſcheidet ſie von Allen, die nicht Kinder der wahren Kirche ſind. — Die Kirche iſt einig, heilig, innerlich und äußerlich katholiſch — ſie iſt apoſtoliſch, unfehlbar, ſie iſt die alleinſeligmachende, ſtreitende, leidende, unerſchütterliche und triumphirende Kirche. Alle dieſe Merkmale haben auch ihren Abglanz im Leben der wahren Kinder der Kirche. Ich empfehle die Durchführung dieſes Themas in eben ſo vielen Predigten meinen verehrten Leſern aus dem geiſtlichen Stande. Sie werden es erfahren, daß es nicht leicht ein Thema gäbe, das zeitgemäßer und praktiſcher in ſeinen Anwendungen wäre. Die Feſtpredigten zu Ehren der Martyrer von Gorcum, zu Ehren des heil. Leonardus a Porto Mauritio und zu Ehren der heil. Franziska von den fünf heiligen Wunden beleuchteten den Gegenſtand. — Groß war die Wirkung überall.

Ich führe darüber einen Bericht an, nämlich den von Louisville; der gilt für alle. — Louisville iſt eine Stadt von ungefähr 130,000 Seelen. — Der Bericht lautet wie folgt: „Das Jubelfeſt, welches die Bonifazius-Gemeinde ſo eben

in Louisville gefeiert, und an der sich nicht nur diese Gemeinde, sondern auch alle die übrigen fünf deutschen katholischen Gemeinden der Stadt mit so großem Eifer betheiligten, war wieder ein auffallender Beweis, was eine Gnadenzeit ist, und welche Schöpfungskraft im Worte Gottes liegt. Wie die Sonne sich ruhig und feierlich an einem heiteren Frühlingsmorgen erhebt, so begann diese Festlichkeit der Heiligsprechungsfeier am Vorabende des hohen Festes der unbefleckten Empfängniß Mariä. Und siehe, welche Aufregung der Herzen beginnt! Die Sonne des gepredigten Wortes leuchtet in die Gemüther von so verschiedener Stimmung, und welche Kraft entwickelt sich, und ruft und zieht und drängt die Sünder zur Bekehrung, die Gerechten zur Heiligung des Lebens, um sich durch die Nachfolge der Heiligen als wahre Kinder der Kirche zu erweisen. Was ist alle Moral-Philosophie und bloß menschliche Beredsamkeit im Vergleiche mit der Verkündigung des Wortes, wie es ist — Gottes Wort. Da möge irgend ein Sprecher der ungläubigen Welt es versuchen, so etwas durch die Kraft seiner Rede zu bewirken. Dieselbe mag die Eisrinde der Herzen für einige Augenblicke oder Stunden obenhin schmelzen; nie und nimmer wird sie diese Rinde brechen durch wahre Zerknirschung und durchdringende Besserung des Lebens. Kein Redner wird durch seine bloßen Vernunftschlüße jemal Sünder, die zehn, zwanzig und dreißig Jahre ihren Lüsten in sündhafter Gewohnheit gefröhnt, und die jedem Gewissensbiß Hohn gesprochen, dazu bringen, sich zu seinen Füßen nieder zu werfen, um ein aufrichtiges vollständiges Sündenbekenntniß abzulegen und die früher sein Herz umstrickenden Bande mit Samsonskraft zu zerreißen, viel weniger wird ein solcher Redner je nur einen Einzigen dazu stimmen, daß er auch nur auf den Gedanken kommt, sich im Ernste zu entschließen heilig zu leben. Dies vermag nur das mit apostolischem Eifer gepredigte Wort Gottes. Nur Eine Stimme erhebt sich, und sie durchdringt tausende von Herzen — bewegt eine ganze Stadt, und man weiß selbst Solche, die sonst nie gewohnt sind, eine Kirche zu be-

ſuchen; ja ſie erweckt die ganze Umgegend in weiten Kreiſen. Dies ſah man auch in dieſen Tagen in Louisville. Daher betritt aber auch der Verkündiger des göttlichen Wortes die heilige Stätte nicht mit dem ſcheuen Blick eines Feldherrn, der über den Ausgang einer ſo eben beginnenden Schlacht noch in Unſicherheit ſchwebt, ſondern mit vollem Siegesvertrauen. So betrat der Miſſionär auch hier die Kanzel und ſah zu ſeinem Troſt im Herrn ſich auch diesmal nicht getäuſcht. Täglich wuchs der Andrang der Gläubigen, überfüllte die Kirche und umſchaarte die Beichtſtühle Tag und Nacht. Und was dabei beſonders zu bemerken, es war die Zahl der ſich betheiligenden Männer und Jünglinge entſchieden größer als die der Frauen und Jungfrauen. Auch eine große Anzahl Proteſtanten lauſchte den Worten des gottbegeiſterten Predigers, und 16 derſelben wurden in die Kirche feierlich aufgenommen, mehrere derſelben blieben im Unterricht. Am Schluſſe ſelbſt, bei glänzend beleuchtetem Gotteshauſe, wobei ein ausgezeichneter Muſikchor ertönte, und das ganze Volk die von P. Wenninger componirte Feſt-Hymne zum Preiſe der Heiligen dankerfüllt ſang, ertheilte derſelbe, umgeben von einer großen Zahl von Prieſtern und Klerikern, den päpſtlichen Segen zum Jubel und Troſt der Gläubigen, die ſich an dieſer merkwürdigen Feſtlichkeit mit ſo großem Eifer betheiligten. Tauſende erfüllten die Räume der großen Kirche; man ſah eine wogende Menſchenmenge, Kopf an Kopf gedrängt, und eine eben ſo große umlagerte das Haus des Herrn, wünſchend, daß die Mauern desſelben ſich erweiterten. So etwas iſt in unſeren Tagen gewiß ein ermunterndes Anzeichen der Kraft des katholiſchen Lebens, das in Amerika die Herzen der Kinder der Kirche durchdringt. Möge der Segen Gottes durch die Fürbitte ſeiner Heiligen die Wirkungen dieſer Tage des Heiles bekräftigen und bewahren!"

Ich feierte ſchließlich dieſe Erinnerung an die Heiligſprechung der genannten Heiligen in Cincinnati. Dieſelben Gnadenſtrömungen ergoſſen ſich auch hier. Der Bericht im

Wahrheitsfreunde darüber schließt mit den Worten: „Die vielen Tausende der Gläubigen, die an dieser Gnadenzeit Antheil genommen, fühlten sich mehr als je im Glauben gestärkt und von dem Glauben durchdrungen, Kinder der allein wahren und deßhalb auch immer allein seligmachenden heiligen katholischen Kirche zu sein, und riefen, nach ertheiltem päpstlichen Segen und Te Deum, mit zum Himmel erhobener Rechten wie mit einer Donnerstimme dem heiligen Glauben der Kirche und Pius IX. ein Lebehoch zu.

Den Schluß des Jahres beging in der St. Pauls-Kirche mit Predigt und dem Dankgesange des ganzen Volkes: „Großer Gott, wir loben dich!“

Es lebe Jesus!

F. X. Wenninger,
Missionär der Gesellschaft Jesu in den Vereinigten Staaten von Nordamerika.

Verschiedenes.

Das Jahr 1867 zeichnete sich durch Unglücksfälle aus, welche mehrere Missionsgebiete betroffen haben, und schnelle Hülfe nothwendig machen. Angesichts dieser unvorhergesehenen Ausgaben, die das Werk der Glaubensverbreitung ohne eine Vermehrung seiner Einnahmen nicht bestreiten kann, werden alle unsere Vereinsgenossen begreifen, daß sie mehr als je an der Ausbreitung des Werkes arbeiten müssen, um seine Wirksamkeit zu vervielfachen.

— Die Hungersnoth, welche im Jahre 1866 Indien heimsuchte, und von der wir unsern Lesern schon gesprochen haben [1]), wüthete auch noch während einem Theile des Jahres 1867 fort.

Unsere ganze Mission hat an dieser Plage leiden müssen, schrieb uns am 20. September v. J. der hochw. P. Saint-Cyr, Provikar von Madura; aber kein Bezirk ist davon so sehr betroffen worden, wie der des mittlern Madura, und in diesem Bezirke wurde wiederum Marava am schwersten heimgesucht. Die Hungersnoth hatte auch die Cholera, den Typhus, pestartige Fieber, die Blattern, ja man kann sagen alle Krankheiten in ihrem Gefolge. Jetzt, wo die Geißel etwas von ihrer Wuth nachgelassen hat und wir von unsern Verlusten Rechenschaft geben können, sind wir von den Lücken, die überall gerissen wurden, ganz betroffen. In Marava allein fehlen uns von 40,000 Christen 5000, wobei es allerdings richtig ist, daß ein Theil von denen, die wir nicht mehr finden, den Weg der Auswanderung eingeschlagen haben. Das eben begonnene Jahr scheint sich besser anlassen zu wollen; die Regengüsse haben die Bestellung der Felder und die Aussaat ermöglicht; hoffen wir, daß Gott sich unsers Elendes erbarmen werde.

Während dieser Zeit der Hungersnoth waren die Leiden der Missionäre, namentlich in Marava, unbeschreiblich groß. Es war unmöglich, Gemüse, Früchte, Eier, ja sogar nur guten Reis zu finden. Da es seit drei Jahren nicht geregnet hatte, waren alle Sümpfe ausgetrocknet, und die wenigen Sodbrunnen, welche nicht versiegt waren, lieferten nur noch ein salziges, eckelhaftes und ungesundes Wasser.

---

[1]) Annalen Jahrgang 1867.

Daher wurden denn auch alle unsere Missionäre krank, und einige zwar sehr gefährlich; wir hatten sogar den Verlust des P. Johann Baptist Ravoux zu bedauern, der am 21. Dezember 1866 im Alter von einundvierzig Jahren den Entbehrungen erlegen ist.

— Man erinnert sich, daß das westliche Bengalen im Oktober 1864 der Schauplatz eines jener furchtbaren Orkane gewesen ist, welche unter dem Namen der Windhosen bekannt sind, und daß dabei achtzigtausend Menschen das Leben verloren haben. Eine Geißel der gleichen Art verheerte zum zweiten Male in der Nacht vom 1. zum 2. November 1867 die Stadt und Provinz Kalkutta.

Port-Canning, eine neuerbaute Stadt am Mutlah und der zweite Hafen von Kalkutta, wurde fast gänzlich zerstört.

In einem Briefe des hochw. P. Depelchin, Rektors des Kollegiums St. Franz Xaver, lesen wir, daß der Fluß an mehreren Stellen ausgetreten ist und unberechenbaren Schaden angerichtet hat. In einem einzigen Dorfe sind sechshundert Einwohner von den Wogen verschlungen ums Leben gekommen. Die Felder sind mit Leichen übersät, und auf den Flüssen und Kanälen schwimmen mitten unter Schiffstrümmern überall Gegenstände aller Art umher. Muß man nicht fürchten, dieses erste Unglück sei nur der Vorbote eines noch schrecklichern, der Pest oder der Cholera? Das Sumpfwasser, das einzige Trinkwasser in Bengalen, durch die Beimischung so vieler verwesender Körper verdorben, und die durch die nämliche Ursache verpestete Luft werden wahrscheinlich eine großartige Ansteckung im Lande verbreiten.

Die Windhose vom 1. November hat in der einzigen Stadt Kalkutta und deren Vorstädten über 160 europäische Häuser und nahe an 30,000 inländische Hütten zerstört; die Zahl der Todten übersteigt 1000.

Die katholischen Missionsanstalten haben beträchtliche materielle Verluste erlitten.

— Nachdem das apostolische Vikariat des mittlern Tong-King Verfolgung, Pest, Hungersnoth erduldet, ist es eben wieder von neuen Geißeln heimgesucht worden, die es dem schrecklichsten Elend preisgegeben haben.

Am 19. Juli, schreibt uns der hochwst. Herr Lezon in einem Briefe vom 22. Juli 1867, hat sich ein Orkan über das mittlere Tong-King entladen, wie sich die ältesten Leute einen solchen gesehen zu haben nicht erinnern können. In einigen Stunden waren alle Häuser niedergeworfen und

zerstört, Missionäre und Christen ohne Obdach. Dann stürzte sich der Orkan auf das Meer und peitschte es über seine Ufer auf das Festland. Die wüthenden Wogen verschlangen ganze Dörfer und rissen beim Zurückweichen Trümmer aller Art mit unzähligen Leichen bunt durcheinander mit sich fort. Die meisten Städte und Dörfer an der Küste blieben mehrere Stunden unter Wasser. Sechs Bezirke wurden namentlich furchtbar verheert. Die zurückgedrängten Flüsse trugen Schrecken und Verwüstung bis in die Provinzen des Binnenlandes.

Wie ich mich so ohne Obdach sah, floh ich in die Trümmer eines eingestürzten Hauses, begleitet von einer ganzen Menge Unglücklicher, welche der gleiche Trieb der Selbsterhaltung ebenfalls dorthin geführt hatte. Hier brachte ich den Rest dieser Schreckensnacht zu.

Drei unserer Missionäre, von denen zwei noch dazu bedeutend krank waren, befanden sich eben in ihrer Wohnung, als der Wind dieselbe niederwarf. Nur durch eine augenfällige Dazwischenkunft der Vorsehung wurden sie am Leben erhalten.

Aus vielen herzzerreißenden Einzelheiten, die ich berichten könnte, will ich nur den Tod einer armen Frau anführen, welche, nachdem sie der Wuth der Wogen entronnen war, der Verzweiflung über den Verlust ihres Mannes und ihrer sieben Kinder erlag.

Die Jammerrufe der Missionäre haben meinen Schmerz noch vergrößert. Ich kann meine Thränen nicht mehr zurückhalten, wenn ich die Briefe lese, welche mir so viele Unglücksfälle berichten. Dreißig europäische und einheimische Priester sind obdachlos. „Ich bitte Euer Gnaden," schreibt mir einer von ihnen, „haben Sie doch Erbarmen mit Ihren Kindern. Der Mangel und die Nothwendigkeit, die Wohnungen der Missionäre, welche durch die Verfolgung alles verloren haben, wieder herzustellen, haben unsere Hülfsmittel erschöpft, und jetzt stürzt uns das letzte Unglück erst in eine noch schlimmere Lage als zuvor.

Von einem chinesischen Gelehrten, welcher in einer Stadt zweiten Ranges wohnt, erfahre ich, daß die Zahl der Heiden, welche in dieser Stadt und den benachbarten Dörfern umgekommen sind, auf neun tausend steigt.

Am darauffolgenden 20. August schrieb uns der hochwst. Herr Lezon:

„Erst jüngst habe ich Ihnen von den Verheerungen

gesprochen, welche der Orkan des 19. Juli angerichtet hat. Dießmal muß ich Ihnen von einem zweiten Orkan berichten, der zwar nicht so furchtbar wie der frühere, dennoch eben so schlimme Folgen nach sich ziehen wird. Wolkenbrüche haben am 16. August die Dämme der Flüsse durchbrochen und die Fluthen haben die noch ausstehende erste Reisernte vernichtet, und hindern nun auch die Aussaat für die zweite.

„Sie sehen, meine Herren, daß wir den Hunger *vor* der Thüre haben. Ich bin ohne Hülfsmittel, und habe keine andere Hoffnung als die auf Ihren Beistand. Für mich verlange ich nichts, eine Tasse voll Reis und ein kleiner getrockneter Fisch reichen für meine tägliche Nahrung aus. Wenn ich Sie mit meinen Bitten belästige, so geschieht das zu Gunsten meiner theuren Neubekehrten, die ich nicht Hungers sterben sehen kann."

— Ein Unglücksfall, der zwar nicht so ausgedehnt ist, dessen Folgen aber für die davon Betroffenen nicht minder traurig sind, hat das Kloster der Ordensfrauen vom fleischgewordenen Worte, in Brownsville (Bisthum Galveston, in Texas) zerstört.

„In der Nacht vom 7. auf den 8. Oktober, schreibt die Oberin des Klosters, hat uns der Herr mit einem Schlage alle Frucht eines fünfzehnjährigen Sparens entrissen, ja mehr noch als nur diese, denn wir waren auch noch mit einer Schuld von zehntausend Franken zu acht Prozent zinsbar belastet. Unsere Hülfsmittel sind Null, und unsere Zöglinge, Pensionäre und Externe, haben sich großentheils entfernt, sei es wegen dieser Unglücksfälle, sei es wegen des gelben Fiebers, welches drei oder vier Tage nach dieser Unglücksnacht in Brownsville neuerdings ausgebrochen ist."

Am Abend des 7. Oktober brach der Sturm los, welchem ein drei Wochen anhaltender strömender Regen vorangegangen war. In einem Augenblick waren die Fenster des Klosters gebrochen, und alle Anstrengungen, welche gemacht wurden, um den Verheerungen des Regens und des Windes Einhalt zu thun, wurden erfolglos. Die Zöglinge und die Ordensschwestern, welche ihre Schlafgemächer zu verlassen genöthigt worden waren, hatten sich in die Kapelle geflüchtet, in der Hoffnung, das Dach, welches den Tabernakel des fleischgewordenen Wortes deckte, werde nicht zermalmend über sie hereinbrechen. Nach einer ganzen Nacht voll tödtlichen Schreckens konnten die Ordensschwestern endlich die Größe des Unheils ermessen.

Um fünf Uhr Morgens, fährt die Oberin in dem schon angeführten Briefe fort, sagte ich zur Schwester Assistentin: „Ich will nun die Kinder wieder in den Schlafsaal zurückschicken. — „Aber, sagte diese, meine Mutter, wir haben keinen Schlafsaal mehr.“ Ich vermochte hierauf nicht zu antworten, sondern öffnete nur zur Hälfte die Thüre der Kapelle, und sah, o mein Gott, die Spuren deiner göttlichen Hand, ich sah, was du uns gegeben und was du jetzt wieder genommen hattest. Ich ging vor das heilige Sakrament, um demselben unser Opfer darzubringen. Der Ort, an welchem wir um Erbarmung gerufen hatten, ist allein verschont geblieben; doch ist das Dach gespalten, und auch die Mauern haben Risse bekommen. Von der ganzen übrigen Anstalt sind nur noch Trümmer vorhanden, Alles ist zusammengestürzt, Alles zerstört, und wir sind von Allem entblößt.

Die hochw. PP. Oblaten, weniger schwer betroffen als wir, sind beim Anblick des traurigen Zustandes, in den wir versetzt wurden, von Mitleid gerührt worden, und haben uns das Kollegium, welches dem Sturme widerstanden hat, als Zufluchtsstätte angeboten. Dankbar haben wir denn auch diese edelmüthige Gastfreundschaft angenommen. Indessen kann dieselbe eben nur eine zeitweilige sein, da nächstens andere Ordensmitglieder ankommen, und von dem Kollegium Besitz nehmen.

— Man weiß von welchen Geißeln Algier seit zwei Jahren heimgesucht wird. Nacheinander hatte es Trockenheit, Heuschreckenzüge, Cholera und endlich Hungersnoth zu leiden, welch letztere unter der einheimischen Bevölkerung stark aufgeräumt hat. Eine Menge von Waisen harren auf die Unterstützungen, welche ihnen die Wohlthat einer christlichen Erziehung sichern sollen. Diese Kinder dürften vielleicht eines Tages, Dank unsern Almosen, die Erstlingsbekehrten eines Volkes werden, das bisher für die Lehren des Evangeliums unzugänglich geblieben ist.

Abreise von Missionären.

— Am 21. September 1867 haben sich auf dem Albert-Cezard in Havre zwei Patres und zehn Brüder aus der Kongregation des heiligen Herzens Jesu und Mariä, Picpusgesellschaft genannt, eingeschifft, und zwar:

1) Nach Valparaiso (Chili): — Der hochw. P. Cassian Maringer, aus dem Bisthum Trier (Preußen); die Brüder Maximin Kaiser, Subdiakon aus dem gleichen Bisthum; Augustin Guldemont, Kleriker, und Theophil Van Nuffel, Kleriker aus dem Bisthum Mecheln (Belgien).

2) Nach den Sandwichsinseln (Ozeanien): — Der hochw. P. Gulstan Ropert, aus dem Bisthum Vannes; die Brüder Bonifaz Schäfer, Subdiakon, aus dem Bisthum Trier; und Quentin Weber, Katechet, aus dem Bisthum Köln (Preußen).

3) Nach den Tahitiinseln (Ozeanien): — Die Brüder Georg Eich und Quirin Fritzen, Studirende, aus dem Bisthum Trier, und Ghislain Zetsche, Katechet, aus dem Bisthum Mecheln.

4) Nach den Marquesasinseln (Ozeanien): — Die Brüder Otto Pallmann, Kleriker, aus dem Bisthum Speier (Baiern) und Rombaud Aussems, Katechet aus dem Bisthum Utrecht (Holland).

— Der hochwst. Herr Morand, apostolischer Vikar des Kap (östliche Provinz), ist am 5. Oktober 1867 mit sechs Missionären und sechs Ordensschwestern des heil. Dominikus von Dublin abgereist. Diese Ordensschwestern wollen in Port Elisabeth Kloster und Schule gründen. Sie heißen:

Schwester Maria Rosa Tohitty, Maria Thomas Kelly, Maria Pelagia Tottloy, Maria Hyazintha Potter, Maria J. B. Taaffe, und Maria Michaela Morton. Sie stammen alle aus dem Bisthum Dublin.

— Den 12. Oktober 1867 schifften sich in Brest auf dem Postschiff Stadt Paris nach der Mission in Florida (Vereinigte Staaten) ein:

Die hochw. PP. Alexander Delafosse, Oratorianer, aus dem Bisthum Vannes, der schon zwei Jahre in der Mission zugebracht hatte, und Karl Tanquerey, von der nämlichen Gesellschaft, aus dem Bisthum Coutances; und der Bruder Felix Carrard, Kleriker aus dem Bisthume Lausanne (Schweiz).

— Am gleichen Tage schifften sich auf dem gleichen Postschiff und mit gleichem Bestimmungsorte folgende vier Ordensschwestern von St. Joseph (Puy) ein:

Die Schwestern Helena Gidon, Stanislaua Bertrand, Lazara Loskale, Augustina Verot, alle aus dem Bisthum Puy.

— Am 19. Oktober 1867 verreisten von Marseille der hochwst. Herr Zanoli, apostolischer Vikar von Hu-Pe (China) mit 7 italienischen Franziskanern und sechs Ordensschwestern aus der Gesellschaft der Töchter der Barmherzigkeit (von Verona). Sie heißen:

Die hochw. PP. David von St.-Donat, aus dem Bisthum Sora; Antonin Trevi, aus dem Bisthum Spoleto; Ludwig von Kapistran, aus dem Bisthum Valva; Honorius von Rocca-Santa-Maria, aus dem Bisthum Modena; Didakus von Pogno, aus dem Bisthum Novarra; Benedikt von Arezzo. — Die Schwestern Karolina Tarchini und Rosa Picinelli, aus dem Bisthum Pavia; Paulina Virmara und Louise Frigeria, aus dem Bisthum Monza; Mathilde Bertelli, aus dem Bisthum Brescia; Eugenia Mazuchelli, aus dem Bisthum Mailand.

Außer diesen Ordenspersonen und den nach Hu-Pe bestimmten Missionären hat der hochwst. Herr Zanoli noch drei Franziskaner mitgenommen, welche sich in die Mission von Chan-Si (China) begaben. Es sind; Die hochw. PP. Elias von Reno-Centese, Athanasius von Terentino, aus dem Bisthum Terentino; Joseph von Dentecana, aus dem Bisthum Benevent.

Inhalt der Lieferung 204.

Seite

Missionen Asiens.

Apostolisches Vikariat von Japan . . . 321

Missionen Afrikas.

Apostolische Präfektur von Congo . . . 368

Auszüge aus einem Briefe des hochw. P. Prussot, apostol. Vicepräfekten von Congo, an die HH. Mitglieder der Centralräthe des Werkes der Glaubensverbreitung. 368

Missionen Amerikas.

Nordamerika. Bericht des hochw. Herrn P. Franz Xaver Wenninger, aus der Gesellschaft Jesu, über die von ihm im Jahre 1867 in den vereinigten Staaten von Nordamerika abgehaltenen Missionen, erstattet an die Centraldirektion des Ludwigmissionsvereines in München 386

Verschiedenes 409

Abreise von Missionären 414

Annalen

der

Verbreitung

des

Glaubens,

zum Vortheil der Missionen herausgegeben

durch den

Ludwig-Missions-Verein.

Nro. 205.

1868. V.

Mit Erlaubniß geistlicher Obrigkeit.

München, 1868.

Im Verlag der Central-Direktion des Ludwig-Missionsvereins.

Papier und Druck von Fr. Pustet in Regensburg.

Der Ludwig-Missionsverein

hat für Bayern und die sich ihm anschließenden deutschen Länd den gleichen Zweck, welchem anderwärts, unter der Leitung der oberst Räthe zu Paris und Lyon „das Werk der Verbreitung des Glaubens, Gunsten auswärtiger Missionen auf beiden Hemisphären" sonst auch „S Franziskus-Xaverius-Verein" genannt, gewidmet ist; nämlich: dur Gebet und Almosen die Verbreitung des katholischen Gla bens in allen Welttheilen zu unterstützen. Dürftigen katholisch Gemeinden in protestantischen Gebieten Hilfe zu leisten (welches, soweit ju zu Deutschland gehören, die besondere Bestimmung des außerhalb Baye bestehenden St. Bonifacius-Vereins ist) gehört daher ebenfalls zur A gabe des Ludwig-Missionsvereins, und wird, wie solches die jährliche Re nungsstellung bezeugt, im Verhältniß zu seinen Kräften nicht außer A gelassen.

Die Gebete der Mitglieder des Ludwig-Missionsvereins bestehen Einem Vater unser nebst Englischem Gruß und der Anrufun „Heiliger Franziskus Xaverius bitte für uns!" welche täglich verrichten sind; so jedoch, daß es genügt, durch die ein für allemal gema Meinung „für die Verbreitung des Glaubens" diese Gebete bei der Morge oder Abendandacht aufzuopfern.

Das Almosen beträgt wöchentlich 1 ½ kr. (6 kr. monatlich). (Pe sonen, die wegen Armuth den wöchentlichen Beitrag nicht zu leisten vermö gen, nehmen dennoch an den geistlichen Gütern des Vereines Theil, wen sie wenigstens monatlich Etwas nach Vermögen und Gewissen beisteuern Pius IX. Dekret vom 5. August 1851.)

Je zehn Theilnehmer, ohne Unterschied des Geschlechts, wel den ordentlichen Wochenbeitrag leisten, vereinigen sich, an Einen aus ih Mitte denselben regelmäßig abzugeben. Jeder Sammler wird Sorge tra gen, die Zahl seiner zehn Theilnehmer, im Falle eines Abgangs, wieder zu ergänzen und die gesammelten Beiträge an den Ortspfarrer, um Einschreibung in die Zahlungsbogen (deren Formulare von dem Geschäf führer zu beziehen sind), einzuhändigen. Jeder Pfarrer gibt die auf sol Weise ihm zugekommenen Almosen an das einschlägige Decanal-Amt und dieses befördert sie, in der Regel alle Vierteljahre, zu der betreffend Ordinariats-Stelle, von wo aus sie an den „Cassier der Cen traldirektion" zu München eingesandt werden.

Außerordentliche Schenkungen an Geld oder Cultus Gegenständen (Paramente, Gemälde ꝛc. ꝛc.) können bei dem betreffende Pfarramte unter persönlicher Eintragung in die hiefür bestimmte Rubr der Zahlungsbogen, oder bei dem zuständigen Ordinariate niedergelegt, od auch an den Geschäftsführer oder Central-Cassier (nach München) einge

CCV.

Missionen von Asien

Apostolisches Vikariat Japan.

Als wir vor vier Monaten die Entdeckung der japanesischen Christengemeinden meldeten, mußten wir leider zu gleicher Zeit auch den Wiederausbruch der Verfolgung berichten, welche dieselben in den Gefängnissen wieder zu begraben drohte. Gewiß erwarten unsere Vereinsgenossen mit Ungeduld, den weitern Verlauf der Ereignisse zu vernehmen, über welche der Bericht im August 1867 abgebrochen wurde.

Die amtliche Dazwischenkunft der Vertreter der europäischen Nationen hat bis jetzt Blutvergießen gehindert, dieselben sahen sich jedoch außer Stande, für die Christen Religionsfreiheit zu erwirken.[1]) Während die japanesische Regierung es sich zum Ruhme anrechnet, in Europa eine Bildung zu studiren, welche eine Frucht des Christenthums ist, kerkert sie im eigenen Lande diejenigen von ihren Unterthanen ein, welche nach dieser Religion leben wollen. Die einläßlicheren Berichte, welche hier folgen, sind den Briefen des Herrn M. J. Cousin, Missionärs in Nangasaki, an die HH. Direktoren des Seminars der auswärtigen Missionen entnommen.

---

[1]) Nach erst im Monate September eingelaufenen Nachrichten ist die Verfolgung bereits ausgebrochen und wurden 150 Christen trotz der Einsprache der europäischen Consuln in das Meer versenkt. Weitere Nachrichten sind abzuwarten.

I.

Im gleichen Augenblick, in welchem die japaneſiſche Regierung dem franzöſiſchen Geſandten in Yeddo die baldige Befreiung der gefangenen Chriſten in Ausſicht ſtellte, ſchickte ſie ſich an, von denſelben einen allgemeinen Abfall zu verlangen. Schon am 24. Auguſt wurde eine gerichtliche Vorladung (Goyo) auf den 27. angekündet. Die Chriſten der verſchiedenen Dörfer beeilten ſich daher, ihre Vertreter für dieſen wichtigen Anlaß zu wählen. Da aber der Friedensrichter die Feſtigkeit dieſer Abgeordneten fürchtete, ſo wollte er die Wahl ſelbſt vornehmen; und wirklich bezeichnete er nach den eingegangenen Erkundigungen nur entweder ſchwache oder wenig unterrichtete Perſonen, von denen er ſich einen leichten Erfolg verſprach. Doch ſeine Berechnungen wurden zum Glück durchkreuzt, und auch hier bediente ſich Gott der Schwachen, um die Mächtigen zu Schanden zu machen.[1])

Am 22. Auguſt, um 10 Uhr Morgens, kommt der Daikuan, welcher die Stelle des Statthalters vertrat, in Urakami an, und das Verhör beginnt. Die Geſandten waren ihrer zwanzig. Die zwei erſten verſprechen, von Schrecken ergriffen, Alles, was man von ihnen verlangt; die auf ſie folgenden ſieben aber betheuern im Gegentheil, daß ſie nie aufhören werden, Chriſten zu ſein. Da hält der Beamte beſtürzt inne, und ſagt: „Bedenkt euch wohl, bringt eure Antworten zu Papier, und ſchickt mir dieſelben in einigen Tagen zu.“

Das Verhör dauerte nach der Abreiſe des Daikuan, welcher nach Nangaſaki zurückberufen war, unter der Leitung eines Unterbeamten fort. Die Abgeſandten aus den Dörfern des Thales traten alsdann vor, um nun auch ihrerſeits zu ſprechen. Sie legten die Bittſchrift vor, welche ſie ſchon dem Statthalter überreicht hatten. „Dieſe Bittſchrift, wurde ihnen geantwortet, reicht ſchon allein hin, um euch zu Grunde zu richten; ihr habt das Wort Chriſt in dieſelbe hineingebracht, welches die Regierung zurückweiſt.“ Wirklich gaben ſich dann

---

[1]) I. Korinth. 1, 27.

auch die Beamten während der ganzen Dauer des Verhörs, wenn sie von dem Christenthume redeten, Mühe, nur zu sagen: die französische Religion, die ausländische Religion, der Weg des Herrn des Himmels.

Die Kinder zeigten keine geringere Festigkeit. Eines derselben, im Alter von zwölf Jahren, war nach der Einkerkerung seines Vaters von heidnischen Verwandten aufgenommen worden.

„— Wenn du hier bleiben willst, sagte man zu ihm, so mußt du aufhören, Christ zu sein."

„— Das werde ich nicht thun," antwortete der Knabe.

Auf die Bitten eines Christen, welcher wegen dieser wiederholten Angriffe erschrocken war, nahm die Familie bereitwillig den ihr gemachten Vorschlag an, den Knaben dem apostolischen Vikar zu übergeben.

Einige Tage nachher wurde derselbe Knabe von seinem Oheim und seinem Bruder besucht, welche wieder auf gleiche Weise in ihn drangen, aber auch die gleiche Antwort erhielten.

„— Nein, wiederholte der Knabe, ich werde nicht aufhören, Christ zu sein."

„— Wohlan, wurde ihm darauf geantwortet, so wird man dir weder Kleider noch Geld mehr geben."

Ganz in Thränen zerflossen ging nun der Knabe zu den Missionären, um ihnen zu sagen, daß sein Oheim ihn habe zum Abfall bringen wollen.

„— Und was hast du darauf geantwortet?"

„— Daß ich nicht aufhören wolle, Christ zu sein. Und darauf haben sie mir gesagt, daß ich keine Kleider mehr bekommen werde."

„— Man wird dir schon solche geben."

„— Was werde ich aber ohne Familie sein?"

„— Du wirst Gott den Herrn und die Patres als Familie haben."

Darauf ging der Knabe getröstet wieder zu seinen Kameraden, und es wurde ihm der Zuname Jamen, das heißt, Ich höre nicht auf, gegeben.

Mitten unter den Befürchtungen und Gefahren der Verfolgung hatten die japaneſiſchen Chriſten das Bedürfniß gefühlt, ihre Augen und Herzen nach dem immer lebendigen Mittelpunkt zu wenden, von wo ihnen der Glaube, den man ihnen zu entreißen ſuchte, zugekommen war. Sie ſchrieben an den Papſt, um ſich, als die jüngſten Glieder der großen chriſtlichen Familie, dem gemeinſchaftlichen Vater der Gläubigen zu empfehlen, und in ſeinen Gebeten und Aufmunterungen die zum Kampfe nothwendige Stärke zu finden. Selbſt Kinder wollten auch ihrerſeits dem Papſte ſchreiben. Wir theilen einen dieſer Briefe, welcher in ſeiner rührenden Einfalt als ein Muſter aller andern gelten kann, hier mit.

„Ein Knabe von vierzehn Jahren, Namens Dominikus, richtet an Euch einen Brief. Der Knabe, welcher, Dank Euch, dem Biſchof und den Patres im letzten Jahre, am dreißigſten Tage des zwölften Mondes, die Taufe, Firmung und Kommunion empfangen hat, richtet eine Bitte an Euch für die Chriſten von Japan, welche in dem Dorfe Urakami ergriffen worden ſind.

„Durch Euern Schutz haben ſich dieſe Chriſten gemehrt, deßwegen bittet doch Gott, daß ſie ſich noch ferner mehren. Diejenigen, welche eingekerkert wurden, ſind ſieben und ſechzig an der Zahl, und in dieſer Zahl befinden ſich vierzehn Frauen. Weil die Angſt mehr und mehr wächst, ſo nehme ich zu Euch meine Zuflucht.“

Doch nehmen wir den Faden der Ereigniſſe wieder auf. An dem Tage, an welchem zu Urakami das Verhör der chriſtlichen Abgeordneten begann, wurden die Gefangenen von Nangaſaki, mit Ketten beladen, durch die Stadt bis zum Palaſt des Statthalters zum Verhör geführt.

„Seitdem, ſchrieb Herr Couſin, wurde dieſes Schauſpiel den Bewohnern von Nangaſaki faſt täglich zu Theil. „Siehe da die Schwarzen! Siehe da die Schwarzen!“ Bei dieſen Worten eilt Jeder herbei, um diejenigen zu betrachten, welche, ſei es aus Verachtung oder als Anſpielung auf den Talar der Miſſionäre, mit dem Namen Curo (ſchwarz) bezeichnet werden.

Gerade diejenigen Christen, welche vor den Verhaftungen den meisten Eifer und die größte Festigkeit bewiesen, erscheinen am häufigsten bei dem Verhöre. Sie erwecken bei den Heiden Bewunderung, indem diese darüber erstaunt sind, aus ihrem Antlitz und ihrem Gange ihre Zufriedenheit hervorleuchten zu sehen. Sie wissen eben nicht, daß diejenigen selig sind, welche für die Gerechtigkeit Verfolgung leiden.[1])

Einer hat sich besonders durch sein edles Benehmen und seine schönen Antworten die Theilnahme der Beamten erworben.[2]) Der Statthalter suchte ihn in einem der Verhöre dadurch weich zu stimmen, daß er ihm sagte, doch an seinen gleich ihm gefangenen Vater, an seine Mutter, seine Frau und seine Kinder zu denken. Er aber antwortete: „Ich bin nicht Christ für meine Familie; ich habe eine Seele, die ich retten muß, und ich allein bin für dieselbe verantwortlich.“ Ein andermal mußte er die ganze christliche Lehre durchgehen, um auf die an ihn gestellten Fragen zu antworten. Als er eines Tages aus dem Gerichtshause zurückkehrte, begegnete er seinem fünfjährigen Knaben Johann, den man absichtlich herbeigeführt hatte. Er begrüßte ihn mit einem Lächeln, als aber das Kind in Schluchzen ausbrach, fühlte der arme Vater seinen Muth schwinden; er ließ seinen Kopf gegen die Brust herabsinken, und getraute sich nicht mehr, sich umzukehren und sein Kind noch zum letzten Male anzublicken. Seitdem ließ er seine Familie bitten, ihm ähnliche erschütternde Auftritte zu ersparen.

Auch die Frauen wurden ihrerseits vorgerufen. Wie sehr auch sonst eine Frau schuldig sein mag, so ist es doch der japanesischen Sitte fremd, sie in Fesseln den Blicken der Menge auszusetzen; ihre Arme werden auf der Brust gekreuzt, und ein langes Kleid bedeckt alle Fesseln. Aber für die christlichen Frauen kann keine Schmach zu groß sein, und daher erschie-

---

[1]) Matth. V. 10.

[2]) Die Klugheit macht es uns zur Pflicht, hier, wie im ganzen Verlaufe dieser Darstellung, die Namen der Christen nicht zu nennen.

nen sie auch gefesselt wie die Männer, und wie diese mit auf den Rücken gebundenen Händen.

Die Verhaftungen dauern, wenn auch ohne Geräusch, in dem Maße fort, als der Tod eines der Unsrigen dem Familienhaupt nur die Wahl läßt, entweder den Bonzen zu rufen oder in das Gefängniß zu wandern. Sie sehen also, daß die Verfolgung, statt aufzuhören, immer wieder beginnt. Auf der einen Seite sehen wir die Christen zittern, auf der andern gefangen; und wir selbst, obwohl wir frei zu sein scheinen, sind in Wirklichkeit mehr gebunden als die einen, und mehr besorgt als die andern, und leiden mehr als sie alle, weil wir sie weder trösten, noch die Ketten mit ihnen tragen können. Beten Sie daher für sie wie für uns."

Es war am 7. September, da Herr Cousin diesen Brief schrieb. Am folgenden Tage, den 8., wurde das Herz des Missionärs von einem unermeßlichen Leid darnieder gebeugt. Von 22 Gefangenen, welche an diesem Tage vor dem Statthalter von Nangasaki erschienen, hatten 21 die Schwachheit, dem Christenthum zu entsagen. Doch der Abfall verschaffte ihnen keineswegs die Freiheit. In das Gefängniß zurückgebracht hatten sie die doppelte Pein der Gefangenschaft und der Gewissensbisse auszustehen; und nur von der schlimmen Behandlung, welcher die treu gebliebenen Christen fast erlagen, waren sie ausgenommen. Diese letztern, 47 an der Zahl, waren in einem engen, 12 Fuß langen und 6 Fuß breiten, Raume auf vier Matten zusammengepfercht. Es war ihnen unmöglich, gehörig zu athmen und zu schlafen, und zugleich war ihre Nahrung auf ein durchaus unzulängliches Maß herabgesetzt worden. Nach acht Tagen wurden 14 von diesen Gefangenen an einen andern Ort gebracht; doch das war einerseits zu wenig, um die Leiden der Zurückbleibenden zu heben, und andererseits genug, um zu verhindern, daß sie in kurzer Zeit sterben.

Am 16. September fand ein neues Verhör mit einigen christlichen Abgeordneten vor den bei dem ersten Beamten des Urakamithales versammelten Bonzen statt.

„— Warum, so fragte man einen der Christen, warum befolget ihr die Religion der ausländischen Priester? Könnet ihr denn das Heil eurer Seele nicht eben so gut wirken durch den Buppo, welcher das Dasein eines Paradieses und einer Hölle lehrt? Auch wir beten ja ein einiges Wesen, Amida, an. Eben weil ihr diese Lehre nicht kennet, darum verwerft ihr sie."

„— Nein, antwortete der Abgesandte, sondern weil wir Christen sind, und weil wir nichts von Amida wissen wollen."

„— Aber, was ihr glaubet, ist ja ganz dieselbe Sache. Was glaubet ihr denn?"

Der Christ betete hierauf das apostolische Glaubensbekenntniß und betonte dabei ganz besonders den zwölften Artikel: ich glaube an ein ewiges Leben.

„— Diese Lehre ist sehr schön, erwiderte der Bonze, man kann sie befolgen, aber man soll sich nicht Christ nennen, weil die Gesetze des Landes dieses verbieten. Sagen übrigens die Gebote des Herrn des Himmels nicht vor Allem, daß man den Eltern gehorchen solle? Wie könnet ihr daher den Beamten ungehorsam sein, welche ja für das Volk Vater und Mutter sind?"

„— Wir wollen den Beamten allerdings gehorchen, aber die Lehre des Amida wollen wir nicht annehmen."

Ein anderer Christ, welcher von einem Bonzen über seinen Glauben befragt wurde, begnügte sich zu antworten:

„Was könnte ein Mann vom Lande wie ich die Bonzen lehren? Ich bin Christ, ich verstehe und glaube in meinem Herzen, aber auszusprechen vermag ich dieses nicht. Wenn du darüber Belehrung verlangst, so wende dich an die Patres, welche in Ura sind."

Einige Tage nachher, am 22. September, in der auf die Abreise des hochwst. H. Petitjean nach Europa folgenden Nacht, kamen Sendlinge der Regierung nach Urakami, um die Christen zu überraschen und ihnen anzukünden, daß sechs von ihnen, welche angeklagt waren, die Häupter der andern zu sein, noch am gleichen Tage vor dem Statthalter zu erscheinen hätten. Zwei Christen, deren Schuld darin bestand,

daß sie neulich einige ihrer Verwandten ohne den Beistand der Bonzen begraben hatten, wurden zugleich vorgeladen. So waren nun ihrer acht neue Gefangene. Indessen wurden sie nicht in das gleiche Kerkerloch wie die Glaubensbekenner geworfen. Schon am Tage ihrer Verhaftung hatten sie von ihren Familien ein starkes Lösegeld verlangt, um der durch den Cambo verhängten Folter zu entgehen. Dieser Cambo ist ein Gefangener, der vermöge seines Altersranges und seiner verhältnißmäßig guten Aufführung der Vorsteher und unmittelbare Aufseher über seine Leidensgefährten wird. Seine Würde gibt ihm und den ältesten Gefangenen das Vorrecht, den neuen Ankömmlingen so viel Geld als nur möglich abzupressen, und zu diesem Ende die Folter anzuwenden, ohne daß die Beamten etwas dazu zu sagen haben. Um den Preis ihres Lösegeldes zu bestimmen, haben die Opfer immer eine erste Folter zu leiden, welche darin besteht, daß ihnen die Hände über dem Kopfe an den beiden Daumen zusammengebunden werden. Dieser vorläufigen Mißhandlung hatten sich auch die neuen Gefangenen zu unterziehen. Der Cambo forderte von ihnen Anfangs ein Lösegeld von 100 Rios (800 Fr.) auf den Kopf. Da er aber bald einsah, daß das Festhalten an seinen Forderungen ihn um Alles bringen könnte, so ging er auf 50, endlich auf 15 Rios herab. Die Familien der Gefangenen willigten alsdann ein, dieses Opfer zu bringen, um zu verhindern, daß die Bekenner nicht grausamer behandelt werden.

Die ersten Gefangenen, schrieb H. Cousin, wurden am 28. September während der Nacht von einem als Gefängnißwärter verkleideten Christen besucht. „Hier, sagten sie ihm, leidet zwar der Leib, die Seele aber ist stark.“

II.

Wir haben schon bemerkt, daß gleich beim Ausbruch der Verfolgung die diplomatischen Agenten und Konsulatangestellten der europäischen Mächte Schritte gethan hatten, um die Freilassung der Gefangenen zu erwirken und die Sache

der religiösen Duldung zu verfechten. Es waren ihnen Hoffnungen, sogar Versprechungen gegeben worden; allein die japanesische Politik war um Ausflüchte und Vorwände, Hoffnungen und Versprechungen wirkungslos zu machen, nicht verlegen. Die beiden Gorodjos oder Statthalter von Nangasaki, die Anstifter der Verfolgung, waren, nachdem sie dem französischen Gesandten die Freilassung der Gefangenen versprochen hatten, von ihren Stellen entsetzt worden, und ihr Nachfolger hielt sich durch eine Verpflichtung, welche, wie er sagte, der Taikun nicht genehmigt hatte, nicht für gebunden. Das komme aber, wie er beifügte, nicht etwa daher, als ob der Taikun persönlich ein Feind des Christenthums wäre, sondern dieser sei durch die Furcht vor den Daimios (fürstliche Lehensträger) zurückgehalten, welche eine ganze Armee von 400,000 Bonzen hinter sich hätten, welche den Taikun schon jetzt beschuldigten, daß er seine Eide breche und Japan den Ausländern überliefere.

Das war die Lage der Dinge, als in den ersten Tagen des Oktober ein außerordentlicher Gesandter von Jeddo ankam, und dem französischen Konsul meldete, daß die Gefangenen von Nangasaki auf das Verlangen des französischen Botschafters bedingungslos in Freiheit gesetzt werden sollten.

Bevor die Beamten jedoch an die Ausführung des ihnen zugegangenen Befehls schritten, wollten sie nochmal versuchen, diejenigen Gefangenen, welche sich bisher im Glauben fest bewiesen hatten, zum Abfalle zu bringen. Daher wurden die Christen in das Gefängniß der Martern gebracht; und hier erklärte man ihnen, daß keiner freigelassen würde, wenn er nicht zuvor den christlichen Glauben verläugne. Und um den Erfolg ihrer Drohungen zu sichern, scheuten die Beamten nicht einmal die Anwendung von Gewalt. Zehn der Häuptlinge wurden der Folter unterworfen, und hatten das Unglück zu unterliegen. Ihr Abfall zog auch die andern Gefangenen nach sich; Männer und Weiber unterschrieben eine Formel, in welcher sie erklärten, daß sie es bereuen, der von der Regierung geächteten Religion der Ausländer angehört zu haben.

Nur noch ein oder zwei Tage Ausharren, und die Unglücklichen wären frei geworden, und hätten vielleicht die Freiheit der Mission gesichert. Alsbald wurden Häscher nach Urakami geschickt, mit dem Auftrage, die Kapellen der Dörfer, deren Einwohner eben den Glauben verläugnet hatten, zu zerstören.[1])

Ein einziger dieser Gefangenen hatte den Muth, den Namen Christi zu bekennen, und den Ruhm, bis an's Ende unerschütterlich zu bleiben. Zweimal wurde er auf die Folter gespannt, und zweimal ging er als Sieger aus dem Kampfe hervor. Siebenmal mußte er vor dem Statthalter oder dessen Stellvertretern erscheinen. H. Cousin gibt uns in seinem Briefe vom 19. Oktober interessante Einzelnheiten über diese Verhöre, sowie über den Widerruf der Abtrünnigen.

„— Wie hast du deinen Unterricht empfangen? fragte man den treuen Christen."

„— Ich bin wie Jedermann in die Kirche gegangen; hier sah ich den Pater, welcher betete, und ersuchte ihn, mir seine Lehre mitzutheilen."

„— Kanntest du denn die Gesetze von Japan nicht, welche es verbieten, die Religion der Ausländer anzunehmen?"

„— Ich kannte sie allerdings, allein ich glaubte, daß der Kaiser es hätte erlauben sollen, diese Religion anzunehmen, denn sie ist ein guter Weg, welcher nur Gutes lehrt. Seit Urakami die christliche Lehre kennt, ist es besser geworden; man hat keine Händel mehr, und trinkt keinen Wein mehr; jeder gibt sich mit der Sorge um die Kranken und die Bestellung der Felder ab, welche mehr eintragen als je zuvor. Man hat gesagt, daß die Christen Zaubereien und Wunder vollbringen. Das ist ein Irrthum. Die Zaubereien sind das

[1]) Eine Privatkorrespondenz, welche im verflossenen Februar in einigen religiösen Zeitschriften in Frankreich veröffentlicht wurde, hat die Tragweite dieses allerdings ungemein bedauernswürdigen Abfalls, der doch nur einen örtlich und zeitlich beschränkten Charakter hatte, übertrieben. Man wird im Verlaufe sehen, wie derselbe wieder gut gemacht wurde.

Werk des Teufels, und wenn wir Wunder wirkten, würden wir trotz euch aus dem Gefängnisse herausgehen."

„— Dieser Weg kann gut sein, aber dadurch, daß du ihm gefolgt bist, hast du das Gesetz verletzt und böse gehandelt."

„— Nein, ich habe nicht böse gehandelt; denn Gott, welcher diesen Weg lehrt, ist mein erster Vater und mein erster Herr. Was euer Gesetz betrifft, so wascht seine Uebertretung, wenn ich es verletzt habe, in meinem Blute aus; ich überlasse euch meinen Leib, um das Gesetz an demselben zu rächen, meine Seele aber will ich retten."

Derjenige, welcher so antwortete, war einst ein furchtsamer Christ, den man nicht für fähig gehalten hatte, von seinem Glauben Rechenschaft zu geben. Jetzt ist er durch die Gnade umgewandelt, und sein Wort und sein Blick haben etwas Uebernatürliches in sich.

„— Im Gefängniß, sagte er, betete ich; ich opferte Gott täglich meinen Leib und meine Seele auf und fastete am Freitag."

Nach seiner Freilassung war sein erster Gedanke an die Gefangenen von Urakami.

„— Mit großer Freude, sagte er, habe ich vernommen, daß sie standhaft sind, ich will nun einiges Geld entlehnen, um ihnen Hülfe zu bringen."

Das Haus dieses tapfern Kämpfers war von einer großen Menge umlagert, welche ihn zu sehen und zu hören begehrte. Sein Beispiel und die Gnade Gottes haben bereits ihre Früchte getragen.

Widerrufe sind ungefähr fünfzig vorgekommen. Schon am gleichen Abend, an dem sie befreit wurden, hörten 38 der Abtrünnigen auf nichts mehr als auf ihre Gewissensbisse, und begaben sich daher zum Statthalter.

„Wir sind, sagten sie zu ihm, nur mit dem Munde abtrünnig geworden, aus Furcht vor den Foltern. Um unser Verbrechen wieder gut zu machen, sind wir bereit, unsere Fesseln wieder anzulegen, bereit zu leiden und zu sterben." — Wenige Tage nachher wollten 10 andere diesem Beispiele

folgen, allein der Bezirksbeamte weigerte sich, sie vor den Statthalter zu führen. Diejenigen, welche ihren Widerruf gemacht, sind unter strenge Ueberwachung gestellt, was sie jedoch nicht schreckt.

Diese Ueberwachung, welche mehr und mehr nachließ, hörte endlich ganz auf, und am 2. Dezember, am Feste des heil. Franz Xaver, wurden die Soldaten von Urakami, wo sie seit einem Monat aufgestellt gewesen, zurückgerufen. Politische Berechnungen haben ohne Zweifel diesen Erfolg veranlaßt. Denn in dieser Zeit waren wirklich die Gesandten und Flotten der christlichen Mächte in Osaka vereinigt; daher erschien es als klug, jedes Aufsehen, das verdrießliche Verwicklungen hätte herbeiführen können, zu vermeiden. So wurden denn auch Christen, welche vorgeladen worden waren, weil sie sich geweigert hatten, den Bonzen zu ihren Verstorbenen zu rufen, in Ruhe gelassen. Anderseits hätte der neue Statthalter von Nangasaki gern die Zuneigung der Christen gewonnen, indem er sich schmeichelte, von ihrer Dankbarkeit die Zugeständnisse zu erlangen, welche die Gewalt ihnen nicht hatte entreißen können. Einige Tage vor der Zurückberufung der Ueberwachungsmannschaft hatte der Statthalter diejenigen, welche den Widerruf geleistet hatten, selbst in ihren Wohnungen besucht, mit ihrem Schicksal Mitleid bezeigt und ihnen empfohlen, in Zukunft vorsichtiger zu sein. Aber diese Versuche zur Verführung haben, Gott sei Dank, gar keinen Erfolg gehabt.

„Eines Tages, berichtet H. Cousin in einem Briefe vom 20. Dezember, kommen drei Beamte zu einem unserer Katecheten. Dieser, noch zur rechten Zeit davon benachrichtigt, hatte sich verborgen, worauf die Besucher erklären, daß sie folgenden Tages wieder kommen werden. Sie kamen dann auch wirklich, und zwar deßwegen, um denjenigen, welchen sie wenige Tage zuvor gefoltert hatten, zu bitten, er möge ihnen doch gefälligst folgen.

„— Es wird dir kein Leid geschehen," fügten sie hinzu.

„— Ich kann euch nicht gehorchen, antwortete der Katechet, da mir der Statthalter Hausarrest gegeben hat.“

„— Das soll dich nicht zurückhalten; ein hochgestellter Beamte will dich sehen, der Statthalter wird darob nicht zürnen. Um dir übrigens jede Furcht zu benehmen und alle deine Bedenken zu beseitigen, will ich dir, wenn es sein muß, meinen Säbel zum Pfand zurücklassen.“

Der Katechet macht sich in Begleitung seines Vaters und einiger Freunde auf den Weg. In einer Pagode wird Halt gemacht. Hier erscheinen vier Beamte, welche selbst Laternen tragen, und der Katechet wird allein in den Palast des Statthalters geführt. Er wird in einen großen Saal geleitet, und alle ziehen sich zurück. Bald sah er sich dem Statthalter gegenüber, der zu ihm sprach:

„— Du hattest wohl, krank wie du bist, auf deinem Wege hieher zu leiden. Da ich aber die Angelegenheit wegen der Christen baldmöglichst in Ordnung zu bringen wünsche, fand ich es für nöthig, mit dir unter vier Augen zu sprechen. — Dadurch, daß die Christen der Religion der Ausländer sich anschlossen, haben sie das Gesetz übertreten; deßwegen mußten sie bestraft werden; man hat sie jedoch, weil diese Religion gut ist, nicht getödtet.“

Darauf fügte der Statthalter, als ob die Abtrünnigen von Urakami ihre Schwäche nicht durch den oben berichteten Widerruf gut gemacht hätten, hinzu:

„— Die andern haben Reue bezeugt, nur du bist noch allein übrig. Ich würde dich diese Religion gerne befolgen lassen, denn im Grunde liegt wenig an dieser Sache; aber das hieße einen Ungehorsam gegen das Gesetz und eine Auflehnung gegen den Schogun (Kaiser) billigen, was eine unmögliche Sache ist.“

„— Ich bedaure dies sehr, antwortete der Christ, und danke Euch für das Interesse um mich; aber Gott kann ich nicht ungehorsam sein, um dagegen dem Schogun, welcher nur dessen Stellvertreter ist, zu dienen, denn so könnte ich meine Seele nicht retten.“

„— Wenn du den Weg des Schaka befolgst, welcher, wie das christliche Gesetz, befiehlt, den Eltern zu gehorchen, die Beamten zu ehren und dem Nächsten Gutes zu thun, so wirst du deine Seele auch retten. Thue also in dem Gesetze des Schaka dasselbe, was du im christlichen Gesetze thust, so kömmt es auf das Gleiche heraus. Nur lasse von der christlichen Religion ab, denn das ist eine Religion, welche von dem Auslande herkommt und geächtet ist."

„— Auch das Gesetz des Schaka ist ursprünglich vom Auslande gekommen. Weil unsere Vorfahren die christliche Religion als die bessere befunden haben, haben sie dieselbe angenommen und uns hinterlassen. Unmöglich kann ich sie daher aufgeben, und wenn ich für sie sterbe, so habe ich die Zuversicht, daß ich in den Himmel kommen werde."

„— Man kann dich wegen einer Sache, die nicht schlecht ist, nicht tödten; allein man soll der Regierung nicht ungehorsam sein. Ich will die Christen gerne von allem befreien, was auf ihnen lastet, aber man soll mir dann zum wenigsten kein Hinderniß in den Weg legen. Wer hindert euch denn, im Herzen zu glauben, indeß ihr äußerlich nach dem Gesetze des Schaka handelt? Was ich verlange, ist das, daß ihr das Christenthum nicht offen bekennet. Das ist es, was ich dir bedeuten wollte. Ich weiß, daß du nicht lügst, ich habe dich daher rufen lassen, um zu erfahren, was du und was die Christen glauben."

Der Statthalter zog sich darauf zurück, indem er dem Katecheten drei Geldstücke anbot, welche dieser Anfangs zurückwies, sie jedoch annehmen mußte, als Seine Exzellenz sich durch diese Weigerung beleidigt zeigte.

Dieses alles war während der Nacht vorgefallen und noch vor Tagesanbruch war unser Katechet wieder zu Hause.

Die Verfolgung blieb nicht auf Nangasaki beschränkt, sie wüthete auch und wüthet noch in den zwei Provinzen Omura und Hidjen.

Unsere Leser erinnern sich, daß im verflossenen August 110 Glaubensbekenner in die Gefängnisse von Omura gewor-

fen wurden. Unter ihnen befand sich eine schwangere Frau, welche indessen unter sicherem Geleite in ihr Haus zurückgeschickt wurde. Die Nachbarn, welche zu verantwortlichen Wächtern der Gefangenen aufgestellt wurden, waren sämmtlich Heiden, und sie lauerten nur auf den Augenblick der Entbindung, um das Kind dann zu tödten. Aber es gelang einem Christen von Urakami, indem er diese feindseligen und grausamen Wächter täuschte, das arme kleine Geschöpf zu retten, welches er den Händen von christlichen Frauen übergab. Die Mutter jedoch mußte wieder an ihren Platz im Gefängniß zurückkehren, und durch sie erhielt man die ersten Nachrichten über das Loos der Gefangenen. Sie waren dem Anschein nach nicht besonders übel behandelt worden; aber sie litten Hunger, und das Gefängniß, welches aus schlecht verbundenen Brettern gemacht war, setzte sie den schädlichen Einflüssen des Windes und der Kälte aus. Doch ihre Standhaftigkeit verläugnete sich nie, und vier von ihnen starben voll Freude darüber, für Jesus Christus eingekerkert gewesen zu sein.

Die Christen von Urakami vergaßen ihre Mitbrüder von Omura nicht. Einer von denen, welche das Unglück gehabt hatten, abtrünnig zu werden, wollte sich zur Abbüßung seines Fehlers ihrem Dienste widmen. In Begleitung eines andern Christen brachte er ihnen von Zeit zu Zeit Hülfe und Trost. Da aber die Beamten dieß bemerkten, mußten die Besuche unterbleiben. Später fanden die Christen von Urakami bei all ihrer Armuth Mittel, den Gefangenen Kleider im Werthe von ungefähr 800 Franken zu verschaffen. „Diese Kleider sind, schreibt H. Cousin am 17. Januar 1868, noch nicht an ihre Bestimmung gelangt, ja ich zweifle sogar, daß sie je dorthin gelangen werden; aber in den Augen Gottes ist das Geschenk dennoch gegeben und wird auch seinen Lohn empfangen. Mehrere Neugeborne, welche im Gefängnisse das Lebenslicht erblickt haben, sind fast unmittelbar nach ihrer Geburt in den Himmel eingegangen. Andere Kinder, welche die Gefangenschaft mit ihren Eltern theilen, werden den Entbehrungen, welche sie zu erdulden haben, nicht widerstehen können;

und sie werden eben so viele kleine Engel abgeben, welche, im Verein mit den ersten, einen Kranz um das Lamm bilden, und für die einen die Standhaftigkeit, für die andern Barmherzigkeit erlangen werden."

Auch die Provinz Hidjen hat ihre Bekenner geliefert. Im Oktober wurde ein Bewohner von Curosaki verhaftet und in Fukahori, einer drei Stunden von Nangasaki gelegenen Unterpräfektur in das Gefängniß geworfen, weil er nicht geduldet hatte, daß die Bonzen in sein Haus kamen, um ihre Ansprachen an die Christen zu halten. Die Beamten verfügten sich Anfangs von Zeit zu Zeit nach Thits, wo sie die Christen, welche sich in den Pagoden zu erscheinen weigerten, peitschen ließen. Nachher ließen sie an verschiedenen Punkten von Hidjen ihrer 97 gefangen nehmen. Diese Gefangenen wurden nach Takadjima, einer kleinen Insel am Eingang der Rhede, geführt, wo sie zu Arbeiten in den Kohlengruben verurtheilt wurden. Im Dezember wurden einige von ihnen auf die Folter gespannt, und neun in Fukahori eingekerkert. Neue Verhaftungen vermehrten die Zahl der Bekenner, und unter diesen letztern war auch der Täufer von Curosaki. Ein erstes Mal in Urakami verhaftet, war er abtrünnig geworden in der Voraussetzung, daß, weil er sich nicht in seinem Bezirke befinde, er auch nicht verpflichtet sei, sich als Christ zu bekennen, und daß seine Gegenwart in Curosaki nothwendig sei, theils um die andern richtig taufen zu lehren, theils um sie, in seiner Eigenschaft als ihr Haupt, zu ermahnen, sich als treue Christen zu erweisen. Das war nun allerdings eine bedauernswürdige Anschauungsweise; aber er handelte dabei doch ohne Zweifel in ziemlich gutem Glauben, da er nachher durch sein Beispiel predigte und auch vor dem Kerker nicht zurückschreckte.

Eine ganz unerwartete Prüfung war den Missionären noch vorbehalten: am 9. Dezember starb nämlich, nach einer Krankheit von nur einigen Tagen, der Provikar von Japan, Herr Girard. Ihm war der ehrenvolle Auftrag geworden, in dem Lande der Martyrer die seit zwei Jahrhunderten un-

terbrochenen apostolischen Arbeiten wieder aufzunehmen. Er hatte den Trost gehabt, die Entdeckung der japanesischen Christengemeinden zu erleben, aber nicht den, dieser immer verfolgten Kirche den Frieden wieder geschenkt zu sehen. Doch der Tod hat ihn seinen theuren Christen nicht gänzlich entrissen, und er wird auch fernerhin als Fürsprecher bei Gott das Werk fortsetzen, an dem er als Apostel so muthvoll gearbeitet hatte.[1])

III.

Seit langer Zeit bereitet sich in Japan eine politische Krise vor. Drei Daimios, oder große Lehensherren, hatten sich an die Spitze der Mißvergnügten gestellt und sie machten aus ihrem Vorhaben, sich des Taikun's zu entledigen, den sie der Willkürherrschaft im Innern und der Schwäche nach Aussen beschuldigten, gar kein Hehl. Es bedurfte nur noch eines Vorwandes, um den Streit zum Ausbruch zu bringen. Dieser Vorwand fand sich durch die amtliche Eröffnung der zwei Häfen von Hiogo und Osaka für den Handel der verschiedenen Nationen, am 1. Januar 1868.

Herr Marin, einer der Missionäre von Yokohama, faßt in einem Briefe vom 14. Februar l. Js. an Herrn Rousseille, Direktor im Seminar der auswärtigen Missionen, die Geschichte dieser Revolution in folgenden Worten zusammen.

---

[1]) H. Prudentius Seraphin Bartholomäus Girard, gebürtig aus dem Bisthum Bourges, hatte sich am 4. April 1848 in Antwerpen nach Kanton eingeschifft. Er wurde 1855 mit den HH. Mermet und Furet nach den Lieu-kieu-Inseln geschickt, um da zu warten, bis Japan sich für die Europäer erschließen würde. Nach dem Vertrage vom 9. Oktober 1858 begleitete er den französischen Generalkonsul, H. Duchene von Bellecourt, nach Jeddo, und wurde den japanesischen Behörden als Dollmetscher des Konsulats und katholischer Priester vorgestellt. Er ließ sich in Yokohama nieder, wo er, unterstützt von seinem Mitbruder, H. Monnicou, am 12. Januar 1861, die erste katholische Kapelle einweihte, welche seit der Aechtung des Christenthums im 17. Jahrhundert in Japan eröffnet wurde. — Die Annalen haben drei Briefe des Herrn Girard veröffentlicht.

„Das Königreich Japan hat eben eine völlige Revolution durchgemacht; einen Taikun gibt es, wenigstens grundsätzlich, nicht mehr; wir haben einen Rückschritt von drei Jahrhunderten gemacht, und der Mikado ist wieder eingesetzt.

Die Fürsten im Süden des Reiches ertrugen nur höchst unwillig das Joch des Taikun Stotsgbachi; von Zeit zu Zeit verrieth eine kleine Meuterei die Unzufriedenheit der Lehensherren; doch die Erschließung der neuen Häfen wurde nun zum Vorwand eines wirklichen Kampfes.

Mit oder ohne Einverständniß mit dem Mikado bemächtigten sich die Fürsten der Orte Satsuma, Nagato und Toza. Der Taikun zieht gegen die Aufrührer zu Felde, aber nach mehreren Treffen werden seine Truppen gezwungen, sich vor dem verfolgenden Feinde auf Yeddo, dann auf Osaka zurückzuziehen. Sogleich läßt der Taikun den europäischen Gesandten sagen, daß er für ihre Sicherheit nicht mehr gutstehen könne. Es war am 29. Januar um Mitternacht, daß diese Meldung den ausländischen Ministern zuging. Vier Stunden später fiel die Stadt Osaka in die Gewalt der Fürsten, die Häuser wurden den Flammen überliefert und die Festungswerke zerstört. Doch wurde kein Europäer getödtet, indem die Daimios den Schein annahmen, daß sie die Rechte der Gastfreundschaft den Gesandten gegenüber achten wollen. Jetzt ist die Ruhe in Osaka und Hiogo wieder hergestellt.

Am 8. Februar meldete ein Abgesandter des Mikado den Agenten der europäischen Mächte, daß das Taikunat abgeschafft sei, und daß der Mikado, indem er die Regierung des Reiches wieder übernehme, sich für die Ausführung aller Verträge verbürge.

Der Taikun, welcher nach Yeddo geflohen ist, vertheidigt dort sein letztes Besitzthum, und man wird ihm dasselbe wohl überlassen, um ihn so über seine Absetzung zu trösten.

Bis jetzt hatten sich die Christen über diese politischen Umgestaltungen weder zu beklagen noch zu freuen, ihre Lage ist geblieben, wie sie vorher gewesen.

Unter dem Datum des 14. Februar erfreute sich Yokohama einer vollständigen Ruhe.

Bei der Nachricht von den Vorgängen in Osaka hatte sich Nangasaki's ein panischer Schrecken bemächtigt. Der Statthalter mit der japanesischen Besatzung ergriff die Flucht, seine beiden Paläste wurden alsogleich von den Leuten der Daimios besetzt, bis die Daimios selbst von ihnen ermächtigte Stellvertreter absandten, um die Verwaltung der Stadt zu übernehmen, und der einheimischen und ausländischen Bevölkerung Bürgschaften für die Aufrechthaltung der Ordnung zu geben. Eine Feuersbrunst, welche in Nangasaki 200 Häuser verzehrte, war durch einen Zufall veranlaßt worden, der mit der Politik nichts gemein hatte.

Vom religiösen Gesichtspunkte aus ist es schwer vorauszusagen, was aus dieser neuen Sachlage hervorgehen wird. Wird dies die Freiheit sein? oder eine doppelte Strenge? Gewiß ist indessen, daß die Christen von Omura und den andern Provinzen noch am 14. Februar, als dem Datum unserer letzten Berichte, im Gefängnisse zurückgehalten waren. Was wir aber gleichfalls wissen, ist das, daß die Umwälzungen in den Königreichen nicht das Werk des Zufalls sind, Gott macht sie zu Werkzeugen seiner Absichten, welche schließlich alle auf seine Ehre und den Triumph seiner Kirche abzielen.

Nachschrift. — Soeben wird uns noch folgender Brief des Herrn Laucaigne, Missionärs in Nangasaki, vom 21. März l. Js. an die HH. Direktoren des Seminars der auswärtigen Missionen, mitgetheilt.

Ein Verbrechen, bisher ohne Beispiel, welches an den Matrosen eines französischen Fahrzeuges in Sakai verübt worden, verbreitet Schrecken unter den Japanesen. Das Volk zweifelt nicht daran, daß Frankreich die seiner Flagge zugefügte Schmach auf glänzende Weise rächen werde.[1])

[1]) H. Laucaigne meint damit die Ermordung von 10 französischen Matrosen, welche am 8. März 1868, ohne irgend eine Aufreizung von ihrer Seite, von einer Bande Japanesen in Sakai bei Osaka niedergemacht wurden.

Wir glaubten einen Augenblick, daß die neue Regierung sich um die Christen nicht bekümmern werde; doch das Gegentheil ist nun eingetreten. Kaum hatte der vom Mikado abgesandte Statthalter von seinem Posten Besitz ergriffen, als auch schon 22 Christen in den Palast des Westens (Nischiyaschiki) gerufen wurden. Es war am 16. März, am gleichen Tage, an welchem die Kunde von dem Blutbade in Sakai nach Nangasaki gekommen war. Eilf von den Gefangenen, darunter zwei Frauen, waren Opfer der Verfolgung vom Juli; die andern hatten noch nicht die Ehre gehabt, ihren Glauben vor den Richterstühlen zu bekennen. Der muthige Katechet, von dem wir schon so oft gesprochen haben, und der in diesen Prüfungen unsern Trost ausmacht, war auch unter der Zahl der 22 Bekenner.

Alle hatten den Befehl erhalten, ihr Siegel mitzubringen.[1])

„— Wenn das nur dazu dienen soll, um zu beweisen, daß wir Christen sind, so hatte der Katechet hierauf geantwortet, so ist das Siegel unnütz. Jedermann weiß ja doch, wer wir sind. Wenn es aber ein Akt der Abtrünnigkeit ist, den wir besiegeln sollen, so ist es noch unnützer, da wir um jeden Preis Christen bleiben wollen."

Die Bekenner machten sich nun auf den Weg, gefolgt von einer unermeßlichen Volksmenge, welche mit ihnen betete, und über 300 Personen kamen herbei, um bei dem Palaste des Statthalters den Ausgang des Verhörs abzuwarten. Am Eingange in die Stadt machte ihnen der Beamte, welcher sie geleitete, den Antrag, ein Schiff zu besteigen, um der Schande zu entgehen, zu Fuß vor den Augen der Heiden vorbeigehen zu müssen.

„— Nein, nein! antworteten sie jedoch. Es ist keine Schande, der Menge zum Schauspiel preisgegeben zu werden, nur weil man Christ ist."

---

[1]) Es gibt unter den Japanesen, selbst unter den Aermsten, wenige, welche sich nicht einen Ehrenpunkt daraus machen, ein Siegel zu haben.

Während des ganzen Weges hörte man sie leise beten. Im Palaste angekommen, wo einige von ihnen schon mehr als ein Verhör bestanden hatten, wurden sie alle zusammen in den Audienzsaal geführt.

„— Ist es wahr, fragte man sie, daß ihr die Religion des Jesus, die Religion der Franzosen ausübet?“

Der Name Jesus, welcher nach chinesischer Weise ausgesprochen ward, wurde von unsern Christen nicht recht verstanden, daher antwortete der Katechet: „Wir üben das wahre Christenthum aus.“

Auf diese Antworten erfolgte eine lange Rede voll Schmähungen gegen unsern Herrn Jesus Christus. Die Beweisführung ließ sich auf folgende Sätze zurückführen: Das Christenthum ist nur die Religion der Franzosen allein, die andern Nationen in Europa üben es gar nicht aus; daher ist es schlecht. Es sind die Vorfahren des Mikado, welche alles gemacht haben; ist es also vernünftig, die Vorfahren zu verachten, um dagegen einer fremden Lehre zu folgen, deren Lehrer keinen andern Zweck haben, als nach und nach die ganze Nation zu gewinnen, um sie dann ihren Landsleuten zu überantworten? Und was ist übrigens unsinniger, als einen Gekreuzigten anzubeten?

Die von den Beamten hierauf ausgestoßenen Gotteslästerungen waren derart, daß der Katechet sich für verpflichtet hielt, wieder das Wort zu ergreifen und das Geheimniß eines Gottes zu erklären, der freiwillig an die Stelle des schuldigen Menschen trat, um ihn zu erlösen und ihm den Himmel wieder zu eröffnen.

„— Wer bist du denn, daß du es wagst, deinen Herren gegenüber die Stimme zu erheben? . . . Du mußt dieser Religion entsagen oder dich auf den Tod gefaßt halten. Wähle.“

„— Ich kann nicht aufhören, Christ zu sein.“

„— Denket ihr alle so?“

„— Ja, alle, antworteten sie, und neigten sich dabei bis auf den Boden.

Die nämliche Frage wurde zu drei Malen an sie gerichtet und mit kurzen Pausen, die man deßwegen einhielt, um ihnen Zeit zum Nachdenken zu geben; und drei Mal gaben die Bekenner die nämliche Antwort.

„— Ihr seid mit tauben Ohren hieher gekommen, entschlossen, nicht auf uns zu hören. Was würde denn geschehen, wenn in euren Familien die Kinder und Weiber den Gehorsam verweigern würden? Alles würde schlecht gehen und man müßte, um die Ordnung wieder herzustellen, Züchtigungen anwenden. Wohlan denn, in Japan gibt es auch so ein Oberhaupt des Reiches, und diesem müssen alle gehorchen."

„— Wir unterwerfen uns demselben; nur gestatte man uns, Christen zu sein, und dann wird die Regierung keine treuern Unterthanen haben als uns."

„— Ihr seid gerade dadurch ungehorsam, daß ihr einer fremden Religion folget. Seht ihr denn nicht, daß ihr dafür getödtet und eure Familien verfolgt werden? Geht nun, berathet euch mit euren Weibern, euren Kindern, euren Freunden; vielleicht sind diese klüger als ihr; geht!"

Damit wurde die Sitzung aufgehoben. Unsere Christen, welche bei dem Eintreten in den Palast bei zehn Henkersknechte daselbst aufgestellt gesehen hatten, ohne Zweifel in der Absicht, sie einzuschüchtern und das Verhör feierlicher zu machen, waren erstaunt, so leicht davon gekommen zu sein. Es ist freilich wahr, noch ist nicht alles zu Ende. Der Statthalter wird höheren Ortes von dem Ergebniß des Verhörs Bericht erstatten; alles wird von den Gesinnungen der jetzigen Machthaber abhängen, und diese Gesinnungen selbst werden ihrerseits wieder vielfach von der Haltung Frankreichs in der Angelegenheit von Sakai bedingt sein. Der Haupturheber der gegenwärtigen Umwälzung, der Fürst von Satsuma ist, wie man sagt, dem Christenthum weniger abgeneigt als der frühere Taikun.

Ueber die Christen von Omura sind wir ohne Nachrichten. Da es dreien derselben, welche den Muth zu verlieren fürchteten, zu entkommen gelungen war, so verdoppelten die

Aufseher ihre Wachsamkeit, so daß es für die Zukunft unmöglich geworden ist, bis zu unsern theuern Gefangenen zu gelangen.

Eine Korrespondenz des Moniteur (Regierungsblattes) meldet uns, daß die japanesische Regierung jede von dem französischen Minister geforderte Genugthuung geleistet hat. Zwanzig Rädelsführer des verabscheuungswürdigen Ueberfalles gegen die Mannschaft einer Schaluppe des Dupleix, in Sakai, sind zum Tode verurtheilt worden. Am 16. März l. J. haben eilf der Schuldigen, unter ihnen zwei Offiziere, die Todesstrafe erlitten. Der Befehlshaber des Dupleix, Fregattenkapitän von Petit-Thours, verhinderte im Gefühle einer anerkennenswerthen Menschlichkeit die Hinrichtung der neun andern Verurtheilten, indem er erklärte, daß die Genugthuung ihm hinreichend erscheine, und er dem französischen Minister zu deren Gunsten eine Verwandlung der Strafe vorzuschlagen gedenke. Am folgenden Tage kam der Minister der auswärtigen Angelegenheiten des Mikado in amtlichem Auftrag an Bord der Venus, um die Entschuldigungen und den Ausdruck des Bedauerns von Seite seines Herrn zu überbringen. Um die Genugthuung vollständig zu machen, verpflichtete sich die japanesische Regierung zur Zahlung einer Entschädigung von 150,000 Piastern an die Familien der Opfer des Blutbades von Sakai.

Missionen von Afrika.

Missionen von Madagaskar.

Die Missionen von Madagaskar umfassen zwei apostolische Präfekturen, welche der Gesellschaft Jesu anvertraut sind, von denen die eine die Inseln St. Maria und Nossi-Be und den Archipel der Comoren, die andern die große Insel Madagaskar in sich begreift.

Wenngleich in zwei Präfekturen abgetheilt, bilden diese eigentlich doch nur Eine Mission. Die nämlichen Arbeiter, Jesuiten und Schwestern des heiligen Joseph von Cluny, theilen sich in die Arbeiten, in Mitte von Völkerschaften, die im Allgemeinen den gleichen Ursprung, die gleiche Sprache und die gleichen Sitten haben. Bevor noch die große Insel Missionäre erhielt, war der katholische Glaube dort schon durch die Schulen von St. Maria und Nossi-Be eingedrungen, wo junge Madagassen aufgenommen wurden, welche dann, nachdem sie unterrichtet und getauft worden, ihren Landsleuten auf Madagaskar die ersten Begriffe von religiösen Wahrheiten brachten. Auch jetzt noch leisten sich diese Missionen gegenseitige Unterstützung. — Wir werden daher auch in unserm Bericht nicht trennen, was apostolischer Eifer und Liebe vereinigt hat.

§. 1. — Apostolische Präfektur der kleinen madagassischen Inseln.

Feste Stationen gibt es gegenwärtig nur auf den drei kleinen madagassischen Inseln St. Maria, Nossi-Be und Mayotta, welche alle drei zu Frankreich gehören.

Die Insel St. Maria liegt östlich von Madagaskar, von dem sie nur durch einen 1—2½ Stunden breiten Meerarm getrennt ist; ihre Länge beträgt gegen 10 Stunden bei einer durchschnittlichen Breite von nur 1¼ Stunden. Sie hat eine Bevölkerung von sechs bis sieben tausend Seelen. Ludwig XIV. hatte auf St. Maria eine Niederlassung gegründet, welche jedoch bei dem Abzuge der Franzosen von Madagaskar wieder einging. Im Beginne des Jahres 1822 landeten französische Auswanderer in Port-Louis; indessen begleitete diese Expedition kein Missionär, und erst 1837 wurde das Evangelium neuerdings auf der Insel St. Maria verkündet. — Gegenwärtig besorgen drei Patres und zwei Brüder aus der Gesellschaft Jesu diese Mission.

Nossi-Be hat eine Bevölkerung von fünfzehn tausend Seelen, und die Insel, nahe an der Nordwestküste von Madagaskar gelegen, hat sieben Stunden im Umfang. Frankreich hat sie im Jahre 1841 in Besitz genommen, während schon im Jahr zuvor dort von H. Dalmond eine Mission begonnen und eine Schule eröffnet worden war. — Nossi-Be ist die Residenz des apostolischen Präfekten und zweier Patres und eines Bruders aus der Gesellschaft Jesu.

Mayotta, die am östlichsten gelegene der Comoreninseln, im Meerarm von Mozambique, ist 50 Stunden westlich von Madagaskar, und zählt vier und zwanzig tausend Einwohner. Sie wurde von ihrem letzten Sultan, Andrian Souly, an Frankreich abgetreten, und 1842 von diesem besetzt. Die ersten Apostel dieser Insel waren die beiden französischen Priester Weber und Richard, welche vom damaligen apostolischen Präfekten von Madagaskar, H. Dalmond, dorthin gesendet worden waren.[1]) Sie landeten im März 1845 in Madagaskar. Vom frühern Sultan gut aufgenommen, durch den Fanatismus der Mehrzahl der muselmännischen Bevölkerung jedoch

[1]) Johann Weber, der später (Juli 1850) in die Gesellschaft Jesu eingetreten, ist am 2. August 1864 gestorben.

zurückgestoßen, durch die Fieber und Krankheiten eines mörderischen Klimas hart mitgenommen, hatten sie dennoch den Trost, einige Seelen zur Kenntniß Jesu Christi zu führen, und einigen Sterbenden den Himmel zu öffnen. Seit dieser Zeit waren die Erfolge einer unausgesetzten und mühsamen apostolischen Arbeit leider nicht beträchtlich, und man könnte beinahe sagen, daß dieser undankbare Boden den Missionären nur Gelegenheit zu Hingebung und Opfern geboten hat.

Die drei eben genannten französischen Stationen wurden erst 1849, das heißt zur Zeit, als die Mitglieder der Gesellschaft Jesu auf jeder dieser Inseln sich niederließen, endgültig errichtet. Im Januar 1851 wurden sie zu einer apostolischen Präfektur erhoben, deren Leitung der hochw. P. Finaz erhielt. Im Jahre 1859 stellte die Propaganda Anjouan und Mohely unter die Gerichtsbarkeit des Präfekten von Groß-Comoro. Diese Inseln, welche von Arabern, eingefleischten Feinden des Christenthums, bewohnt sind, werden indessen noch viel Zeit, Anstrengungen und Geduld in Anspruch nehmen, bevor sie dem wahren Glauben gewonnen sein werden. — Der jetzige apostolische Präfekt der kleinen madagassischen Inseln ist der hochw. P. Lacomme, der am 20. September 1865 auf den hochw. P. Finaz gefolgt ist.

Im folgenden Briefe vom 15. Dezember 1866 an die Centralräthe, berichtet er über die von den Missionären bisher errungenen Erfolge, und weist auf die Hoffnungen hin, zu welchen dieselben berechtigen.

Die Geschichte unserer Mission, welche erst fünfundzwanzig Jahre zählt, sagt uns, daß sie ihre Gründung der wohlwollenden Unterstützung von Seite des Werkes der Glaubensverbreitung zu danken hat. In der That waren es auch die Centralräthe dieses Werkes, welche den ersten apostolischen Präfekten, H. Dalmond, die nöthigen Hülfsmittel zur Unternehmung dieser schwierigen Mission anwiesen. Das Andenken an diese Wohlthat, welche auch in unsern Archiven verzeichnet ist, ist noch besser in der Dankbarkeit der Mis-

sionäre aufbewahrt, welche die Erbschaft des H. Dalmond angetreten haben. Diese Opfer waren denn auch nicht nutzlos, und es freut mich, Ihnen heute davon den tröstlichen Beweis liefern zu können durch die Darstellung, welche ich über den Zustand und die Fortschritte unserer Mission an Sie zu richten die Ehre habe.

St. Maria. — H. Dalmond, welcher im Jahre 1837 auf dieser Insel das Evangelium zu verkünden begann, hat die Leser der Annalen bereits mit den Erfolgen bekannt gemacht, welche den Anfang seiner apostolischen Thätigkeit lohnten. [1]) Leider aber erlaubten ihm der Mangel an Missionären und das mörderische Klima dieser Gegend nicht, alle seine Hoffnungen verwirklicht zu sehen. Nach zehnjähriger Arbeit fiel er als Opfer seines Eifers, ohne auch nur einen einzigen Missionär an seiner Seite zu sehen, der ihm hätte beistehen und die Augen zudrücken können. (1847.)

Der Same, den er diesem Boden anvertraut hatte, ging indessen mit seinem Tode nicht zu Grunde, sondern befruchtet durch die Bemühungen seiner Nachfolger, sollte er später reiche Früchte des Heiles tragen. Wirklich hat sich auch in St. Maria seit einigen Jahren eine sehr auffallende religiöse Erhebung kund gegeben. Nachdem sie Anfangs bei den Kindern, welche den Religionsunterricht besuchen, begonnen, hat sie sich in der Folge auch den jungen Leuten mitgetheilt, und am Ende alle insgesammt erfaßt. Nicht Ein Dorf gibt es jetzt mehr, das nicht zahlreiche Christen zählte, und was die Einwohner angeht, welche sich noch nicht zum Christenthum bekennen, so betrachten wir sie doch schon als Katechumene, zu deren Unterweisung uns eben nur die Zeit fehlt. In wenigen Jahren wird diese ganze Insel, unter dem Zeichen des Kreuzes vereint, unsern Herrn Jesus Christus anbeten.

---

[1]) Annalen, Jahrgang 1846.

Doch, sagen wir es gleich, alle diese schönen Erfolge sind zum großen Theile der Unterstützung und den Mitteln zu danken, welche uns in reichem Maße durch den würdigen Statthalter dieser Insel zugeflossen sind, und wofür ihm hier der Dank ausgesprochen sein soll.

Wenn wir bei der allgemeinen guten Stimmung noch auf einigen Widerstand stoßen, so kommt er nur von denjenigen her, welche im Aberglauben oder in den Vorurtheilen gegen unsern heiligen Glauben alt geworden sind. Doch selbst bei diesen finden sich noch solche, welche nur auf den Ruf des Missionärs warten, um sich der Wahrheit hinzugeben und als Christen zu sterben.

Eine alte und gebrechliche Frau, welche sich in ein entferntes Dorf unserer Residenz zurückgezogen hatte, und von heidnischen Verwandten umgeben war, hatte nur im Allgemeinen von der Religion sprechen hören. Das Wenige, was sie davon erfahren hatte, flößt ihr indessen ein lebhaftes Verlangen ein, sie besser kennen zu lernen. Doch Niemand in ihrer Umgebung konnte sie in derselben unterrichten. Indessen sorgte Gott auch hiefür durch eines der Mittel, welches seine Vorsehung den Seelen, welche ihn suchen, niemals versagt. Eines Tages ging einer unserer Lehrbrüder mit seinen Schülern durch dieses Dorf, und die arme Frau, die das ungewohnte Geräusch hörte, fragte um dessen Ursache.

„— Es sind die Schüler der Patres", wurde ihr geantwortet.

Sogleich tritt sie aus ihrer Hütte heraus, schleppt sich mühsam bis an den Weg, und redet den Bruder also an:

„— Ist es wahr, daß man getauft sein muß, um nach dem Tode zu Gott zu kommen?"

„— Ja; man kann nicht in den Himmel eingehen, ohne Gott zu kennen, ohne die Taufe empfangen zu haben."

„— Was soll denn ich machen? Ich bin alt, ich kenne Gott nicht und bin nicht getauft."

„ — Nichts ist leichter, wenn du nur willst. Ich werde es dem Pater sagen, dieser wird dir einen Kahn schicken, du wirst zu ihm kommen, und er wird dich unterrichten und taufen.“

„ — Ja, gewiß, das will ich, denn ich will in den Himmel kommen, und nicht mit den bösen Geistern sein.“

Einige Tage nachher holte wirklich ein Kahn die arme Frau ab, welche das Glück hatte, in der katholischen Lehre unterrichtet und getauft zu werden. Das ist aber kein vereinzelter Fall, sondern ich könnte noch eine schöne Anzahl von Greisen namhaft machen, welche vor ihrem Tode zur Erkenntniß der Wahrheit geführt wurden. Mögen sie, wenn auch erst in der eilften Stunde gekommen, doch den nämlichen Lohn empfangen, wie die Arbeiter der ersten Stunde!

Wir haben bei der Kirche auch zwei Katechumenate, eines für die Männer und eines für die Frauen. Sie sind immer ganz angefüllt, ja oft reichen sogar die ärmlichen Hütten, in denen sie sich befinden, nicht hin, um alle, welche sich anmelden, fassen zu können. — Im Laufe dieses Jahres haben wir achthundert Personen getauft, wovon zweihundert und sechzig Erwachsene. Der Religionsunterricht ist gut geordnet und wird mehr als achthundert Kindern ertheilt.

Die Gleichartigkeit dieses Volksstammes erleichtert die Fortschritte der Mission auf der Insel St. Maria um vieles. Die Einwohner sind sämmtlich Madagassen, von dem Stamme der Betsimitsaraken, welche in der Geschichte durch ihre Anhänglichkeit an Frankreich bekannt geworden sind, namentlich damals, als sie von den Hovas angegriffen wurden, welche ihnen diese Anhänglichkeit zum Verbrechen anzurechnen schienen.

II. Nossi-Be. — Die Bevölkerung von Nossi-Be zeigt nicht den gleichen einheitlichen Charakter. Außer den zahlreichen Madagassen, welche den drei Stämmen der Sakalaven, Antaukaren und Betsimitsaraken angehören, findet man da auch noch Mozambiquer, welche als Arbeiter angestellt und

in die Insel eingeführt wurden, Anjouaner und Araber, deren Proselytenmacherei manchen Orts, sogar bei den Madagassen, der Wirksamkeit der Missionäre hindernd in den Weg tritt.

Indessen macht die Religion doch auch auf Nossi-Be Fortschritte. Der erste Kern der Christen, welcher aus jungen Madagassen besteht, die in unsern Schulen, und insbesonders in unserer Anstalt auf Reunion erzogen wurden, hat sich nach und nach durch Neubekehrte, die sich täglich um die erstern sammeln, vermehrt. Sie bilden jetzt bereits eine kleine Christengemeinde, welche uns Trost und kostbare Bürgschaften für die Zukunft gewähren. Im Laufe dieses Jahres haben wir bei hundert Erwachsene getauft.

Die Achtung, deren unsere neuen Christen bei ihren natürlichen Feinden, den Arabern, genießen, bezeugt den segensreichen Einfluß des Glaubens auf die Seelen, welche derselbe durchdringt und zu einem neuen Leben gebiert. So kam eines Tages ein Araber, ein reicher Kaufmann von Nossi-Lava, und eifriger Anhänger des Islam zu mir und bat mich, einer christlichen Frau zu erlauben, daß sie ihn heirathen dürfe. Der Grund seiner Wahl war der Ruf der Weisheit, Rechtschaffenheit und Ordnungsliebe, der den christlichen Frauen eigen ist.

Wir haben einheimische Christen aus allen Glücksverhältnissen und Ständen. Die einen sind in den Büreaux der Verwaltung angestellt, andere sind Soldaten der einheimischen Gesellschaft oder treiben nützliche Handwerke, wieder andere endlich sind einfache Bauern. Dieser letzte Stand wäre nicht der unvortheilhafteste, wenn er die Leute nicht gerade nöthigte, sich oft von uns zu entfernen, um auf der großen Insel Madagaskar Land aufzusuchen, wo sie den Reis säen und erndten. Diese Arbeit nimmt einen großen Theil des Jahres in Anspruch, und man sollte die Leute dorthin begleiten und unter ihnen wohnen können, wozu wir aber zu wenig zahlreich sind.

III. — Mayotta. Die Bevölkerung von Mayotta ist noch gemischter als die von Nossi-Be. Die eigentlichen Eingebornen derselben sind die Mahori. Aber zu verschiedenen Zeiten haben sich auch Madagassen, Comoroner, Araber, Mozambiquer und Indier, unter dem Namen Bayaner bekannt, auf Mayotta niedergelassen. Jeder dieser Volksstämme hat seine Sprache beibehalten, wenn auch gleich alle die zwei verbreitetsten Mundarten, das Madagassische und Suelische sprachen. Aus dieser Verschmelzung von Sprachen, Sitten und Stämmen ergibt sich ein Mischmasch, in dem man sich nicht leicht zurechtfinden kann. Nur in der Kleidung herrscht Gleichförmigkeit. Die allgemein angenommene Tracht ist die der Araber, welche im Lande mehr durch ihren Einfluß als durch ihre Zahl herrschen, und denen es gelungen ist, fast die gesammte Bevölkerung, wenn auch nicht dem Innern, so doch wenigstens dem Aeußern gemäß, nach ihnen zu bilden. Daher kömmt es denn auch, daß wir so viele Mühe haben, in das Herz dieses Volkes Eingang zu finden, und daß wir außerhalb unserer Schulen nur selten Katechumenen gewinnen. Sie wissen es, meine Herren, daß überall, wo der Koran mit seinen unsittlichen Grundsätzen herrscht, die ernsten Lehren des Kreuzes wenige Anhänger haben. Dessenungeachtet erstarkt und mehrt sich unsere kleine Christengemeinde mittelst der zwei Schulen, welche wir hier unterhalten, mit jedem Tage. Unser Einfluß erstreckt sich besonders auf denjenigen Theil der Bevölkerung, welcher von dem arabischen Proselytismus noch nicht angesteckt ist.

Um denjenigen Einwohnern, welche sich näher an uns anzuschließen und so den feindseligen Plackereien zu entgehen wünschten, eine Zufluchtsstätte bieten zu können, haben wir im Thale Ruveny ein Grundstück von hundert und zwanzig Tagwerk erworben, worauf wir nun einen neuen Missionsmittelpunkt zu gründen beabsichtigen. Doch sind wir noch nicht im Stande, uns ernstlich mit diesem Werke zu beschäftigen, welches indessen schon einige Früchte getragen hat.

Eine kräftige Stütze haben wir sowohl auf Mayotta als auf Nossi-Be und St. Maria an den guten Schwestern von St. Joseph, welche sich, ohne sich irgendwie zu schonen, der Unterweisung und Erziehung der madagassischen Mädchen widmen.

Von allen Comoren hat nur die Insel Mayotta Missionäre, während Groß-Comoro, Anjouan und Mohely deren keine haben. Da die Bevölkerung dieser Inseln dem Koran anheimgefallen ist, hätte, menschlich gesprochen, eine katholische Mission Mühe, sich auch nur mit einiger Hoffnung auf Erfolg dort zu bilden. Doch man darf die Hoffnung nicht aufgeben: das Kreuz, welches die Welt erlöset hat, ist ja bestimmt, sich über die ganze Erde auszubreiten. Ein besonderes Interesse verdient die Insel Mohely, südlich von Groß-Comoro und westlich von Anjouan. Unter den Schutz Frankreichs gestellt, wird sie von einer dreißig- bis fünf und dreißigjährigen Königin regiert, welche den Franzosen, denen sie ihre Rettung dankt, völlig ergeben ist. Sie war im katholischen Glauben erzogen, aber nicht getauft worden. Später wurde sie dann von den Arabern umgarnt, die sie zum Islam hinüberzogen, und unter dem Vorwande ihr zu dienen, ihr Leben mit Bitterkeit und Gefahren erfüllt haben. Die französische Dazwischenkunft befreite sie von diesen gefährlichen Vertheidigern. Dafür hat nun die Königin Jumbe-Suli eine Dankbarkeit bewährt, die indessen nicht so weit geht, um ihre Neigung vom Koran abzuziehen. Sie unterhält Verbindungen mit der Mission auf Mayotta, namentlich mit den Schwestern von St. Joseph, denen sie junge Mädchen zur Erziehung übergibt. Sie nimmt die Missionäre, welche sie auf ihrer Insel besuchen, zuvorkommend auf, und zeigt sich ganz bereit, die Mission, die man dort errichten würde, zu dulden. Aber wenn man ihr den Vorschlag macht, wieder zu werden, was sie einst gewesen, begnügt sie sich zu antworten: „Warum hat man mich denn nicht getauft, als ich es verlangte?“ Die Klugheit, die auch durch die folgenden Ereignisse gerechtfertigt wurde, gestattete aber nicht, ihren

Wünschen damals zu willfahren. Jetzt aber ist sie frei, hat eine gute Umgebung und ist selbst Meister, und diese Umstände in Verbindung mit der guten Gesinnung, von der sie beseelt ist, machen uns Hoffnung auf ihre Bekehrung.

Ich schließe nun, meine Herren, diesen kurzen Ueberblick über die mir anvertraute Mission. Ist derselbe auch lückenhaft, so wird er Ihnen dennoch einigen Trost gewähren. Das Senfkörnlein, das durch Ihre Beihülfe erst gesäet und gepflanzt worden, ist nun zum Bäumchen geworden, und beginnt seine Aeste auszubreiten. Gebe der Himmel, durch Ihre Gebete und die der Mitglieder der Glaubensverbreitung, daß ich Ihnen recht bald melden könne, daß das Bäumchen zum großen Baume geworden ist!"

Wir wollen die eben angeführten Einzelheiten noch durch einige Auszüge aus den letzten Briefen der Missionäre vervollständigen.

Der hochw. P. Bidault schrieb am 2. Januar 1867 von der Insel Mayotta:

Unsere Schule in Mamutzu zählt vierzig bis fünfzig Kinder, welche die Araber an den afrikanischen Küsten geraubt, und die die Mission losgekauft hat. Sie werden zum Theil auf Kosten der französischen Regierung, zum Theil auf unsere eigenen erzogen. Wir kaufen diese armen Kinder, um ihnen die Freiheit wieder zu geben, während andere sie kaufen, um sie zu ihren Sklaven zu machen, denn in diesen Gegenden ist die Sklaverei noch nicht abgeschafft. Der Sklavenhandel wird noch betrieben, wenn auch nicht auf Mayotta selbst, wo er den Europäern ausdrücklich verboten ist, so doch auf den andern Inseln des Archipels, wo hierüber keine Bestimmungen vorhanden sind, woraus dann der Schluß gezogen wird, daß man dieses abscheuliche Gewerbe treiben dürfe. Auf diesen Inseln landen die arabischen Fahrzeuge mit ihren Ladungen von menschlichen Wesen, die um einige Piaster verkauft werden. Die Kinder, die loszukaufen uns gelingt, haben bald wieder das kräftige Aussehen gewonnen,

welches sie unter Leiden und Entbehrungen jeder Art verloren hatten.

Viele von unsern einheimischen Christen, schrieb seinerseits P. Lacomme am 10. Oktober 1867, haben Nossi-Be verlassen, um auf die große Insel Madagaskar überzusiedeln, von wo sie nur selten, manche gar nie mehr zurückkommen. Schon lange trug ich mich mit dem Vorhaben, sie in ihrer neuen Heimath zu besuchen, und endlich haben mir die Umstände erlaubt, diesen Plan auch auszuführen. Ich schiffte mich auf einem Kahne ein. In diesen Gewässern ist der Kahn, wenn er mit tüchtigem Segel und starken Rudern versehen ist, nahezu das einzige gebräuchliche Mittel zum Fortkommen, wenn es sich darum handelt, gegen zufällige Windstille oder Gegenwinde anzukämpfen.

Unsere Christen fand ich überall, gleich den Schaafen ohne Hirten, längs der Küste zerstreut. Ich möchte sie nicht gerne zu schwarz malen, da sie ja unsere Kinder sind, allein ich muß allerdings gestehen, daß ihnen die Entfernung vom Mittelpunkte der Mission unheilbringend geworden ist. In Mitte einer heidnischen Bevölkerung wie verloren, haben sie immerhin einiges von den madagassischen Sitten angenommen, von denen das Christenthum sie theilweise schon frei gemacht hatte. Sie haben mich indessen gut aufgenommen, und mein Besuch schien ihnen allen sehr lieb gewesen zu sein. Ich hatte auch die Freude, einige Christen aufzufinden, die ich noch gar nicht kannte, und den Trost, mehrere achtzigjährige Leute zu taufen, die nur auf mich gewartet zu haben schienen, um ihre Lebensbahn auf christliche Weise zu beschließen. Ich konnte bei einem dieser Begegnisse sogar ziemlich handgreiflich das Walten der göttlichen Vorsehung wahrnehmen. Ich begab mich eben von Andrahibu nach Ankisu, als der Wind mich nöthigte, in Ambaru beizulegen, einem Orte, den ich nicht zu besuchen gedachte, weil wir dort keine Christen hatten. Wie ich nun aber durch dieses Dorf gehe, finde ich in einer elenden Hütte einen schon dem Tode nahen Greis. Sogleich suchte ich demselben die Hauptwahrheiten

des Glaubens beizubringen. Dieser zeigte sich denn auch so gelehrig, als man es nur sein kann, und verlangte das Sakrament zu empfangen, welches die Sünden abwascht und den Himmel erschließt. Konnte ich ihm dieses verweigern, und das zumal ich nicht mehr auf diesem Wege zurückkehren sollte? Die Bedürfnisse der Mission erfordern meine Anwesenheit auf andern Punkten zu oft, als daß ich Ausflüge dieser Art, die doch so nützlich wären, wiederholen könnte. Was die zwei Missionäre von Nossi-Be betrifft, so vermögen sie mit Noth ihrer eigenen Aufgabe zu genügen, wie sollten sie daher im Stande sein können, die Hülfe ihres Amtes demjenigen Theil ihrer Heerde angedeihen zu lassen, den die Verhältnisse so weit von ihnen entfernt haben? Das also ist in Wirklichkeit unsere Lage. Zurückgehalten auf der einen Seite durch unsere Christen auf Nossi-Be, und auf der andern Seite von den Ausgewanderten zur Beihülfe aufgerufen, vermögen wir so vielen Bedürfnissen nicht zu genügen. Möchten wir daher doch bald neue Mitarbeiter erhalten!

Die Madagassen verlassen mehr und mehr die Insel Nossi-Be, und wir sehen bereits den Zeitpunkt voraus, wo der Mittelpunkt der Mission auf die Küste von Madagaskar verlegt sein wird. Ein großer Theil dieser Bevölkerung, der aus Antaukaren, Betsimitsaraken und besonders aus Sekalaven besteht, ist, wenn er auch die Oberherrschaft der Königin Rassuherina von Madagaskar anerkennt, doch unmittelbar der Königin Mazungu, der Tochter des Sultans Andrian-Suly, welcher Mayotta an die Franzosen abtrat, unterworfen. Die Geschichte dieser Königin ist kurz folgende.

Andrian-Suly war König der Nossi-Be gegenüberliegenden Küste. Aber seine Willkürherrschaft machte seine Unterthanen mißvergnügt, und sie verließen ihn daher fast sämmtlich, um sich an seine Schwester Tsy-Umeku anzuschließen. Diese mußte, von den Hovas verfolgt, eine Zuflucht auf Nossi-Be, einer damals noch unbewohnten Insel, suchen, die sie dann in der Folge an Frankreich abtrat (1841). Aber auch

Andrian-Suly, von den meisten seiner Unterthanen im Stiche gelassen, hatte Madagaskar mit seinen ihm treu gebliebenen Anhängern verlassen, und sich der Insel Mayotta bemächtigt, die er später nach dem Beispiel seiner Schwester an Frankreich abtrat. Seine Familie kehrte nach Madagaskar zurück, und von hier holte man vor einigen Jahren die junge Königin Mozungu, um ihr die Herrschaft in dem frühern Reiche ihres Vaters zu übertragen.

Ein einfacher Vorfall wird Ihnen eine Vorstellung von dem geben, was die Regierungen in diesen Gegenden sind. In dem Dorfe, in welchem die Königin wohnt, sieht man weder Hühner noch Enten, während nan dergleichen sonst überall antrifft. Der Grund davon ist folgender. Die Meisten, welche durch ihre Geschäfte in diese Gewässer geführt werden, haben die Gewohnheit, der Königin ein Geschenk anzubieten. Die Königin erwiedert dieses nach ihrer Weise; sie läßt nämlich das Geflügel des Dorfes stehlen und schickt es den Fremden. Dergleichen Vorgänge sind denn freilich nicht dazu angethan, die Hausfrauen zu ermuntern, Geflügel zu halten, und so haben sie denn auch fast allgemein darauf verzichtet. Ich hatte nicht die Ehre, die Königin bei meiner Durchreise zu sehen; sie hatte ein Unwohlsein vorgeschützt, und da ich kein Geschenk hatte, um sie zu heilen, so blieb sie krank, und ich setzte meine Reise fort.

Ich wurde von allen Dorfhäuptlingen gut aufgenommen. Sobald ich in einer Ortschaft ankam und man mich mit den Häuptlingen sprechen sah, drängten sich Männer und Kinder um mich. Während des Gespräches kam dann gewöhnlich das übliche Geschenk, das heißt ein Stück Geflügel und ganz weißer Reis, mit einem verbindlichen Wort über meinen Besuch. Vergebens aber suchte ich einige Kinder für die Schule zu erhalten, sei es, daß die Madagassen den Werth des Unterrichts nicht kennen, sei es, daß sie ihre Kinder zu sehr lieben, um in eine wenn auch nur zeitweilige Trennung von ihnen zu willigen, und das trotz der Vortheile, die wir ihnen bieten. Nur ein außerordentlicher Umstand oder ein

abergläubiſcher Beweggrund kann die heidniſchen Familien beſtimmen, uns ihre Kinder anzuvertrauen. So wurde uns jüngſt ein Mädchen von acht bis zehn Monaten von Noſſi-Faly gebracht. Das arme Kind war zum Tode beſtimmt, weil ihm die obern Zähne vor den untern gekommen waren, was, wie man behauptete, ein ſicheres Anzeichen war, daß das Kind für die Familie die Urſache von Unglück ſein würde. Deßwegen wollten ſich Vater und Mutter ſeiner entledigen. Der alte Häuptling Tſiminuna, welchen ich neulich in Todesgefahr getauft hatte, geſtattete nicht, daß das Verbrechen wirklich verübt wurde. Er ließ uns das Kind bringen, in der feſten Ueberzeugung, daß wir für dasſelbe ſorgen würden. Wir nahmen es auch wirklich mit offenen Armen auf, und die Oberin der Schweſtern vom heiligen Joſeph, Schweſter Caſimira, war überglücklich, wieder eine neue Tochter annehmen zu können, um ſie in den Himmel einzuführen.

(Die Fortſetzung folgt im nächſten Heft.)

Missionen von Amerika.

Nordamerika.

Mittheilung des Hochwürdigsten Herrn Bischofs Rogers von Chatham, an den Centralrath des Werkes der Glaubensverbreitung zu Paris über den Zustand seiner Diöceſe.

Chatham, Miramichi, Neu-Braunſchweig am Feſte des hl Franz Xav., 3. Dez. 1866.

Meine Herrn!

Gemäß dem Verſprechen, welches ich in meinem letzten Briefe, den ich am 3. Mai von Halifax aus an Sie zu adreſſiren die Ehre hatte, gegeben, bin ich ſo frei, Ihnen heute einen Bericht über meine Arbeiten in meiner neuen Diöceſe zu erſtatten, ſeit ich dort angekommen bin, um das Amt zu übernehmen, welches mir von dem Vater der Gläubigen, dem gegenwärtigen Papſte Pius IX., übertragen worden iſt.

Nachdem ich zu Charlottetown mit dem ehrwürdigen Biſchof dieſes Sitzes, Herrn Mac Intyre, am 15. Auguſt 1860 geweiht worden war, reiſte ich nach Chatham, wo ich Dienſtag den 21. ankam, und am 22. in die Kathedrale meiner neuen Diöceſe durch den ehrwürdigen Erzbiſchof von Halifax eingeführt wurde. Der hochwürdigſte Herr Biſchof von St. Johann las die hl. Meſſe bei dieſer Gelegenheit, und ich hielt vor meiner neuen Heerde zum erſten Male einen kurzen Vortrag über das Evangelium.

Wie man es nicht anders erwarten konnte, hatten die Katholiken von Miramichi eine große Freude. In der That hatten aber auch die Einwohner von Chatham Urſache ſich zu freuen; denn nicht allein war ihre kleine hölzerne Kirche,

die erste, welche durch sie erbaut worden war, zur Kathedrale erhoben und ihr Bischof angekommen, sondern sie feierten auch das Wiedersehen von alten Freunden in den Würdeträgern, welche ihn begleiteten. Der gute Bischof von St. Johann war nämlich früher 4 Jahre lang Missionspriester unter ihnen gewesen, und hatte sich durch seinen thätigen Geist und ausdauernden Eifer in Entwicklung ihrer geistigen Wohlfahrt beliebt zu machen gewußt; der ehrwürdige Erzbischof von Halifax, Herr Connolly, hatte in den 8 Jahren, in welchen er Bischof von St. Johann war, gar oft durch seinen Unterricht und seine bischöflichen Besuche ihre Herzen erfreut und ihren Glauben gestärkt durch die wahre Beredsamkeit und die Innigkeit, mit welcher er sich gewöhnlich an sie wandte.

Ich kann hier einen Umstand über die Art und Weise unserer Reise erwähnen, welcher der Gegenstand einer kleinen Unannehmlichkeit für die Einwohner von Chatham am Morgen unserer Ankunft war. Sogleich nach unserer Consecration verließen wir Charlottetown, um der Einweihung einer schönen Kirche aus Ziegelsteinen beizuwohnen, welche der eifrige Bischof von Charlottetown in der Mission von Tigniſch, wo er vor seiner Erhebung zur Bischofswürde Missionär war, beinahe vollendet hatte. Nach der gebräuchlichen Ceremonie erkundigte sich der Erzbischof, ob es nicht möglich wäre, geraden Weges von Tigniſch nach Chatham zu gehen, indem die Entfernung auf dem Wasser 80 Meilen betrage, anstatt auf dem gewöhnlichen Wege zu Land wieder umzukehren, um den Steamer von Summerside nach Shediac zu nehmen, und von da aus zu Land nach Chatham zu gehen, was sehr viel Zeit in Anspruch genommen und wegen der Hitze noch mehr Beschwerden verursacht hätte, als wir ohnehin schon erduldet hatten. Der Hochwürdigste Herr wurde benachrichtigt, daß es keine passende Art und Weise gäbe, Bischöfe bequem und anständig zu befördern, da die sich an Ort und Stelle befindlichen Boote nur Fischerboote seien, von welchen in diesem Augenblick kein einziges zu einem solchen Zwecke geeignet

wäre. Der Erzbischof jedoch, welcher an's Ziel zu kommen wünschte, bestand darauf, eines der Fischerboote zu nehmen. Wir schifften uns deßwegen am nächsten Morgen ein: der Erzbischof von Halifax, der Bischof von St. Johann und ich, begleitet von zwei Priestern, Herrn Power, Kaplan des Erzbischofs, und Herrn Geary, (seither gestorben), Generalvikar der Erzdiöcese Halifax, ein ehrwürdiger, bejahrter Missionär, unter welchem ich als Vikar in der acadischen Mission von Clare, in der Bucht von St. Maria N. S. stand, als ich meine Laufbahn als Missionär begann. Wir nahmen Abschied vom ehrwürdigen Bischof von Charlottetown, dessen Gastfreundschaft wir in Anspruch genommen hatten, vom Bischof von Arichat und von den zahlreichen Priestern und Laien, welche uns bis an's Ufer begleitet hatten, um uns eine glückliche Reise zu wünschen; dann segelten wir ab nach Chatham um ½ 9 Uhr Morgens bei günstigem Wind und kamen nach 23stündiger Fahrt den darauffolgenden Tag Morgens ¼7 Uhr an. Nachdem wir ausgestiegen waren, begaben wir uns in die kleine, auf einem die Stadt und den Fluß beherrschenden Hügel stehende Kirche, um zur Danksagung für unsere glückliche Ankunft das hl. Meßopfer darzubringen, und für unser neues Amt und unsere Heerde den Segen desjenigen zu erbitten, welcher so schwache Mittel wählt, um seine allmächtigen Beschlüsse zu vollstrecken. Die guten Einwohner von Chatham waren außerordentlich überrascht. Sie rechneten darauf, daß wir von Shediac aus erst einige Tage später eintreffen würden, und waren also beschäftigt, Triumphbögen aufzurichten, Bäume in den Straßen zu pflanzen und die Stadt zu einem großen Empfange zu zieren. Sie hatten sich vorgenommen, uns mit ihren Wägen entgegen zu kommen, sobald sie durch den Telegraphen unsere Abreise von Shediac erfahren würden. Zu Tignisch aber war das nächste telegraphische Büreau 70 Meilen von uns entfernt, und wir konnten sie also unmöglich im Voraus von unserer Ankunft benachrichtigen. Als wir die Stadt nun früher und auf einem andern Wege als dem, auf dem wir

erwartet wurden, betraten, war das Erstaunen und die Verwirrung der Einwohner groß und sie drückten ihr Bedauern und ihre Verwunderung aus, ungeachtet des Contrastes zwischen dem prächtigen Einzug, den sie uns bereiten wollten, und der bescheidenen Art und Weise, in der wir gekommen waren. Um ihren Enthusiamus und ihre löbliche Eigenliebe zu befriedigen, waren wir genöthigt, einer großen Procession mit Wägen, Musik ꝛc. ꝛc. beizuwohnen, welche sich nach der benachbarten Kirche von St. Patrizius bewegte. Diese Kirche war ungefähr fünf Meilen entfernt in Nelson, wo der ehrwürdige Pater Egan wohnte. Dieser würdige irländische Missionär widmete sich, seit er auf Verlangen des Herrn Eachran, ersten Bischofs der Prinz Eduard-Insel und Neu-Braunschweig vor 28 Jahren aus seinem Lande gekommen war, dem geistigen Wohle seiner irländischen katholischen Landsleute, nicht allein in Miramichi, sondern im ganzen Lande, welches jetzt unsere Diöceſe bildet, mit einer Hingebung und Treue, welche ihm die allgemeine Achtung und Liebe erwarben. Den nächsten Tag, wie ich schon gesagt habe, fand die Einführung statt.

Ehe ich diesen Theil meiner Erzählung schließe, werde ich noch einen oder zwei Umstände unserer Reise erwähnen, welche mich sehr interessirt haben. Als wir beim Leuchtthurm von Escumenac ankamen, am Eingang der Bucht von Miramichi, bemerkten wir die Kirche zu unserer lieben Frau, bekannt unter dem Namen „Stella maris", Meeresstern, welche 4 oder 5 Meilen vom Leuchtthurme entfernt in derselben Bucht liegt. Es war dieß die erste Kirche meiner Diöceſe, welche ich sah. Sie war vor 5 oder 6 Jahren erbaut worden in Folge eines Gelübdes von einem eifrigen Missionär, welcher damals in Kouchibouguacis, einer Niederlassung guter französischer Acadier, am Flusse gleichen Namens, ungefähr 7 Meilen nördlich von Richibucto, wohnte. Der Missionär machte dieses Gelübde, als er in Gefahr war, zu ertrinken. Er versah den Kirchendienst in Escumenac und in mehreren andern zerstreut liegenden Missionen. Eines Tages begab

er sich nach einer solchen Mission, nämlich der von „Village“ und ging zuerst nach Escumenac, um seine Mission an einem Sonntage mit der Feier der hl. Messe in der alten kleinen Kirche, welche noch neben der neugebauten steht, zu beginnen. Damals war der Verkehr nicht leicht in dieser Gegend. Man war genöthigt, um in die verschiedenen Niederlassungen zu kommen, entweder längs des Sandufers zu wandern, oder in den Buchten oder längs der Küsten und auf den Flüssen in kleinen, manchmal aus Birkenrinden, wie bei den Indiern, größtentheils aber aus großen ausgehöhlten Tannenstämmen bestehenden Booten, welche theils mit Rudern, theils mit Segeln in Bewegung gesetzt wurden, zu fahren. Der Besitzer eines kleinen Fahrzeugs der letzten Art unternahm es, den Priester, einen Knaben und fünf Frauen, welche den Priester begleiteten, um der hl. Messe beizuwohnen, zu transportiren. Das Canot fuhr ziemlich glücklich mit Hilfe eines durch den Wind aufgeschwellten Segels und einer Ruderstange, mittels welcher der Besitzer das Fahrzeug lenkte. In Mitte der Bucht wurde das Meer bewegter und der Wind heftiger. Sie hätten noch in Sicherheit fortschiffen können, aber das Ruder, mittels welchem das Schiff gelenkt wurde, zerbrach und das kleine, leichte Fahrzeug ohne Steuerruder wurde das Spielzeug der Wellen, welche es alsbald umstürzten. Die fünf Frauen ertranken. Der Herr des Canot's und der Knabe konnten das Fahrzeug wieder erreichen. Der Priester schwamm einige Zeit auf der Oberfläche. Zuletzt, als er gänzlich erschöpft sich nicht mehr über dem Wasser halten konnte, ergriff ihn der Mann und ermunterte ihn, sich am Canot fest zu halten. Es war am Sonntag um 9 Uhr Morgens, als die kleine Barke umschlug. Um 8 Uhr Abends wurden sie an die Küste geschleudert und beinahe leblos aufgehoben. Alle Hilfe ward angewandt, um sie wieder zum Leben zurückzurufen. — Sobald sie sahen, daß die Ruderstange brach und sie in Gefahr seien, ermahnte sie der Priester, sich in Gottes Hand zu ergeben und sich auf Alles vorzubereiten, was er für ihr Leben oder ihren Tod anordnen

würde. Er lud sie ein, ihre Sünden zu bereuen, und gab ihnen die Absolution; dann fuhren sie fort, ihren Rosenkranz zu beten, bis das Fahrzeug an's Ufer geschleudert wurde. Während er im Wasser war, hatte dieser treue Priester und fromme Diener Mariens, zu der um Rettung gefleht, welche „der Meeresstern" genannt wird. Sein Flehen war nicht vergebens! Zum Danke gegen Gott und seine unbefleckte Mutter baute er, sobald seine andern Pflichten es ihm erlaubten, diese schöne kleine Kirche zu Escumenac, zum Andenken an seine Rettung. Vor einigen Jahren weihte sie der Erzbischof bei einem seiner Besuche feierlich ein, und Herr Sweeney, damals Missionär zu Chatham, hielt den Indiern im Augenblicke des Unfalls (Nov. 1848) in ihrer St. Anna-Kirche zu Burnt-Church, gegenüber oder an der nördlichen Seite von der Bucht von Miramichi, ungefähr 24 Meilen von Chatham, eine Mission ab.

Die verschiedenen Erkundigungen, welche ich über die Ereignisse, deren Schauplatz unser Fahrzeug uns schnell zeigte, einzog, hatten für mich ein großes Interesse; übrigens erhielt ich sie durch den Erzbischof von Halifax und den Bischof von St. Johann, welche die Verhältnisse persönlich kannten, und durch eigene Erfahrung die Geschichte der Missionen, welche das Feld meiner Arbeit werden sollten, wußten. Als wir der schon oben erwähnten St. Anna-Kirche uns näherten, fühlte ich, obwohl die Dunkelheit der Nacht uns verhinderte, sie zu sehen, daß sie für mich ein besonderes Interesse haben würde. Es ist die älteste Mission, der erste Platz, wo ein Altar des katholischen Cultus errichtet wurde in Miramichi, und wo das kleine Senfkörnlein der Kirche Gottes gekeimt und Wurzel gefaßt hat, so daß es jetzt eine Diöceſe bildet und daß ein Bischof seinen Sitz nahe bei diesem Orte aufgeschlagen hat. Da wir langsam gegen die Strömung fuhren, zusammengedrängt wie wir waren in dem kleinen Raum eines Fischerbootes, und da die Kälte der Nacht uns fühlbar wurde, während wir gleichzeitig vom Regen durchnäßt wurden, richteten sich unsere Gedanken auf

dieſe armen Indier, welche unſere heldenmüthigen und hl. Vorfahren zuerſt zum Chriſtenthume bekehrten; dachten auch an die Arbeiten, Entbehrungen, Opfer und Werke dieſer apoſtoliſchen Männer, an die Feſtigkeit und Treue, mit welcher die Bekehrten, dieſe edlen Kinder des Waldes, ihren Glauben und ihre Frömmigkeit bewahrt hatten, und alles Dieſes erfüllte unſern Geiſt mit Bewunderung! Entſchloſſen, eine beſondere Aufmerkſamkeit dieſen armen und würdigen Kindern der Natur, den Indiern, zu ſchenken, gab ich mir alle Mühe, meinen Entſchluß auszuführen und möchte Ihnen nun die intereſſanteſten Einzelnheiten einiger glücklichen Miſſionen, die ich unter ihnen abgehalten habe, mittheilen. Weiter, 8 Meilen von Chatham entfernt, bemerkten wir die kleine Kirche von St. Peter, an der Mündung des Bartiboque. Da wohnte der erſte Miſſionär von Miramichi, der heilige Dr. Dollard, welcher ſpäter erſter Biſchof von Neu-Braunſchweig wurde und deſſen Diöceſe jetzt in zwei getheilt iſt, nämlich: St. Johann und Chatham. Endlich kamen wir zur großen Befriedigung aller, die ſich in unſerm kleinen Fiſcherboote befanden, in Chatham an; denn wir waren eingezwängt ohne unſere Glieder ausſtrecken, noch unſere Häupter zum Schlafen legen zu können, und das 23 Stunden lang; ſo war unſere Lage keineswegs eine der angenehmſten. Jedoch wenn wir an die Mühen und Entbehrungen dachten, welche unſere Vorgänger auszuſtehen hatten, als ſie ihre Miſſionen theils zu Fuß längs des Uferſandes, theils durch die Wälder oder mit den Indiern in ihren Canots zurücklegten, hielten wir es für feige und ſündhaft, eine Klage laut werden zu laſſen.

Ich habe die Ehre ꝛc. ꝛc.

† Jacob Rogers,
Biſchof von Chatham.

Chatham, Miramichi, Neu-Braunſchweig,
den 4. Dez. 1866.

Meine Herren!

Nachdem ich von meinem Bisthum in Chatham Beſitz genommen und ſeit 3 Wochen dort bin, auch die Anordnungen getroffen habe, welche mir nothwendig oder paſſend ſchienen, beſuchte ich, dem Auftrage Sr. Eminenz des Cardinal-Präfekten der Propaganda gemäß, die ſchöne Miſſion Madawaska, in der Grafſchaft Viktoria, am oberen Theile des Flußes St. Johann, wo er Neu-Braunſchweig und den Maine-Staat ſcheidet. Nachdem der Zweck dieſes Beſuches erfüllt war, kehrte ich nach Chatham zurück, um in meiner Kathedrale das Feſt ihres Patrones, des hl. Michael, am 29. Sept. zu feiern; viele Kinder empfingen zugleich die erſte hl. Kommunion. Einige Tage ſpäter, am 2. Okt., am Feſte der hl. Schutzengel, erhielten dieſelben Kinder mit andern jungen Aſpiranten die hl. Firmung. Zum erſten Male ſpendete ich hier das Sakrament des hl. Geiſtes. Einem Verſprechen zufolge, das ich in Madawaska gegeben hatte, kehrte ich ſofort dahin zurück, um die Pflichten meines Hirtenbeſuches zu erfüllen, indem ich bei der entfernteſten Kirche begann, nämlich der des hl. Franziskus Xaverius, wo ich am 12. Okt. die Firmung ertheilte. In der Miſſion von St. Baſilius, der älteſten und vorzüglichſten arcadiſchen Miſſion von Madawaska, fand ich eine neue, herrliche Kirche, welche, obwohl aus Holz, doch ein Gebäude erſten Ranges in einem Miſſionslande iſt. Da dieſe Kirche faſt vollendet iſt, ſo kam ich mit Vergnügen dem Wunſche des eifrigen Seelenhirten (desſelben, welcher die Kirche zu Escumenac gebaut hatte) zuvor, und weihte dieſelbe ein, indem ich 502 Aſpiranten, welche zu verſchiedenen Zeiten ihre erſte Kommunion gefeiert hatten, die Firmung darin ertheilte. Dieſes Schauſpiel war wirklich rührend und erhaben. Die frommen barmherzigen Schweſtern haben kurze Zeit zuvor eine Anſtalt in St. Baſilius errichtet, und ſchon zeigte ſich bei dieſer Gelegenheit auf

sichtliche Weise der Einfluß ihrer hl. Thätigkeit für die Erziehung der Jugend in Madawaska. Die fromme und geregelte Haltung der Kinder, als sie sich in der Kirche niederknieten, oder zum Altare traten, um die hl. Kommunion oder Firmung zu empfangen, ihre sanften, kindlichen Stimmen, womit sie die Lobgesänge sangen, welche die guten Schwestern ihnen gelehrt hatten, den hl. Geist anriefen, sich als Kinder Mariens ihr zum Opfer brachten, sich unter den Schutz der hl. Engel und Patronen stellten und sich dem Dienste Jesu, dem sie treu zu bleiben versprachen bis zum Tode, weihten: dieses Alles bildete ein so rührendes Schauspiel, daß jeder Anwesende bis zu Thränen gerührt wurde. Im Juli des nächsten Jahres nahm der ehrwürdige Erzbischof von Halifax, unter dessen Verwaltung, als er noch Bischof von St. Johann war, die Einführung der Schwestern und die Grundsteinlegung der Kirche stattgefunden hatte, die Einladung zur feierlichen Einweihung der Kirche bereitwillig an. Als ich Madawaska verließ, besuchte ich schnell alle Kirchen und Missionen meiner Diöcese, um persönlich mit dem Zustande der Religion in jedem Orte, mit den würdigen Priestern, dem guten Volke und dem Zustande der Kirchen bekannt zu werden. Im Laufe der darauffolgenden zwei Sommer bereiste ich die größten und wichtigsten Theile meiner Diöcese, und im Sommer 1863 betrug die Zahl der bei diesen ersten Besuchen gefirmten Personen mehr als 5000. Ich muß sagen, daß, obwohl sich zur Zeit meiner Besuche erwiesen hat, daß, wie es auch in einem neuen Lande gar nicht anders zu erwarten war, es viele bedauerliche Mißbräuche gab und es unumgänglich nothwendig war, denselben sobald als möglich zu steuern, ich keinen Mangel an Eifer und Hingebung der guten Priester, noch an frommem Sinn und Einfalt der Einwohner, noch an Liebe zu ihrer Religion und ihren Hirten gefunden habe. Im Gegentheil überall in der Diöcese gab sich laut, ich möchte sagen, mit Begeisterung, ein Geist, ein Gefühl der wahren katholischen Frömmigkeit kund, genährt durch die kleine Zahl der hl. Priester,

welche im Weinberge arbeiten, und deren Arbeiten und Verdienste von ihren guten, liebenden und treuen Heerden dankbar anerkannt werden. Dieß bewies die allgemeine Freude, welche das gute Volk in jedem Orte bei dem Besuch des Bischofs zeigte. Die Wege, in einer Entfernung von der Kirche von mehreren Meilen, waren mit Bäumen bepflanzt, die Häuser mehr oder weniger kunstvoll, je nach der Geschicklichkeit der Einwohner, geziert, eine Abtheilung von Männern war reihenweise aufgestellt und bildeten eine Ehrenwache, welche bei unserm Vorüberziehen Musketensalven abschossen; ein große Zahl Anderer erwarteten uns mit Pferden und Wägen, um uns bis zur Kirche zu begleiten. Als wir dort ankamen, läuteten die Glocken, und alle traten in die Kirche, um den Segen des neuen Bischofs zu empfangen und die Anrede zu hören, welche dieser in der Ergießung seines Herzens an sie richtete. Mehrere Tage lang widmete man sich nun dem Werke der Mission; der Bischof und die Priester hörten das Volk Beicht, ein Theil der Geistlichkeit bereitete die Firmlinge zum Empfange des Sakramentes der Firmung vor, während andere zu bestimmten Stunden täglich predigten und Betrachtungen, Gewissenserforschungen 2c. 2c. vorlasen. Ein Tag war besonders vom Bischof bestimmt, die zur Entscheidung vor ihn gebrachten Sachen, über welche das Volk uneins und verschiedener Meinung war, zu schlichten. Nachdem der Bischof einmal seine Meinung und Entscheidung ausgesprochen hatte, hörte jedes feindliche Gefühl auf, die Parteien gaben sich zum Zeichen der Versöhnung die Hand, und bereiteten sich hernach vor, um an den Wohlthaten der Mission durch eine gute Beicht und den würdigen Empfang ihres göttlichen Erlösers im Sakramente seiner Liebe, der hl. Eucharistie, theilzunehmen.

Bei der Abreise des Bischofs wiederholten sich die Kundgebungen der Freude, welche seine Ankunft bezeichnet hatten, und drückten so das Glück des Volkes aus. Es waren Flintenschüsse; Glockengeläute; Fahnen und Zierathen flatterten von allen Häusern; die, welche Pferde besaßen, be-

gleiteten den Bischof und sein Gefolge mehrere Meilen weit. Dieses Gemälde, meine Herrn, ist keineswegs übertrieben, es ist sogar unter der Wirklichkeit, was die acadischen Missionen betrifft, wo die guten Einwohner noch ihre erste Frömmigkeit, ihre Sittenreinheit, ihre Lebens-Einfachheit und ihre Treue für den Glauben ihrer Väter bewahren.

Seit diesem ersten Besuche habe ich neuerdings die verschiedenen Orte; manche gar schon öfters besucht, und zwar nicht officiell, sondern privat, um die Priester zu sehen und sie über alles, was ihre Pfarrei wie auch den Zustand der Religion im Allgemeinen betrifft, zu befragen. Den letzten Herbst habe ich wieder eine Rundreise in dem größten Theile meiner Diöcese gemacht, und ich bin sehr getröstet und befriedigt gewesen über die Fortschritte, welche in allem, was das geistige und materielle Wohl, wie auch die Erziehung des Volkes betrifft, seit unserm letzten Besuch gemacht worden sind. In den Missionen längs der Bucht Chaleur waren zur Zeit meines Besuches 4 Priester: der eine, Herr Mooney starb zu Shippegan im Okt. 1863; ein anderer, Hr. Maloy von Bathurst verließ vorigen Sommer die Diöcese wegen seiner schlechten Gesundheit. Diese 2 Priester sind ersetzt und 4 andere hinzugefügt worden, so daß jetzt 8 Missionäre in diesen Gegenden sind, nämlich: wenn wir zu Dalhousie anfangen und die Küste der Bucht von Miramichi verfolgen, der H. H. O'Leary in Dalhousie; H. H. Robert (Mitglied der Congregation vom hl. Kreuz) in Petit Rocher; H. H. Morrisey zu Bathurst; H. H. Pâcquet, Generalvikar und H. H. Gagnon in Caraquet; H. H. Roi in Shippegan, H. H. Gauvreau in Tracadia, und H. H. Joseph Théberge in Neguac.

Bei meinem ersten Besuche in Madawaska waren dort nur 2 Priester, jetzt sind es 4, nämlich: H. H. Guirk in St. Basilius; H. H. Donald in St. Franziskus Xaverius, Diöcese Chatham; H. H. Sweron zu St. Lucia, und H. H. Rugent zu Bruno, Diöcese St. Johann. Mehrere neue

Kirchen wurden gebaut, neue Missionen eröffnet und Erziehungshäuser gegründet.

In der Pfarrei des H. H. Pelletier in der Kirche von St. Ludwig, in Kouchibougouacis, in der Grafschaft Kent, ertheilte ich vor einigen Wochen die Firmung in zwei neuen, hübschen Kirchen, welche jetzt von Außen vollendet sind, und welche in den letzten Jahren nach dem von mir gegebenen Plane da gebaut wurden, wo noch keine katholische Kirche bestand. Es sind dieß die Kirche des hl. Aloisius in Richibucto, und die vom hl. Karl Borromäus in einer neuen Niederlassung, ungefähr 5 Meilen vom Fluße Aldoin entfernt, auch Northwest genannt. Am 29. Aug. 1865 weihte ich eine neue kleine Kirche ein in der Stadt Dalhousia, wo noch keine stand; sie steht auf einem Grunde, der vor zwei Jahren gekauft wurde. In der Stadt New-Castle (Hauptstadt der Grafschaft Northumberland), wo noch keine Kirche war, wurde ein prächtiger Grund gekauft, und der Grundstein der jetzt schon vorgerückten Kirche, wurde im Nov. 1865 gelegt. Von Halifax kommende barmherzige Schwestern haben sich in einem neuen, im Jahre 1864 neben der Kirche erbauten Kloster niedergelassen. Die guten Schwestern leiten dort eine Anstalt zur Erziehung junger Mädchen aus der kathol. Bevölkerung von Miramichi. In Bathurst hat sich eine andere Mission dieses Ordens im Februar 1864 niedergelassen. Seitdem ist ein großes Kloster und eine noch nicht vollendete Anstalt für sie und ihre Zöglinge errichtet worden. Diese angenehm gelegene, neben der Pfarrkirche und im Mittelpunkt der Bucht Chaleur befindliche Erziehungsanstalt ist bestimmt, die Wohlthaten der Religion zu verbreiten, und die Erziehung der katholischen, französischen und englischen Mädchen in allen Pfarreien der Umgegend zu vollenden, wie es die Anstalt zu Madawaska in ihrer Gegend gethan hat.

Diese drei, in den Haupt-Orten meiner Diöcese liegenden Anstalten haben schon die glücklichsten Resultate erzielt. Die Akademie von Madawaska hat mehrere ihrer Zöglinge zum

Noviciat in's Mutterhaus nach St. Johann geschickt, um Mitglieder des Ordens zu werden. Eine von ihnen ist, nachdem sie ihr Noviciat und ihren klösterlichen Unterricht vollendet hatte, wieder nach Madawaska, wo sie nun als Lehrerin wirkt. Desgleichen sind von der Bucht Chaleur 4 Postulantinen und von Miramichi 8 in das Noviciat des Mutterhauses getreten und zwar zum gleichen Zwecke; sie sind sehr glücklich und geben Hoffnung, gute Klosterfrauen zu werden, um einst in ihre Heimath zurückzukehren und die Jugend zu erbauen und zu unterrichten. Am 17. Aug. 1864 weihte ich auf die feierlichste Weise und in Gegenwart einer großen Menge Volkes aus den umliegenden Pfarreien eine herrliche, steinerne Kirche zu Caraquet ein. Diese Pfarrei ist die älteste und die Muttermission der guten Acadier in der Bucht Chaleur. Die Pfarrkinder haben unter der verständigen und eifrigen Leitung ihres frommen Pfarrers, Hrn. Pâcquet, durch ihre eigene Arbeit mehrere Jahre lang zur Erbauung dieser schönen Kirche beigetragen. Ihre Arbeiten und Hoffnungen wurden mit Erfolg gekrönt an dem Tage, wo der Bischof und die Priester der Diöceſe, wie auch viele ehrwürdige Priester von Kanada ihren geliebten Hirten, wie auch sie beehrten und der Einweihung beiwohnten. Den letzten Herbst firmte ich bei meinem Besuche in dieser Kirche ungefähr 400 Kinder beiderlei Geschlechtes, welche zuvor die hl. Kommunion empfangen hatten. Während der Mission, die ich bei diesem Besuche hielt, predigte der R. P. Lefèbvre von der Congregation des hl. Kreuzes, Superior des Kollegiums, welches durch seinen Orden geleitet wird, der meine Einladung, mich auf meinem Besuche zu begleiten, angenommen hatte, alle Tage und begeisterte durch seine Beredsamkeit alle, die ihn hörten. Der würdige Pfarrer, das fromme Volk und die anwesenden Priester waren erfreut und dankten Gott für die glücklichen Resultate der Mission, und der Bischof theilte diese Gefühle von ganzem Herzen.

Die benachbarte Mission von Tracadia und ihr ehrwürdiger Priester, der Hochw. Ferd. Gauvreau, verdienen

ein Wort im Vorübergehen. Vor 35 Jahren wurde dieser Herr, damals noch ein junger Priester, von seinem Bischofe von Québec fortgeschickt, um seinem Onkel, dem Hrn. Celestin Gauvreau, welcher in der acadischen Mission von Memramcook arbeitete, zu helfen. Dann wurde der junge Hr. Gauvreau zum Vorstande dieser Mission befördert, wo er mit Eifer und Hingebung bis 1851, wo er nach Tracadia geschickt wurde, arbeitete. So lange er sich in Memramcook befand, war sein thätiger, verständiger Geist immer beschäftigt, das ewige und zeitliche Wohl seines Volkes zu fördern. Er führte verschiedene Verbesserungen ein, sowohl für den Ackerbau als für den Alsenfang in den nahen Wassern der Fundy-Bucht. Aber die wichtigste Wohlthat, welche er seinen Pfarrkindern für ihre zeitlichen Geschäfte erwies, war, daß er ihnen durch seine weisen und energischen Anstrengungen das Recht und den Titel ihrer Grundbesitzungen versicherte. Um dieß zu erklären, muß ich sagen, daß die ersten Tracadier, welche sich in Memramcook niederließen, ihre Grundstücke nicht von der Regierung, sondern von einem Herrn v. Barrs, dem die Regierung sie gegeben hatte, erhalten hatten, der sie ihnen nicht als Besitzthum, sondern nur als Pachtgut auf 999 Jahre abgetreten hatte, unter der Verpflichtung, jährlich einen gewissen Grundzins zu zahlen. Mehrere bezahlten ihren Zins regelmäßig, andere unterließen es, so daß ihre Rückstände bald eine beträchtliche Summe ausmachten. Die Erben des H. v. Barrs, welche gerne selbst diese schönen und reichen Gegenden gehabt hätten, unterließen es absichtlich, die Rückstände zu fordern, zu dem Zwecke, die schlichten Acadier in einer falschen Sicherheit zu wiegen, und so die Mittel vorzubereiten, sie später zu vertreiben. Schon vor einigen Jahren ist durch diese Mittel eine bedeutende Besitzung in Menudia in Neu-Schottland, welche von 80—100 acadischen Familien bewohnt war, verloren gegangen; der Betrag der Rückstände war so groß, daß die armen Leute sie nicht mehr bezahlen konnten, und sie willigten thörichter Weise ein, ihren Pacht von 999 Jahren für einen andern abzutreten, der zwar ohne Rente,

aber nach 20 Jahren gänzlich erloschen war, so daß alles Recht auf diese Besitzungen nach 20 Jahren aufhörte. Herr Gauvreau war eifrig bemüht zu verhindern, daß die herrliche Pfarrei Memramcook das gleiche Schicksal treffe. Er konnte einen berühmten Rechtskundigen, den geachteten William Young finden, welcher jetzt Gerichtspräsident in Neu-Schottland ist. Durch den Rath dieses Herrn und mit vieler Mühe gelang es ihm, das Volk dahin zu bringen, daß es einen neuen Vertrag abschloß, welcher unter der Bedingung, daß sie die bedungene Summe bezahlten, ihre Pachten in einfache Lehen umwandelte, sie in den Stand setzte, auf eine einfachere und bessere Weise Herren ihrer Besitzungen zu werden und den wirklichen Besitz davon zu bewahren.

Ein anderes wichtiges Werk des Hrn. Gauvreau, während er Pfarrer in Memramcook war, war der Bau der schönen steinernen Kirche in dieser Pfarrei, den er begann und während mehrerer Jahre fortsetzte, indem er selbst die Arbeiten seiner Pfarrkinder leitete. Als Hr. Gauvreau Memramcook verließ, war nur das Aeußere vollendet. Sein Nachfolger, Hr. Lafrance, setzte die Arbeit fort, vollendete das Innere der Kirche und errichtete eine Akademie oder ein Kollegium zur Erziehung der Knaben in der Pfarrei. Das Kollegium jedoch gedieh nicht, bis vor ungefähr 3 Jahren die Väter des hl. Kreuzes an die Spitze der Pfarrei und des Kollegiums traten. Dieser Umstand machte einen merkwürdigen Abschnitt in der Geschichte dieses guten Volkes in allen Theilen der Gegend.

Als bei Gelegenheit meines letzten Besuches in den Missionen der Bucht von Chaleur H. Gauvreau und der R. P. Lefèbvre sich zum erstenmale begegneten, war es für mich eine wahre Freude, diese zwei würdigen Missionäre von Memramcook einander vorstellen zu können, indem ich einerseits dem Hrn. Gauvreau gratulirte, daß die hl. Arbeiten der moralischen und ökonomischen Hebung für das Volk, das er so sehr geliebt, für welches er so viel gethan und das er so schwer verlassen hatte, nun so glücklich und erfolgreich durch

seinen gegenwärtigen Nachfolger fortgeführt werden, und anderseits, indem ich den Hrn. Lefebvre beglückwünschte, seinen Vorgänger kennen zu lernen, welcher zu verhindern gewußt hat, daß das Volk und die Geistlichkeit von Memramcook nicht ihre herrliche Pfarrei in fremde Hände fallen sehen mußten, der ihre gegenwäetige Kirche gebaut und auf manch andere Weise so wirksam zum Nutzen seiner Heerde gearbeitet hat. An den Abenden, welche wir in Caragnet und Tracadia zubrachten, nach den Arbeiten auf der Kanzel und im Beichtstuhl, während wir uns unser Nachtmahl erheiterten und Geist und Körper der Ruhe genießen ließen, um uns für die Arbeiten des nächsten Morgens vorzubereiten, war die Unterhaltung der beiden ehrwürdigen Pfarrer HH. Pacquet und Gauvreau mit dem P. Lefèbvre, wie auch mit mir und den andern anwesenden Personen sehr interessant. Herr Pacquet war auch als junger Priester vor 36 Jahren von Quebec gekommen, um seinem Onkel, Hrn. Gagnon zu helfen, welcher mit Arbeiten und Verdiensten beladen zu Barachois bei Shédiac starb, wo seine sterbliche Hülle in der Gruft der Pfarrkirche ruht. Herr Pacquet hatte vor 1848, wo er nach Caraquet gesendet wurde, alle katholischen Missionen vom Cap Tormentine bis Miramichi versehen. In jedem Orte wird sein Name verehrt. Er war, unter allen Verhältnissen ein Missionär ersten Ranges. Er und Hr. Gauvreau hatten seit ihrer Ankunft in diesen Missionen viele Veränderungen gesehen und selbst daran ihren Theil gehabt. In der That sind sie lebende Repertorien der Geschichte des katholischen Fortschrittes in Neu-Braunschweig. Wenige Jahre vor ihrer Ankunft war nur ein Missionär in Memramcook; einer für die Missionen des Golfes bei Shédiac bis Miramichi; einer von Miramichi bis Restigouche, der in Caraquet wohnte, und einer in St. Basilius in Madawaska. Zwei der ehrwürdigen Vorgänger der H. H. Pacquet und Gauvreau leben noch. Der Hochw. H. Blanchet, jetzt Erzbischof von Oregon City, wohnte im „Village", einige Meilen südlich von Richibucto und ging nordwärts bis Miramichi, wo er mit dem

Hrn. Cook, gegenwärtigen Bischof von Trois-Rivières, welcher in Caraquet wohnte, und dessen Mission sich von Miramichi bis Canada ausdehnte, zusammentraf. In dem Distrikt, welchen Hr. Cook allein versah, sind jetzt 8 Priester und 16 Kirchen, Chatham nicht inbegriffen, sondern nur von Bartiboque, längs der Küste bis Dalhousia. In ganz Neu-Braunschweig waren damals nur 4 oder 5 Priester, jetzt sind es 2 Diöcesen, nämlich St. Johann mit einem Bischof und 30 Priestern, mehr als 60 Kirchen, 1 Kollegium, 3 Nonnenklöster, welche Erziehungsanstalten für junge Mädchen leiten, und mehr als 50,000 Katholiken; und Chatham mit 1 Bischof, 14 Priestern, 1 Kollegium, 3 Klöstern zur Erziehung junger Mädchen und 35,000 Katholiken. So hatten wir Ursache genug, uns zu erbauen und Gott zu danken für die fruchtbringenden Segnungen, welche er ohne Unterlaß über diejenigen ergoß, die er für diesen Theil seines Weinberges verwendete. Unsere Gespräche waren übrigens auch fröhlich wegen der Anekdoten, welche in dem Leben eines Missionärs vorkommen; jeder brachte seinen Theil, und die beiden ältesten lieferten überflüssigen Stoff. Und hier, meine Herrn, erlauben Sie mir inne zu halten, um das tiefe Gefühl der Dankbarkeit auszudrücken, welches ich, im Verein mit unsern Hochwürdigsten bischöflichen Mitbrüdern und den Missionären der ganzen Gegend für Ihre edle Gesellschaft hege, deren edelmüthige Unterstützungen immer zur rechten Zeit kommen, nicht allein um das materielle Wohl, welches das Geld verschafft, zu sichern, sondern um den moralischen Muth zu geben, welcher die Bischöfe allein treibt zu jenen wichtigen Unternehmungen, an die sie nie denken könnten, wenn sie Geld-Verlegenheiten fürchten müßten und wenn sie nicht das Vertrauen hätten, daß Gott ihnen durch Sie die hilfreiche Hand entgegenstreckte. Nehmen Sie also unsern aufrichtigen Dank und die Versicherung an, daß unsere demüthigen Gebete wie auch die der Geistlichkeit und unserer Heerde zu Dem emporsteigen werden, in dessen Dienst wir sind, um unzählige Segnungen für die Direktoren, Glieder und Wohlthäter

Ihrer Gesellschaft herabzuflehen, für Sie, die so wohlthätig durch Ihre Gebete und Gaben beitragen, das Kreuz Christi aufzurichten und seine Kirche in dieser neuen Gegend zu begründen! Durch die Hilfe, welche so zu rechter Zeit gekommen, ist nicht nur die Zukunft von Generationen gesichert, sondern man konnte auch im Schooße der Kirche eine Menge junger Leute und Auswanderer erhalten welche, wie es eine traurige Erfahrung schon bewiesen hat, ohne Priester und ohne den Einfluß katholischer Anstalten der Gefahr ausgesetzt wären, nach und nach ihre Religion zu verlernen und sich auf den breiten Pfaden der Ketzerei und des Unglaubens zu verirren.

Aber ich komme auf Tracadia zurück. Die Einwohner dieser Mission lebten sonst beinahe ausschließlich von der Fischerei, wie es jetzt ihre Nachbarn in Shippegan und Caraquet machen; aber dieser Handelszweig hörte aus verschiedenen Gründen auf, für sie so erträglich zu sein, wie für ihre Nachbarn. In Folge davon beschäftigen sich viele mit Ackerbau auf Ländereien, einige Meilen von der Küste entfernt, und obwohl sie manchmal mehr oder weniger Entbehrungen zu erdulden hatten, wie dieß gewöhnlich bei solchen der Fall ist, welche in Wäldern neue Niederlassungen errichten, so vermehrte sich ihre Zahl dennoch, zugleich aber auch ihr Wohlstand. Nicht ohne Schwierigkeit gelangt eine Bevölkerung, welche bisher nur den Fischfang ausübte, dahin, sich dem Feldbau mit dem zum Gelingen erforderlichen Scharfsinn und Fleiße zu widmen. Das ist besonders auffallend bei den Tracadiern. Die theilweise Ausübung ihrer eigentlichen Liebesbeschäftigung, der Fischerei, hielt sie ab von den Arbeiten des Feldbaues, und es entstund daraus diese Erschlaffung in beiden Zweigen, welche eine außerordentliche Armuth da hervorbringt, wo sich Lebensmittel im Ueberfluß befinden. Aber das Merkwürdigste in Tracadien ist das Vorhandensein der häßlichen Krankheit, welche so oft in der heiligen Schrift erwähnt wird, des Aussatzes.

Man wußte allgemein seit Langem, daß Fälle dieser Krankheit in der Nachbarschaft Tracadiens vorgekommen sind, aber erst im Jahre 1844 beschäftigte sich die Obrigkeit damit. Eine ärztliche Commission wurde ernannt, sie theilte ihre Wahrnehmungen der Regierung mit, und im nämlichen Jahre erließ der Statthalter der Provinz eine Verordnung und befahl, ein Localgesundheitscomite zu errichten, welches mit allen Vollmachten versehen wurde, um alle Personen, welche in ihrem Distrikte von dieser Krankheit befallen werden, in ein Spital oder Lazareth einschließen zu lassen. Dieses Gesundheitscomite errichtete zuerst sein Lazareth auf der Insel Sheldrake, einem einsamen Orte in Mitte des Flußes von Miramichi, ungefähr 18 Meilen unter Chatham. Diese unglücklichen Aussätzigen, ihren Familien und ihrer Heimath entrissen, fanden diese öde Einkerkerung, die sie entfernt hielt von jedem Priester, jeder Kirche und den Nachbarn, unerträglich. Während der Zeit von 1846—49 besuchte sie oft Hr. Sweeney, damals Missionär in Chatham, weil die Insel in seinem Missionsgebiet lag, sorgte für ihre geistlichen Bedürfnisse, und that Alles, was er konnte, um ihre traurige Lage zu erleichtern und zu versüßen. Hr. Lafrance, von dem ich schon oben gesagt habe, daß er Hrn. Gauvreau in Memramcook nachfolgte, und welcher einige Zeit zuvor zum ersten Priester in Tracadien ernannt wurde, suchte auch von Zeit zu Zeit seine armen, betrübten Pfarrkinder zu trösten. Die Geistlichkeit wendete allen ihren Einfluß zu Gunsten dieser armen Aussätzigen an, und die Regierung versetzte endlich das Lazareth an die Stelle, wo es jetzt ist, nämlich eine halbe Meile von der Pfarrkirche in Tracadien entfernt, wo zu diesem Zwecke ein großer Platz gekauft und mit einer Verzäunung umgeben ist. Man hat dort bescheidene, aber doch bequeme Gemächer errichtet, mit einem Hausmeister, Koch 2c. 2c., um die Aussätzigen zu pflegen. Auch einen Arzt hat man ihnen beigegeben. Der in Tracadien wohnende Priester ist von der Regierung zum Kaplan ernanut mit einem kleinen Gehalte für sein Amt. Das Gebäude ist für

die Aussätzigen bestimmt und durch eine Scheidewand in 2 Abtheilungen gesondert, wovon eine für die Männer, die andere für die Frauen bestimmt ist. Ein kleines Gebäude, welches als Oratorium oder Kapelle dient, ist an das Hauptgebäude angebaut; jede der beiden Abtheilungen für die Männer und Frauen hat ein vergittertes Fenster auf diese Kapelle. Der Kaplan liest dort die hl. Messe, wenigstens einmal in der Woche, hört die Beichten und erfüllt die übrigen Pflichten, welche ihm sein Amt auferlegt. Auf diese Weise ist die Lage der Aussätzigen, da sie nun ihre Pfarrkirche und ihren Priester haben, so oft sie ihn verlangen, im Vergleich mit dem Zustand, in welchem sie sich auf der Insel Sheldrake befanden, eine glückliche. Aber ungeachtet dieser Verbesserung ist es leicht verständlich, daß diese betrübten Personen, welche, sobald man nur Symptome des Aussatzes entdeckt, ihrer Kinder und Familien beraubt, und gleichwie in einem Gefängnisse bewacht werden, und denen jeder Verkehr mit der Außenwelt verboten ist, gereizt und mit ihrer Lage unzufrieden sind. Diese armen Aussätzigen murren oft gegen die mit ihrer Pflege beauftragten Personen, weil diese, sagen sie, nicht immer liebenswürdig und gewissenhaft in der Vertheilung der Nahrung und dessen, was die Regierung noch zur Erleichterung dieser armen Geschöpfe bewilligt, sind. Ohne Zweifel sind ihre Klagen gewöhnlich übertrieben, und manchmal hat die Untersuchung bewiesen, daß sie unbegründet waren; manchmal aber hat man sich auch überzeugt, daß die Klagen gerecht waren. Aber, mögen ihre Wärter, denen es obliegt, ihnen das Nöthige zu geben, und ihr Elend zu erleichtern, ihre Pflicht erfüllen oder nicht, so sind diese armen Aussätzigen deßhalb nicht weniger unseres Mitleides würdig, und der sanfte Einfluß der Religion ist ihnen nothwendig, um die wirklichen oder eingebildeten Prüfungen und das schwere Kreuz zu tragen, welches ihnen aufzulegen der Weisheit und Liebe des himmlischen Vaters gefällt. Deßwegen ist der Dienst des Kaplans im Lazareth so wichtig, weil er den armen Patienten so große Tröstungen bringt,

obwohl er zu gleicher Zeit seine Mühseligkeiten und Beschwerden, wie auch seine großen Verdienste für den hingebenden Priester hat.

Wie oft habe ich, wenn ich beim Besuche dieser Anstalt es versuchte, einige Trostesworte denen zu spenden, welche da eingeschlossen sind, das innigste Mitgefühl für den guten Priester gehabt, dessen tägliche Beschäftigung es ist, diese Pflicht zu erfüllen, welche wahrhaftig den Geist des heiligen Camillus von Lellis erfordert. Seit meinem ersten Besuche in diesem Hause habe ich stets daran gedacht, daß es sehr wünschenswerth wäre, barmherzige Schwestern zur Uebernahme dieses Liebeswerkes hieher zu senden, um diese armen Leidenden, deren Zahl im Laufe meiner Besuche zwischen 20 und 30 wechselte, zu pflegen. Aber da die Rücksicht auf größere und nothwendigere Bedürfnisse meine Aufmerksamkeit in Anspruch nahmen, und meine Hilfsquellen unzureichend waren, nicht allein zur Erleichterung von physischen Leiden, sondern auch für das Heil von Hunderten von Seelen, so war ich genöthigt, dieses Projekt zu Gunsten der Aussätzigen ruhen zu lassen, bis meine entstehende Diöcese die religiösen Bedürfnisse ihrer Einwohner durch Vermehrung der Priester, Erbauung von Kirchen und Kapellen, da wo ihr Vorhandensein ein Bedürfniß ist, und durch Errichtung von Anstalten für christliche Erziehung der Kinder, befriedigen kann. Ein anderes Hinderniß zur unmittelbaren Ausführung meines Vorhabens war der Mangel der nothwendigen Zustimmung der Regierung, der Mangel einer passenden Wohnung für die Schwestern, und die Ungewißheit, ob das protestantische Element, das bei der Regierung und in unserer Gesetzgebung vorherrscht, uns die Mittel oder überhaupt nur die Erlaubniß gewähren wird, die nöthigen Vorkehrungen für die Ankunft der Schwestern und die Uebernahme der Anstalt zu treffen. Vergangenes Frühjahr habe ich eine Eingabe an die Regierung gemacht, aber die politischen Agitationen haben sie bis jetzt verhindert, hierin eine Entscheidung zu treffen. Das ist der Grund, warum Hr. Gauvreau, dieser würdige

Pfarrer Tracadiens, noch immer der einzige Engel ist, welcher die Tröstungen der Religion diesen seinen schwerheimgesuchten Pfarrkindern bringt. Bei meinem vorerwähnten Besuche wurden eilf der jüngsten Aussätzigen in der kleinen Kapelle des Lazarethes, wo ich das hl. Meßopfer darbrachte, gefirmt; bei dieser Gelegenheit hielt der gute P. Lefèbvre eine recht rührende, tröstende Rede an alle die armen Aussätzigen, welche, wenn auch, wie der arme Lazarus mit Geschwüren bedeckt und hier verworfen, doch hoffen dürfen, in der andern Welt einst aufgenommen zu werden, um sich im Schooße Abrahams zu freuen.

Ich habe die Ehre zu sein ꝛc.

† Jacob Rogers,
Bischof von Chatham.

Chatham, am 20. Dec. 1866.

Meine Herrn!

Ich habe Ihnen die Umstände und Vorkommnisse bei der Rundreise in meiner Diöcese mitgetheilt, ohne von Chatham etwas zu sagen. Heute will ich Ihnen das, was in meiner Bischofsstadt und deren Umgebung geschehen ist, auseinander setzen. Die Diöcese Chatham besteht aus der nördlichen Hälfte der englischen Provinz Neu-Braunschweig in Nordamerika. Neu-Braunschweig ist in 14 Grafschaften eingetheilt, nämlich: York, Sunburry, King, Queen, Charlotte, St. Jean, Westmoreland, Albert, Carlton, Kent, Northumberland, Glouceſter, Restigouche und Viktoria. Die vier letzten Grafschaften und die Hälfte jener von Kent (der Fluß von Richibucto ist die südliche Grenze) bilden mein Bisthum. Diese vier und eine halbe Grafschaft begreifen einige Tagwerke Landes mehr, als die 9½ Grafschaften der südlichen Provinz, welche die Diöcese St. Johann ausmachen, aber sie sind nur theilweise bewohnt. Die Einwohner befinden

sich an der Küste; das Innere ist noch Urwald, und die Verkehrsmittel, wie Wege 2c. 2c., sind weniger leicht, als in der bevölkerten Hälfte des Südens. Die Bevölkerung Neu-Braunschweigs betrug nach der letzten Volkszählung (1861) 252,047 Einwohner, von denen 85,235 Katholiken. In der Diöceſe Chatham sind 54,379 Einwohner, davon 33,624 Katholiken. Für diese kath. Bevölkerung hatte ich nur 7 Priester in meiner Diöceſe, nämlich: Hr. Pâcquet in Caraquet; Hr. Meloy in Bathurst; Hr. Mooney in Shippegan; Hr. Gauvreau in Tracadien; Hr. Pelletier in Kouchibouguacis; Hr. Guirk in St. Basilius, und Hr. Egan in Nelson. Diese würdigen Missionäre wohnten gewöhnlich im Mittelpunkte ihrer Mission, wo die größte Zahl ihrer Pfarrkinder war und wo, da die Missionen erst seit einigen Jahren gebildet waren, es am zweckmäßigsten war, zu wohnen. Nach einiger Zeit wurden die Gegenden volkreicher. Neue Handels- und Geschäftsmittelpunkte bildeten sich, wo viele Einwohner beschäftigt waren, aber es war dort noch keine kath. Kirche. In diesen Orten waren gewöhnlich, ja fast immer die Beamten und jene, welche an der Spitze der Geschäfte standen, und folglich den größten Einfluß hatten, Protestanten; die Katholiken waren nur als Arbeiter verwendet. Ich sah, daß unter diesen Zuständen die kath. arbeitende Bevölkerung und vorzüglich die Jugend, welche sich in Mitte glaubensfeindlicher Leute und deren Einfluße befand, da der Priester einige Meilen entfernt wohnte und beständig mit seiner immer wachsenden Heerde beschäftigt war, der Gefahr ausgesetzt sei, nachlässig zu werden oder gar ihren Glauben zu verlassen. Die Nothwendigkeit zu handeln, um dieses Uebel zu heilen, beschäftigte lebhaft meinen Geist. Man mußte Priester ernennen, Kirchen bauen, katholische Schulen errichten, sich Bücher verschaffen und austheilen, um die Wirksamkeit der überall verbreiteten schlechten Bücher abzuschwächen. Es konnte dieß nicht auf einmal geschehen, insbesonders mit den wenigen Mitteln, über die ich damals verfügen konnte. Es brauchte Zeit, Hilfsquellen, Klugheit, Energie und Ausdauer,

damit unsere kath. Bevölkerung, deren Lage von ihren reichen protestantischen Nachbarn abhing, allmälig aber sicher ihre Lage verbessern konnte, und in den Stand gesetzt wurde, ihren Kindern eine Erziehung zu geben, damit aus ihnen Stützen der Kirche und der katholischen Gesellschaft im Lande werden. Sich Priester zu verschaffen, war das wichtigste; aber das war nicht so leicht, als man denken sollte. In der That, die Bischöfe in Amerika, weit entfernt uns in dieser Hinsicht zu Hilfe kommen zu können, hatten selbst nicht Priester genug, um die Bedürfnisse ihrer Diöcesen, deren Bevölkerung von Tag zu Tag wächst, zu befriedigen. Der eifrige Bischof von St. Johann, welcher einen oder zwei Priester brauchte, die der französischen Sprache mächtig sind, hatte sich an den Erzbischof von Quebec gewendet, wo er glaubte, daß sie zahlreicher wären, aber vergebens. Ich wußte auch, daß, wenn ich mich an ein Seminar für Missionäre wende, um welche zu erhalten, lange Zeit vergehen würde, ehe ich solche haben konnte, die ihre geistlichen Studien vollendet und auch die französische und englische, diese beiden bei unserer gemischten Bevölkerung so wichtigen Sprachen gelernt hätten. So würde nothwendigerweise viel Zeit vergehen, ohne daß ich für diese Ortschaften Priester hätte, aber diese Orte und vorzüglich die Stadt, welche der hl. Vater zu meinem Wohnsitz bestimmt hat, nämlich Chatham und ihre Umgebung verlangten eine große und sofortige Aufmerksamkeit. Chatham ist eine der vier kleinen, nahe neben einander liegenden Städte am Fluße von Miramichi, ungefähr 22 Meilen von seiner Mündung entfernt. Zuerst Chatham und Nelson, ungefähr 6 Meilen von einander entfernt auf dem südlichen Ufer des Flusses. Zwischen diesen Städten, auf dem entgegengesetzten nördlichen Ufer sind Douglastown und Newcastle, die letztere 3 Meilen entfernt. Newcastle ist der Hauptort der Grafschaft Northumberland und erreicht allmälig Chatham an Verkehr und Bevölkerung; aber Chatham ist dennoch die größte und volkreichste Stadt. Diese vier Städte verdanken ihre Verkehrsausdehnung den Sägmühlen

und der Holzausfuhr, wie auch dem Schiffsbau. Das während des Winters geschlagene Holz wird im Frühjahr nach den in oder bei den Städten befindlichen Sägmühlen geflößt, während des Sommers verkauft und auf Schiffe geladen, welche nach Großbritanien oder Irland bestimmt sind. Außer denen, welche so beschäftigt sind, bebaut auch eine große Zahl das Land längs des Flusses und seiner Einmündungen; aber es ist zu bedauern, daß nicht eine größere Zahl dieses thut; denn der Ackerbau wäre ergiebiger, verbreitete mehr Wohlthaten im Lande, wäre den Sitten der Einwohner günstiger und machte sie glücklicher. Die Bevölkerung der ganzen Grafschaft von Northumberland betrug nach der letzten Volkszählung 18,801 Einwohner, davon 8,707 Katholiken, welche so vertheilt werden können: in Chatham und Umgegend 2000, in Newcastle 1,300, in Douglastown 400, und in Nelson 300, im Ganzen 4000, welche 600 Familien beiläufig in den Städten bilden, der Rest, welcher gleichfalls 600—700 Familien ausmacht, beschäftigt sich mit Ackerbau, oder mit Holzschlagen während des Winters und mit dem Transporte desselben zu den Sägmühlen. Die arbeitende Bevölkerung der Städte wechselt je nach der Arbeit; manchmal verdoppelt sie die Zahl der Einwohner, manchmal sind sie um die Hälfte vermindert. Demnach bildet ein großer Theil meiner Heerde in Chatham und den umliegenden Städten ein herumziehendes Volk. Es gibt keine Reichen, aber einige sind recht arm. Die alten acadischen Missionen meiner Diöceſe, wie Caraquet und St. Basilius, stehen in allen Beziehungen höher als die Mission oder Pfarrei Chatham. Aber da dieser zu meiner Diöceſe gehörige Theil von Neu-Braunschweig nur theilweise bewohnt und wenig ausgedehnt war, hatte man gedacht, daß der Mittelpunkt in Chatham sein müsse, welches an dem schönen, das ganze Land befruchtenden Flusse liegt, und welches wegen der vielen dahin kommenden Schiffe und Dampfer günstig für den Handel zu werden versprach; deßwegen hatte man den Sitz und die Residenz des Bischofs in Chatham errichtet.

Man hatte gleichfalls in Betracht genommen, daß die zwischen Quebec und Halifax projektirte Eisenbahn zur Volksvermehrung beitragen würde. Aus diesen Gründen, welche Chatham zum größten Handelsmittelpunke des Nordens machen sollte, war diese Stadt die einzige, welche zum neuen Bischofssitz gewählt werden konnte. Aber die bescheidene Stellung, welche sie am Anfang einnimmt, nöthigen den ersten Bischof wenigstens während der ersten Jahre seines Amtes, die apostolische Einfachheit und Armuth der Gründer neuer Diöcesen zu allen Zeiten, vorzüglich aber in den ersten Jahren der Kirche, nachzuahmen. Ich sah bald ein, daß die Lage meiner neuen Diöcese mich zwingen werde, nicht wie es in ältern Diöcesen nothwendig ist, als Bischof in meiner bischöflichen Stadt zu wohnen, umgeben von einer Hilfsgeistlichkeit, welche mir die Verwaltung meines Bisthums erleichtert, sondern in den verschiedenen Theilen meiner Diöcese gleich einem einfachen Missionspriester zu arbeiten. Ich habe mich wohlgemuth an die Arbeit gemacht mit dem Wunsche, mich in die Verhältnisse und Unannehmlichkeiten meines Postens zu finden, bis es Gott in seiner Güte gefällt, mir alle wünschenswerthen Verbesserungen zu geben. Wie ich schon gesagt habe, habe ich gar oft die entferntesten Theile meiner Mission durchwandert und mich bemüht, den Mangel der Priester zu ersetzen, indem ich Beicht hörte, die Kranken besuchte 2c. 2c. und bei allen Gelegenheiten das Volk stärkte und unterrichtete, denn ich habe gefunden, daß der Rath des hl. Paulus: „Predigt zu allen Zeiten das Wort Gottes," sich besonders auf meine Diöcese anwenden ließe.

Wegen der Strenge des Winters gehen die Geschäfte und Arbeiten, wovon die ganze kath. Bevölkerung Chatham's und der umliegenden Städte lebt, nur im Sommer von Mitte Mai, wenn das Eis den Fluß verläßt und die Sägmühlen wieder gehen und Schiffe kommen, bis Ende November. Während dieser Zeit sind nicht nur die Männer, sondern auch Knaben von 12 Jahren und noch jünger in den Sägmühlen beschäftigt, die letztern mit der leichten Arbeit,

welche sie eben so gut wie die Männer verrichten können. Die jungen Leute von etwa 20 Jahren sind meistens mit dem Beladen und Stauen der Schiffsladung beschäftigt. Diese Arbeit, welche ihren Verkehr mit den Matrosen nothwendig macht, ist nicht ohne Gefahr für ihre Sittlichkeit, ja, die Folgen zeigen sich sogar schon bei den jüngern. Der Lohn, welchen diese Kinder erhalten, macht ihnen eine frühzeitige Unabhängigkeit begehrenswerth. Das Beispiel ihrer ältern Brüder und der andern jungen Leute eifert sie an, zuerst nützliche oder unschuldige Dinge, zuletzt aber auch Branntwein u. dgl. zu kaufen und so das Opfer ihrer Verschwendung zu werden. Ueberdieß üben diese jungen Leute einen nothwendiger Weise sehr traurigen Einfluß auf ihre Schwestern und die andern Mädchen aus, welche in der Familie und in der Nachbarschaft in Beziehung mit ihnen stehen, obwohl glücklicher Weise dieses Uebel unter den jungen Mädchen in Chatham vor meinen Maßregeln, die ich getroffen habe, nicht ausgebreitet war.

Während der ersten Wochen nach meiner Ankunft in Chatham hatte der vortreffliche, junge Priester, den ich als Assistent hatte, Hr. James Daly, von der Erzdiözese von Halifax, den der Erzbischof die Güte hatte, mir zu senden, bis ich mir einen andern verschaffen könnte, unter den jungen Leuten und Kindern das Laster der Trunkenheit so verbreitet gefunden, daß wir auf ein schnelles Heilmittel denken mußten. Mehrmals kamen fromme, ausgezeichnete Mütter nach Mitternacht zu diesem Priester oder zu mir, um uns zu bitten, einen Sohn, welcher spät und völlig betrunken nach Hause kam und in seiner Trunkenheit alle im Hause, Vater, Mutter, Schwestern schlagen wollte, wieder zur Vernunft zurückzubringen, und wir erfuhren, daß dieser Junge früher der beste Sohn, gehorsam, liebevoll, ergeben und mit den besten Naturanlagen begabt war. Wir fanden auch, daß eine große Zahl dieser jungen Leute mit 20 bis 22 Jahren noch nicht einmal die erste Kommunion empfangen, ja viele noch nicht einmal gebeichtet hatten. Dieser Sachbestand kann aber

nicht dem würdigen Priester, Hr. Verikher, welcher 10 Jahre lang den Dienst dieser Mission versehen hatte, und welcher in eine andere, durch den Tod ihres Hirten erledigte Mission berufen worden war, ehe ich nach Chatham kam, zugerechnet werden, sondern ist vorzüglich den Gefahren zuzuschreiben, welchen die Jugend durch den Verkehr mit den Seeleuten ausgesetzt ist. Diese traurige Lage machte es uns zur Pflicht, unsere Aufmerksamkeit unmittelbar auf diesen Gegenstand zu lenken. Die Jugend, diese Hoffnung der Kirche und der Gesellschaft, sittlich heranzubilden, ist eine Pflicht, welche jedem Priester zu allen Zeiten und unter allen Verhältnissen obliegt; aber für uns war es bei der besondern Eigenthümlichkeit unsers Volkes eine Pflicht von höchster Wichtigkeit, und wir könnten die Erfüllung derselben nicht um eine Woche verzögern, ohne es an der Sorgfalt, welche uns unser Hirtenamt auferlegte, gebrechen zu lassen. Doch war es nicht so leicht, uns wirksame Mittel zu verschaffen. In unserm neuen Lande fand man nicht leicht gute katholische Professoren, welche englisch sprachen, ausgenommen in großen Städten. Die zahlreichen Mittel, rasch vorwärts zu kommen, eiferten die Professoren an die mühevollen, wenig erträglichen Beschäftigungen gegen bequemere und einträglichere umzutauschen. Das hinderte auch die christlichen Schul Brüder in unsern Provinzen und die andern geistlichen Orden, sich genug Leute, welche englisch sprechen, zu verschaffen, um den Bedürfnissen der wichtigen Städte und Pfarreien, wo man nur englisch spricht, zu entsprechen. Der Erzbischof von Halifax und der Bischof von St. Johann hatten Brüder verlangt und keine erhalten können. Erst in den letzten zwei Jahren haben sie sich welche verschaffen können. Ich wünschte lebhaft, mir für Chatham welche zu verschaffen, aber ich wußte, daß es unnütz wäre, daran zu denken, ehe diese Bischöfe damit versehen sind. Ich konnte nichts anderes thun, als 4 oder 5 Studenten zu meiner Unterstützung zu berufen, damit diese die Kinder in der Religion unterrichten. Dadurch entstand die Nothwendigkeit, ein Seminar in meinem Hause,

dem einzigen geeigneten Orte, zu errichten; denn diese Studenten, welche die Kinder unterrichten und in der Religion belehren sollten, durften sich selbst nicht vernachlässigen. Ihre Studien mußten fortgesetzt werden. Aber die Direktion dieses kleinen Seminars lud uns neue Verantwortlichkeiten, neue Sorgen und Arbeiten auf, welche uns in Verlegenheit bringen und uns an der Erfüllung der übrigen Pflichten hindern könnten. Doch entweder mußten wir dieses Opfer bringen und die Unannehmlichkeiten, welche dasselbe für uns haben wird, ertragen, oder in den schweren und verlängerten Verlust unserer Kinder einwilligen. Sie können sich leicht denken, wofür wir uns entschieden. Es wurde also eine Knabenschule errichtet und von 4 Seminaristen versehen, welche wenn sie nicht lehrten, unter meiner oder meines Hilfspriesters Aufsicht in meinem Hause studirten. Außerdem, daß ich die Studien dieser jungen Leviten zu Hause überwachte, besuchte ich auch täglich ihre Schule. In meiner Abwesenheit versah der Priester diesen Dienst. Die glücklichsten Erfolge wurden dadurch für die Jugend erzielt. Die jungen Seminaristen unterrichteten ihre kleine Schaar mit dem größten Eifer und Fleiße. Die jungen Leute von 24 und 25 Jahren begaben sich alle mit Vergnügen in die Schule während des Winters, wenn sie arbeitslos waren. Die Begeisterung ergriff auch die Schulen für die Mädchen, deren wir in der Stadt vier besaßen, und die alle von jungen Lehrerinnen geleitet wurden. Die letzten Schulen, wie auch die der Knaben waren meiner Aufsicht unterstellt; ich besuchte sie oft, nnd theilte kleine Belohnungen aus, um einen Wetteifer in die Schule zu bringen. Ich errichtete eine Katechismusgesellschaft für die Jugend beider Geschlechter, damit sie sich jeden Sonntag in der Kirche versammelten. Sie gingen in die hl. Messe, wo sie die Lobgesänge sangen, und Nachmittags in die Christenlehre. Wir hatten einen Tag für die Beichten bestimmt, wie auch die Feste, wo sie alle die Communion empfingen, was sie ziemlich regelmäßig achtmal des Jahres thaten; nämlich: am Feste der unschuldigen Kinder,

Maria Reinigung, am Feste des hl. Joseph, des hl. Johannes (6. Mai), in der Fronleichnamsoctav, in der Mariä Himmelfahrtsoctav, am Feste des hl. Aloysius, der hl. Engel, der hl. Cäcilia 2c. 2c. Anfangs bemühten wir uns, den Kommuniontag nicht nur zu einem Tag geistiger Freude, sondern auch unschuldiger Ergötzungen für den Körper zu machen, indem wir ein kleines Fest, etwa ein Frühstück nach der Messe und unter Tags Unterhaltungen veranstalten; Abends begab man sich zur Kirche, sang die lauretanische Litanei, und Alles endete mit dem Segen mit dem hl. Sakramente. Die Katechismusgesellschaft gab jährliche Belohnungen und Kleidungsstücke für die armen Kinder, damit auch diese regelmäßig beiwohnen konnten; sie hielt auch eine Bibliothek frommer, lehrreicher und erbauender Bücher. Diese Bemühungen für die Jugend übertreffen alle meine Erwartungen. Die Begeisterung der jungen Leute erstreckte sich auf ihre ältern Geschwister und bejahrten Personen. Die Missionen, welche wir im Advent und in der Fastenzeit veranstalteten, wurden vom Volke mit der innigsten Andacht mitgemacht; es nahte sich den Sakramenten, besuchte fleißig die Kirchen und trug über seine Kräfte zur Gründung von Anstalten bei, nicht allein für die Bedürfnisse der jetzigen Bevölkerung, sondern auch um das Seelenheil der künftigen Generationen zu sichern. Unsere reichern protestantischen Nachbarn konnten sich nur über solchen Erfolg wundern.

So gedieh das Gute unter dem Schutze der hl. Jungfrau Maria und des hl. Josephs; denn alle Kinder trugen das Scapulier von unser Frau vom Berge Carmel und standen nnter dem Schutze des hl. Josephs und der hl. Engel. Unser göttlicher Heiland, welcher bei verschiedenen Gelegenheiten das lebhafteste Interesse für die Kinder aussprach, indem er versprach, daß er das, was wir dem Geringsten unter ihnen thun, annehmen werde, als hätten wir es ihm gethan, belohnte uns reichlich für die schwachen Bemühungen, indem er alle unsere andern Unternehmungen segnete.

Am Sonntag nach meiner Ankunft wurde in der Kirche zu Chatham eine Kollekte veranstaltet, welche 5000 Franken eintrug und zur Meublirung meiner Wohnung verwendet wurde. Die Festlichkeiten, welche sie einige Tage zuvor wegen der Ankunft der andern hohen Prälaten und mir selbst veranstalteten, waren beinahe auch so hoch gekommen. Später im Herbst sammelte man an einem Abend eine große Summe, um eine kleine Orgel zu kaufen. Im Sommer 1861 betrug die in der ganzen Diözese veranstaltete Kollekte für den Papst 11,200 Franken. In Miramichi allein wurden 1,360 Franken gesammelt. Seit dieser Zeit hat die Kollekte für den hl. Vater, obwohl in den letzten Jahren schlechte Zeiten waren, doch wieder 4,800 Franken getragen. Im Herbst 1861 schenkten mir die Einwohner von Miramichi Pferde und Wagen, welche sie zu meinen Besuchen in den Orten, wohin meine Pflicht mich ruft, für unentbehrlich halten. Dieses Geschenk, welches sie mit einer Adresse, worin sie ihre kindliche Ergebung, wie auch ihren Dank ausdrückten, überreichten, kann ihnen auf 5000 Franken gekommen sein.

Im vergangenen Frühjahr hatte ich mich mit dem Projekte zur Vergrößerung unserer zu klein gewordenen Kirche beschäftigt; sie diente als Filialkirche vor 28 Jahren, als Chatham noch von einem in Nelson wohnenden Priester versehen wurde, und weder Priester noch Volk daran dachte, daß sie einmal Kathedrale werden würde. Jedoch nach einigen Wochen Ueberlegung dachte ich, daß die Vergrößerung der Kirche nicht zweckmäßig wäre, sondern daß man warten solle, bis, wenn Chatham größer würde, man eine neue Kirche bauen könnte. Da jedoch unsere Hilfsquellen beschränkt sind, beschloß ich für später zu sparen, und ich beschränkte mich auf die unentbehrlichen Verbesserungen, wie z. B. die Vergrößerung der Sakristei und des Presbyteriums, um die Ceremonien auf würdige Weise verrichten zu können, wie auch die Vergrößerung der Galerie, damit die Gläubigen bequemer Platz haben. Ich verlor jedoch meine neue Kathe-

drale nicht aus dem Auge, und meine Gedanken beschäftigten sich mit der Wahl des Platzes, des Styles ꝛc. Im Laufe dieses Sommers (1861) ließ ich die für unsere kleine Kirche bestimmten Arbeiten ausführen, für welche ich keine eigene Kollekte anstellte, weil das gute Volk seine Mittel schon durch die vorhergenannten Kollekten erschöpft hatte.

Im Januar 1862 war es nothwendig, eine Knabenschule zu errichten und das bis jetzt bewohnte Gebäude den Mädchen zu überlassen. Bei dem Baue dieses Gebäudes nahm ich mir vor, eine Wohnung für die Lehrer daselbst einzurichten. Mein Zweck war nämlich, sobald als möglich, mir Brüder zu verschaffen, und ich fand, daß mein Haus, wo ich und die Seminaristen wohnten, viel Unannehmlichkeiten bieten würde; ich beschloß daher, wenigstens in dieser Jahreszeit damit zu beginnen, das Gebälk herzurichten und es zu bedecken, lauter Arbeiten, welche unentgeltlich oder wenigstens wohlfeil geschehen konnten; denn mein Geld ist für die an der Kirche vorgenommenen Verbesserungen ausgegeben worden. Ich theilte meinen Wunsch dem Volke mit, welches am Abend zu einer Berathung sich vereinigte, und mit Begeisterung und Einmüthigkeit sich entschloß, die Arbeiten sogleich zu beginnen. Am nächsten Morgen bereiteten sie sich vor, und Tags darauf gingen sie an einen passenden Ort im Walde, etwa 15 Meilen weit enfernt, um Bäume zu fällen und das Holz zum Gebälk herzurichten. Das Gelingen des Unternehmens beschäftigte mich stark. Die Leute schienen in der besten Stimmung, und es war sehr wichtig, ihre erste Begeisterung richtig zu lenken, damit ihre Interessen später durch ihre erste Handlung nicht zu leiden hätten. Es kam mir der Gedanke, man könnte, wenn der Platz der neuen Kathedrale bestimmt wäre, den gegenwärtigen Bau in eine solche Lage mit der Kathedrale bringen, daß er als Seminar oder als bischöfliche Wohnung, oder als beides zugleich benützt werden kann. Aber diese Bestimmung konnte nicht erfolgen, so lange nicht der Platz selbst gekauft war. Dazu brauchte man Geld und wir hatten keines, und übrigens

waren wir nicht ſicher, ob diejenigen, denen der Platz gehörte, ihn an uns verkaufen wollten. Und dann, wenn die Beſitzer wüßten, daß wir den Platz lebhaft wünſchen, war zu befürchten, daß ſie ihn recht theuer verkaufen würden. Die Uebereilung konnte unklug ſein. Anderſeits, wenn wir den Bau begonnen, und zuletzt wäre er doch nicht am paſſenden Platz, ſo wäre unſer Fehler unverbeſſerlich. In dieſer Lage theilte ich meine Verlegenheit den angeſehenſten Einwohnern mit und fragte ſie um Rath. Zuerſt hatte ich nichts geſagt, daß ich den Platz zur neuen Kirche kaufen wollte; denn, weil ich kein Geld hatte, ſchien es mir zu früh, mich damit zu beſchäftigen. Aber jetzt nahm die Wichtigkeit, gut anzufangen, meine Aufmerkſamkeit in Anſpruch. Das Reſultat unſerer Berathung war, man ſolle drei Theile des Platzes mittels eines Darlehens bei einigen katholiſchen Einwohnern kaufen. Nach und nach wurde der Platz mit einem Umfange von 10 Morgen ganz gekauft; er befand ſich in dem erhabenſten Theile der Stadt, welcher den Fluß und die Umgegend beherrſcht. Der künftige Werth dieſer Beſitzung, wenn die Stadt wichtig wird, kann nicht genug geſchätzt werden.

Da nun einmal der Kauf bewerkſtelligt war, ging die Arbeit am neuen Baue ſchnell von Statten; die Einwohner theilten ſich in drei Klaſſen ab; die einen beſchäftigten ſich mit dem Holz zum Gebälk, die andern mit den Steinen zum Grunde, und die dritten mit Aufgraben. Alle arbeiteten mit einem begeiſterten Wetteifer. Am Morgen nach dem Kaufe des Grundes waren die Arbeiter mit ihren Hacken, Schaufeln ꝛc. ꝛc. ſchon vereinigt, und erwarteten den Augenblick, wo ſie das Werk beginnen durften. Nachdem man genau den Platz der künftigen Kathedrale beſtimmt hatte, nahmen wir das Maß für das Seminar und ſtellten es gleich mit der gegenwärtigen Kirche an die Spitze der Kathedrale, ſo daß dieſe von den beiden Gebäuden flankirt ſein und das Relief zwiſchen beiden bilden wird.

Das Gebäude, welches ich zum Seminar bestimmte, sollte später als Bischofshaus dienen, während das, welches ich bewohne, den christlichen Schulbrüdern übergeben werden sollte, und die gegenwärtige Kirche nach der Vollendung der Kathedrale als Klassenzimmer benützt werden könnte. Durch diese Einrichtung könnten alle bestehenden Gebäude vortheilhaft benützt werden und zwar auf eine ökonomische Weise, ohne irgend etwas bis jetzt Gemachtes zu zerstören. Das neue Seminar würde ein sehr passendes Bischofshaus sein, welches man bald brauchen wird; es wäre bequem für die Geistlichkeit der Diözese, welche gelegenheitlich sich hier zu theologischen Conferenzen, geistlichen Exercitien ꝛc. ꝛc. vereinigen könnte. Das gegenwärtige Bischofshaus mit seinem Zubehör, Garten ꝛc. ꝛc. könnte 3—4 Brüdern bequem aufnehmen, welche Zahl für den Unterricht der Kinder hinlänglich wäre. Endlich könnte die Knabenschule, welche in einem andern Stadttheile liegt, vergrößert werden, um noch die Schwestern zur Leitung der Anstalten aufnehmen zu können; ebenso die Mädchenschule. Das ist der Plan, den wir uns gemacht haben, und den wir beständig verfolgen.

Das Seminar wurde in diesem Jahre gebaut und auch bezogen. Am 6. Mai, dem Feste des heil. Johannes, des Lieblingsjünger Jesu, war es so weit vollendet, daß unsere Kinder und die andern Personen, welche mit ihnen die Uebungen des Marienmonats machten, ein großes, alle Herzen erfreuendes Fest darin feiern konnten. Am 2. Juli war der für die Klassen bestimmte Theil fertig und nahm die Knaben auf. Am 16. bestanden sie daselbst glänzend ihre Sommerprüfung. Am selben Tag nahmen die Mädchen von ihrer Anstalt Besitz, und bei dieser Gelegenheit war eine rührende Ceremonie im Saale, die Krönung der Statue der Mutter Gottes, welche sie mit dem heil. Joseph, dem heil. Michael und dem heil. Patrizius zur Patronin gewählt hatten. Am 29. September, am Feste des heil. Michael, des Pfarrpatrons, betraten die jungen Lehrer der Knabenschule das Haus, wo sie sich bis jetzt, da die Brüder noch

nicht gekommen sind, mit dem Unterricht der Kinder beschäftigen unter unserer und des Priesters Oberaufsicht, welcher dort wohnt.

Im nächsten Jahre (1863) wurde eine Menge Werksteine auf den Platz für die neue Kirche gebracht, nicht in der Absicht den Bau zu beginnen, — denn mehrere Jahre werden vergehen, ehe man daran denken kann, — sondern damit Alles bereit ist, wenn günstige Umstände es erlauben, das Werk anzufangen.

Nachdem ich nun in Chatham Alles so viel als möglich auf guten Weg gebracht hatte, richtete ich meine Blicke auf Bathurst, den Hauptort der Grafschaft Glouceſter, in der Bucht Chaleur. Der würdige Priester dieses Ortes hatte seine Gesundheit durch die Pflege, welche er Tag und Nacht den Typhus-Kranken angedeihen ließ, erschöpft, als diese Epidemie im vergangenen Winter und Frühling unter dem Volke herrschte. Da ich es für nothwendig hielt, seine Arbeiten zu vermindern, um seine Gesundheit für den Weinberg des Herrn zu schonen, versetzte ich ihn für einige Zeit nach Petit-Rocher, und weil ich Niemand hatte, den ich für Bathurst brauchen konnte, so versah ich selbst diese Pfarrei. Auf meine Empfehlung hin ahmte das gute Volk nach, was in Chatham geschehen war, und fing an, eine Anstalt zu bauen, welche durch die barmherzigen Schwestern geleitet werden sollte. Ich hatte große Mühe gehabt, mir diese zu verschaffen und sie waren mit mir von Halifax im Monat Januar, das ist, Mitte Winter gekommen, und hatten die Unannehmlichkeiten einer 300 Meilen langen Reise bei Schnee und Frost überwunden. Im Sommer darauf wurde eine neue Schule gebaut, und barmherzige Schwestern ließen sich in Newcastle nieder, wo ich vom verflossenen Jahre bis jetzt die Pfarrei versehen habe und zugleich den Bau der neuen, nun im Werk begriffenen Kirche zu überwachen hatte. In den letzten Jahren wurden bemerkenswerthe Verbesserungen in den vier kleinen Missionen, welche bis jetzt von Chatham abhingen, gemacht und neue Missionäre befinden

ſich dort; es ſind dieß die Miſſionen: Stella Maris in Escumenac; St. Margaretha in der Weinbucht; St. Petrus, in Bartibogue; St. Anna, indiſche Miſſion in Burnt-Church. So iſt in jedem Theile meiner Miſſion etwas geſchehen und die nothwendigſten Arbeiten ſind beſchleunigt worden. Kirchen wurden gebaut, wo noch keine waren, die vorhandenen wurden nach den Bedürfniſſen der Gläubigen vergrößert, und obwohl in den alten Miſſionen alle, mit Ausnahmen von 3 oder 4, nicht fertig, noch mit dem Nöthigen für einen anſtändigen Gottesdienſt verſehen ſind, vertraue ich auf Gott, daß er wohlthätigen Seelen einflößen möge, das noch Fehlende zu ergänzen. Die Zahl der Prieſter iſt von 7 auf 14 geſtiegen, ohne die 5 zu rechnen, welche die Diözeſe verloren hat; 8 Studirende der Theologie bereiten ſich für den Prieſterſtand in den verſchiedenen Seminaren vor, und in der Diözeſe und vorzüglich in den Städten iſt Alles geſchehen, um die chriſtliche und fromme Erziehung der Jugend zu fördern.

Verzeihen Sie mir, meine Herrn, die Länge meines Berichtes und dieſe Einzelnheiten. Ich weiß, daß wir wenig gethan haben im Vergleich mit dem, was überall um uns ſowohl in der Nähe, als in der Ferne geſchieht. Dennoch fühle ich mich ermuntert, wenn ich daran denke, daß die größten Werke, wie die bevölkertſten und blühendſten Diözeſen, gleichfalls ihren Anfang und ihre Einzelnheiten gehabt haben. Das große Werk der Verbreitung des Glaubens iſt ja ſelbſt ein Beweis dafür. Der wöchentliche Sou, welchen oft der Aermſte gibt, zieht auf den Geber und den Empfänger den Segen des Himmels herab. Die Vereinigung dieſer kleinen Gaben gründet die Kirche Gottes in entfernten und neuen Gegenden und bringt Millionen von Seelen das Licht des Heiles. Welch' wunderbare und glorreiche Reſultate durch ſo geringe Mittel! Oder können Sie, meine Herrn, die Sie ja ſelbſt auf eine ſo lobenswürdige und großmüthige Weiſe ihre Zeit und Aufmerkſamkeit der Leitung der Geſchäfte Ihrer großen Geſellſchaft im Allgemeinen, wie

im Besondern widmen, können Sie, sage ich, gleichgiltig sein gegen die Einzelnheiten in den Arbeiten der Missionäre, denen ihre großmüthigen Gaben, wie auch das Gebet und die Theilnahme der Mitglieder Ihres Vereines neuen Muth geben zur Ausdauer in den Mühseligkeiten und Beschwerden des Apostolats, in ihren Anstrengungen für die Ehre Gottes und das Heil des Nächsten?

Ich habe die Ehre ꝛc. ꝛc.

† Jakob Rogers,
Bischof von Chatham.

Bischöfliche Hirtenbriefe und Erlasse
zur Empfehlung des Werkes der Glaubensverbreitung.

In einem Hirtenbriefe vom 15. September 1867 hat der hochwst. Herr Bischof Manfredini von Padua (Italien) einen dringenden Aufruf zu Gunsten des Werkes der Glaubensverbreitung an seine Bisthumsangehörigen erlassen.

Nachdem er von der Unterstützung, welche die Glaubensverbreitung den Arbeiten der Glaubensboten gewährt, gesprochen, fährt er fort:

„Welche Nation des Erdballes hat das Licht des Evangeliums nicht empfangen? wie viele ergebene Söhne sind der Kirche gewonnen worden? Jetzt wird die frohe Botschaft im Osten und Westen verkündet; ihre alten Siege erneuern sich wieder, und die Greuel des Götzendienstes zerfließen vor dem hellen und reinen Licht des Evangeliums in ihr Nichts. Wie könnte man also der Wirksamkeit dieses Wortes des Lebens seine Bewunderung versagen, welches in denen, die es aufnehmen, die Wunder von Standhaftigkeit und Heldenmuth der ersten Christen erneuert? ... Während die unermüdliche Thatkraft der neuen Apostel mit jedem Tage zu den alten Eroberungen neue hinzufügt, wo ist dann das Herz, welches sich an einem Werke theilzu-

nehmen weigerte, welches zu solchen Erfolgen beiträgt, und das als das merkwürdigste unsers Jahrhunderts angesehen werden kann?"

— Der hochwst. Herr Bischof Grant von Southwark (England) erinnerte seine Geistlichkeit in einem Hirtenbriefe vom 25. November 1867 wieder an die Nothwendigkeit, an der Ausbreitung unsers Werkes zu arbeiten, indem er schrieb:

„Vor dem Beginne des neuen Jahres geben Sie sich doch Mühe, die Anzahl der Mitglieder der Glaubensverbreitung unter Ihrer Heerde zu vermehren. Mit jedem Jahre werden die Bedürfnisse der Missionen zahlreicher, bei uns wie bei den heidnischen Völkerschaften, während die Hülfsmittel der Glaubensverbreitung keinen Zuwachs erhalten."

— Die Fastenmandate dieses Jahres haben mehrern Bischöfen Anlaß zur Empfehlung unsers Werkes geboten.

Wir geben zuerst einen Auszug aus dem Erlasse des hochwst. Herrn Bischofs Galucci von Loretto und Recanati.

„Das Almosengeben ist für die Reichen eine Pflicht, weil sie ja gewissermassen nur die Ausspender der zeitlichen Güter sind, welche sie durch den Willen Gottes empfangen. Noch dringender wird diese Pflicht, wenn wir durch dieses Almosen für die Verbindlichkeiten, die wir nicht erfüllen, einen Ersatz leisten, und unsere Fehler gut machen können. Wenn wir, geliebte Söhne, vom Almosengeben sprechen, wenn wir euch die Armen empfehlen, welche unsere Brüder und Christen sind, so wollen wir damit nicht unterlassen, euch auch zu andern freigebigen Spenden aufzumuntern, namentlich zu denen, welche die Verbreitung des Glaubens zum Zwecke haben. Ein solches Almosen ist an sich ein apostolisches Werk, weil sich die Missionäre ohne dasselbe nicht in die fernen Gegenden verfügen, oder wenigstens das Wort des Lebens, dessen Boten sie sind, nicht verbreiten könnten. Einigen wir uns daher alle in dieser heiligen Verbindung, auf daß neue Apostel neue Seelen gewinnen. Ja, das ist ein edles und heiliges Unternehmen!

Zeigen wir, nach der Ermahnung des Apostels, allen Kirchen, was die Liebe in uns vermag [1]). Die Zahl der Vereinsmitglieder in unserm Bisthum wird sich, so hoffen wir zuversichtlich, mit jedem Jahre mehren."

„Unter den guten Werken, die wir euch empfehlen, sagt seinerseits der hochwst. Kardinal, Erzbischof von Fermo (Italien), wollen wir insbesonders das Werk der Glaubensverbreitung erwähnen. Unter den glücklichsten Anzeichen in dieser berühmten, erzbischöflichen Stadt gegründet, vom Volke mit einer heiligen Freude begrüßt, durch den Eifer der Geistlichkeit gepflegt, hat es reißende Fortschritte gemacht, Doch seit einiger Zeit, wir müssen es sagen, nimmt die Zahl der Mitglieder ab, und die Einigungen werden lau. Müßen wir denn wohl fürchten, theure Mitbrüder, daß ihr so vielen Völkern, welche flehend ihre Hände zu euch emporstrecken, um durch euch den Finsternissen des Götzendienstes entrissen zu werden jedes Mitleid versagen könntet? Doch nein, ihr könnet andern nicht versagen, was ihr selbst von der Güte Gottes empfangen habt, als ihr vom Evangelium erleuchtet, von Gott an Kindes Statt angenommen worden seid. Dieser fromme Verein verlangt nur Weniges von euch, ein kurzes Gebet am Morgen und am Abend und ein Scherflein jede Woche. Die Gläubigen jeden Standes, jeden Alters und Geschlechtes können daran Theil nehmen. Wer wollte dann nicht gerne ein so leichtes Mittel ergreifen, um die Fehler wieder gut zu machen, die einer gegen den Glauben dadurch begangen haben kann, daß er denselben in seinem Herz so oft erlahmen, wenn nicht selbst ganz erlöschen ließ? Könntet ihr euch weigern, ein kleines Opfer zu bringen, um die Menge eurer Sünden zu bedecken und die Barmherzigkeit Gottes zu erlangen? Wolltet ihr keinen Theil nehmen an den Verdiensten, an den Mühsalen, an den Leiden, ja an dem Martyrthum, mit dem Gott diejenigen seiner Diener krönt, welche sich dem Heile der

[1]) II. Korinth. VIII. 28.

Götzendiener geweiht haben? Wohlan denn, meine Söhne und geliebten Mitbrüder, belebet auf's Neue euern Glauben, und erweiset euch als die wahren Wohlthäter des Menschengeschlechtes und als die Apostel der Heidenwelt dadurch, daß ihr euern Namen unter ein Werk schreibet, welches Gott und den Heiligen so theuer, und von den Päpsten mit Ablässen so reichlich versehen worden ist."

Der hochwst Herr Bischof Casanelli d'Istria von Ajaccio empfiehlt das Werk der Glaubensverbreitung dem Eifer der Hirten und der Frömmigkeit der Gläubigen seines Bisthums in folgenden Worten:

„Wir rufen den einen wie den andern die Unterweisung und die Bestimmungen des Fastenmandates von 1867 über diesen wichtigen Gegenstand wieder in's Gedächtniß zurück. — Der Aufruf, den wir zu dieser Zeit erlassen, ist nicht erfolglos geblieben, und seit dieser Zeit hat das Werk der Glaubensverbreitung auf unserer Insel befriedigendere Fortschritte gemacht. Es ist, so zu sagen, aus der Wiege herausgetreten, und fängt nun an zu wachsen. Die Zahl der Mitglieder hat sich beträchtlich gemehrt. Indessen sind wir, man muß es gestehen, noch weit davon entfernt, jene Mitgliederzahl erreicht zu haben, zu der wir es, zur größern Ehre Gottes und zur Ehre der Kirche von Korsika, mit Recht bringen können und sollen. Noch gibt es in unserm allgemeinen Verzeichniß Lücken; die Namen einer großen Zahl Pfarreien werden da noch vermißt, während doch alle darauf vertreten sein sollten, und wäre es auch nur mit einer einzigen Einigung. Und wo gibt es in der That unter unserm Volke auch nur eine Pfarrei unter einem eifrigen, thätigen und einsichtigen Hirten, so klein und so arm sie sonst immerhin sein mag, welche zu diesem erhabenen Feldzuge nicht wenigstens mit einer Einigung ihr Kontingent zu liefern vermöchte? Und wo ist derjenige unserer Pfarrer oder Vikare, der die Hoffnung aufgeben würde, diese einzige Einigung unter seiner Heerde zusammenzubringen, in's

Leben zu rufen und einzurichten? Noch einmal verweisen wir den Eifer und den heiligen Wettstreit unserer Hirten und Gläubigen auf dieses so edle und anziehende Werk."

„Bei der Veröffentlichung unsers Erlasses, sagt der hochwst. Herr Bischof Ullathorne von Birmingham (England), benützen wir zugleich diesen Anlaß, um eure Aufmerksamkeit auf ganz besondere Weise auf eines der großartigsten Werke hinzulenken, welche jemals zur Vermehrung und Verherrlichung der Kirche Christi in's Leben gerufen wurden. Wir meinen den Verein der Glaubensverbreitung, welcher vor fünf und zwanzig Jahren in Frankreich gegründet wurde, und sich, wie die Kirche selbst, über die ganze Oberfläche der Erde ausgebreitet hat. Es hat dieses Werk den Namen eines katholischen durch Ansprüche, welche kein anderes Werk der Nächstenliebe aufzuweisen hat, verdient. Es ist ein katholisches Werk, weil es seine Hülfe bis an die fernsten Grenzen der Erde trägt. Ueberall, wo sich ein der Kenntniß Christi beraubtes Volk findet, überall, wo Ketzerei und Spaltung alte Kirchen verheert haben, trifft man sicher auch diese Verbrüderung der christlichen Nächstenliebe an. Hier dienen ihre Unterstützungen dazu, neue Apostel auszusenden, dort Kirchen zu erbauen, oder solche, die in Trümmer gesunken sind, wieder aufzurichten. Es ist ein katholisches Werk, weil es seit seiner Gründung sich der höchsten Gunst der Päpste erfreute, und die Bestätigung und das Vertrauen des ganzen Episkopates für sich hat.

„Dieses Werk hat etwas Wunderbares in sich. Das Mittel, durch welches es sich vollzieht, ist so gering, daß man annehmen kann, gerade diese Geringfügigkeit sei es, welche den Segen des Himmels auf dasselbe herabgezogen habe. Fünf Centimes in der Woche, das ist das menschliche Mittel! Und durch dieses wöchentliche Scherflein besitzt es eine größere Macht, als alle die reichen Beiträge, welche in die Kassen der Bibelgesellschaften fließen. Mit diesem Scherflein gründet der Papst neue Kirchen, sendet Missio-

näre aus, errichtet Bischofssitze und stiftet Klöster für barmherzige Schwestern auf allen Punkten des Erdkreises.

Der hochwst. Herr Bischof von Autun, Chalon und Macon bringt seinen Bisthumsangehörigen in Erinnerung, wie leicht es ihnen sei, zu dem Erfolg der apostolischen Wirksamkeit beizutragen, und ihren Theil an den Verdiensten der Missionäre zu haben, wenn sie sich dem Werke der Glaubensverbreitung anschließen.

„Wir wollen, geliebte Brüder, sagt der hochwst. Herr Marguerie, euern eifrigsten Gebeten und eurer Mildthätigkeit das ganz vorzüglich katholische Werk der Glaubensverbreitung empfehlen. Wie viele Wunder sind nicht durch dasselbe gewirkt worden seit dem Tage, an dem einige demüthige Arbeiterinnen, einige arme Mägde in Lyon diese Einrichtung begonnen, die, so einfach und leicht in ihren Mitteln, doch, wie alles, was von Gott kommt, so reich an Früchten des Heils sein sollte! Sie ist die Ehre unsers Jahrhunderts, ist die Freude der heiligen Kirche, ist die Zierde unsers Vaterlandes und unserer Provinz im Besondern. Wie viele Seelen, wie viele Völker auf der ganzen Erde sind durch sie den Finsternissen der Spaltung, Ketzerei und Abgötterei entrissen worden! Wie vielen Millionen Seelen hat sie den Himmel geöffnet! Aber auch welch ein weites Feld öffnet sich noch vor den evangelischen Eroberern! Und doch, mitten aus diesem unermeßlichen Konzert von Danksagungen, das von allen Ländern her, welche die Herolde der frohen Botschaft durchzogen, erschallt, um uns für unsere Gebete und Almosen zu danken, wie viele Klagestimmen erheben sich noch, welche das Flehen des Propheten wiederholen: Sende, o Herr, Denjenigen, den du senden sollst! O, wenn wir in diesen Ländern, welche unsern Beistand ansprechen, die Kirchen, Schulen, die Zufluchtshäuser der Armen und Waisen vermehren könnten, welche wunderbare Entfaltung würde dann christlicher Glaube und Gesittung durch den ganzen Osten, auf den glühenden Küsten Afrikas und in den fernen Inseln Ozeaniens nehmen!

Wohlan, theure Mitbrüder, das können wir zu Stande bringen, wenn wir nur wollen. Wenn alle Familien unſers Sprengels ſich unter die Fahne der Glaubensverbreitung reihten, welchen Beitrag würde dann die Kirche von Autun zu der ſo ſehr gewünſchten Verbreitung des evangeliſchen Lichts liefern! Nun aber, geliebte Mitbrüder, wo iſt die Familie, die ohne auch nur von ihren Genüſſen etwas aufgeben zu müſſen, nicht wöchentlich das ſo beſcheidene Almoſen von fünf Centimes darbringen könnte? Und die Kirche wollte ja noch dazu durch die geiſtigen Schätze, die ſie dieſem Werke zuwendete, diejenigen bereichern, welchen dieſes Almoſen wegen ihrem geringen Stande ſchwer fallen würde; auch der Arme, der opfert, was in ſeinem Vermögen iſt, wird ſeinerſeits aller Verdienſte und aller Gnaden des frommen Vereins theilhaftig. Wir wollen daher hoffen, theure Mitbrüder, und wir erwarten es auch von dem Eifer der Hirten, von der frommen Sorge der Vorſteher der Einigungen, und von der edlen Mildthätigkeit euerer Herzen, daß von dieſem Jahre an nicht bloß keine Pfarrei, keine Anſtalt mehr ſei, welche dieſem großen Werke nicht beitritt, ſondern daß dasſelbe von unſerm geſammten Volke begriffen, gewürdigt und mit Freuden begrüßt werde. Schon haben wir, ſeit unſerer Ankunft unter euch geſehen, wie die Einnahmen des Werkes um mehr als ein Drittheil geſtiegen ſind, ein Umſtand, der ganz gewiß eine der ſüßeſten Tröſtungen unſers Amtes bildet. Möge man auf unſere Stimme hören, dann wird man ſehen, wie ſich die Zweige des Baumes, der die Früchte des ewigen Lebens trägt, mehr und mehr ausbreiten!“

— Der hochwſt. Herr Biſchof Epivent von Aire und Dax, welcher alljährlich den Eifer ſeiner Bisthumsangehörigen für das Werk der Glaubensverbreitung dadurch entflammt, daß er bei Anlaß des Rechnungsausweiſes ein Rundſchreiben an ſie richtet, ſetzt ſich dieſes Jahr zur Aufgabe, die Bedeutung der „katholiſchen Miſſionen von wiſſenſchaftlichen Geſichtspunkte aus“ darzuſtellen. Wir hielten es

für ersprießlich, hier einige Auszüge aus dieser vorzüglichen Arbeit zu geben, welche einer der Hauptbestrebungen unserer Zeit Rechnung trägt."

„Ursprung und Zweck der Glaubensverbreitung, sagt der Prälat, ändern sich so wenig, als das Wort Gottes. Immer ist es der Durst nach Seelen, welcher dessen Triebfeder ist; dieser Durst, über den der Heiland der Welt am Kreuze klagte, und den er auf seine Apostel und auf alle seine Gläubigen vererbt hat. Immer ist es die Ankunft des Reiches Gottes, das Mitleid mit so vielen noch in den Finsternissen sitzenden Seelen; ist es die Liebe zu unsern Brüdern, wie wir Kinder des himmlischen Vaters, und zur nämlichen Erbschaft berufen, die uns antreibt, mit unsern Gebeten und Almosen dem göttlichen Heiland zu folgen, der das Kreuz auf seinen Schultern durch alle Wege der Welt trägt, und es durch die Hand der Missionäre auf den fernsten Gestaden, in den ungastlichsten Ländern aufpflanzt. — Diese großen Triebfedern des Werkes wollen wir nie vergessen. Sie sind es, welche auf die wahren Christen, die den Erlösungspreis Christi, den Werth der Seelen, das ewige Unglück der Verwerfung, die endlosen Freuden der Auserwählten kennen, immer den mächtigsten Eindruck hervorbringen werden.

„Indessen gibt es in der Welt und selbst unter euch, geliebte Bisthumsangehörige, manche, deren Geist, einzig mit den Dingen dieser Welt beschäftigt, nicht erkennt, was des Geistes ist. [1]) Redet solchen Menschen immerhin von unsern katholischen Missionen, sie werden euch erwiedern, daß das ein Werk sei, allenfalls gut für fromme Seelen, daß sie, die Leute des Fortschritts, dagegen nur die Missionen achten, welche die Grenzen der Wissenschaft weiter hinauszurücken zum Zwecke haben. Nun denn, so wollen wir ihnen diesmal auch auf dieses Gebiet folgen! Die Sache der Glaubensverbreitung, auch von dieser Seite in's Auge

[1]) I. Korinth. II, 14.

gefaßt, ist vor dem Richterstuhle, der ohne Vorurtheil und Partheilichkeit urtheilenden Vernunft schon oft geführt, und siegreich geführt worden. Wir wollen hier nur die Erwägungsgründe dieser ersten Urtheilssprüche auseinandersetzen, und unsere theuren Gläubigen werden aus denselben in guten Treuen erkennen, daß Gott in dieser religiösen Frage, wie in allen andern, jene Zuthat verleiht, welche er denen versprochen, die zuerst das Reich Gottes suchen;[1] sie werden dann aber auch einem Werke ihren vollen Beifall schenken, welches den wunderbarsten der Fortschritte in der Wissenschaft und Weltgeschichte verwirklicht.

„Unser Jahrhundert liebt die wissenschaftlichen Missionen, und diese werden in unsern Tagen, in sozusagen, verschwenderischer Menge unternommen. Unerschrockene Reisende durchziehen das Festland von Australien, das fast so groß ist als unser Europa, von Süden nach Norden; andere dringen in das Innere von Afrika ein, um dessen unbekannte Tiefen zu erforschen; dort wieder spricht ein wackerer französischer Seemann davon, ein Schiff auszurüsten, um endlich die berühmte, so lange aber immer ohne Erfolg aufgesuchte Durchfahrt zwischen den zwei großen Weltmeeren an dem Nordpol zu suchen. Gewiß, wir schenken diesen beherzten Unternehmungen unsern Beifall, und wir Katholiken, die wir täglich beten, zukomme uns dein Reich, wir wollten gerne so schnell als möglich den ganzen Erdball durchforschen, der den Menschen wie eine Milbe auf seiner Oberfläche trägt, in den Augen unsers großen Gottes aber nur einem Sandkorn in der Wagschaale gleicht, dem Thautropfen, der vor Tagesanbruch auf die Erde fällt.[2] Der Priester, dessen Lippen die Wissenschaft bewahren,[3] der, wenn er dieselbe zurückstieße, von Gott, dem Herrn der Wissenschaft,

---

[1] Matth. VI, 33.
[2] Weish. XI, 23.
[3] Malach. II, 7.

vom Priesterthum ausgeschlossen würde; [1]) der katholische Missionär auf seinen Reisen, sie sind es wahrlich nicht, welche es je vernachläßigen, die Welt zu beobachten, die Gott den Nachforschungen der Menschen übergeben hat. [2]) Der Missionär betrachtet es vor Allem als seine große Sendung, das wunderbare Licht Christi [3]) in den Finsternissen leuchten zu lassen, daher zuerst die Gottestugenden, die Gnadenschätze über die Völker, denen er das Evangelium verkündet, auszugießen. Als Menschenfischer [4]) wird er sich der Wissenschaft wie einer Lockspeise bedienen, um die Fische in die Netze zu ziehen, welche er mitten auf einem unermeßlichen Meere auswirft. Um dann aber auch künftige Fischzüge zu sichern, wird er über das Land und seine Bewohner genaue Aufzeichnungen machen, welche mit Recht die Wißbegierde unserer Gelehrten in Europa in Anspruch nehmen.

„Was hätten wir euch, geliebte Bisthumsangehörige, nicht alles zu sagen von den Entdeckungen, welche die alte Welt ausschließlich nur den Missionären verdankt? Seit diese unermüdlichen Arbeiter das Feld des himmlischen Hausvaters auch in seinen entlegensten Theilen bestellen, haben sie nie aufgehört, fremde Produkte aller Art zu senden, welche für die Nahrung, Gesundheit und den Wohlstand der Europäer von Nutzen sind; sie haben uns die lehrreichsten Aufschlüsse über die reizende oder öde Natur der Gegenden, welche sie besuchten, und über die allerorts bei den Götzendienern herrschende Versunkenheit gegeben. Als die Jesuiten den Briefwechsel erscheinen ließen, welcher unter dem Namen „Erbauliche Briefe“ bekannt ist, wurde derselbe von den Schriftstellern aller Nationen zitirt und benutzt. Man stützte sich auf diese so gewissenhafte Auktorität, und die in dieser Sammlung berichteten That-

[1]) I Könige II, 3.
[2]) Eccl. III, 15.
[3]) I Petri II, 9.
[4]) Mark. I, 17.

sachen galten als unbestreitbar. Diese Missionäre welche sich mit den Gelehrten aller Nationen in Verbindung setzten, deren Wißbegierde sie erregten, sie, die man in China an der Spitze der Gerichte und selbst am Kaiserhofe fand; diese emsigen, geduldigen und demüthigen Männer, welche die Sprache des Landes ohne Fehler sprachen und schrieben, welche die Provinzen durchzogen, und bis in's Einzelne die Sitten, Religion und Gesetze jedes Staates beobachtet hatten; diese wahren Weisen, deren zahlreiche Denkschriften die Akademie der Wissenschaften bereichert, sie waren besser im Falle uns den wahren Sachverhalt kennen zu lehren, als diese mit wissenschaftlichen Sendungen beauftragten Reisenden, welche oft nur wie Zugvögel die Länder und Ruinen durchziehen, zu deren Studium sie ausgesendet wurden. Der Missionär ist der ernsthafteste und geschickteste Beobachter. Bei der Nothwendigkeit, die Sprache der Völkerschaften zu sprechen, denen er das Evangelium verkündet, sich deren Gebräuchen anzubequemen, lange Zeit mit allen Schichten der Gesellschaft in lebendigem Verkehr zu stehen, in die Paläste, wie in die Hütten einzudringen, muß er, wenn er von Gott auch nur gewöhnliche Fähigkeiten erhalten hätte, dennoch dahin gelangen, mit Hülfe seiner innigen Beziehungen und langen Beobachtungen, eine Menge werthvoller und zuverläßiger Thatsachen zu sammeln. Dagegen ist es einem Manne, der mit einem Dollmetscher eilig durchreist, der weder die Zeit noch den Willen hat, sich tausend Gefahren auszusetzen, um unbekannte Sitten kennen zu lernen, nicht möglich, und wenn er auch alles zu genauer Beobachtung Erforderliche besitzen würde, andere als nur unsichere und oberflächliche Kenntnisse über Völker zu erwerben, welche sich vor seinen Augen nur aufrollen, um wieder zu verschwinden."

Nachdem sodann der hochwst. Herr Episcopent daran erinnert, "wie die Missionäre über Fragen in Bezug auf die Völker, unter denen sie lebten, und welche seit Jahrhunderten in Europa erörtert wurden, Licht verbreitet," nachdem

er die Arbeiten und Entdeckungen, mit denen sie den Schatz des Wissens bereichert, namhaft gemacht, schließt er mit folgenden Worten:

Dieser Ueberblick, den wir über die wissenschaftliche Seite des Werkes der Glaubensverbreitung geworfen, wird, wie wir hoffen, hinreichen, um euch, ihr Männer des Studiums, die ihr dem fortschreitenden Entwicklungsgang der Wissenschaft auf allen Straßen der Erde folget, zu demselben hinzuziehen. Wir finden euch noch ziemlich häufig in unsern stillen Landgegenden, wo Jeder gewohnterweise in seiner einsamen Wohnung lebt, unter dem Schatten seiner Fichten, mitten in seinen Kornfeldern, oder den Ranken seiner Weinberge. Wenn ihr die Wissenschaft wahrhaft liebt, so gesellt euch einem Werke bei, welches für dieselbe mehr gethan hat, als Alle, welche von der Welt eigens dazu ausgesendet wurden.

Ihr aber, ihr Priester, und hochherzige Christen, für welche die Wissenschaft bei dem Werke der Missionen eine sehr untergeordnete Bedeutung hat, und die ihr dabei vor Allem das Heil der Seelen im Auge habt, bleibt einem Werke treu, welches euch mit so vielem Ruhm krönt und mit so vielen Verdiensten bereichert. (Rundschreiben vom 5. April 1868.)

Verschiedenes.

Dänemark. Fünen. — Herr Lichtle, schon zehn Jahre katholischer Pfarrer in Christiania (Norwegen), und Gründer der Mission in Gothenburg (Schweden), wurde nach Odensee auf Fünen (Dänemark) berufen, um die erst im Entstehen begriffene Pfarrei dieser Stadt zu leiten. Es läßt sich nichts Aermlicheres denken als die Wiege dieser neuen Mission, wo die Katholiken, nur achtzehn an Zahl, zu ihren Versammlungen nur eine ehemalige Photographiebude haben. Eine anständige Kapelle ist da gewiß nothwendig, allein die Mittel dazu fehlen gänzlich. Ein Brief des Herrn Lichtle an die Centralräthe, vom 4. März abhin, enthält einige Angaben, welche gewiß geeignet sind, die mildthätige Theilnahme unserer Leser für die kleine katholische Gemeinde in Odensee rege zu machen.

Die dänischen Missionen, schreibt Herr Lichtle, verdienen eine ganz besondere Theilnahme, weil in Dänemark, welches der Schlüssel von Skandinavien ist, eine vollständige Religionsfreiheit herrscht. Anderseits erleichtert auch die Trennung der Geister in Bezug auf die wichtigsten Grundwahrheiten die Wirksamkeit des Missionärs.

In Odensee, einer Stadt von sechzehn tausend Seelen, und Hauptort der Insel Fünen, finden sich noch kostbare Ueberreste des frühern Glaubens. Odensee war einst der Sitz eines Bischofs, und in dieser Stadt erlitt auch der heilige Kanut den Martyrtod (1086). Noch zeigt man der gemeinen Neugier der Besucher den Leib des Martyrers, welcher in der schönen nach ihm benannten Kathedrale aufbewahrt wird. Vor der Einführung der Reformation zählte Odensee zehn Kirchen und acht Kapellen, von denen heutzutage, außer der Kathedrale St. Claudius, noch zwei gothische Kirchen und eine Kapelle übrig sind. Eine dieser Kirchen, unserer lieben Frau geweiht, wurde von Benediktinermönchen versehen, welche, weil die Pfarrei unter den Schutz des Na-

mens Mariä gestellt war, Maristen hießen. Diese Kirche erhob sich auf der Stelle einer noch ältern, welche von Holz war, und in die Zeit der Einführung des Christenthums auf Fünen hinaufreichte. So war denn die älteste Kirche in Odensee der Mutter Gottes geweiht, und es ist daher unsere Absicht, ihr auch die erste katholische Kirche zu weihen, die zu errichten uns möglich sein wird.

Europäische Türkei. Philippopolis. — Wir lesen in einem Briefe des hochw. Pater Galabert, Augustinermönches von der Himmelfahrt (von Nimes) Folgendes:

Erlauben Sie mir, meine Herren, Ihre Aufmerksamkeit auf die Schule in Philippopolis hinzulenken, welche der hochwst. Herr Canova unserer Leitung anvertraut hat. Zwei unserer Brüder unterrichten da, unter einem Pater als Vorsteher, mehr als hundert Kinder, welche sämmtlich lateinischen katholischen Familien von Bulgaren angehören. Diese Schule hat uns bereits zwei Novizen geliefert, und wir hoffen, bald wieder zwei andere Schüler in das Noviziat der Kongregation schicken zu können; ein fünfter bereitet sich zum Eintritt in das Kollegium der Propoganda in Rom vor, und zwei andere halten um die gleiche Gunst an. Wenn unsere Hülfsmittel uns erlaubten, dieser Anstalt eine weitere Ausdehnung zu geben, so könnte dieselbe eine fruchtbare Pflanzschule guter Schullehrer und vortrefflicher Missionäre werden. Aber unsere Armuth nöthigt uns, nur langsam vorwärts zu gehen, und unsere Wünsche zu mäßigen. — Eben hat der verstorbene hochwst. Herr Canova einen Nachfolger erhalten. Die Wahl fiel auf den hochw. Pater Francesko, der während mehr als vier und zwanzig Jahren sein Gefährte, sein unermüdlicher Gehülfe gewesen, und viele Jahre die Stelle eines Generalvikars versehen hatte. So war das eben nur eine verdiente Belohnung für ein Leben, welches ganz den harten Arbeiten des Apostolats geweiht war. Niemand als er, hätte das Werk seines heiligen Vorgängers würdiger fortsetzen können." (Brief vom 12. Februar 1868).

Anam. Westliches Tong-King. — Der hochwst. Herr Theurel, welcher am 19. Juni 1866 Frankreich verlassen hatte, um in seine Mission zurückzukehren, vernahm bei seiner Ankunft im westlichen Tong-King, am folgenden 18. November, den Tod des hochst. Herrn Jeantet, dessen Koadjutor er gewesen. Er mußte daher sogleich die Verwaltung der Mission auf sich nehmen. Einige Tage nachher begann er die Visitation der zwei südlichen Provinzen des Vikariats. Einer seiner Briefe, datirt vom 25. Oktober abhin, bringt uns den Bericht über diese erste Rundreise.

Nachdem ich einige Tage mit meinen Mitbrüdern zugebracht, die ich zuerst alle sehen wollte, schreibt der hochwst. Herr Theurel, so begab ich mich am 2. Dezember in die Christengemeinde, in welcher mein ehrwürdiger Vorgänger seine letzte Ruhestätte gefunden hat. Hier hielt ich ihm noch feierliches Gedächtniß. Am 22. des gleichen Monats weihte ich in unserer Hauptanstalt zu Ninh-Phu vier neue Priester. Auch am 3. März 1867 weihte ich wieder einen Priester, und trat dann meine Rundreise an.

In dieser Mission sind es die zwei südlichen Provinzen, Ninh-Binh und Thanh-Hoa, wo es den Missionären im Allgemeinen schwer wurde, einen dauernden Aufenthalt zu nehmen, sei es wegen des furchtsamen Charakters der Einwohner, sei es aus andern Gründen. Als ich nun letztes Jahr zurückkehrte, sah ich mit Freude, daß es den HH. Landais und Lesserteur gelungen war, in diesen Christengemeinden festen Fuß zu fassen und sich zu behaupten. Dahin nun beschloß ich, zuerst meine Schritte zu lenken. Es handelte sich darum, das Vertrauen der Neubekehrten, welche durch die Furcht vor der Verfolgung immer noch eingeschüchtert waren, wieder zu heben; dann hatten sie ja auch seit fünfzehn bis zwanzig Jahren von ihrem Bischof keinen Besuch mehr erhalten. Die Anwesenheit der HH. Landais und Lesserteur war den Mandarinen bekannt, da sie diesen zwei vom französischen Admiral ausgestellte Pässe gezeigt

hatten, von denen der eine ſogar auf meinen Namen ausgeſtellt war.

Kühn betrat ich daher mit Herrn Puginier, einem meiner Provikare, am 7. März 1867 die Provinz Ninh-Binh und begann mit der Pfarrei Bach-Bat. Einen kurzen Beſuch des hochwſt. Herrn Retord abgerechnet, hatte dieſe Pfarrei ſeit dem hochwſt. H. Havard, der 1838 dort ſtarb, keinen Biſchof mehr geſehen. Wir fanden da eine ziemlich ſchöne Kirche, was für unſere Amtsverrichtungen ein Vortheil war. Unterſtützt von acht Katecheten und Herrn Puginier, theilte ich die Arbeiten, die uns bei den Kindern, den Erwachſenen, den Neubekehrten oblagen, um die einen zu unterrichten, die andern Beicht zu hören, und alle Tage zu predigen, unter meine Mitarbeiter. Sieben und zwanzig Chriſtengemeinden, die mit der Pfarrei Bach-Bat in Verbindung ſtehen, nahmen an den Uebungen eifrigen Antheil. Nicht genug, daß wir die Ausſpender der geiſtigen Gnadenwaſſer waren, welche hinüberfließen in's ewige Leben, ſetzten die an Waſſer Mangel leidenden Leute auch voraus, daß wir gelehrte Waſſerkundige ſeien, und baten uns daher, ihnen die Stellen zu bezeichnen, wo ſie Sodbrunnen graben könnten. Indem wir die wenigen hierüber von Europa mitgebrachten Kenntniſſe zuſammennahmen, waren wir wirklich ſo glücklich, ihnen zwei Stellen bezeichnen zu können, wo Ciſternen in einer Tiefe von nur neun Fuß reichlich Waſſer lieferten. Nach vier und zwanzig Tagen harter, aber tröſtlicher Anſtrengung mußten wir von dieſen guten Chriſten wieder ſcheiden, die uns mit ihren Thränen und ihrem Bedauern begleiteten, welche beide ich für aufrichtig halten zu dürfen glaubte.

Von hier beſuchte ich vier Pfarreien, wo auch Herr Schorung, ein junger Mitbruder, der mit mir aus Frankreich gekommen war, und Herr Leſſerteur zu mir ſtießen. In einer dieſer Pfarreien, in Phue-Nhac, wo einſt auch der hochwſt. Herr Berneux und Herr Galy gefangen genommen

wurden, fand ich eine von Herrn Lesserteur theils aus Backsteinen, theils aus Holz gebaute Kirche, welche ungefähr 3,000 Ligaturen gekostet hat. Sie ist bis auf den heutigen Tag das Meisterwerk der Mission als religiöses Denkmal.

Auf das Osterfest kamen wir nach Phat-Diem. Hier ruht der Leib des Herrn Salinier, der 1853 gestorben ist. Diese Pfarrei, welche nicht weniger als acht tausend Christen zählt, wird von einem Pfarrer und zwei Vikaren versehen. Herr Landais hatte uns hier erwartet, und so waren wir denn unser fünf Missionäre, die Herren Puginier, Lesserteur, Schorung, Landais und ich, um vereint die Charwoche zu feiern. Das Wetter war stürmisch, und es war gerade die Zeit, in welcher der französische Admiral in den König drang, um auf dem Wege des Vergleichs die drei Provinzen zu erhalten, die er einige Monate später mit Gewalt erobern mußte. Die anamitische Regierung war zu einem Bruche mit Frankreich und einer neuen Verfolgung der christlichen Religion geneigt. Nachdem ich indessen den ersten Mandarin der Provinz hatte ausforschen lassen, gewann ich die Ueberzeugung, daß wir ohne Verwegenheit den Glanz der Zeremonien entfalten könnten, die zwar immer, aber besonders in der Charwoche so schön sind. Es wurde dann auch nichts vernachläßigt, um dem Gottesdienste äußern Glanz zu verleihen. Wir hatten geglaubt, daß acht geräumige Schoppen rings um die armselige Kirche die Theilnehmer zu fassen vermöchten, wurden aber darin glücklicherweise getäuscht. Während der bischöflichen Messe am Ostertage hörten zwölftausend Menschen die Predigt über die Auferstehung Christi an, und unter dieser Zuhörerschaft befanden sich viele Heiden, unter andern auch sieben Bezirksvorsteher und bedeutende Persönlichkeiten.

Von Phat-Diem ging ich am 30. April mit den HH. Puginier und Schorung in die Provinz Thanh-Hoa, während die Herren Landais und Lesserteur in der Provinz Ninh-Binh zurückblieben, in welcher sich ihre Missionsbezirke

befinden. Obschon die Provinz Thanh-Hoa größer ist als Ninh-Binh, zählt sie doch weniger Christen als diese.

Da sich die im ganzen Lande berühmte Höhle von Tru-Thue gerade an unserm Wege befand, so konnten wir dem Vergnügen, sie zu besuchen, nicht widerstehen. Wir kletterten einen Berg bis zur Hälfte hinan, und drangen mit Fackeln in eine tiefe dunkle Höhle. Das Gewölbe, bald höher, bald niedriger, bildet Kuppeln, von denen einige wohl in die siebenzig Fuß im Durchmesser, und vierzig in der Höhe messen. Riesige Tropfsteine hängen in der Mitte und auf den Seiten der Höhle herab; man möchte sie fast für prächtige von Menschenhand gebildete Säulenreihen halten. Wir hatten einige Packete chinesische Schlagschwärmer mitgenommen, und der durch die mächtigen und zahlreichen Echo wiederholte und verstärkte Knall derselben glich dem Kanonendonner oder einem wohlgenährten Gewehrfeuer. Ich habe schon viele Grotten gesehen, sowohl in Frankreich als Tong-King, dort aus Neugierde, hier um einen Versteck zu suchen, aber ich kann mich nicht erinnern, jemals eine angetroffen zu haben, welche mit der von Tru-Thue verglichen zu werden verdiente.

Nach diesem kurzen Aufenthalte kamen wir, eine halbe Stunde von der Grotte, zu der ersten Christengemeinde dieser Provinz. Hier stellte man uns zwei lebendige Reliquien der letzten Verfolgung vor, eine Frau und ein Kind. Das Gesicht der Frau ist noch ganz von den tiefen Wunden, welche von den Bissen der Blutegel herrühren, bedeckt. Das damals zweijährige Kind hatte den Halsblock getragen, und zwanzig Tage ohne andere Nahrung als ein Arekapalmblatt, in welches ehedem etwas Reis gewickelt gewesen, zugebracht. An diesem nagte es nun bis zu dem Augenblick der Befreiung.

Am Abend des 30. April machten wir am Hauptort der Pfarrei Ke-Dua Halt, und spendeten während zehn Tagen den Christen des Ortes und der Umgegend die heiligen Sakramente. Unsere Arbeit war weder ohne Freude für uns, noch ohne Nutzen für die Seelen.

Von Ke-Dua wollten wir uns nach Ke-Ben begeben, als zwei heidnische Dörfer nacheinander uns einluden, in ihrem Gemeindehaus einiger Ruhe zu pflegen. Der hochwst. Herr Retord hatte einst eine gleiche Einladung erhalten und angenommen, und die Einwohner hatten dieß in gutem Andenken bewahrt. Wir glaubten daher, ihren höflichen Bitten bereitwillig entsprechen zu sollen.

Unser Aufenthalt in Ke-Dua bewies den Christen in der Provinz Thanh-Hoa, daß die Missionäre nicht mehr in der Reichsacht seien, und daß man sie daher bei sich aufnehmen könne, ohne sich deßhalb schweren Plackereien auszusetzen. Daher hatten uns denn auch die Christen in Ke-Ben, unter der Leitung eines eifrigen Pfarrers, einen triumphirenden Einzug in ihr Dorf bereitet mit großem Gefolge, Aufzug zu Pferd, Musik u. s. w. Der Mandarin, zum Voraus darüber benachrichtigt, hatte diese Kundgebung gutgeheißen. Wir weilten zehn Tage in der Mitte dieses guten Völkleins, worauf wir den Weg nach Nhan-Lo, der Residenz des Unterpräfekten, einschlugen. Auch hier hatten sich die Christen aufgemacht, indessen wir lehnten diesmal eine feierliche Kundgebung ab; ohne Aufsehen zu machen, langten wir gegen fünf Uhr Abends an, und zogen schnell und zu Fuß durch die kleine Handelsstadt. Der Unterpräfekt hatte sich in ein christliches Haus an der Straße verfügt, um uns zu sehen, ohne selbst gesehen zu werden. Allein die Menge, welche uns umringte und in eine Wolke von Staub einhüllte, hinderte ihn daran. Ungeachtet dieser kleinen Täuschung wurde er indessen nicht müde, zu sagen: „Diese Euro„päer zeigen dadurch, indem sie einer öffentlichen Kund„gebung ausweichen, daß sie einen erhabenen Geist haben.“ Er wünschte eine Unterredung mit uns, und machte mehrere Pläne, um uns insgeheim einen Besuch machen zu können. Indessen wagte er doch, aus Furcht vor den zahlreichen Gelehrten in seinem Gebiete, keinen dieser Pläne auszuführen, und so reisten wir wieder ab, ohne ihn angetroffen zu haben.

Drei Viertelstunden von Nhan-Lo erhebt sich eine alte Festung, nämlich die feste Stadt Thanh-Tay-Giai. Vor ungefähr vierhundert Jahren erbaut, von der Herrscherfamilie Ho-Qui-Li, welche meines Wissens nur vier Jahre regierte, wurde sie dem Zerfalle überlassen, angeblich, weil sie ihren Erbauern Unglück gebracht habe. Wir machten einen Spaziergang dorthin, in Begleitung eines Ehrengefolges von sieben bis acht Soldaten, und des Sohnes des Mandarins, eines jungen Menschen von fünfzehn bis siebenzehn Jahren. Wir hatten gar keine Ahnung, daß es in diesem Lande ein so merkwürdiges Denkmal gebe. Die noch gut erhaltenen Mauern bestehen aus schönen und großen Granitsteinen und sind mit Gräben umzogen. Der Platz selbst bildet ein vollständiges Viereck, der im Innern, wo er jetzt ganz zum Anbau benutzt wird, etwas mehr als sieben und vierzig anamitische Morgen, das sind etwa siebenzehn Juchart, hält. Auf jeder Seite befindet sich ein gewölbtes Thor aus ungeheuren Steinblöcken, zwölf Fuß breit, achtzehn hoch, und sechs und dreißig tief. Ein breiter und mit Marmor gepflasterter Weg führte zu einem dieser Thore. Wir hatten ihn zwanzig Minuten lang verfolgt, wie weit er aber überhaupt geht, weiß ich nicht. Jetzt ist er fast unbrauchbar, da die Leute in der Nachbarschaft mehr als die Hälfte der Marmorplatten herausgerissen haben. — Die zwei an den zwei Thoren liegenden Dörfer, durch die wir hereinkamen und wieder herausgingen, haben uns auf die landesübliche Weise begrüßt.

Das Fest der Himmelfahrt Christi war schon gekommen. Ich setzte meine Visitationsreise bei den andern Christengemeinden der Provinz fort, bis Ende Juli, indem ich bald auf einer Barke auf den Flüßen und dem Meere reiste, bald wieder zu Fuß, von unsern Neubekehrten immer mit Freude aufgenommen, oft durch den Besuch der Mandarine beehrt, hie und da selbst von Heiden eingeladen, bisweilen aber auch in kleinlicher Weise geneckt wurde von

den an den Küsten und in den Städten Wache haltenden Offizieren, welche keinen Befehl hatten, uns durchzulassen.

Das Unheil, welches in dieser Provinz durch die Verfolgung verursacht worden, war größer, als wir in der Ferne es gedacht hatten. Noch jetzt waren mehrere Christengemeinden wegen angeblichem Aberglauben in gerichtliche Untersuchungen verwickelt. Sechs oder sieben derselben haben wir um den Preis von 750 Ligaturen davon frei gemacht. Die Christen waren in Folge der Listen, welche zur Zeit ihrer Zerstreuung unter den Heiden, 1861, angefertigt worden waren, beinahe sämmtlich in die Liste des Königs eingetragen worden, indeß gewöhnlich höchstens die Hälfte der noch kräftigen männlichen Bevölkerung auf diesen Verzeichnissen steht, welche die Vertheilung der Lasten festsetzen. Die Folge hievon ist nun die, daß unsere Neubekehrten, deren Zahl durch den Tod um mehr als ein Drittheil herabgeschmolzen ist, dennoch gegenwärtig mehr als doppelt so hohe Abgaben bezahlen als früher. Durch diese Sachlage ist denn auch ihr zeitliches Fortkommen in der Zukunft bedroht, und wenn sie wegen der Unmöglichkeit, diese auf ihren Dörfern lastenden Abgaben zu tragen, sich freiwillig zerstreuen würden, so würde auch ihr geistiges Wohl in große Gefahr gerathen. Aus diesen Gründen, wie auch wegen einigen kleinern Geschäften wünschte ich die Obermandarine der Provinz zu besuchen, um mit ihnen die Mittel zu besprechen, wie die Abgaben dieser armen Leute erleichtert werden könnten, welche manchmal sogar noch für ihre verstorbenen Religionsgenossen bezahlen müssen. Ich wußte, daß man im südlichen Tong-King durch die Geneigtheit eines hohen Beamten etwas Aehnliches erreicht hatte. Ich suchte daher bei unsern Obermandarinen um eine Unterredung nach; doch diese verweigerten sie sämmtlich unter verschiedenen Vorwänden, hauptsächlich aber wohl aus Furcht, sich bloß zu stellen.

Wir brauchten nur noch die Grenze von Thanh-Hoa zu überschreiten, um wieder nach unserer Hauptniederlassung in der Provinz Ninh-Binh zu gelangen.

Thanh-Hoa ist ein Land, das große Abwechslung bietet, malerisch und weit lieblicher ist, als die einförmige Ebene des äußern Tong-king. Eine große Anzahl Ströme bewässern es, namentlich die zwei Flüsse Sug-Ma und Sug-Su, auf welchen man in vierzehn Tagen von der Westküste bis in das Land der Laozier hinauffahren kann, Völkerschaften, welche eine eigene Sprache haben, und vom König von Anam unabhängig sind. Mehrere Bergketten, deren Uebersteigung nicht weniger als zehn Tagmärsche erfordert, trennen die Laozier von der Niederung von Thanh-Hoa. Ein oder zwei Mal des Jahres steigen sie auf kleinen Flößen herab, und bringen Wachs und bunte und grobe Seidenstoffe. Wann sie alles, die Flöße miteinbegriffen, verkauft haben, kehren sie zu Fuß zurück, und nehmen getrocknete Fische, Salz und andere Vorräthe mit sich. Es fehlt in Thanh-Hoa nicht an fruchtbarem Lande, doch lebt diese Provinz weniger vom Ackerbau, als vom Handel mit Holz, vorzüglich mit Eisenholz. Im nordwestlichen Theil sieht man prächtige Gärten von Arekopalmen, wie auch Mais in reichlicher Menge. Auch das Elfenbein ist hier nicht selten, und Elephanten und Tiger sind nur zu häufig. Das eigenthümliche Erzeugniß dieser Provinz ist indessen eine Art von Zimmt, welche ausschließlich für den König bestimmt ist. Dieser Zimmt, welcher für die Medizin sehr kostbar ist, wird bisweilen, wohlverstanden nur auf dem Wege des Schleichhandels, die Unze bis zu 100 Franken, verkauft. Dieses Land hat auch die Ehre, die Wiege der gegenwärtigen Herrscherfamilie zu sein, wie auch der Herrschersitz von zwei oder drei andern weniger berühmten Regentenfamilien, deren Andenken in der Ortsgeschichte beinahe erloschen ist.

Am 29. Juli waren wir endlich wieder bei den HH. Landais und Lesserteur angelangt, die wir bei unserer Ab-

reise in ihren Bezirken in der Provinz Ninh-Binh zurückgelassen hatten, und am 7. August waren wir in unserer Anstalt in Ninh-Phu zurück. Diese Visitationsreise, während welcher ich über vier tausend Personen gefirmt hatte, hatte nur fünf Tage weniger als fünf Monate gedauert. Neben andern Erfolgen hat sie gewiß auch den gehabt, den Muth unserer Christen in Thanh-Hoa wieder zu heben, welche selbst sagten, daß ihr Vertrauen dadurch verzehnfacht worden sei. Alles ist, Gott sei Dank, friedlich abgelaufen. Daß wir nicht erschöpft gewesen, dürfte ich nicht sagen, aber es war doch wenigstens Keiner krank geworden.

Während ich den südlichen Theil des Vikariats besuchte, arbeiteten meine Missionäre auch ihrerseits in dessen Mitte und sparten keine Mühe. Die Mandarine zeigten sich an vielen Orten sehr übelgesinnt, und es wurden sogar Christen in's Gefängniß geworfen, weil sie Missionäre bei sich aufgenommen hatten, die doch mit Pässen versehen waren, und weil sie dieselben wieder hatten ziehen lassen, ohne diesen Herren davon Kenntniß gegeben zu haben. Die Anwesenheit der Franzosen in der neuen Kolonie und ihre Macht schüchtern allerdings die bösen Gelüste etwas ein und halten sie zurück; allein diese bösen Gelüste gegen uns und alles, was ausländisch ist, regen sich dennoch und gähren fort unter dem Stande der Gelehrten, der sehr mächtig ist, weil aus ihm die Staatsbeamten hervorgehen. Diese Gelehrten würden sich wenig daraus machen, den König zu einem Bruch mit Frankreich zu treiben, aber Tu-Duc ist von seiner Unfähigkeit zu einem solchen Kampfe überzeugt, und widersteht daher den Einflüsterungen dieser Parthei, aus Furcht dabei seine Krone zu verlieren. Es liegt daher hinter diesen heimlichen Feindseligkeiten mehr Lärm als Wirklichkeit, indessen genügen sie doch, das Land in Aufregung zu erhalten, und den Wiederausbruch der Verfolgung fürchten zu lassen. Nur zur Zeit der großen Prüfungen, welche alle drei Jahre stattfinden, sind diese Gelehrten ernstlich zu fürchten. Dann sind sie zu Tausenden beisammen, und

können sich, wie einst die Studenten der Universität zu Paris, zu so weitgehenden Schritten verlieren, daß sich diese nicht zum Voraus berechnen lassen. Bei solchen Gelegenheiten müssen selbst die Mandarine, die gegen sie sind, vor ihnen die Segel streichen. Wir gehen eben jetzt einer dieser kleinen Kravalle entgegen, indem die Prüfungen Morgen, am 20. Oktober, am ersten Tage des zehnten Monats beginnen.

Aus dem allem geht hervor, daß unsere Lage in den verschiedenen Provinzen von Tong-King weder gleich noch sehr gesichert ist. Doch, die Zukunft liegt in Gottes Hand.

Nach den Sorgen um die äußere Amtsführung, kommen nun die für die innere Einrichtung. Da gilt es, durch die Verfolgung aufgelöste Schulen wieder in Gang zu bringen, kleinere zersplitterte Collegien in ein einziges zusammenzuziehen, das theologische Seminar und den chinesischen Unterricht zu heben u. s. w.

Die zwei südlichen Provinzen, die ich dieses Jahr besuchte, hatten im Jahre 1854 eine christliche Bevölkerung von 60,000 Seelen. Wenn diese nun auch durch die Verfolgung herabgesunken ist, so schätze ich sie doch immerhin noch auf 48,000 Seelen. Mit diesem noch zahlreichen Kern, zu dessen Vermehrung es noch über eine Million Heiden gibt, welche das Heil von uns erwarten, halte ich den Zeitpunkt für nahe, wo diese zwei Provinzen ein selbstständiges Leben werden führen können. Zu diesem Zwecke habe ich schon die Errichtung eines besondern Kollegiums beschlossen, als Wartstein für diesen Theil der Mission. Dieses Kolleg, dessen Umzäunung anderthalb Juchart hält, wird Morgen eröffnet und wenigstens sechzig Schüler aufnehmen, welche in drei Klassen getheilt, und ausschließlich nur aus Knaben der zwei Provinzen genommen sind. Es liegt in Phue-Nhac, einer Christengemeinde von dreizehn bis vierzehn hundert Seelen, und wird von Puginier geleitet werden.

„Im Jahre 1854 hatte der hochwst. Herr Retord in seiner Mission 136,489 Christen gezählt. Die diesjährige Zählung würde eine Verminderung von 30,000 Seelen her-

ausstellen; aber wenn man auch die Zahl derjenigen Christen, welche aus dieser oder jener Ursache in der Zählung ausgelassen worden, auf das Verzeichniß setzt, so wird man nahezu auf die vom hochwst. Herrn Retord angegebene Zahl kommen."

— Herr Paul Franz Puginier, der durch ein apostolisches Breve vom 7. Juni 1867 zum Koadjutor des hochwst. Herrn Theurel ernannt wurde, sollte am 26. Januar 1868 in Hoang-Nguyen die bischöfliche Weihe aus den Händen dieses letztern erhalten.

Korea. — Herr Calais, dem wir den rührenden Bericht über die koreanische Verfolgung in den Annalen[1]) verdanken, hat schon zu wiederholten Malen den Versuch gemacht, die Schranken, mit welchen die Verfolger das Königreich Korea abschließen, zu durchbrechen. Wir finden in einem Briefe aus Jang-Koan (Mandschurei) vom 30. August 1867 interessante Einzelheiten über eine dieser verwegenen Unternehmungen, welche indessen bei den apostolischen Helden so häufig vorkommen.

„ ... Sie haben ohne Zweifel meine Abreise von Shang-Hai und meine Ankunft in Leaotang erfahren. Drei christliche Koreaner, welche sich der Verfolgung durch die Flucht auf chinesisches Gebiet entzogen hatten, waren bei mir. Ich wollte versuchen, ihnen den Eingang nach Korea zu öffnen, um durch sie Nachrichten aus diesem Lande zu erhalten und den Missionären, welche sie dann einführen sollten, ein Absteigequartier zu bereiten. Was ich Ihnen jetzt von dieser langwierigen Unternehmung erzählen will, beweist neuerdings, daß die Werke Gottes Widerspruch und Gewalt zu erfahren haben.

„Nach meiner Ankunft in Leaotang ging mein erstes Streben dahin, die drei Koreaner auf dem Landwege nach ihrer Heimath zu schicken. Aber bald mußte ich hierauf verzichten. An den Grenzen war alles in Aufregung, es waren scharfe Nachforschungen und Verfolgungen gegen die nach

[1]) Siehe Heft Nr. 202 d. Js. S. 115.

China geflüchteten Koreaner, die wieder heimzukehren wagen würden, angeordnet. Um jeden Verkehr mit den Europäern zu hindern, waren die Handelsverbindungen verboten worden, die sonst alljährlich im 2., 3. und 11. Monde zwischen Chinesen und Europäern in Pienmen stattfanden. Da mir also der Landweg verschlossen war, entschied ich mich für den Weg zur See. Ich befand mich nur sechs bis sieben Stunden vom Hafen entfernt, in welchem sich Herr Aumaitre mit zwei koreanischen Zöglingen von Pinang und später meine vier letzten Mitbrüder, die jetzt auch Martyrer sind, eingeschifft hatten.

„Es wurde dringend, die Abreise meiner Koreaner zu beschleunigen, weil die christlichen Chinesen durch die Anwesenheit dieser Fremdlinge in ihrer Mitte in Gefahr zu kommen fürchteten. Man sagte nämlich, daß die flüchtigen Koreaner nicht nur an der Grenze, sondern auch am Gestade des Meeres aufgesucht werden. Diese Gerüchte verbreiteten Schrecken in allen Gemüthern, und so groß war derselbe, daß mir Niemand eine Barke nach Korea miethweise überlassen wollte, und das in einem Hafen, wo man sich solche sonst so leicht verschaffen konnte.

„Endlich bekam ich doch eine kleine Barke mit nur drei Mann und schiffte mich mit meinen drei Gefährten nach Tsche-Fu ein. Diese Reise dauerte indessen dreimal länger als gewöhnlich, und so oft wir in einem Hafen anhielten, wurden wir von einer Menge Neugierigen umringt.

„Als wir in Tsche-Fu ankamen, war daselbst alles in großer Aufregung. 500 chinesische Soldaten waren in die Stadt gekommen, um dieselbe gegen ein Rebellenheer zu vertheidigen, das nur zwanzig Stunden von derselben entfernt war. Die Chinesen in Tsche-Fu flohen an's Meer und zogen sich auf die Inseln zurück, die Magazine waren geschlossen. Auch hier wieder gab es keine Fahrzeuge zur Fortsetzung meiner Reise. Glücklicherweise war die Gewinnsucht bei denjenigen, welche mich nach Tsche-Fu gebracht hatten, noch größer als die Furcht, und um einen hohen Preis willigten sie darein, die Ueberfahrt noch weiter fortzusetzen.

„Sonntag, am Feſte des koſtbaren Blutes unſers Herrn, las ich die heilige Meſſe am Bord des franzöſiſchen Schiffes Mirage, Kommandant Chabanne, Befehlshaber der Schiffsabtheilung von Tſche-Fu, worauf ich dann meine Fahrt fortſetzte.

„Nach dreitägiger Fahrt bei Gegenwind kamen wir nach Wei-hai, einem chineſiſchen Hafen, von welchem alljährlich die Barken auslaufen, welche den Schleichhandel an den koreaniſchen Küſten treiben. Sie waren am dritten Monde dahin abgegangen. Ich erfuhr nun durch Leute, die zurückkamen, daß zahlreiche und gut bewaffnete koreaniſche Barken an den Küſten die Wache halten. Die Küſtenwächter hatten die chineſiſchen Barken, nachdem ſie dieſelben unterſucht, um ſich zu verſichern, daß ſie keine Europäer verſteckt hielten, wieder nach China zurückgeſchickt, ohne ihnen einen Aufenthalt zu geſtatten. Dieſe Nachrichten flößten den Chineſen auf meiner Barke eine ſo große Furcht ein, daß ſie ſich weiter zu fahren weigerten. Sie wollten ein anderes Fahrzeug anſtatt ihrer Barke miethen und mich der Willkür eines Unternehmers überliefern. Da dies aber einen Aufſchub von vierzehn Tagen verurſacht hätte, ſo widerſetzte ich mich dieſem Vorhaben entſchieden und behielt meine kleine Barke und deren Führer bei. Von einem günſtigen Winde getrieben ſegelten wir wieder ab und befinden uns jetzt auf der hohen See

„Am dritten Tage nach unſerer Abfahrt waren wir dem erſehnten Ziele nahe. Wiederum ſah ich dieſes koreaniſche Land, geröthet vom Blute der Martyrer, geweiht durch ſo viele apoſtoliſche Arbeiten. Da lag es vor meinen Augen. Ihnen zu ſagen, welche Gefühle ſich dabei in mir regten, wäre mir unmöglich. Gerne wäre ich als der Erſte an dieſe ſo theuren und doch für die Miſſionäre ſo ungaſtlichen Ufer geeilt. Aber ohne Unvorſichtigkeit konnte und durfte ich dies nicht. Indeſſen bat ich die Koreaner, auf den Entſchluß, den ich gefaßt hatte, einzugehen. Ich wollte nämlich mit ihnen an's Land ſteigen, mich dann aber in einer Felſengrotte am

Ufer des Meeres verborgen halten, indeſſen ſie hingehen und mir unter unſern verwaisten Kindern ein Unterkommen ſuchen würden. Mein Vorſchlag wurde Anfangs zurückgewieſen, aber der Gedanke, daß die, welche auf Gott vertrauen, nicht zu Schanden werden, hob ihr Vertrauen wieder. Ich ſelbſt ſtärkte mich durch Anrufung des göttlichen Beiſtandes. Wir ſollten in der Nacht vom 17. auf den 18. Juli landen. Als es ſchon dunkle Nacht geworden, näherten wir uns unter dem Schutze der Finſterniß langſam dem Ufer. Es war Windſtille.

„Alle unſere Maßregeln waren getroffen, die Anſtalten zur Landung gemacht, unſere Augen und Gedanken auf die Küſte gerichtet, als wir ſahen, wie ein erſtes Feuer aufloderte, dann ein zweites, nahe dem erſten, ein drittes, nahe dem zweiten, und dann noch viele andere. Bald war das vor uns liegende Ufer ganz damit eingeſäumt. Wir halten an. Die Küſtenwächter hatten wahrſcheinlich unter Tags unſere Barke bemerkt. Meine Koreaner und ich wollten nun um eine in's Meer vorſpringende Spitze beugen, um an einem Orte zu landen, wo man uns, wie wir annehmen zu dürfen glaubten, nicht geſehen hatte. Aber es wehte kein Wind, die Entfernung war groß, und unſere Chineſen waren vor Schrecken ganz ſtarr. Durch die Dunkelheit getäuſcht, halten ſie die Felſen einer benachbarten Inſel für koreaniſche Barken, die uns verfolgen. Jetzt wird kein Befehl mehr gehört, wie Verzweifelte rudern ſie gegen die hohe See hinaus. Die Täuſchung wurde bald erkannt, allein die Unternehmung hatte geſcheitert. Da wir folgenden Tages durch die Windſtille an den nämlichen Platz gefeſſelt blieben, wurde unſere Anweſenheit den Koreanern ſicher noch beſſer bekannt, wiewohl keine Barke herbeikam, um uns zu beunruhigen. Mittlerweile hatte ſich ein ſtarker Wind erhoben, der die Rückfahrt nach China begünſtigte, und da war nun all unſer Drängen umſonſt; die Chineſen führten uns wieder an den Punkt zurück, von dem wir abgefahren waren, das heißt nach der Mandſchurei.

Mir blieb nichts übrig, als mich mit Ergebung in den Willen Gottes zu fügen.

„Noch ein Ausweg blieb mir zu versuchen, und ich wollte die Gelegenheit dazu nicht vorübergehen lassen. Glückte auch er nicht, so war dies dann ein Zeichen, daß die Vorsehung meinen Plan auf andere Zeiten verschieben wollte, und mich aufforderte, die rechte Stunde abzuwarten. Ich vernahm, daß gegen den 20. des 7. Mondes chinesische Barken von Wei-Hai an die koreanischen Küsten zurückkehren wollten, um den unterbrochenen Handel fortzusetzen. Es ging, ich weiß nicht mit welchem Grunde, das Gerücht, daß es keine Küstenwächter mehr gebe, wie im 3. Monat, und daß in Korea alles ruhig sei.

„Nachdem ich in Leaotong zwölf Tage ausgeruht, miethete ich eine Barke nach Wei-Hai. Hier langten wir in vierzig Tagen, am Vorabend vor Mariä Himmelfahrt an. An diesem großen Festtage besuchte uns ein Chinese, der uns bekannt war. Auch er wartete nur auf günstigen Wind, um nach Korea zu fahren. Gerne nahm er, wenn auch zu hohen Preisen, meine Koreaner auf seine Barke, mich selbst aber wollte er um keinen Preis aufnehmen, wegen der Gefahr, der er sich dadurch aussetzen würde.

„Ich glaube, daß die drei Reisenden ohne gar große Mühe nach Korea gelangt seien. Das Fahrzeug, das sie mitnahm, hatte schon während vielen Jahren die Küsten dieses Landes ausgeforscht; die Matrosen sind versuchte Leute, welche die mehr oder weniger gefährlichen Stellen kennen, und es wird ihnen gelingen, meine Leute, ein wenig früher oder später, an's Land zu setzen.

„Wenn noch sechs Wochen Ruhe und Ordnung in Korea herrschen, wird einer von den drei Christen zur See zurückkehren und einige Missionäre abholen, um sie in das Land zu bringen. Im Falle, daß der Weg zur See verschlossen wäre, würde er zu gleicher Zeit mit der koreanischen Gesandtschaft in China zu Lande zurückkommen."

Indien. Agra. — Der hochw. P. Michael von Seravezza, (Ludwig Jakopi), aus dem Kapuzinerorden, ist zum Bischof von Pentacomia i. p. und apostolischen Vikar von Agra ernannt worden, an die Stelle des im November 1865 verstorbenen Bischofs Bedenik. (Konsistorium vom 16. März 1868.)

Patna. — Der hochw. P. Paul von Cesena (Anton Cosi), aus dem Kapuzinerorden, ist zum Bischof von Rodiopolis i. p. und apostolischen Vikar von Patna ernannt worden, an die Stelle des am 24. April 1866 verstorbenen Bischofs Hartmann. (Konsistorium vom 16. März 1868.)

Abyssinien. Der hochwst. Herr Ludwig Bel, aus der Lazaristenkongregation, Bischof von Agathopolis i. p. und apostolischer Vikar von Abyssinien ist am 1. März 1868 gestorben. Er wurde in seinem 45. Lebensjahre durch ein gefährliches Fieber plötzlich hingerafft.

Er war am 27. September 1823 in Castelfranc bei Puy, im Bisthum Cahors, geboren. Einige Jahre nach seinem Eintritt in die Kongregation des hl. Lazarus bekleidete er die Stelle eines apostolischen Präfekten in Egypten und im Libanon, und war Visitator der Provinz Syrien, als er zum apostolischen Vikar von Abyssinien erwählt wurde. Nachdem der neue apostolische Vikar am 22. Oktober 1865 zu Paris die Bischofsweihe empfangen hatte, schlug er den Weg nach seiner Mission ein, wo er am folgenden 23. März ankam. Er brachte drei Priester und zwei Brüder mit sich, hatte aber den Schmerz, einen Theil seiner Mitarbeiter als Opfer des Klima und der Anstrengungen zu verlieren.

Obgleich er auch selbst seine Kräfte abnehmen fühlte, setzte er dennoch mit nicht geringerm Muthe sein mühsames Apostolat fort, und schickte sich eben zu einer Reise nach Europa an, um neue Mitarbeiter zu suchen. Er kam am 25. Februar in Alexandria an, mit vier jungen Abyssiniern, welche er in Rom bilden lassen wollte, in der Hoffnung, daß sie eines Tages tüchtige Werkzeuge zur Bekehrung ihrer Lands-

leute abgeben würden. Und in Alexandria war es nun, wo der hochwſt. Herr Bel ſeine mühevolle und allzu kurze Laufbahn beſchloß.

Abreiſe von Miſſionären.

— Am 7. November 1867 verreiſten an Bord des St. Laurent mit dem hochwſt. Herrn Dubius, Biſchof von Galveſton (Texas):

Der hochw. P. Gaudet, Vorſteher der Oblaten Mariä, aus dem Bisthum Beſançon; zwei Patres von der gleichen Geſellſchaft, aus dem Bisthum Autun; ein Bruder aus derſelben Geſellſchaft aus dem Bisthum Dublin; die HH. Chaland, Barbarin, Badelon, Deru, Truchart, von St. Jean; Fran, Beher, Koſſbul, aus dem Bisthum Lyon; Brachet, aus dem Bisthum Valence; Biſtac, aus dem Bisthum Verſailles; Quantin, aus dem Bisthum Cambrai; Vögelin, aus dem Bisthum Straßburg; Maury, aus dem Bisthum Tulle; neun Spitalſchweſtern vom fleiſchgewordenen Worte (von Lyon); drei Urſulinerinnen, aus dem Bisthum Lyon; fünf iriſche Poſtulantinnen.

— Den 21. desſelben Monats verreiſten an Bord des Pereire mit H. Tarrillon, Kanzler des Biſchofs Dubius von Galveſton:

Die HH. Guyot, Monin, Chandy, Ladreyt, Onzon, aus dem Bisthum Lyon; Genolin, aus dem Bisthum Belley; Wenk, aus dem Bisthum Straßburg; drei Schweſtern von der Vorſehung (von Nancy); vier polniſche Studenten. — Zwei andere Miſſionäre, die mit Herrn Tarrillon abreiſten, ſind für das Bisthum Santa-Fe (Neu-Mexiko) beſtimmt. Es ſind die HH. Peyron und Stephan Pariſis, aus dem Bisthum Lyon.

— Den 11. November 1867 verreiſten von Frankreich nach dem Bisthum Natſchez (Vereinigte Staaten) mit dem hochwſt. Herrn Elder:

Die HH. Marzellin Viguier, Diakon, aus dem Bisthum Rodez; Herman Marty, Subdiakon, aus demselben Bisthum; Peter Chevalier und Heinrich Alexander Molette von Morangies, Subdiakone, aus dem Bisthume Puy: Ludwig Vally, und Florimont Blanc, Kleriker, aus demselben Bisthum.

— Die Gesellschaft Mariä sandte im Oktober 1867 in das apostostolische Vikariat Neu-Calcedonien (Ozeanien):

Den hochw. P. Sautel, aus dem Bisthum Viviers.

In die Missionen von Neu-Seeland (Ozeanien):

Den hochw. P. Ecuyer, aus dem Bisthum Belley;

Die Schwestern Maria-St. Joseph aus dem Bisthum Lyon; Maria von der Trinität, aus dem Bisthum Nottingham (England); Maria von den sieben Schmerzen, aus dem Bisthum Liverpool (England); Maria-St. Benoit, aus dem Bisthum Frejus; Maria-St. Regis, aus dem Bisthum Straßburg. Diese Schwestern gehören zu der Gesellschaft unsrer lieben Frau von den Missionen, deren Mutterhaus in Lyon ist.

Der hochw. P. Antony Pompallier, von der Gesellschaft Mariä, aus dem Bisthum Lyon, verreiste nach dem Bisthum Neu-Orleans (Vereinigte Staaten).

— Den 15. September 1867 verreiste aus dem Seminar der auswärtigen Missionen nach dem westlichen Cochinchina Herr Paul Ludwig Joseph Heinrich Boyer, von Lavergne, aus dem Bisthum Albi.

— Den 25. desselben Monats kehrte der hochwst. Herr Gauthier, apostolischer Vikar des südlichen Tong-King in sein Vikariat zurück. Es begleiteten ihn zwei neue Missionäre: die HH. Johann Peter David Monrouzies, aus dem Bisthum Albi, und Johann Nikolaus Renault, aus dem Bisthum Metz.

Der hochwst. Herr Gauthier war von dem Könige Tuduk beauftragt worden, in dessen Hauptstadt eine Anstalt zu

gründen, in welcher die Anamiten in den Wissenschaften und den mechanischen Künsten Europa's unterrichtet werden sollten; und er war mit zwei christlichen Mandarinen nach Frankreich gekommen, um das für dieses Unternehmen nöthige Personal und Material zu bekommen.

Der Missionsbischof hat von der französischen Regierung die wohlwollendste Unterstützung, ja selbst Mittel zur Erleichterung seiner Aufgabe erhalten.

Die Erfolge selbst sind ohne Zweifel noch von einer Menge von Umständen abhängig, die man unmöglich voraus sehen kann. Indessen kann man doch hoffen, daß sie dazu beitragen werden, die Freiheit der christlichen Religion in einem Reiche, welches sich seit so langer Zeit als deren hitzigster Verfolger gezeigt hat, zu sichern.

— Am 25. Oktober 1867 schifften sich zu Havre nach den Vereinigten Staaten ein: Schwester Johanna, General-Oberin der Schwestern vom hl. Joseph (von Tarentaise), mit Schwester Julia, 5 Ordensfrauen und 5 Postulantinnen der nämlichen Kongregation. Sie heißen:

Schwester St. Irenea (Philomena Facernaz), von Bourg St. Maurize; Maria Euphrasia (Julia Suchet) von St. Martin von Belleville; Maria Elodia (Julia Michel), von Conflans; Maria Josepha (Maria Rosa Facernaz), von Bourg St. Maurice; Anna von Jesus (Judith Bonnevie), von Villaroger.

Schwestern Seraphina Ducoghon von Granier; Viktoria Morin, von Conflans; Maria Bochet, von Hauteluce; Louise Duvrard, von Gagnerie (Bisthum Luçon); Karolina Schmer, von Renchen (Großherzogthum Baden).

— Am 1. Februar 1868 schifften sich in Brest nach Toronto (Ober-Kanada) zwei Basilianerpriester ein. Es sind die HH. Johann Joseph Aboultn, von Esperon (Bisthum Viviers), und Petrus Chalandard, von Annonay (im gleichen Bisthum).

— Am 19. Februar l. Js. schifften sich in Marseille nach dem apostolischen Vikariat Vizagapatam (Indien) ein drei Patres aus der Gesellschaft der Missionen von H. Franz Sales und vier Schwestern vom hl. Joseph (von Annecy).

Es sind: die hochw. VV. Viktor Domenge Heritier, von Doussard; Johann Maria Girard, von Viuz-en-Sallaz; Johann Maria Nassat, von St. Jorioz; — alle aus dem Bisthum Annecy.

Die Schwestern St. Germain (Virginie Girard), von Viuz-en-Sallaz; Valerie (Marie Muffat) von Combloux; Bathilde (Katharina Mabloux), von Sallanches; Maria Marthe (Josepha Tissot), von Charvonnez; — alle aus dem Bisthum Annecy.

— Im Laufe des Jahres 1867 sandte die Gesellschaft des unbefleckten Herzens Mariä von Brüssel folgende sechs Missionäre nach der Mongolei:

HH. Verlinden, von Heffer (Belgien); Thys, von Thurnhout (Belgien); Guisset, von Champion (Belgien); Meyer, von Utrecht (Holland); Nutjes, von Duiven (Holland); Van Avezaath, von Beest (Holland).

— Die Gesellschaft der Mission vom heiligen Lazarus sandte während des Jahres 1867 achtzehn Missionäre nach folgenden verschiedenen Bestimmungsorten ab:

Nach Syrien: H. Johann Laot (nach Damaskus); Amadeus Maurin (nach Antoura).

Nach Egypten: HH. Emil Denoy und Johann Viti (nach Alexandria).

Nach Persien: H. Ludwig Bourgade.

Nach Abyssinien: H. Leon Leoncini.

Nach Griechenland: H. Vinzenz Campagnale (nach Naxos).

Nach der Türkei: HH. Anton Fises (in's Kollegium von Smyrna); Alphons Marion (nach Konstantinopel).

Nach Chili: HH. Karl Tillier und Gedeon Maillard.

Nach Peru: H. Julius Herkules von Soulages.

Nach Brasilien: HH. Bartholomäus Trecco, Paul Emil Brayda und Klaudius Gonzalves.

Nach der Insel Bourbon: HH. Jakob Hektor Thomas, Vinzenz Bertrand und den Bruder Mörmans.

— Aus der Gesellschaft Jesu verreisten seit dem letzten August folgende Missionäre mit folgenden Bestimmungsorten:

Die hochw. PP. Ludwig Desmont und Hippolyt Lory, Franzosen, von Brest nach New-York (Vereinigte Staaten), am 3. August 1867.

Hochw. P. Vinzenz von Bloe und die Laienbrüder Jakob, de Bie und Leveaux, alle Belgier; am 9. November 1867, von Marseille nach Indien (Kalkutta).

Die hochw. PP. Petrus Heude und Johann Petitfils, und die Laienbrüder Johann Baptist Castellane und Julian Templet, Franzosen; am 19. November 1867, von Marseille nach Shang-Hai.

Die hochw. PP. Ponza, Cappucci, Guelli, Andreassi, Cybeo, Baiberti, Book und der Laienbruder Giuliani, Italiener; am 25. Januar 1868 von Bordeaux nach Brasilien.

Der hochwst. H. Canoz, apostol. Vikar, hochw. P. Petrus Caussèque und Daniel Connelau, irischer Scholastiker; am 16. Februar 1868, von Toulon nach Madura (Indien).

Die hochw. PP. Johann Nasses und Ludwig Gauchy, und der Laienbruder Hippolyt Grangette, Franzosen; am 19. März 1868 von Marseille nach Madagaskar.

Die hochw. PP. Joseph Casadevall, Raimund Pamies, Michael Mor, Joseph Canudas, Anton Gairolas, Michael Pujol, Spanier; am 19. März 1868, von Marseille.

— Aus dem Seminar der auswärtigen Missionen in Paris verreisten und schifften sich am 19. März 1868 in Marseille ein:

Nach Malakka: H. Christoph Mazery, aus dem Bisthum Nantes.

Nach Birmanien: H. Ludwig Biet, aus dem Bisthum Langres.

Nach Pondichery (Indien): HH. Johann Fourcade, aus dem Bisthum Bayonne; Franz Laurenz Trevoux, von Lyon; Felix Dupas, aus dem Bisthum Angers.

Nach Koimbottour (Indien): H. Johann Maria Niveaux, aus dem Bisthum Rennes.

Nach Cambodscha: H. Auguſtin Baptiſt Gazignol, aus dem Bisthum Albi.

Nach Quang-Tong (China): HH. Johann Gervais Bouſſac, aus demſelben Bisthum, und Joachim Maria Grillet, aus dem Bisthum Vannes.

Nach dem weſtlichen Cochinchina: H. Eugen Gauthier, aus dem Bisthum Puy.

— Aus dem gleichen Seminar verreiſten am 19. April von Marſeille: Nach Japan: hochwſt. H. Petitjean, apoſtoliſcher Vikar, und Markus Maria de Rotz, von Bayeux.

Nach der Mandſchurei: HH. Philibert Ludwig Simon, aus dem Bisthum Poitiers; und Joſeph Noirjean, aus dem Bisthum Metz.

Nach Mayſſour (Indien): H. Karl Johann Daviau, aus dem Bisthum Angers.

Dieſe letzte Abreiſe bringt die Zahl der Miſſionäre, welche die Geſellſchaft der auswärtigen Miſſionen (in Paris) ſeit anderthalb Jahren (19. Auguſt 1867 bis 19. April 1868) in den äußerſten Oſten geſchickt hat, auf 40.

— Ein Prieſter und ein Laienbruder aus der Geſellſchaft der afrikaniſchen Miſſion (in Lyon) ſchifften ſich jüngſt in Marſeille auf der Fortuna nach dem apoſtoliſchen Vikariat Dahomey ein. Es ſind die HH. Eugen Thollon, Prieſter aus dem Bisthum Grenoble, und Johann Maria Pocachard, Laienbruder aus dem Bisthum Lyon.

— Das Seminar von Carlow (Irland) hat ſeit dem März 1867 vier Miſſionäre nach folgenden Beſtimmungsorten abgeſchickt:

Nach St. Louis (Miſſouri), H. Eduard Fanton, Prieſter.

Nach Sydney (Auſtralien): H. Patrizius Carolle, Prieſter.

Nach San-Franzisko (Kalifornien): H. Wilhelm Keogh, Prieſter.

Nach Birmingham (England): H. Richard Duggan, Subdiakon.

Berichtigung. In der Anmerkung 2. Seite 239 ſtatt: Dabei eine Gabe des Dekanats Servais im Betrage von 150 Fr., 200 Fr. für Meſſen und 100 Fr. von einem Ungenannten, lies: Dabei 1) Eine Gabe von 50 Fr. aus dem Dekanat Servais in Maſtricht; 2) 200 Fr. für Meſſen, und eine Gabe von 100 Fr. aus dem Dekanat Schiennen, welches 1866 1,100 Fr. als beſondere Gabe, und 250 Fr. für Meſſen geſchickt hatte.

Inhalt der Lieferung 205.

Seite

Missionen Asiens.

Apostolisches Vikariat Japan 417

Missionen Afrikas.

Missionen von Madagaskar 440

Missionen Amerikas.

Nordamerika. Mittheilung des Hochwst. Herrn Bischofs Rogers von Chatham, an den Centralrath des Werkes der Glaubensverbreitung zu Paris über den Zustand seiner Diöcese 454

Bischöfliche Hirtenbriefe und Erlasse zur Empfehlung des Werkes der Glaubensverbreitung 490

Verschiedenes 502

Abreisen von Missionären 520

Annalen
der
Verbreitung
des
Glaubens,
zum Vortheil der Missionen herausgegeben
durch den
Ludwig-Missions-Verein.

Nro. 206.

1868. VI.

Mit Erlaubniß geistlicher Obrigkeit.

München, 1868.
Im Verlag der Central-Direktion des Ludwig-Missionsvereins.
Papier und Druck von Fr. Pustet in Regensburg.

Der Ludwig-Missionsverein

hat für Bayern und die sich ihm anschließenden deutschen Länder den gleichen Zweck, welchem anderwärts, unter der Leitung der obersten Räthe zu Paris und Lyon „das Werk der Verbreitung des Glaubens, zu Gunsten auswärtiger Missionen auf beiden Hemisphären" sonst auch „St. Franziskus-Xaverius-Verein" genannt, gewidmet ist; nämlich: durch Gebet und Almosen die Verbreitung des katholischen Glaubens in allen Welttheilen zu unterstützen. Dürftigen katholischen Gemeinden in protestantischen Gebieten Hilfe zu leisten (welches, soweit jene zu Deutschland gehören, die besondere Bestimmung des außerhalb Bayerns bestehenden St. Bonifacius-Vereins ist) gehört daher ebenfalls zur Aufgabe des Ludwig-Missionsvereins, und wird, wie solches die jährliche Rechnungsstellung bezeugt, im Verhältniß zu seinen Kräften nicht außer Acht gelassen.

Die Gebete der Mitglieder des Ludwig-Missionsvereins bestehen in Einem Vaterunser nebst Englischem Gruß und der Anrufung „Heiliger Franziskus Xaverius bitte für uns!" welche täglich zu verrichten sind; so jedoch, daß es genügt, durch die ein für allemal gemachte Meinung „für die Verbreitung des Glaubens" diese Gebete bei der Morgen- oder Abendandacht aufzuopfern.

Das Almosen beträgt wochentlich 1 ½ kr. (6 kr. monatlich). (Personen, die wegen Armuth den wöchentlichen Beitrag nicht zu leisten vermögen, nehmen dennoch an den geistlichen Gütern des Vereines Theil, wenn sie wenigstens monatlich Etwas nach Vermögen und Gewissen beisteuern. Pius IX. Dekret vom 5. August 1851.)

Je zehn Theilnehmer, ohne Unterschied des Geschlechts, welche den ordentlichen Wochenbeitrag leisten, vereinigen sich, an Einen aus ihrer Mitte denselben regelmäßig abzugeben. Jeder Sammler wird Sorge tragen, die Zahl seiner zehn Theilnehmer, im Falle eines Abgangs, wiederum zu ergänzen und die gesammelten Beiträge an den Ortspfarrer, unter Einschreibung in die Zahlungsbogen (deren Formulare von dem Geschäftsführer zu beziehen sind), einzuhändigen. Jeder Pfarrer gibt die auf solche Weise ihm zugekommenen Almosen an das einschlägige Decanal-Amt ab und dieses befördert sie, in der Regel alle Vierteljahre, zu der betreffenden Ordinariats-Stelle, von wo aus sie an den „Cassier der Centraldirektion" zu München eingesandt werden.

Außerordentliche Schenkungen an Geld oder Cultus-Gegenständen (Paramente, Gemälde ꝛc. ꝛc.) können bei dem betreffenden Pfarramte unter persönlicher Eintragung in die hiefür bestimmte Rubrik der Zahlungsbogen, oder bei dem zuständigen Ordinariate niedergelegt, oder auch an den Geschäftsführer oder Central-Cassier (nach München) einge-

CCVI.

Missionen von Asien.

China.

Apostolisches Vikariat des östlichen Petschely.

Das östliche Petschely ist neuerdings von den Räuberhorden heimgesucht worden, welche die benachbarten Provinzen verheerten. Ein Brief von F. Guillon, aus der Gesellschaft Jesu, bringt uns die schmerzliche Nachricht von den Prüfungen, denen dieses erst zwölf Jahre bestehende apostolische Vikariat unterworfen wurde.

Brief von F. Guillon, aus der Gesellschaft Jesu, an Herrn Abbè Guillon, im Priesterseminar in Blois.

Tien-Tsing, den 13. März 1868.

. . . In einem früheren Briefe habe ich schon mehr als einmal von den Räubern gesprochen, gegen welche wir uns dadurch schützen mußten, daß wir das Dorf, in welchem wir wohnen, befestigten. Da das Räuberwesen immer frecher auftrat, mußten wir unsere Vertheidigungsmittel in Stand setzen, und es gelang unsern Christen sogar kleinere Kanonen zu gießen. Diese Vorbereitungen waren genügend, um die sieben bis achthundert berittenen Räuber fern zu halten, welche seit einem Jahre Schrecken und Verheerung rings um

uns herum verbreitet hatten. Da gingen Mitte Januar die Tschang-mao (Langhaarigen) über den gelben Fluß, und stürzten sich, ungefähr fünfundzwanzig tausend Mann stark, sengend und plündernd und alles auf ihrem Wege niedermachend, auf Petschely. Sie sind Leute, die an die Strapatzen des Krieges gewöhnt sind, und der Schrecken, mit welchem der bloße Name der Tschang-mao die Bevölkerung erfüllte, ließ uns daher sogleich erkennen, daß wir gegen sie nicht Stand halten könnten, daß bei der Annäherung der Tschang-mao alle Arme sinken und wir auf die eigenen Kräfte angewiesen sein würden. Demzufolge ward beschlossen, jeden Widerstand aufzugeben, und vorkommenden Falls mit dem Feinde ein Abkommen zu treffen.

Diese Rebellen treiben aber nicht blos das Räuberhandwerk, sondern sie bilden auch eine politische Partei, deren Zweck dahin geht, die tartarische Königsfamilie zu vertreiben und wieder einen Chinesen als Kaiser auf den Thron zu setzen. In Anbetracht unserer Eigenschaft als Fremde, die unter dem Schutze Frankreichs stehen, hofften wir, daß sie durch einen Angriff gegen uns die Rache der europäischen Nationen auf sich zu ziehen, und dadurch ihre Sache zu gefährden fürchten würden. Als aber die Christen unsere Absicht, jede Vertheidigung aufzugeben, erfuhren, schickten sie von allen Seiten her Gesandtschaften an uns, um uns zum Widerstande aufzufordern. Diese Rathschläge, von ziemlich unbestimmten Hülfserbietungen begleitet, erschienen uns jedoch nicht so gewichtig, daß sie uns hätten bestimmen können, uns mit den Tschang-mao in Feindseligkeiten einzulassen, während kaiserliche Heere in der Stärke von hunderttausend Mann dieselben nicht zu bekämpfen wagten. In gewöhnlichen Zeiten hätten wir, angesichts der Landesbehörden, welche weder die Bevölkerung noch sich selbst zu schützen im Stande waren, durch den großen Namen, den sich die französischen Waffen hier errungen, durch, wenn auch mehr scheinbare als wirklich ernste, kriegerische Anstalten wirksamen Schutz erlangen können. Jetzt aber waren die Umstände

nicht mehr dieselben, und einfache Vorkehrungen hätten nicht mehr ausgereicht. Endlich schien es uns, daß es unserm Charakter als Missionäre angemessener sei, sobald wir nur hoffen konnten uns mit dem Feinde zu vergleichen, selbst bei der Gefahr, noch größeren Schaden zu leiden, den Gedanken an bewaffneten Widerstand aufzugeben, und uns der Vorsehung zu überlassen, jedoch ohne die uns zu Gebote stehenden Vorsichtsmaßregeln zu vernachläßigen.

Während wir rathschlagten, handelten die Tschang-mao. Frei durchstreiften sie die Landschaften im Westen des Pei-Ho. Dieser Fluß, dessen Lauf von Süd nach Nord geht, scheidet die Provinz in zwei gleiche Hälften, fließt an Chien-Chien vorüber nach Tien-Tsing, während unsere Residenz an seinem rechten Ufer liegt. Mehrmal hatte sich uns die Reiterei auf drei bis vier Stunden genähert. Ueberall Bestürzung; die Ebene war von Leuten bedeckt, welche Haus und Hof verließen, die wenigen Habseligkeiten, die sie retten konnten, mitnahmen, ihre Weiber und Kinder hinter sich herschleppten, nach allen Richtungen forteilten, nirgends anhielten, und nur da Sicherheit zu finden glaubten, wo sie nicht waren. Täglich zogen auch neue Abtheilungen des kaiserlichen Heeres hin und her, unter dem Vorwand den Feind zu verfolgen, indessen sie wohl Sorge trugen, sich in ehrerbietiger Entfernung von demselben zu halten. Statt die Einwohner zu beruhigen, vermehrten diese Truppen nur noch den panischen Schrecken, und erhöhten die allgemeine Noth noch durch die Verheerungen, welche sie fast in gleichem Maße wie die Räuber verübten.

Das war das Schauspiel, dessen ruhige Zuschauer wir seit einem Monat von der Höhe unserer Verschanzungen herab waren, ruhig freilich nur dem äußern Scheine nach. Indessen machte diese Ruhe die Chinesen doch staunen, und ließ sie endlich glauben, daß wir nichts zu fürchten hätten, und so mußten wir denn alsbald sehen, wie die Christen, ja sogar die Heiden bei uns eine Zuflucht suchten. Unser Dorf füllte sich mit Flüchtlingen, besonders Weibern und Kindern, welche

am meisten fürchten mußten, in die Hände dieser unsaubern Horden zu fallen. Die verständigsten unter unsern Christen beruhigten sich jedoch nicht so leichthin, und als am Sonntag Quinquagesima, den 23. Februar, die Nachricht kam, daß der Feind in der Richtung gegen uns hin eine Bewegung gemacht habe, baten sie uns, uns in Vertheidigungsstand zu setzen und ihre Hilfe anzunehmen. Dieses Mal waren die Versicherungen ihrer Opferwilligkeit von einem langen Verzeichniß von Freiwilligen begleitet, welche bereit waren, zur Vertheidigung des Platzes herbeizueilen. Diese dringenden Bitten, verbunden mit der Nähe der Gefahr, überwanden endlich unsere Bedenken. In Erwartung der Ankunft des P. Lebouq wurde ich beauftragt, die Vorbereitungen zu beschleunigen. Boten eilen nach allen Seiten hin, um die Christen und auch die Heiden, deren Gesinnungen ich kannte, aufzurufen. Noch vierundzwanzig Stunden, und wir werden im Stande sein, den Tschang-mao Widerstand zu leisten. Aber schon am Montag nahte der Feind; der P. Leboucq, durch Eilboten benachrichtigt, ritt einen Theil der Nacht durch, um zu uns zu stoßen, und weckte auf dem Wege die Christen, welche bewaffnet heranziehen.

Es schlägt neun Uhr. Wir betreiben eilig die Vertheidigungsarbeiten, und beobachten zugleich den Marsch des Feindes. Eine Menge Reiter durchfliegen in zerstreuten Haufen die Ebene nach allen Richtungen, mitten unter den Flüchtlingen. Sind es Räuber? Sie stürzen sich auf die mit Flüchtlingen beladenen Wagen, wobei sie indessen Niemanden tödten, sondern nur die Pferde und Maulthiere rauben. Es ist die Vorhut der Tschang-mao. Ihre Reiterei hat sich bereits der Brücke über den Tschang-Kia-Kio bemächtigt, auf welcher sie über den Fluß setzen. Zwei unserer Eilboten, denen ihre Reitthiere abgenommen worden, kehren zu Fuß zurück. Die Christen eilen herbei, aber schon sind ihnen von West, Nord und Süd die Wege verlegt. Von der einzigen noch freien Seite ziehen mit Lanzen und Gewehren bewaffnete Fußgänger uns rasch zu. Es sind Christen, ungefähr dreißig an Zahl. Schon sind sie nur mehr zwanzig Minuten

von uns entfernt, da bricht eine gleich große Anzahl Reiter, mit der rothen Fahne der Tschang-mao voran, aus einem nahen Dorfe hervor. Unsere Christen machen Halt, schließen ihre Kampfreihen enger, bieten dem Feinde, den sie festen Fußes erwarten, Trotz, und schwenken ihre Fahnen. Die Tschang-mao, von dieser Haltung betroffen, machen nun gleichfalls Halt und rüsten sich zum Kampfe, als sie sehen, daß eine Verstärkung gegen sie aus unserm Dorfe anrückt. Da machen sie ganze Wendung und ziehen sich zurück.

Es ist eilf Uhr. In der Ebene scheint es wieder ruhig zu werden, aber es ist die Ruhe vor dem Sturme. Die Plünderer sind sämmtlich zur Brücke über den Tschang-Kia-Kio zurückgekehrt. Sogleich beginnt nun eine neue Art Kriegführung. Mehr als hundert Reiterhaufen, zwanzig bis dreißig Mann stark, jeder mit einer weißen, rothen oder schwarzen Fahne und einem Trompeter zum Blasen der Signale, entfalten sich über eine Stunde lang mit je einem Zwischenraume von drei bis vier Schußweiten. Die Hälfte dieser Banden wendet sich nördlich, indessen der Rest sich nach Süden zieht, um dann sich im Osten wieder aneinander anzuschließen, und so bilden sie einen unermeßlichen Kreis, welcher bereits zwei bis dreihundert Dörfer mit der Stadt Chien-Chien und unserer Residenz in sich schließt. Nach diesem Aufmarsch sprengt eine Reiterabtheilung rasch gegen die Mitte des Kreises vor und wirft sich auf Chien-Chien, das von allen Seiten umzingelt wird. Ich sehe, wie etwa zweihundert Reiter vor dem Thore der Stadt erscheinen, und die Wächter auffordern, dasselbe zu öffnen. Es wird ihnen mit Kanonenschüssen geantwortet, die zwar mitten unter sie treffen, doch ohne einen Schaden anzurichten. Da steigen sie sogleich ab, stürzen auf die Verschanzungen, welche von Niemanden vertheidigt werden, und in weniger als zwei Minuten ist die Stadt erobert. Die Mandarine waren fast allein in derselben geblieben, während die kaiserlichen Soldaten, die Bürgerwehr und die meisten Einwohner die Flucht ergriffen hatten. Im Augenblicke der Erstürmung hatten die Mandarine selbst, wie wir erfuhren,

diesem Beispiele zu folgen versucht. Der Unterpräfekt oder erste Mandarin war am östlichen Thore erkannt und niedergemacht worden, und als P. Leboucq vier Tage darauf hier vorbeikam, sah er noch dessen seiner Kleider beraubten und nur mit einer Matte bedeckten Leichnam. Der zweite Mandarin war glücklicher; mit Wunden bedeckt gelang es ihm, verkleidet zu entrinnen. Er war einer von unsern aufrichtigen Freunden, was in China selten ist. Da er auf die Christen mehr Vertrauen setzte als auf seine übrigen Landsleute, floh er in ein Dorf, wo ihn eine christliche Familie aufnahm und ihm zur Flucht verhalf.

Nach der Einnahme der Stadt kam nun die Reihe an uns. Noch mit der Plünderung der benachbarten Dörfer beschäftigt, schien die feindliche Armee sich zu fürchten, uns zu nahen. — Es ist ein Uhr. Die zu unserer Hilfe herbeigerufenen Christen hatten nicht Zeit heranzukommen; wir zählen unsere Leute, es sind ungefähr hundert und fünfzig Mann, und wir hätten wenigstens achthundert nöthig gehabt, um die Posten zu besetzen und den Sturm sicher abzuschlagen. Da Widerstand sich als unnütz erwies, blieb uns nichts übrig, als Unterhandlungen anzuknüpfen und unsere Vertheidigungsanstalten so schnell als möglich zu verbergen. Eine Abtheilung von siebenzig bis achtzig Streitern hält am Thore und verlangt mit dem Ta-jen (großen Mann oder Platzkommandant) zu sprechen. P. Leboucq und ich kamen herbei, und P. Leboucq wendet sich an den Anführer, einen jungen Mann von kaum sechs und zwanzig Jahren, und sagt ihm, daß wir Missionäre und Franzosen sind, daß wir nicht kämpfen wollen, sondern unter dem Schutze Frankreichs neutral sind in den Streitigkeiten mit dem Kaiser und den Mandarinen in China.

„ — Dann haben wir nichts gegen Euch," antwortete der Anführer. „Allein ich habe Pferde nöthig, und du mußt mir solche geben."

„ — Man hat dir ja diesen Morgen zwei gegeben." —

„ — Ich weiß nichts davon; ich brauche noch eines."

„ — Wenn's nur das ist, so habe ich ein vortreffliches Pferd, welches ich selbst reite, ich will es dir geben."

Da spricht der andere gleich in höherem Tone und wendet sich mit der Drohung an mich:

„ — Ich brauche nicht blos Ein Pferd, sondern hundert."

Und die ganze Schaar unterstützt die Worte ihres Anführers mit Mordgeschrei, einige steigen sogar von ihren Pferden und schicken sich zu einem Ueberfall an.

In der Nothwendigkeit bis zum Aeußersten nachzugeben, fahren wir in den Unterhandlungen fort, und endlich, da wir den Anführer zu günstigerem Vergleich bewegen können, laden wir ihn ein, selbst in das Dorf hineinzukommen. Obwohl das Thor offen ist, wagt er sich dennoch aus Furcht vor einem Hinterhalt nicht hinein, und verlangt, daß der Pater als Geißel zurückbleibe, während ich ihn hineinführe. Endlich können wir ihn dadurch beruhigen, daß wir ihm mehrere seiner Leute zeigen, welche die Verschanzungen schon überschritten haben, und die Lanzen in der Hand frei im Dorfe herumgehen. Bei unserer Residenz angelangt, mußte ich über die Mauern in die innern Hofräume steigen und die verrammelten Thore öffnen. Alsbald steigen die Räuber hinein, erbeuten etwa zwanzig Pferde, welche uns oder den flüchtigen Christen angehören, und nöthigen uns hierauf, auch die Gemächer, Schulzimmer und alle Säle zu öffnen.

Jetzt verzichte ich darauf, das Schauspiel zu schildern, das wir nun während fünf Stunden mit ansehen mußten. Sobald die Räuber sich gehörig versichert hatten, daß wir ohne Waffen seien, ließen sie ihrer Habsucht freien Lauf; jeden Augenblick wurden die Säbel über unsern Häuptern gezückt, um uns zu zwingen, die angeblichen Schätze, die wir vergraben haben sollten, zu entdecken. Die Wahrheit zu sagen, fürchteten wir in diesem Augenblicke nicht für uns selbst, denn wir hatten ja das Opfer unsers Lebens Gott schon gemacht; unsere einzige Sorge war dagegen nur die Entweihung zu verhindern, unsere Christen, die Waisenkinder, und die Zöglinge des Knabenseminars zu retten, und haupt-

ſächlich die fünf bis ſechshundert Frauen und Mädchen zu ſchützen, welche ſich in die Kirche zurückgezogen hatten, um dort ihre Ehre unter den Schutz Gottes zu ſtellen.

Einen Augenblick glaubte ich, die Raubgier der Eindringlinge würde ſich mit der Entwendung der Pferde, Gelder und der koſtbarſten Hausgeräthe begnügen. Aber die Täuſchung währte nicht lange. P. Leboucq und ich hielten uns an den jungen Anführer in der Hoffnung, ihn ein wenig milder zu ſtimmen und von ihm zu erlangen, daß er den wilden Gelüſten ſeiner Horden eine Schranke ſetze. Wir öffneten ihm daher die Kiſten des P. Prokurator, und gaben ihm das darin befindliche Geld, die Uhren und andere Werthgegenſtände, als ich einen dieſer Raſenden aus dem Seminar herauskommen ſah, mit drei jungen Zöglingen, von denen jeder mit einem der uns entwendeten Gewehre beladen war. Aus ihrer Haltung erkannten wir, daß ſie gefangen ſeien. Wir eilen zu ihnen, bitten den Räuber fußfällig, mit ihrer Jugend Erbarmen zu haben. Aber umſonſt; er verlacht unſer Flehen und antwortet uns nur mit Drohungen. Aber Dank dem lieben Gott und ſeiner heiligen Mutter, die wir im Herzen anriefen, während unſere Bitten äußerlich nur an den Räuber zu gehen ſchienen, gelang es uns doch, zwei von den drei Opfern zu befreien. Aber leider war das nur ein Tauſch; denn als wir eilig andern mißhandelten Chriſten helfen wollten, kehrte der Räuber in das Seminar zurück nnd ergriff zwei andere Zöglinge. So wurden uns drei dieſer lieben Kinder mit dem Katecheten des hochw. P. Superior und einigen Chriſten entriſſen.

Nachdem die Räuber ihre Raubluſt geſättigt, gingen ſie fort. Sie hatten vierzig Pferde und Maulthiere und nur zehn Perſonen gepackt. Es fehlten ihnen demnach für die vorhandenen Reitthiere etwa dreißig Reiter und es waren unſere Patres und Brüder, welche dieſe Zahl voll machen ſollten. Ihnen nun die gegen uns gemachten Verſuche zu ſchildern, ſo wie unſere Kriegsliſten, um dem zwanzig Mal drohenden und eben ſo oft ausgewichenen Tode zu entgehen,

das wäre uns unmöglich. Die Hauptsache ist, daß es uns gelang, uns aus der Sache zu ziehen.

Nach dem Abzug dieser Bande erschien, durch die Aussicht auf Beute angezogen, eine andere. Da aber diese zuletzt Gekommenen nichts mehr fanden, was sie hätten mitnehmen können, so dachten sie daran, uns selbst mitzuführen. Zum Glücke brach die Nacht heran, das gegebene Zeichen rief die Tsang-mao in ihr Quartier zurück, und sie entfernten sich, jedoch mit dem Versprechen, folgenden Tages wieder zu kommen. Ihr junger Anführer hatte sich indessen von P. Leboucq gewinnen lassen, und ihm verdankten wir es ohne Zweifel, daß wir keinen der Unsrigen verloren haben. Als er fortging, sagte er noch zu uns: „Ihr trauet uns zu sehr. Heute wurdet ihr noch glimpflich behandelt, aber morgen wird die Hauptbande kommen, welche viel furchtbarer sein wird. Meiner Treue, bleibet nicht hier, sonst wird es um euch alle geschehen sein.“ Es schien uns, daß der Räuber dießmal einen guten Rath gegeben, und wir suchten in eiliger Flucht unser Heil. Als wir das Haus verließen, stießen wir auf dem Wege auf drei im Blute schwimmende Körper. Es waren drei christliche Jungfrauen, welche, als sie sich wehrten, Dolchstiche erhalten hatten, und für todt liegen geblieben waren. Seither erfuhr man, daß ihre Wunden nicht tödtlich gewesen.

Die Finsterniß der Nacht wurde durch den Brand von etwa hundert Ortschaften erleuchtet. Wir mußten durch diesen Feuerkreis hindurch und dabei uns wohl in Acht nehmen, daß wir von den auf den Straßen aufgestellten Wachen nicht bemerkt würden. Wir waren unser sieben Europäer, fünf Patres und zwei Brüder; vier Christen, einige Waisen und eine christliche Jungfrau, die wir in den Feldern getroffen, hatten sich an uns angeschlossen. Da wir im Augenblick unserer Abreise die Brüder Audouin und Winsbach nicht fanden, glaubten wir, sie seien schon gefangen, und erfuhren erst drei Tage später, daß auch sie entkommen seien.

So zogen wir denn schweigend durch die Ebene, bei jedem Schritte strauchelnd, und unsere Kleider an den Aesten der wilden Brustbeerbäume zerreißend, welche hier wie bei uns die Brombeersträuche wachsen. Trotz unserer Eile kamen wir doch nur langsam weiter, wegen den Zickzacken, die wir machen mußten, um den in die Gewalt des Feindes gefallenen Ortschaften auszuweichen. Unter der Führung unserer Schutzengel gelangten wir gegen Mitternacht in ein Dorf, welches von den Tschang-mao noch nicht heimgesucht worden, und das von einigen christlichen Familien bewohnt war. Diese guten Leute schickten sich eben zur Abreise an, denn sie hatten unser Unglück erfahren, und hielten uns alle für ermordet. Unsere Ankunft war nun für sie ein großer Trost. Es wurden uns Erfrischungen gereicht, und während dessen ein Fuhrwerk in Bereitschaft gesetzt, um uns weiter zu bringen, da mehrere von uns ganz erschöpft waren. Dringend nöthig war es, noch vor Tagesanbruch aus dem uns einschließenden Feuerkreise herauszukommen. Wir setzten daher unsere Flucht in der Richtung nach Pao-Ten fort; letzteres ist ein großer Flecken am Kaiserkanal, und diesen wollten wir übersetzen, um seine Gewässer zwischen uns und den Rebellen zu haben. Gegen sieben oder acht Uhr Morgens kamen wir daselbst an.

Der hochw. P. von Beaurepaire war bei der Ankunft der Rebellen durch eine Luftröhrenkrankheit an's Lager gefesselt, hatte aufstehen und fliehen müssen. Da er nun hiebei einen Theil seiner Kleider, die ihm zu schwer wurden, ablegen mußte, so wurde er vom Froste befallen, und zu seiner ersten Krankheit gesellte sich nun noch das Seitenstechen. Der Schrecken herrschte sogar jenseits des Flusses, die Einwohner flohen, und es gab auch da keine Lebensmittel für uns, und nichts, was zur Pflege eines Kranken erforderlich war. Nach zweitägigem Warten mußten wir endlich den letzten noch übrigen Ausweg ergreifen, das heißt Tien-Tsing zu erreichen suchen, wo wir eine Apotheke und die Pflege barmherziger Schwestern für den P. von Beaurepaire finden konnten. Ich

reiste daher in Begleitung des hochw. P. Superior und Bruder Herouard ab, und ließ den hochwst. Herrn Dubar und die PP. Leboucq und Fourmont zurück, welche die Bewegungen der Tschang mao beobachten und wieder in unsere Residenz zurückkehren sollten, sobald dieselbe wieder geräumt sein würde. Die Reise vom Fluße bis nach Tien-Tsing war nicht ohne Schwierigkeiten, doch langten wir endlich am achten Tage unserer Flucht am Ziele an. Ich konnte meinen Kranken in's Spital bringen, wo er, Dank der Pflege der Schwestern, bald außer Gefahr war.

16. März.

Wir haben Nachrichten aus unserer Residenz erhalten. Noch am Abend unserer Abreise haben mehrere Banden dieselbe besetzt und sie erst wieder verlassen, nachdem sie dieselbe zwei Tage lang verwüstet. Selbst Brandstiftungsversuche wurden gemacht, allein Gott hat das Haus augenscheinlich behütet; noch steht es aufrecht und nur die Bedachung von zwei oder drei Zimmern ist ein Raub des Feuers geworden. Einigen der gefangenen Christen gelang es zu entkommen, einer unserer Seminaristen ist zu uns zurückgekehrt; zwei Jungfrauen wurden getödtet, mehrere schwer verwundet. Im Ganzen haben wir einen Katecheten und zwei Seminaristen, dann unsere Pferde und Maulthiere eingebüßt. Das Hausgeräthe, die Kirche, die Sakristei und die Apotheke sind verwüstet; Weißzeug, heilige Gefäße, Altartücher, Kirchenschmuck sind abhanden gekommen, mit Ausnahme dessen, was wir aus den Trümmern wieder hervorsuchen, oder längs der Wege sammeln konnten. Das ist die Liste unserer Verluste.

26. März.

Ich bin wieder in der Residenz. Nach dem Durchzug der Rebellen erhob sich das Volk endlich in Masse, wüthend darüber, daß es auf solche Weise die Beute einer Räuberhorde geworden, die ihm seine Kinder geraubt, seine Weiber mißhandelt, und all sein Hab und Gut durch die kaiserlichen

Soldaten eben ſowohl wie durch die Tſchang-mao geplündert worden. Seit einigen Tagen werden daher die Banden der Räuber wie der Soldaten, die es überfallen kann, ohne Erbarmen niedergemacht. Wie die andern haben ſich auch die Chriſten erhoben, beſchränken ſich jedoch einfach auf die Vertheidigung. Zum Mittelpunkt des Widerſtandes haben ſie unſer Dorf gemacht, wohin ſich zwölfhundert Chriſten mit Weibern und Kindern geflüchtet haben. P. Leboucq, welcher nach Tien-Tſing gehen mußte, um den Beiſtand des franzöſiſchen Geſandten und der chineſiſchen Behörden anzurufen, hat mich, nachdem er Waffen und Munition erhalten, vorausgeſendet. In einigen Tagen wird auch er zurückkommen, in Begleitung eines Offizieres, welcher im Auftrage unſeres Geſandten eine kleine Abtheilung nach europäiſcher Weiſe im Kriegsweſen einüben ſoll. Gelingt es uns, auf dieſe Weiſe ein ſicheres Vertheidigungsſyſtem zu Stande zu bringen, ſo wird ſich die Maſſe der uns umgebenden Heiden uns anſchließen, und dieſer Sturm, welcher den Untergang der Miſſion herbeiführen zu wollen ſchien, wird zum Vortheil unſeres Einfluſſes ausſchlagen und dem Drange nach Bekehrung einen neuen Aufſchwung geben, der ſich namentlich ſeit drei bis vier Monaten in dieſem Vikariat auf eine ſo tröſtliche Weiſe kund gibt. Auch dießmal wird man in Wahrheit ſagen können, daß das Heil im Kreuze iſt.

„J. Guillon, S. J.“

Die Banden, welche eben das öſtliche Petſchely verheert, nachdem ſie die angrenzenden Provinzen durchzogen, ſind, wie P. Leboucq ſchreibt, nicht dieſelben, welche ſo lange Kiang-nan beſetzt hielten, und nahezu die Hälfte der Bevölkerung dieſer letztgenannten Provinz niedermachten, oder in die Gefangenſchaft ſchleppten. Wenn dieſe Banden auch einen politiſchen Zweck verfolgen, ſo geben ſie ſich doch hauptſächlich mit dem Raube ab.

Zuerſt bildeten ſie ſich im Jahre 1857 in Honan. Seit dieſer Zeit ergänzten ſie ſich beſonders aus den geheimen Geſellſchaften. Ihr Kriegsname iſt Lao-nien-tze (alte Diebe), oder Tſchang-mao (Langhaarige). Man gab dieſen Rebellen auch den Namen Rothbärte, weil ſie nach Art des Bartes Roßſchweife trugen, um dem Volke Schrecken einzujagen.

Ihr Anführer, aus Ho-nan gebürtig, zählt kaum dreißig Jahre, und läßt ſich Jen-wam, oder ſataniſcher, unerbittlicher Fürſt nennen. Sein Oheim, deſſen Nachfolger er iſt, war unter dem Namen Tſcham-lao-tſin bekannt, während ſein eigentlicher Familienname Tſcham-lao-iu heißt. Er trägt beſtändig einen Scharlachrock mit weiten Aermeln, nennt ſich einen Abkömmling der Herrſcherfamilie Min, und macht Anſpruch auf die Kaiſerkrone des himmliſchen Reiches. Sein Tragſeſſel iſt gelb und gleicht dem ſeiner kaiſerlichen Vorfahren. Er hat ſechs Miniſter, welche ihn nie verlaſſen und auf grünen Tragſeſſeln reiſen.

Aber was für ein Fürſt, was für ein Kaiſer iſt dieſer Jen-wam! Er ſchnaubt nur Feuer, Blut und Gemetzel. Seine Mutter, die ihn überall begleitet, ſoll ſogar noch grauſamer ſein als ihr Sohn. Jeden Abend wird ein junger Menſch, der, wenn immer möglich, einer guten Familie angehört, vor Jen-wam geführt. Dieſer ergreift ſeinen Säbel und haut ihm den Kopf ab. Man verſichert, und wir haben dieſe Berichte von Augenzeugen, daß er nie ſchlafen geht, ohne zuvor einen Kopf abgehauen zu haben. Aber ſelbſt während des Schlafes muß er den hellen Schein von Feuersbrünſten haben. Im Norden, Süden, Oſten und Weſten werden die Häuſer in der Nähe des fürſtlichen Quartiers in Brand geſteckt. Sechshundert Reiter gehen auf und ab, und halten vor ſeiner Wohnung die Wache.

Wie immer es ſich auch mit den Anſprüchen Jen-wam's verhalten mag, ſicher iſt, daß die Politik nicht der Haupthebel der von ihm geführten Banden iſt. Dieſe Räuber, vierzig bis fünfzig tauſend Mann ſtark, verbreiten überall

Schrecken, bei ihrer Annäherung ergreifen die Einwohner die Flucht und die kaiserlichen Soldaten, noch furchtsamer als alle andern, hüten sich wohl, dieselben anzugreifen. Und doch haben die meisten Tschang-mao als Waffen nichts weiter, als lange Bambus mit eiserner Spitze. Einige tragen Lanzen, nur wenige Säbel, und die Gewehre sind selten. Der unmittelbare Zweck dieser Banden besteht augenscheinlich nur darin, zu rauben und zu morden, und die friedlichen Landbewohner auch wider deren Willen zu Soldaten zu machen. Was wir namentlich zu fürchten haben, ist der Umstand, das ganze Land in die äußerste Noth versetzt zu sehen, worauf dann der Hunger alle, welche sonst lieber zu Hause bleiben wollten, in die Reihen der Rebellen treiben würde. So könnten die Banden zahllos werden, und Niemand weiß, ob es ihnen dann nicht gelingen würde, sich eine solche Einrichtung zu geben, die es ihnen möglich machte, selbst große Städte zu belagern und zu erobern.

Die Kleidung der Tschang-mao besteht aus Frauenkleidern mit einem rothen Turban als Kopfputz. Ihre Hosen reichen nur bis an die Kniee, so daß Jedermann das Zeichen sehen kann, welches ihnen an mehreren Stellen der Beine mit einem glühenden Eisen aufgebrannt ist. Die Anführer haben nämlich nichts Eiligeres zu thun, als ihren neuen, gewaltsam eingereihten Kameraden dieses Abzeichen einzudrücken, damit die Furcht, von den Kaiserlichen oder den Mandarinen ergriffen und niedergemacht zu werden, sie vom Davonlaufen abhalten möge. Ihre langen Haare fallen in Unordnung über das Gesicht herab, welches dadurch ein noch schrecklicheres Aussehen bekömmt.

Apostolisches Vikariat Japan. [1])

Wir haben schon berichtet, daß die Christen von Japan mitten unter den Gefahren der Verfolgung an den hl. Vater Briefe geschrieben hatten, um sich dessen Gebete zu empfehlen, und in seinen aufmunternden Worten die Kraft zum Ausharren im Kampfe zu schöpfen. Nicht ohne Rührung werden unsere Vereinsgenossen die Antwort des hl. Vaters lesen; sie werden in derselben einen neuen Grund finden, um auf das nahe Ende der Prüfung zu hoffen, welche die neuerstehende Kirche von Japan in diesem Augenblicke durchzumachen hat.

Pius IX., Papst, an den Bischof von Myriophita, apostolischen Vikar von Japan.

Ehrwürdiger Bruder!

Gruß und apostolischen Segen.

Es ist für Uns neuerdings eine große Freude zu vernehmen, daß der durch Dich und Deine Missionäre ausgestreute Same des Evangeliums in ein gutes Erdreich gefallen ist, und daß er Seelen gefunden hat, welche hinsichtlich der katholischen Lehre so gut gestimmt sind, daß sie, nachdem sie den Glauben ihrer Väter ohne dessen Satzung gehörig zu kennen bewahrt, kaum darin unterrichtet sich nicht nur in den heiligen Sakramenten reinigen und stärken, sondern auch ein bewunderungswürdiges Abbild des alten Geistes der Urkirche wieder auffrischen konnten. Wenn so schöne und wundervolle Erscheinungen Uns freuen, so sind Wir anderseits doch auch wieder tief betrübt, wenn Wir sehen, wie diese schönen Früchte durch die einherbrausenden Stürme plötzlich wieder zu Boden geschlagen, und vom Feinde des menschlichen Geschlechts so großes Unglück auf diese Gläubigen gehäuft wird.

---

[1]) Annalen, Heft 205, Seite 519.

Wie sehr Wir indessen bei der Kunde von diesen schmerzlichen Ereignissen auch ergriffen sind, so können Wir doch nicht umhin, Uns die Wechselfälle der frühern Zeiten ins Gedächtniß zu rufen; und wenn Wir da sehen, wie unsere heilige Religion gerade durch die Stärke und Standhaftigkeit der Bekenner und Märtyrer verbreitet wurde, und gerade da die tiefsten Wurzeln geschlagen hat, wo sie den heftigsten Angriffen ausgesetzt gewesen, so fühlen Wir Uns gedrungen, gerade in diesem Unglück ein glückverheißendes Vorzeichen zu sehen. Diese Vorahnung wird noch auf eine treffende und tröstliche Weise durch diese Briefe bekräftigt, welche im Auftrage der Christen von Urakami, dann der jungen Zöglinge des Seminars und durch ihren Lehrer Athanasius an Uns gerichtet wurden. Nicht ohne eine Empfindung süßer Freude haben Wir die Briefe gelesen, welche in dem Deinigen eingeschlossen waren. Es spricht aus denselben in der That ein so fester Glaube, eine so mächtige Liebe zur Religion, so lebendiges Gefühl der Dankbarkeit für den Schatz der evangelischen Lehre, so viel Ergebung gegen diesen Stuhl Petri, so viel Seelengröße, daß die durch Eure Bedrängnisse Unserm Herzen verursachte Traurigkeit dadurch nicht bloß verscheucht wird, sondern daß Wir Gott sogar noch Dank sagen müssen für die hohe Gabe der Stärke, welche er diesen Christen verliehen hat. Wir wünschen daher diesen vielgeliebten Söhnen Glück dazu, daß sie gleich bei ihrem ersten öffentlichen Eintritt in den Glauben würdig befunden wurden, für den Namen Jesu Schmach zu leiden; Wir wünschen ihnen Glück dazu, daß sie so vollkommen verstanden haben, daß das Leben des Menschen auf dieser Welt ein Kampf ist, daß sie sich an die Worte des göttlichen Meisters an seine Jünger erinnert haben: „Wenn sie mich verfolgt haben, werden sie auch euch verfolgen; und daß er jedem befohlen, sein Kreuz zu tragen und ihm nachzufolgen. Aber vor allem wünschen wir ihnen Glück wegen der Ueberzeugung, daß diejenigen glücklich sind, welche für den Namen des Herrn von den Menschen verfolgt werden, und daß sie fühlen, sie dürfen sich freuen, weil ihr

Lohn im Himmel groß sein wird. Diese göttlichen Lehren sind in der That so tief in die Herzen dieser Gläubigen eingedrungen, daß sie, weit entfernt ihr eigenes Leiden oder das ihrer Verwandten und Freunde zu beklagen, vielmehr gegen die Bedrängten einen heiligen Neid empfinden, und, wie sie sehnlich verlangen an ihrem Loose Antheil zu nehmen, auch entschlossen sind, den Schatz des Glaubens, den sie erhalten haben, selbst mitten in der sie bedrohenden Gefahr nach Maßgabe ihrer Kräfte auch Andern mitzutheilen.

Welche Hoffnung erglänzt bei diesen Gesinnungen für Uns, für Dich, ehrwürdiger Bruder! Ja, Wir wollen Unser Gebet mit dem ihrigen vereinen, damit Gott durch die Fürsprache der unbefleckten Jungfrau Maria und der Heiligen, welche dieses Land mit ihrem Blute befruchtet haben, endlich die Hindernisse aus dem Wege räume, welche sich der Verbreitung des Evangeliums so lange entgegengestellt haben; ja, Wir wollen ihn bitten, daß er bestärke, was er in Vielen gewirkt hat, damit er, nachdem er sie von allem Schmutze des alten Aberglaubens gereinigt, sie um so reichlicher mit seinem Geiste erfüllen möge; daß er überdieß durch ihre Beispiele und Bemühung auch diejenigen aufwecken möge, welche noch in den Finsternissen und im Schatten des Todes sitzen, und sie führe zum Lichte der Wahrheit. Auf solche Weise werden Wir um so vertrauensvoller beten, je zahlreichere Fürsprecher dieses Land in den Himmel geschickt hat, und weil eben jetzt sich die himmlische Gnade in reicherer Fülle über dasselbe zu ergießen scheint. Inzwischen spenden Wir Dir, ehrwürdiger Bruder, als ein Unterpfand aller dieser Gnaden und ein Zeichen Unserer besondern Zuneigung voll Liebe und aus dem Grunde Unsers Herzens den apostolischen Segen, Dir, wie auch Deinen Missionären, jedem der Bekenner Christi, denen, welche an Uns geschrieben haben, und dem ganzen Dir anvertrauten Volke.

Gegeben zu Rom bei St. Peter, den 8. Januar 1868. Unsers Pontifikats im zwei und zwanzigsten Jahre.

Pius IX.

Die letzten in den Annalen aus Japan mitgetheilten Nachrichten gingen bis zum 21. März.[1]) Jetzt geben wir solche, die bis 16. Mai reichen; sie sind den Briefen des Herrn Cousin, eines der Missionäre, entnommen.

18. April.

Für den Augenblick ist in Urakami Alles ruhig. Wohl sind die Christen aus Anlaß einiger Todesfälle vor den Unterstatthalter beschieden worden; aber auf ihre Weigerung vom Glauben abzufallen, wurden sie einfach wieder entlassen und unter polizeiliche Aufsicht gestellt.

Würden Sie wohl glauben, daß wir trotz der Verfolgung die Ceremonien der Charwoche vornehmen konnten? Ueberall sind die Ceremonien schön; aber welche Stärkung, welche Freude gewähren sie der Seele, wenn man in Japan ist, wie wir es sind? Der Altar, den wir für das heilige Sakrament zubereitet hatten, war wirklich schön. Der unter den heiligen Gestalten verborgene Heiland ruhte da unter den weißen Blumen eines prächtigen Camelienstockes, ringsum waren blühende Sträucher, Lämpchen, welche wie Leuchtwürmer durch das Moos schimmerten, Rauchfäßer, an den Zweigen aufgehängt, bildeten einen großen Blumenkorb, der durch Kelche, Patenen, Ciborien u. s. w. eingefaßt war; aber eifrige Anbeter waren leider nur eine kleine Zahl. Alles ging in der Abgeschiedenheit unsers Hauses vor, und nur unsere Hausgenossen nahmen daran Theil. Das Zimmer des Herrn Poirier, welches mit demjenigen, in welchem der Altar war, in Verbindung steht, war für die Prozession in eine Art Wald verwandelt worden. Hier und in dem anstoßenden Gang sah man nichts als Tücher, Blumengewinde und Camelienstöcke. Am Charfreitag und Charsamstag hielten wir den Gottesdienst so feierlich als möglich, und weder ich noch meine Mitbrüder hätten diese drei Tage um alles in der Welt dahingegeben. Sind wir doch überdieß gar nicht versichert, sie sobald wieder zu erleben.

[1]) Heft 205, Seite 417—439.

10. Mai.

Von Neuem sind wir wieder unter der Schreckensherrschaft, denn die Verfolgung beginnt wieder offen. Bisher konnte uns das Benehmen der neuen Regierung beim Glauben belassen, daß man in Bezug auf die Christen ein Auge zudrücken werde; aber dies war eine Täuschung. Am 29. April wurden hundert und achtzig Familienhäupter vor den Statthalter gerufen. Sie waren schon lange vor der bestimmten Stunde an der Thüre des Palastes, von mehr als vierhundert Christen begleitet, welche herbeigekommen waren, um ihnen ein letztes Lebewohl zu sagen oder ihr Loos zu theilen.

Sobald die Beamten erschienen, fand der Namensaufruf statt, und die hundert und achtzig Familienhäupter wurden in einen innern Hof geführt. Hier sahen sie sich, auf den Steinen knieend, einem Dutzend hochgestellter Personen gegenüber, in deren Mitte der neue Statthalter ohne Bewegung und schweigend stand. Man fragte sie zuerst, ob es wahr sei, daß sie Christen seien. Derjenige von unsern Katecheten, dessen unerschütterliche Standhaftigkeit wir so oft schon zu bewundern hatten, ergriff das Wort und antwortete mit Ja.

„ — Dann", wurde ihm gesagt, „mußt du sogleich dem Christenthum entsagen."

„ — Das kann ich nicht, antwortete er. Es ist nun schon zum öftern Male, daß ich vor den frühern Statthaltern und vor dir erschienen bin. Hätte ich nun dem Christenthum entsagen wollen, so hätte ich es schon längst gethan. Ich bin bereit auch jetzt wieder, und so oft es dir belieben mag, vor dir zu erscheinen, aber die Sache wird immer dieselbe bleiben."

Seine Kameraden wurden nun gefragt, ob auch sie die nämlichen Gesinnungen hätten.

„ — Ja, ja", antworteten alle einmüthig.

Dann wurden die politischen Gründe angeführt, welche Sie bereits kennen.

Während des Verhörs hatten Beamte die Namen derjenigen, welche die Bekenner begleitet hatten, aufzuschreiben begonnen; sie hielten aber, ohne Zweifel durch die Zahl derselben erschreckt, damit inne. Es wurde allen Christen befohlen sich zurückzuziehen, und sich ein letztes Mal mit den Aeltesten, den Weibern und Kindern zu berathen; denn in einigen Tagen würde über ihr Schicksal endgültig entschieden werden.

Bei der Nachricht von diesem Siege war unser Herz voll Freude, und der Kampf schien uns zu Ende zu sein. Allein zwei Tage später verbreiteten sich hinsichtlich der Christen wieder schlimme Gerüchte. Die im Dienste der Missionäre angestellten Leute sollten, so versicherte man, besonders bedroht sein.

Seit dem 29. April ist in Urakami keine Ruhe mehr. Jetzt wird da eben der Bau eines mächtigen Tempels zu Ehren des Daidjingo, des Stifters des japanesischen Reiches, unternommen. Die Arbeiten werden wahrscheinlich durch Frohnen ausgeführt, und die Christen, im Falle sie sich daran zu betheiligen weigern, als Aufrührer behandelt werden. Der Unterstatthalter hat neuerdings den Befehl erlassen, daß alle diejenigen, welche sich dem Gesetze gemäß als zu einer Pagode gehörend einschreiben lassen wollen, vor ihm zu erscheinen haben. „Ich nöthige Niemanden, fügte er hinzu, denn nach dieser letzten Entscheidung wird eine Rückkehr nicht mehr möglich sein.“ Kein Christ hat sich indessen eingestellt, und gestern ist der letzte Termin abgelaufen.

Was den Gerüchten in der Stadt Halt verleiht, ist der Umstand, daß gestern auf einer drei Stunden von hier entfernten und zu Hidjen gehörigen Insel sieben Christen gefangen genommen und zu Fukahori ins Gefängniß geworfen wurden. Zwei Boten brachten uns verwichene Nacht diese Kunde mit der Bemerkung, daß noch viele andere Verhaftungen stattgefunden haben müssen. Sie haben uns die Kinder der Gefangenen empfohlen. Aber auch bei uns ist so geringe Sicherheit, daß wir diese armen Kleinen, ohne sie der Gefahr

auszusetzen, nicht aufnehmen können. Möge der liebe Gott mit ihnen allen Erbarmen haben.

Wenn gestern nicht auch in Urakami Verhaftungen vorgekommen sind, so muß man dieß der kräftigen Haltung der europäischen Konsuln zuschreiben.

Seit dem 10., dem Datum meines letzten Briefes, haben sich unsere Besorgnisse noch in nichts gelegt. Ich muß Ihnen indessen doch auch einige Hoffnungsgründe mittheilen. Die Todesdrohungen, die in der letzten Woche in Umlauf waren, sind eben so schnell wieder dahin gefallen, wie sie entstanden waren. Es scheint, daß alles Verabredung gewesen; man hatte, wie jetzt die Beamten und die Heiden sagen, keinen andern Zweck, als die Christen einzuschüchtern und so zur Willfährigkeit zu bringen.

Zwei Christen wurden vorgeladen, weil sie sich geweigert hatten, den Bonzen ihre gestorbenen Verwandten beerdigen zu lassen. Wie die andern, wurden indessen auch sie wieder entlassen und unter die Aufsicht der Dorfbeamten gestellt.

Die Konsuln haben an den Generalstatthalter gemeinsam ein Schreiben gerichtet, worin sie die japanesische Regierung im Namen der Menschlichkeit und Civilisation ersuchen, die während der letzten Tage in Umlauf gekommenen Gerüchte für unbegründet zu erklären.

Man spricht von Christen, welche auf einer nicht weit von hier entfernten Insel mit Gewalt auf das Kreuz geschleppt worden seien; und doch bestimmt der Friedensvertrag ausdrücklich, daß „jeder für die katholische Religion beleidigende Gebrauch in Japan abgeschafft ist und bleibt."

Sollte sich die Lage verschlimmern, so würde ich Ihnen durch die englische Post davon Nachricht geben. Hoffen wir indessen, daß unser Herr und seine Mutter den Himmel während des Maimonats rein und heiter erhalten werden, und daß dieser Mai stets fortdaure.

Missionen von Afrika.

Apostolisches Vikariat Abyssinien.

Wenn sich auch noch nicht alle die Folgen der Niederlage und des Todes des Kaisers Theodorus voraussehen lassen, so kann man doch durchaus nicht daran zweifeln, daß diese Ereignisse auf das künftige Schicksal der katholischen Religion in Abyssinien einen entscheidenden Einfluß ausüben werden. Daher werden unsere Vereinsgenossen mit Interesse den beifolgenden Brief lesen, welcher den religiösen Zustand dieses so wenig bekannten Landes sehr klar auseinandersetzt. Aber auch noch ein Interesse anderer Art knüpft sich an diese Blätter, weil sie nämlich der hochwst. Herr Bel bloß einige Monate vor seinem Tode geschrieben, welcher ihn allzufrüh den Arbeiten des apostolischen Wirkens entrissen hat.[1])

Auszüge aus einem Briefe des hochwst. Herrn Bel, Bischofs von Agathopolis und apostolischen Vikars von Abyssinien an Fr. Genin in Paris.

Hebo, 11. September 1867.

Heute ist für die Abyssinier der erste Tag des Jahres, der fünf und zwanzigste Jahrestag des Martyrthums des ehrwürdigen Herrn Perboyre, und der dritte Jahrestag des Todes meines unmittelbaren Vorgängers, des hochwst. Herrn Biancheri. Diese drei Gedenktage bieten mir Anlaß, vorerst Ihnen ein glückliches neues Jahr zu wünschen, dann uns mit allen Mitgliedern unserer Gesellschaft zu freuen über den Triumph des edlen Streiters Christi, und endlich gemeinsam

[1]) Siehe Annalen. Heft 205 Seite 519.

zu beten für die Seelenruhe des zweiten apostolischen Vikars, welcher auf den Gründer der abyssinischen Mission, den hochwst. Herrn Jakobis gefolgt ist.

Es freut mich, mein lieber Bruder, Ihnen heute die verlangten Aufschlüsse ertheilen zu können. Ich will daher versuchen, Ihrer Erwartung nach besten Kräften zu entsprechen und Ihre Fragen zu beantworten. Dabei habe ich nur den Einen Wunsch, die Wahrheit in Bezug auf unsere Mission in Abyssinien bekannt zu machen. Zu diesem Zwecke werde ich zuerst den allgemeinen Zustand dieses Landes unter dem dreifachen gesellschaftlichen, materiellen und geistigen Gesichtspunkte, dann im besondern den Stand der katholischen Mission vorführen, um dann auch noch unsere großen Nothstände und folglich auch unsere großen Bedürfnisse leise anzudeuten.

I. — Der gesellschaftliche und politische Zustand von Abyssinien gehört, seit der Kaiser Theodoros aus niederm Stande zum Gipfel der Größe emporgestiegen, zu den traurigsten. Nachdem er Anfangs seine Nebenbuhler besiegt, und einen Augenblick alleiniger Herr des ganzen durch seine Waffen unterworfenen Landes gewesen, hat er es verschmäht, die Rathschläge der Einsicht und Gerechtigkeit zu befolgen, welche ihm den friedlichen Besitz dieses Reiches gesichert hätten, das vier Millionen zählt, und aus den drei kleinen Königreichen Schoa, Tigre und Amhara besteht. Daher sah er denn sein Ansehen bald sinken, die Grenzen seiner Staaten enger werden, den Bürgerkrieg seine Provinzen entvölkern, seine Unterthanen in großer Zahl andere Herren wählen, und die Unordnung in unerhörter Weise überhand nehmen. Verschiedenartige Geißeln, wie die Cholera, die Viehseuchen, die Heuschrecken sind in furchtbarster Weise über die Bevölkerungen gekommen, welche jetzt als Beute in den Händen von vier ehrgeizigen Nebenbuhlern des Theodoros sind, die diesen immer beunruhigen, und ihm die noch treu gebliebenen Länder abnehmen.

Die größte Armuth ist daher auch die Folge dieser politischen Unordnung, und dieser schon sieben Jahre dauernden Heuschreckengeißel. Diese Thiere sind die gefräßigen und vorzeitigen Schnitter der noch nicht reifen Ernten, bald in dieser bald in einer andern Provinz, und zumeist gerade in unsern Christengemeinden. Die Katholiken leben im Königreich Tigre zerstreut, welches von jeher wegen seinen kahlen Gebirgen das ärmste von den drei Königreichen war. Hier führen sie ein Nomadenleben; ihre hauptsächlichste Erwerbsquelle besteht in den Heerden von Ziegen und Schafen, welche jedoch nicht leicht den Streifzügen der bewaffneten Räuber entgehen, die so unverdient den Namen von Soldaten tragen, wie auch ihre Anführer, welche ihre Untergebenen öfter zum Plündern und Rauben als zum Kampfe oder gar zum Siege führen. Hier bilden die Hütten des Landmanns, sein Butter, seine Milch, sein Honig, sein Doura (Hirse), seine Hämmel, seine Ochsen die Kriegskassa. Um sich für alle ihre Anstrengungen bezahlt zu machen, kennen diese Tapfern kein anderes Mittel, als die harmlosen Einwohner zu plündern, und das ist wenn nicht die gesetzlichste, so doch wenigstens die gebräuchlichste Weise, welche bei Erhebung der Abgaben angewendet wird. Weit entfernt, daß die Anführer dieselbe mißbilligen, muntern sie vielmehr dazu auf, wobei sie einen Theil des Raubes, welchen die ihnen untergebenen zügellosen Banden machen, sich selbst vorbehalten. Nun aber wechseln alle diese Unterbeamten mit bedauerlicher Schnelligkeit, und da sie nur ans Ruder kommen, um sich zu bereichern, so urtheilen Sie selbst, was dann diesen Familien noch übrig bleiben mag, welche durch ihre Lage ohnehin schon elend in Folge dieser Geißeln und Räubereien in eine furchtbare Noth versetzt sind. Es ist ihnen unmöglich, ihre Kinder zu erhalten. Der Abyssinier, ein umherziehender Hirte, wie die alten Patriarchen es gewesen, schätzt sich glücklich, wenn er eine zahlreiche Familie hat. Um nun den nothwendigen Unterhalt für dieselbe aufzubringen, können die Bogos in die Versuchung kommen, einige ihrer Kinder sogar an Muselmänner zu verkaufen, ein

Uebelstand, der indessen bei den christlichen Stämmen unbekannt ist.

Wenn wir nun auch bei diesen letztgenannten solchen abscheulichen Menschenhandel nicht antreffen, so finden wir dagegen zu unserer tiefsten Betrübniß unter ihnen viele Nothleidende, welche den Mund zum Betteln nicht einmal zu öffnen brauchen. Gleich nach meiner Ankunft in Abyssinien erhielt ich zahlreiche Besuche, die alle den gleichen Zweck hatten, nämlich mich um Geld zu bitten. In den meisten Fällen sind wir leider genöthigt mit leeren Händen diese Unglücklichen wegzuschicken, welche, nachdem sie mühsame und vergebliche Reisen gemacht, mit einem Murren auf den Lippen und der Unzufriedenheit im Herzen zurückkehren.

In noch größerer Nähe sehen wir das Elend unserer Christen auf unsern apostolichen Wanderungen. Bald sehen wir da ganze Heerden, welche von der Seuche ergriffen sind oder von den oben geschilderten Soldaten geraubt werden, bald sind es Felder mit Hirse, Mais, Gerste, die, kaum am Ausreifen, von den Heuschrecken abgefressen, oder von den Räubern geschnitten werden; dort ist es wieder ein kleiner Getreidevorrath, der für den Unterhalt der Familie auf die Seite gelegt, weggenommen wird, nachdem der Eigenthümer erst auf die Folter gespannt worden; hier sind Bienenkörbe aus Laune oder Bosheit zerrissen, u. s. w. Auf diese Weise wurden in den Jahren 1866 und 1867 vier unserer Kirchen ausgeplündert sammt den Wohnungen der einheimischen Priester, welche an denselben angestellt waren.

Oft trafen wir auf unserm Wege Steinhaufen, die Zeichen von Gräbern, und erfuhren, daß hier Unglückliche liegen, welche den Qualen des Hungertodes zur Beute gefallen waren. In vielen Dörfern wurde uns gemeldet, daß Kranke und Sterbende da seien. Da wir denselben wenigstens die Tröstungen der Religion zu bringen wünschten, drangen wir in die rauchigen, dunklen, verpesteten Winkel ein, wo oft Vater, Mutter, Kinder bunt durcheinander auf dem feuchten Boden lagen. Diese armen Kranken sagten mit ersterbender Stimme

zu uns: „Wie wollten gerne beichten; aber gib uns zuvor eine Handvoll Reis oder Hirse, damit wir sprechen, unsre Sünden bekennen und dann die heiligen Sakramente der Sterbenden empfangen können.“

Wie viel Gutes könnten hier nicht die barmherzigen Schwestern wirken! Sie würden als Boten des Himmels aufgenommen werden. Wir selbst aber sollten zugleich Nährer, geistliche Väter und Aerzte sein; denken Sie sich daher, wie sehr wir leiden müssen beim Anblick so vielen Elendes, das wir nicht so zu lindern im Stande sind, wie wir wünschten. Wenn man die Eltern fragt, warum ihre Kinder an Sonn- und Festtagen nicht in die heilige Messe kommen, warum sie die Christenlehre oder die Schule nicht besuchen, so erhält man fast immer zur Antwort, daß der Mangel an Kleidung und Nahrung die Ursache davon sei.

Eines Tages traf ich eine Frau an, welche ihr kleines Kind auf dem Arme hielt, und ich fragte sie:

„— Ist das Kind getauft?

„— Ach, nein, es kann die Taufe nicht empfangen, weil es, wie ich selbst auch, muhamedanisch ist.

„— Ah so, ich hielt dich für eine Christin.

„— Das war ich auch; allein ich habe aus Hunger Heuschrecken gegessen.“

Arme Frau, die mit diesen Worten zugleich ihre Noth und ihre Unwissenheit offenbarte. Die Noth hatte sie gezwungen, von einer Nahrung Gebrauch zu machen, welche sonst nur von muhamedanischen Abyssiniern gegessen wird; und ihre Unwissenheit brachte sie auf den Glauben, daß jeder Christ, der Heuschrecken ißt, dadurch Muhamedaner werde. Bei dieser Gelegenheit muß ich Ihnen doch auch sagen, auf welche Weise die Schohos dieses leckere Gericht sich verschaffen und zubereiten.

Sie kennen diese Schohos, sie sind für die einzelnen Wanderer und für die schlecht bewachten Heerden eben so gefährlich, als die Druſen in Syrien und die Kurden in Persien. Sie sind ein schlechtes Gesindel, ohne Treu und

Glauben, dem Namen nach Muſelmänner, in der That aber Heiden, die das Rauben dem Arbeiten vorziehen. Sobald ſie die vom Winde getragenen Heuſchreckenwolken bemerken, eilen dieſe Menſchen, gleich den Leoparden und Löwen, welche auf dem Gipfel jäher Felſen auf die in den Thälern weidenden Schafe und Kühe lauern, an die Orte, wo ſich die Thiere bei der Neige des Tages niedergelaſſen haben. Begünſtigt vom Dunkel der Nacht ſammeln unſere Schohos einen reichlichen Vorrath von Heuſchrecken, werfen dieſelben in Feuergruben, aus denen ſie jedoch die Glut zuvor herausnehmen, um ſie ſo zu tödten ohne ſie zu braten. Dann werden ſie in Säcke von Häuten gethan und nach Hauſe gebracht, wo die Hausfrau, oder vielmehr die Hausfrauen (denn der Schoho hat, in dieſer Beziehung ein guter Muſelmann, ſo viele Frauen als er erhalten kann) die Kocherei fertig machen, indem ſie die Heuſchrecken den Sonnenſtrahlen ausſetzen. Nach dieſer Operation zermalen ſie dieſelben mit der hier gebräuchlichen Mühle (zwei aneinander geriebene Steine) zu Mehl. Dieſes Mehl, vermiſcht mit rothem Pfeffer, der in Abyſſinnien in ſo großer Menge genoſſen wird, und in Butter oder Milch zubereitet, gibt für eine Schohofamilie ein ausgeſuchtes Gericht. Ob der hl. Johannes der Täufer die Heuſchrecken ſchon ſo zubereitet, weiß ich nicht, aber was ich weiß iſt dieß, daß unſere armen Chriſten die Schohos gerne nachahmen würden, wenn ſie nicht durch einen Gewiſſenszweifel zurückgehalten würden, nämlich durch die Furcht, dadurch Muhamedaner zu werden.

Mit jedem Schritte, den man in dieſem Lande macht, entdeckt man neue Beweiſe von der äußerſten Noth der Bevölkerung. In der Nacht vom 14. auf den 15. Juli, gegen 2 Uhr Morgens, hatten wir uns in aller Eile mit allen unſern Seminariſten auf die Berge flüchten müſſen, weil die falſche Nachricht ausgeſprengt worden war, daß ein Heer von vier bis fünf tauſend Soldaten anrücke, um Alles zu verheeren und uns gefangen zu nehmen. Nachdem ich auf dem Gipfel des Berges, wo wir uns lagerten, die hl. Meſſe ge-

lesen, saß ich auf einem Felsen und betete die Tagzeiten. Da nähert sich mir plötzlich ein altes Weib, blaß, hager, ausgemergelt, dessen Anblick mich an die Egyptische Maria nach den langen Jahren des Fastens in der Wüste erinnerte, und gibt mir durch Zeichen zu verstehen, daß sie am Verhungern sei. Leider hatte ich ihr nichts zu geben; indessen erhielt sie doch einen kleinen Theil von den Vorräthen, welche für unser aus dreißig Köpfen bestehendes Personal sonst schon unzureichend waren. Nach einer halben Stunde sah ich mich von einem halben Dutzend junger Mädchen umgeben, deren Eltern nicht weit von uns das Lager aufgeschlagen hatten. Ich benutzte diese Gelegenheit, um sie die Gebete und einige Punkte aus dem Katechismus zu lehren. Während dem sah ich, wie zwei Kinder ein Kraut aßen, dessen Name mir nicht bekannt war. Ich fragte, ob dieses Kraut gut sei. Nein, lautete die Antwort, es ist schlecht, aber wir sterben fast Hungers. Nach dem Unterrichte gab ich ihnen etwas Nahrung.

Aehnliche Züge kommen täglich vor. Oft kommen Gesandtschaften, aus den angesehensten Männern eines Dorfes bestehend, zu mir, und bitten mich um beträchtliche Summen zur Bezahlung der Steuern. Die letzte derartige Gesandtschaft, die ich empfing, kam gegen Ende Juli. Etwa zwölf Mann, die Abgeordneten von sechs großen Dörfern, bedurften eine Summe, welche den Werth von hundert Kühen, das heißt ungefähr 2,500 Franken betrug. Es war dies die Summe, welche zur Zahlung des von den kaiserlichen Befehlshabern geforderten Tributs nöthig war. Die Ankunft dieser Letztern hatte im ganzen Lande Schrecken verbreitet. Ich äußerte mein Bedauern darüber, eine solche Summe nicht hergeben zu können, da ich kaum so viel hatte, um unsere zahlreiche Familie auch nur während einigen Tagen erhalten zu können. Am 16. August machte die Gesandtschaft einen neuen Versuch, erhielt aber die gleiche Antwort, gestützt auf die gleichen Gründe.

Ein Uebelstand, der allen Provinzen in Abyssinien gemeinsam ist, und sich sogar auch auf unsere Christengemeinden

erſtreckt, iſt das geiſtige, ſittliche und religiöſe Elend. Gleich vom zarteſten Alter an werden die Knaben zum Hüten der Heerde verwendet, die Mädchen zur Herbeiſchaffung des für die Haushaltung nöthigen Waſſers und Holzes, zum Sammeln der Kräuter auf den Feldern oder zum Mahlen des Pfeffers und zur Bereitung des Brodes. Weder Knaben noch Mädchen beſuchen die Schule. Sie wachſen in Unwiſſenheit auf, verſumpfen darin ihr ganzes Leben lang, mit Ausnahme einiger jungen Leute, welche bei uns Unterricht im Leſen, in der äthiopiſchen Sprachlehre und im Geſang erhalten haben, und dieß im Hinblick auf ihren allfälligen Beruf zum geiſtlichen Stande, ein Beruf, in welchem ſie jedoch nicht ſtandhaft geblieben ſind, oder zu dem man ſie nicht für tauglich erachtet hat. Ich kenne unter unſern jungen Chriſten kein Kind, keinen jungen Menſchen, der leſen kann, mit Ausnahme etwa eines halben Dutzend, welche von Amhara gebürtig ſind. Was die Töchter betrifft, ſo haben wir hier noch keine einzige, die im Stande wäre, ihre jüngern Genoſſinen Leſen zu lehren. Nur zwei derſelben, im Alter von etwa vierzig Jahren, welche der hochwſt. H. Jakobis einſt zu barmherzigen Schweſtern zu bilden hoffte, haben jetzt auf unſer Drängen hin zu Hebo, wohin ſie ſich zurückgezogen, eine kleine Schule eröffnet.

Die Parteigänger des unentgeltlichen und obligatoriſchen Unterrichtes hätten hier allerdings, wir geſtehen es, ein großes Herzeleid beim Anblick des beinahe gänzlichen Mangels an Schulen, bei der Gleichgültigkeit der Eltern und der Sorgloſigkeit der Regierung in einem Punkte von ſolcher Wichtigkeit. Ohne dieſes ihr Syſtem gerade in Schutz zu nehmen, welches etwas an Utopie und tyranniſchen Zwang ſtreift, weil es den Familien die Freiheit des Unterrichts entzieht, kann ich doch nicht umhin, die Folgen dieſer Unwiſſenheit, namentlich in religiöſen Dingen zu bedauern, und mich mit den uns zu Gebote ſtehenden Mitteln dagegen zu beſchäftigen. Solche wären die Bildung einer einheimiſchen Geiſtlichkeit, welche im Stande wäre, die Kinder und die

Jugend in der christlichen Lehre zu unterrichten, und die Gründung von Primärschulen, in denen die Lehrer und Lehrerinen den Katecheten und Priester unterstützen würden. Mit allen meinen Mitbrüdern seufze ich bitter über die weitverbreitete Unwissenheit, welche in allen unsern Christengemeinden herrscht. Die erste Ursache dieser Unwissenheit in Sachen der Religion unter den Abyssiniern muß man in der Spaltung und Ketzerei suchen, welche bei Gesellschaften wie bei Einzelnen eine zerstörende Wirkung haben![1])

Um ihre Felder anzusäen und ihren Heerden gute Weideplätze zu verschaffen, bringen diese Nomadenvölker die eine Hälfte des Jahres in den Ebenen, die andere auf den Bergen zu. Bis im letzten Jahre waren sie nun, wenn sie sich in der Ebene aufhielten, ohne Priester und daher auch jeden religiösen Beistandes beraubt. Ihre Seelsorger blieben auf den Bergen, als Hüter der leeren Kirchen und der entvölkerten Pfarreien. Von der Verlassenhiit dieser Schäflein gerührt habe ich jetzt verordnet, daß ein Priester aus jeder Pfarrei den Pfarrangehörigen in die Ebene folge, um sich mit ihrem Unterricht und dem Heil ihrer Seelen abzugeben. Diese armen Christen sind allerdings nur erst dem Namen nach Katholiken. Sie haben freilich den Glauben, aber dieser Glaube ist noch vielfach in Dunkel gehüllt und mit vielem Aberglauben unter-

---

[1]) Die Abyssinier bekennen sich zur Ketzerei der Jakobiten oder Monophysiten, welche in Jesus Christus nur Eine aus der Gottheit und Menschheit gebildete Natur annehmen. So trennen sie sich zugleich von den Katholiken, welche in Jesus Christus zwei Naturen, die göttliche und die menschliche anerkennen, welche ohne Aenderung und Vermischung vereint sind und in der nämlichen Person sich vorfinden, und anderseits auch wieder von den Eutychianern, welche in Jesus Christus nur Eine Natur, die göttliche anerkennen. — Die Einführung der Jakobitischen Irrlehren in Abyssinien stammt aus der Zeit der Eroberung Egyptens unter dem Kalifen Omar, im siebenten Jahrhundert. Benjamin, das Haupt der Jakobiten, stützte sich auf die Muhamedaner, verjagte die katholischen Bischöfe und gab den Abyssiniern in betrügerischer Weise einen Abuna oder ketzerischen Bischof.

miſcht. Und doch, ſie haben den Glauben. Er iſt es, der ſie veranlaßt, die Außenſeite einer Kirche zu küſſen, wenn ſie auf ihrem Wege eine ſolche antreffen; er iſt es, der ſie antreibt zu beichten, das Antlitz auf den Boden geheftet, indeſſen der Prieſter gegen die Außenſeite der Kirche gekauert iſt; er iſt es, der ſie antreibt mit Freude ein Kreuz, eine Medaille der heiligen Jungfrau anzunehmen, in ihren Krankheiten Weihwaſſer zu trinken; er iſt es, der ſie antreibt, wenn ſie Jemanden beleidigt haben, denſelben mit einem ſchweren Stein auf den Schultern aufzuſuchen, um ihn um Verzeihung zu bitten. Aber dieſer Glaube iſt noch mit vielem Aberglauben untermiſcht. So gehen ſie bei den Prozeſſionen Anfangs immer nach rechts und machen an den vier Hauptpunkten viermal Halt, damit Gott, wenn er ſie auf der einen Seite nicht hört, auf der andern hören möge. So laſſen ſie ferner bei den Beerdigungen, wobei ſie nach dem Brauche Kühe tödten, das Meſſer durch den Prieſter ſegnen, weil dasſelbe durch die Berührung mit dem Blute anderer Thiere hätte verunreiniget werden können. So werden ſie ſich auch weigern, das Fleiſch eines von einer Hyäne oder einem Leoparden erwürgten Schafes oder einer Kuh zu eſſen, weil dieſe beiden Thiere in der öffentlichen Meinung als Muhamedaner gelten, indeſſen ſie dagegen mit Heißhunger einen Ochſen oder einen Schafbock genießen werden, die von einem Löwen erwürgt wurden, weil dieſer als das Thier der Chriſten betrachtet wird. Im Rauſchen der Blätter eines Waldes, im Rollen des Donners glauben ſie die Stimme eines guten oder böſen Geiſtes zu hören. Sobald ſie krank werden, gehen ſie zu Wahrſagern und Hexen u. ſ. w.

Von ſolchen Vorurtheilen verdunkelt hält der Glaube der Abyſſinier in den Prüfungen nicht Stand; das beweiſen die Rückfälle ſo vieler Katholiken, welche in den erſten Zeiten der apoſtoliſchen Wirkſamkeit des hochwſt. Herrn Jakobis bekehrt wurden, dann aber wieder zum Schisma zurückkehrten, als Abuna-Salama das Feuer der Verfolgung anzündete, und das Syſtem der Beraubungen und Einſchüchterung in

Anwendung brachte. „Es ist wahr, unsere Christen verabscheuen den Islam und den Protestantismus; den erstern wegen der entwürdigenden Sklaverei, welche derselbe gewöhnlich im Gefolge hat, und gegen welche sich der auf seine Unabhängigkeit eifersüchtige Abyssinier empört, wie er dies durch die hundertjährigen Kämpfe gegen die Heere des Islam bewiesen hat; den zweiten wegen seiner Abneigung gegen die heilige Jungfrau, deren Verehrung in dem Herzen des Aethiopiers so tiefe Wurzeln gefaßt hat. Daß diese armen Abyssinier, welche im Allgemeinen so materialistisch und den Leidenschaften ergeben sind, aus solchen Gründen die Märchen des Muhamed und die Irrthümer Luthers zurückweisen, erscheint mir als ein Zug der Vorsehung. Gewiß, bei einem so wenig erleuchteten Glauben hätte sich der christliche Abyssinier, Angesichts des Schisma und der Leiden des Hungers, schon längst dem anglikanischen oder deutschen Protestantismus verkauft oder unter das Joch Muhameds gebeugt, wenn ihm Gott nicht einerseits die Verehrung der unbefleckten Gottesmutter ins Herz gepflanzt hätte, und anderseits die Liebe zur Unabhängigkeit, um sich mittelst dieser gegen die Unterjochung durch die muhamedanischen Heere zu schützen.

Bei diesem Zustand äußerster Schwäche ist der Glaube immer in Gefahr, in einen fast todten Glauben überzugehen. Der Glaube ist die Grundlage der Sittlichkeit; ruht diese nicht auf dem Dogma der religiösen Wahrheiten, so wird sie bald aus der Gesellschaft verschwinden. Und in der That werden unsere Christen in Bezug auf ihre Aufführung weder von der Liebe zu Gott angetrieben, noch durch die Furcht vor seinen Strafgerichten im Zaume gehalten. Verstellung, Hartnäckigkeit und Trägheit bilden zum großen Theil ihren eigentlichen Charakter. Sie selbst sagen: „Die Abyssinier haben sieben Herzen; wenn sie reden, so öffnen sie nur eines derselben, und halten alle andern wohl verschlossen."

Worin besteht denn also die Religion dieser armen Christen? Sie besteht in der hartnäckigen und blinden Anhänglichkeit an gewisse Uebungen einer äußern Frömmigkeit, welche nur

ein Schatten der wahren Religion sind. Für sie besteht die Religion ferner noch in grellem Schreien, häufigen Niederwerfungen, wiederholtem Brustklopfen; lärmenden Gesängen, Zeremonien, die an Aberglauben streifen und ohne innern Geist verrichtet werden: in endlosen mündlichen Gebeten, und in Prozessionen, welche viele Aehnlichkeit mit Jagden haben. Sie besteht hauptsächlich in zahlreichen Fasten und Abstinenzen, welche außer allem Verhältniß zu den Kräften des Menschen, oder mit den Arbeiten des gewöhnlichen Lebens unerträglich sind. An diesen letzterwähnten Zügen erkennt man leicht den Einfluß, den die Abyssinier durch den langen Verkehr mit den Juden erlitten haben, welche auch jetzt noch in diesen Gegenden ziemlich zahlreich sind. In der That findet man bei den Völkerschaften Abyssiniens viele mosaische Uebungen und Gebräuche. So hält der böse Geist hier, wie in allen schismatischen Kirchen des Morgenlandes, die nur dem Namen nach christlichen Völkerschaften unter seiner Botmäßigkeit, und diese klammern sich mit einer Art Nationalstolz an leere Uebungen und trügerische Gebräuche. Von solchen Aeußerlichkeiten befriedigt gleichen sie den Pharisäern, und halten sich an bloße Formen, ohne sich um die Erfüllung der wesentlichen Pflichten, welche die Religion auflegt, zu bekümmern.

Indessen bewahren unsere katholischen Abyssinier doch zwei Andachtsübungen, welche, wenn sie richtig verstanden und gehörig verrichtet werden, für sie unerschöpfliche Gnadenquellen werden könnten, ich meine die Andacht zum heiligsten Altarssakrament und die Verehrung der göttlichen Mutter. Die Lehre von der wirklichen Gegenwart Christi im heiligsten Sakramente, und der Glaube an die göttliche Mutterwürde Mariä und an ihre andern Vorzüge, sind die zwei Wahrheiten, welche dem durch die Einführung des Schisma und die Ketzerei in Aethiopien verursachten geistigen Schiffbruche am glücklichsten entronnen sind; und man darf hoffen, es sei nicht ohne Fügung der Vorsehung geschehen, daß diese zwei Hauptartikel mitten unter so vielen Trümmern aufrecht geblieben sind. Indessen sind selbst auch bei diesen noch Irr-

thümer zu beseitigen und Mißbräuche zu heben. Die äthiopische Liturgie scheint allen Gläubigen, welche der heiligen Messe beiwohnen, die Kommunion zu befehlen, wie dies in der Urkirche üblich gewesen; das ist die Ueberzeugung unserer Abyssinier. Daraus geht nun aber der Uebelstand hervor, daß viele von ihnen sich ohne genügende Vorbereitung dem Tische des Herrn nähern. Sie haben hinwiederum gleicherweise eine große Andacht zur Mutter Gottes; ihr gebenedeiter Name ist oft auf ihren Lippen, sie tragen gerne und freudig ihr Skapulier, ihre Medaille, den Rosenkranz. Sie feiern ihr zur Ehre viele Feste, und auf das Fest Mariä Himmelfahrt bereiten sie sich durch ein vierzigtägiges Fasten vor. Sie singen oft ihr Lob, rufen oft ihren Schutz an, kurz es scheint, daß sie mehr Andacht zu Maria als zu ihrem göttlichen Kinde haben. Aber was ist das nicht oft noch für eine übel verstandene Andacht! Nicht selten ist es, daß sie Maria anrufen, damit sie dieselben unterstütze nicht bloß in guten Unternehmungen, sondern auch in schuldbaren Absichten, in Plänen von Wiedervergeltung, welche vom Geiste der Rache eingegeben sind.

So verderben unsere unwissenden und abergläubigen Abyssinier durch eine schlechte Beimischung das reine Gold der Kommunion und der Verehrung der Mutter Gottes.

Des belebenden Saftes der göttlichen Gnade beraubt, ist das Schisma zur Unfruchtbarkeit verurtheilt. Was zeigt uns die Geschichte aller schismatischen Geistlichen des Morgenlandes, der Griechen, Kopten, Syrier, Armenier, von Anfang bis jetzt? Den Mangel des kirchlichen Cölibats, die Simonie und Käuflichkeit, einen wankenden Glauben, einen Geist der Ränkesucht, des Haders und der Habsucht; den Mangel an Zucht, Frömmigkeit, Würde in den Zeremonien; einen bodenlosen Abgrund von Trägheit und Erschlaffung; geistige Taubheit und Stummheit, Taubheit für die Befehle der Obern, Stummheit in Besserung und Unterweisung der Völker; die Unwissenheit mit den Lastern, welche gewöhnlich in deren Gefolge sind; den Geist der handwerksmäßigen Ge-

wohnheit, das unvernünftige Kleben an veralteten, leeren oder schädlichen Gebräuchen, eine nur ganz äußerliche Gottesverehrung, pharisäische Uebungen; häufige Aergernisse, zahlreicher Abfall vom Glauben, das ist, wenn ich mich nicht täusche, das traurige Schauspiel, welches die schismatischen Geistlichen des Morgenlandes darbieten.

Nun aber haben die einheimischen Priester, welche in den Schooß der katholischen Einheit zurückgekehrt sind, große Mühe mit ihrer Vergangenheit völlig zu brechen, und fast immer behalten sie noch etwas von den Fehlern ihrer Erziehung bei. Diejenigen unserer Mitbrüder, welche vor uns in dieses Land gekommen sind, konnten nicht selbst am Seelenheil der Völker arbeiten, welche jetzt unsere verschiedenen Christengemeinden bilden. Nachdem sie sich im Königreich Amhara oder in dem von Schoa niedergelassen, kamen sie erst nach Tigre, als sie am Erfolg schon verzweifelten, das heißt, als sie gezwungen wurden, dorthin als an einen sichern Ort zu fliehen. Sie kannten die amharische Sprache vollkommen, während sie die Tigre-, Schoho- und Beduinensprache, die drei Mundarten, welche unsere Christen sprechen, nicht verstanden. Sie mußten sich daher in Bezug auf den Unterricht dieser Völkerschaften auf die einheimischen Priester verlassen, und ob nun deren Unwissenheit oder Sorglosigkeit Schuld, kurz der Zweck wurde gar nicht erreicht. Ich arbeite nun aus allen Kräften daran, diese schuldbare Nachlässigkeit wieder gut zu machen, theils durch einen jüngst gedruckten Katechismus in der Tigresprache, der aus unserer Druckerei in Massowah hervorgegangen, theils dadurch, daß ich mich selbst mit meinen Mitbrüdern auf das Studium dieser Sprache verlege, in welcher Herr Delmonte und ich während unsers Aufenthaltes in Hebo zu unterrichten und zu predigen begonnen haben. Wir hoffen in ziemlich naher Zeit das Missionswerk unter unsern guten Katholiken anfangen zu können, eine Wohlthat, deren dieselben bis auf diesen Tag vollständig entbehrten. Anderseits arbeiten wir auch an der Heranbildung einer guten einheimischen Geistlichkeit, welche in einem

Seminar erzogen wird, das wir vor einem Jahre eröffnet haben.

Da Sie nun das Feld kennen, welches wir urbar machen, die Völker, denen wir das Evangelium verkünden sollen, so muß ich Ihnen noch ein Wort über den gegenwärtigen Zustand unserer Mission sagen.

— II. Die Zahl der Katholiken beläuft sich auf ungefähr 8,000. Sie bilden neun Pfarreien: 1) Alitiena, 2) Halai, 3) Keren, 4) Hebo, 5) Maharda-Huny, 6) Saganehiti, 7) Adekai, 8) Massowah, 9) Ambehito. Von dieser letztern haben wir, aus Mangel an Priestern, noch nicht Besitz genommen. Mit Ausnahme von Adekai, welches noch keine Kirche und nur einen Priester hat, hat jede dieser Pfarreien wenigstens zwei einheimische Priester zu ihrer Besorgung und eine kleine Kirche. Hebo hat überdies noch einen alten Diakon, und Saganehiti einen Diakon und Kleriker, welche die beiden Priester unterstützen.

Das Personal der Mission besteht 1) aus den HH. Delmonte, Leoncini, Picard, und unserm lieben Bruder Claret; — 2) aus 14 einheimischen Priestern und 3 alten Diakonen oder Klerikern, die in den pfarrlichen Geschäften aushelfen; 3) aus zwei Lehrern aus dem Laienstande; — 4) aus vier andern abyssinischen Priestern, welche verheirathet sind oder sich in ihre Familien zurückgezogen haben, deren zeitliche Angelegenheiten sie ausschließlich leiten; und endlich aus 16 Zöglingen des Seminars. Das macht im Ganzen 44 Personen, abgesehen von den Bedienten, welche in jedem Hause angestellt sind, und von den Jungfrauen, welchen die Leitung der kleinen Schule in Hebo übertragen ist.

Seit dem Mai befindet sich Herr Picard mit zwei VV. Kapuzinern und zwei einheimischen Priestern in Keren. — Herr Leoncini, der im Mai erst angekommen ist, hat Massowah noch nicht verlassen, wo er unter der Anleitung eines abyssinischen Priesters die Tigresprache lernt, und einstweilen die Prokuratur versieht. — Herr Delmonte, Bruder Claret und ich weilen in Hebo, wohin wir auch unsere Seminaristen

kommen ließen, um hier den Sommer zuzubringen, indeſſen wir bald wieder nach Maſſowah zurückzukehren gedenken. H. Delmonte lehrt in der erſten Abtheilung unſerer Seminariſten das Latein; Bruder Claret hat die unterſte Klaſſe der Elementarſchüler unter ſich, die er zum Erſtaunen vorwärts bringt, während er ſich zugleich noch um die Beſorgung des Haushaltes und Ueberwachung der Küche annimmt. Was mich ſelbſt betrifft, ſo ſtudire ich die Tigreſprache und unterrichte unſere jungen Zöglinge. Das ſind für den Augenblick unſere Beſchäftigungen.

Es ſind jetzt nahe an zehn Monate, daß wir ſelbſt an der Erziehuug dieſer Zöglinge arbeiten, welche ich großentheils bei Anlaß meiner Viſitationsreiſe ausgeleſen habe, wobei ich zugleich auch noch die Beſten von denjenigen beibehielt, welche ſchon zuvor zwei weltlichen Lehrern anvertraut worden waren. Bis jetzt haben wir Urſache, mit ihrer Aufführung und ihren Fortſchritten zufrieden zu ſein. Sie machen unſern größten Troſt aus, während ſie zugleich unſere Hoffnung für die Zukunft ſind. Gerne würden wir, wenn die Hülfsmittel es uns erlaubten, ihre Anzahl vermehren; denn es iſt vortheilhafter, ſie hier zu erziehen als ſie noch ſo ganz jung nach Europa zu ſchicken. Wir können ihren Beruf hier beſſer auf die Probe ſtellen, die Reiſekoſten erſparen, ſie in Bezug auf Kleidung, Koſt, Wohnung einfacher halten, und ihnen einheimiſche Lehrer verſchaffen, welche ſie in den Sprachen unterrichten. So laſſen wir ſie nicht aus ihrem Stande und ihren Gewohnheiten heraustreten. Wir eſſen im gleichen Zimmer, zur gleichen Zeit und die gleichen Speiſen: Morgens eine kleine Taſſe Kaffee mit etwas Brod, Mittags ein einziges Gericht, nämlich Ziegen- oder Schaffleiſch, oder auch Erbſen, Abends Reis, dazu Brod aus Hirſemehl, und als Trank Waſſer aus dem Bache. Ihre gewöhnliche Kleidung beſteht in Hoſen und kurzem Leibrock von grobem Zeug; an Sonn- und Feſttagen in Hoſen, grauer Blouſe mit rothem Gürtel; Hemd, Schuhe und Kopfbedeckung haben ſie nicht. Ihr Bett iſt der bloße Boden, auf

welchem sie eine kleine Matte ausbreiten. Am Donnerstag, der ein Feiertag ist, reinigen sie nach unserm Beispiele ihre Wäsche, flicken ihre Kleider, werden Holzhauer, Handlanger, wenn es sein muß, sogar Maurer. In diesen Ländern, wo es weder Handwerker noch Künstler gibt, müssen die Missionäre und die Seminaristen abwechselnd diese verschiedenen und noch andere Gewerbe treiben. Diese Beschäftigungen gewähren uns Vergnügen und Erholung.

Wir haben verschiedene Pläne, welche eine Verwirklichung dringend fordern. Dahin gehören die Gründung von zwei Primärschulen in jeder Pfarrei, eines Waisenhauses für Knaben im Lande der Bogos, wo wir später mit diesen Waisenkindern eine landwirthschaftliche Niederlassung gründen würden, welche eine Art Pflanzschule für unsere verschiedenen Missionen in Abyssinien abgeben könnte. Ferner sollte in Emkullo ein Haus für barmherzige Schwestern, eine Apotheke und ein Spital errichtet werden. Ebenso waren fünf Pfarrkirchen erbaut worden, um die ungenügenden Kapellen in Halai, Saganehiti, Huny, Ambehita und Keren zu ersetzen, was eine Ausgabe von nur 500 Frk. für jede verursachen würde, falls die Pfarrgenossen das Holz und die Steine liefern. Dann wären zwei anständige Wohnungen für die Missionäre nothwendig, die eine in Keren, die andere in Hebo; und endlich wären unsere Strohhütten in Emkullo in bessern Stand zu setzen, und das kleine Häuschen in Massowah zu vergrößern. Mit Ausnahme dieser letztgenannten Wohnung sind alle unsere Strohhütten, welche sich in den verschiedenen Pfarreien befinden, viel armseliger als diejenigen, in welcher unser selige Stifter geboren wurde. Was unsere Kirchen betrifft, so sind diejenigen der Maroniten, die elendesten, die ich vor meiner Ankunft hier gesehen, Kathedralen in Vergleich zu den Bethäusern der Abyssinier. In Frankreich würde der Besuch aller dieser Gebetsstätten untersagt werden.

Die Hülfsmittel der Mission beruhen einzig auf den Schätzen der Vorsehung Unsere Christengemeinden erfordern

alle Geldmittel, welche uns aus Frankreich zufließen, und tragen uns selbst keinen Centime ein. Unsere Christen selbst, statt uns zu unterstützen, werden noch von uns unterstützt. In Massowah müssen wir für unser Trinkwasser jährlich gegen tausend Franken zahlen, und hier in Hebo bezahlen wir für Alles übermäßige Preise. Wir haben kein Fruchtland, keine Heerde zu unserm Unterhalt, nur aus Frankreich, nur vom bewunderungswürdigen Werke der Glaubensverbreitung erhalten wir unser tägliches Brod.

Das, mein lieber Bruder, ist unsere Lage. Man kann sie folgendermaßen zusammenfassen: eine Gesellschaft, welche einer schrecklichen Unordnung zur Beute geworden, Länder, die durch verschiedene Geißeln zu Grunde gerichtet und durch Hungersnoth erschöpft sind; ein unwissendes Volk, Missionäre in ungenügender Zahl und von der einheimischen Geistlichkeit schlecht unterstützt; Pfarreien, die fast durchgehends keine Kirchen und Pfarrhäuser haben, ein Seminar, das erst im Werden begriffen ist; eine Mission mit Schulden beladen und entblößt von örtlichen Hülfsquellen, und jeder Erziehungsanstalt für die Jugend, wie von jedem festen und sichern Standquartier, mit Ausnahme einer kleinen Wohnung auf dem dürren Kalkfelsen von Massowah; Christengemeinden an der Grenze, während uns das Innere des Landes verschlossen bleibt; endlich der Widerstand von Seite unserer natürlichen Feinde, des Schisma, der Ketzerei und des Muhamedanismus.

Unter allen andern Missionen hat allein die von Abyssinien die Beihülfe noch nicht, welche die Werke der Wohlthätigkeit unserer barmherzigen Schwestern unsern Missionen leisten, jener Werke, so reich an Früchten des Heils, und deren Ausübung so geeignet ist, die barbarischen Herzen für die Religion der Liebe, aus welcher sie hervorgehen, zu gewinnen. Das war der tröstliche Gedanke, den unser verehrter Vater bei seiner Reise nach seinem Aufenthalte in Konstantinopel im Jahre 1863 aussprach, indem er uns an

den mangelhaften Zuſtand unſerer Miſſionen vor der Niederlaſſung der Schweſtern im Orient und an die Blüthe derſelben, ſeit wir dieſen köſtlichen Beiſtand erhalten, erinnerte. Mein Gedächtniß, welches dieſe väterlichen Worte treu bewahrt, kann ebenſo wenig die Hoffnung vergeſſen, welche dieſer verehrte Vater in mir weckte, als er mich nach Abyſſinien ſandte. Wolle doch der Himmel mir gewähren, daß ich dieſe Hoffnung zum Wohle dieſes armen Volkes recht bald verwirklicht ſehe!

... Ich bin in unſerm Herrn, ſeiner unbefleckten Mutter und dem heiligen Vinzenz,

Ihr ergebenſter Diener

† P. S. Bel, d. l. m.

Missionen von Amerika.

Südamerika.

Englische Antillen. Bisthum Puerto de Espanna.

Aus Mangel an erschöpfenden Mittheilungen ist es uns bis jetzt nicht möglich gewesen, unsern Vereinsgenossen einen Gesammtüberblick über den religiösen Zustand der an Süd-Amerika grenzenden kleinen Antillen zu geben. Der unten folgende Brief des hochwst. Herrn Gonin füllt endlich diese Lücke aus, und verbreitet ein volles Licht über diese Missionen, deren Geschichte seit mehr denn drei Jahrhunderten mit der Geschichte der europäischen Völker verknüpft gewesen. Die Inseln, welche das Erzbisthum Trinidad bilden, von Christoph Columbus entdeckt wurden, und zuerst im Besitz der katholischen Mächte Spanien und Frankreich waren, mußten später ihren Glauben gegen den Protestantismus vertheidigen, welcher auf ihnen durch die Holländer und Engländer Eingang fand. Jetzt gestattet die durch die brittische Gesetzgebung gewährte Religionsfreiheit dem Eifer der Missionäre allerdings, was die Irrlehre erobert, der Wahrheit wiederzugewinnen. Aber mit der kleinen Zahl Priester, über welche der Erzbischof von Trinidad zu verfügen hat, ist diese Aufgabe langwierig, schwer und lückenhaft. Um diesem Mangel abzuhelfen, erläßt der ehrwürdige Prälat einen dringenden Aufruf an die Geistlichkeit des katholischen Europa, welcher ohne Zweifel in mehr als einem Herzen einen Widerhall finden wird.

Brief des hochwſt. Herrn Gonin, Erzbiſchofs von Puerto de Eſpanna (Trinidad), an den Redakteur der Annalen der Glaubensverbreitung.

Puerto de Eſpanna, im April 1868.

Mein Herr!

Schon ſeit einiger Zeit trug ich mich mit dem Vorhaben, der katholiſchen Welt mittelſt der Annalen der Glaubensverbreitung einen allgemeinen Ueberblick über mein Bisthum zu geben. Endlich wird mir die Freude zu Theil, mich dieſer Aufgabe entledigen zu können, welche durch verſchiedene Hinderniſſe bis jetzt aufgeſchoben worden war. Meine Abſicht geht indeſſen keineswegs dahin, nur eine leere Neugierde zu befriedigen, ſondern die Aufmerkſamkeit der Geiſtlichen, welche ſich zu den Miſſionen beſonders hingezogen fühlen, und ein Feld für die freie Entfaltung ihres Eifers und ihrer Thätigkeit ſuchen, auf ein Land zu lenken, wo die evangeliſchen Arbeiter zu wenig zahlreich ſind.

Die Gedanken und das Intereſſe des chriſtlichen Europa richten ſich gegenwärtig vorzugsweiſe auf Nordamerika, und namentlich auf die Vereinigten Staaten. Die außerordentliche Vermehrung der Bevölkerung, die Fortſchritte des Handels und der Induſtrie, die Zunahme der Katholiken in Mitte der proteſtantiſchen Maſſen, erklären dieſe Theilnahme und die Strömung, welche die Miſſionäre in dieſe weitausgedehnten Gegenden zieht. Aber es gibt auch noch ein anderes Amerika, das man nicht aus dem Auge verlieren darf, weil es auch der Heerd einer großen religiöſen Bewegung werden kann und ſoll, ich meine Südamerika. Allerdings iſt der Süden im Gegenſatz zum vorherrſchend proteſtantiſchen Norden, faſt ausſchließlich katholiſch; aber wer kennt den traurigen Zuſtand der Religion in den ſüdlichen Republiken des amerikaniſchen Feſtlandes, und weiß nicht, wie nothwendig es iſt dort weitgehende Verbeſſerungen einzuführen? Wenn es ſchön iſt, den katholiſchen Glauben auf dem Boden des Proteſtantismus zu pflanzen und auszubreiten, ſo iſt es weder weniger

hochherzig, noch weniger edel, das Brod des Lebens den zahlreichen Völkerschaften in Südamerika zu spenden, welche von so vielen Gefahren umgeben sind, und welche der Protestantismus zu sich hinüberzuziehen versucht sein könnte, wenn sie sich selbst überlassen würden.

Die Kirchenprovinz Puerto de Espanna besteht aus sechs Bisthümern oder Vikariaten: 1) das Erzbisthum Puerto de Espanna und das Bisthum Roseau; 2) die apostolischen Vikariate von Jamaika, Curaçao, Demerara (Brittisches Guyana) und Surinam (Holländisches Guyana). Schon zwei Provinzialconcilien sind in der Metropolitanstadt Puerto de Espanna gefeiert worden, das eine 1854, unter dem Vorsitze des hochwst. Herrn Spaccapietra, und das andere im Januar 1867. Das erstere hat die Bestätigung von Rom erhalten, die Beschlüsse des zweiten sind gegenwärtig der Genehmigung des Papstes unterbreitet.

Das Bisthum Puerto de Espanna besteht aus den fünf nahe bei einander liegenden Inseln Trinidad, Tabago, Grenada, St. Vincent und St. Lucia. — Diese Kolonien, in ihrem Ursprunge verschieden, stehen gegenwärtig unter englischer Herrschaft, und die katholische Religion genießt daselbst eine vollständige Freiheit.

1. — Insel Trinidad[1]).

Trinidad, die größte und vorzüglichste dieser Inseln, befindet sich mittelst der Dampfschiffe nur drei Stunden von der Republik Venezuela. Sie ist im Verhältniß zu ihrer Gebietsausdehnung weder gehörig angebaut, noch bevölkert. Sie hat hnndert tausend Einwohner, und könnte doch füglich eine Million haben. Obschon sehr fruchtbar, ist doch nur der zehnte Theil ihres Bodens angebaut. — Die Bevölkerung besteht aus Engländern, Franzosen, Spaniern, Indiern und

[1]) Die Insel Trinidad, durch Kolumbus im Jahre 1498 entdeckt, 1532 durch die Spanier, 1593 durch die Engländer, 1676 durch die Franzosen in Besitz genommen und dann wieder aufgegeben, gehört seit 1797 den Engländern.

Chineſen, und man ſpricht daſelbſt franzöſiſch, engliſch, ſpaniſch und indiſch, doch iſt die franzöſiſche die herrſchende Sprache. Von den hundert tauſend Einwohnern von Trinidad ſind wenigſtens fünfzig tauſend Katholiken, fünfzehn bis zwanzig tauſend Proteſtanten, der Reſt Muſelmänner oder Heiden. Die Inſel iſt in zwei und zwanzig katholiſche Pfarreien getheilt, zwei in der Stadt, die übrigen auf dem Lande. Die zwei Pfarreien in der Stadt werden von den Patres Dominikanern verſehen, welche ein gemeinſchaftliches Leben führen, und ihre Uebungen beibehalten, in ſoweit ſich dieſe mit den Anforderungen ihrer Stellung vertragen. Die Kathedrale dient zugleich als Pfarrkirche. Die Väter aus der Geſellſchaft des heiligen Geiſtes und heiligen Herzens Mariä haben von einigen Jahren in Puerto de Eſpanna ein Kollegium errichtet. Dieſe Anſtalt erfreut ſich der allgemeinen Theilnahme der Bevölkerung, ſie zählt zweimal ſo viel Schüler als das Kollegium des Staates, von dem der religiöſe Unterricht ausgeſchloſſen iſt, wie aus allen königlichen Kollegien in England. Da dieſes das einzige katholiſche Kollegium auf den engliſchen Antillen und im brittiſchen Guyana iſt, und nahe bei Venezuela liegt, ſo ſteht demſelben nach meiner Anſicht eine hohe Blüthe in Ausſicht. Seit etwa dreißig Jahren halten auch die Schweſtern von St. Joſeph (von Clugny) in Puerto de Eſpanna ein treffliches Penſionat für Mädchen und eine Schule für die armen Kinder.

Die zwanzig Pfarreien auf Trinidad, welche in den Landbezirken zerſtreut liegen, ſind mit Ausnahme von zweien, die abgeſchnittener und ſchwerer zugänglich ſind, nicht weit von einander entfernt. Die Pfarrer können ſich beſuchen, unterſtützen, und mit der Stadt durch den regelmäßigen Dienſt der Poſten und Dampfſchiffe verkehren. Sie ſehen ſich verſchiedenen proteſtantiſchen Bekenntniſſen gegenüber, von denen die einen durch die Regierung, die andern durch freigebige Spenden der Bibelgeſellſchaften, welche über ſo mächtige und einflußreiche Mittel verfügen, unterſtützt werden. Bei dieſer Sachlage hat der Prieſter nicht nur die gewöhnliche Laſt

seines Amtes zu tragen, er ist überdies noch genöthiget, sich gegen die Uebergriffe der anglikanischen Bekehrungssucht zu vertheidigen, welche gefährlich werden könnte, wenn man ihr nicht einen wachsamen Widerstand entgegensetzen würde.

Die einheimische Bevölkerung besteht aus Negern, welche einst als Sklaven zum Landbau verwendet wurden, und nun seit der großen Emanzipation, die vor dreißig Jahren in den englischen Kolonien stattgefunden, frei geworden sind. Es herrscht unter ihnen eine große Unsittlichkeit, welche ihre Wurzel weniger in einem von Hause aus verkehrten Sinn, als vielmehr in dem verthierenden Drucke hat, unter welchem sie so lange gelebt haben. Von Natur aus sind sie gutmüthig und bezeigen dem Priester eine ehrfurchtsvolle Zuneigung. Ihr religiöser Glaube hat eine starke Beimischung von Unwissenheit und Aberglaube. Eine große Anzahl von ihnen sind in ein vorgerücktes Alter getreten, ohne auch nur ihre erste heilige Kommunion gemacht zu haben, da die unzureichende Zahl der Geistlichen nicht erlaubte, wirksamer an deren Unterweisung zu arbeiten; indessen haben sie doch den sehnlichen Wunsch, die christliche Lehre zu erlernen und ihre religiösen Pflichten zu erfüllen. Sie erweisen sich sehr dankbar für alles, was man für sie thut, und so oft es sich um Erbauung einer Kirche oder Kapelle handelt, legen sie sich zu solchem Zwecke mit größter Bereitwilligkeit Opfer auf; die einen opfern einen Theil ihres Lohnes, die andern anerbieten Frohnarbeiten oder Baumaterial. Offenbar ist hier eine reiche Ernte einzubringen, und sind denjenigen, welche sich diesem Geschäfte hingeben wollten, reiche Tröstungen in Aussicht gestellt. Aber es fehlt an Arbeitern; möge doch der göttliche Meister solche senden!

Noch ein zweites schönes Feld öffnet sich für den Eifer der Missionäre; es ist die Bekehrung der Heiden, welche aus Indien oder China in Trinidad eingeführt werden, um statt der frei erklärten Neger den Landbau zu betreiben. Diese haben nämlich dieser Art von Arbeit fast gänzlich entsagt, welche nach ihrer Meinung mit dem verhaßten System

der Sklaverei zusammenhängt. Man zählt in Trinidad ungefähr fünf und zwanzig tausend Indier und fünf bis sechs tausend Chinesen. Einige von diesen Arbeitern kehren nach Verlauf ihrer Dienstzeit nach Hause zurück, die meisten aber lassen sich bleibend in der Kolonie nieder. Die Zahl dieser Heiden wächst mit jedem Jahr durch die Einwanderung von neuen Arbeitern um zwei bis drei tausend. Es sind auch viel mehr Aussichten vorhanden, sie hier für die katholische Religion zu gewinnen, als in ihrem Lande, wo eine Menge von Kasten- und Nationalvorurtheilen die Wirksamkeit der europäischen Missionäre lähmen. Alle sprechen die Sprache von Kalkutta oder Madras, viele verstehen auch ein wenig Englisch oder plattes Kreolisch. Zwei Dominikaner lernen gerade jetzt die kreolische Sprache, um die apostolische Thätigkeit unter diesen Indiern allen Ernstes aufzunehmen. Ihre Mission hat eine große Zukunft, doch sollten sie nothwendig Mitarbeiter haben.

In zeitlicher Hinsicht sind die Pfarrer hinreichend gut gestellt, denn sie erhalten von der Regierung der Kolonie eine Besoldung, zu welcher dann noch Nebeneinnahmen kommen. Darauf beschränkt sich indessen auch der Beistand der Regierung. Sie gibt nichts weder für Kirchen und Pfarrhäuser, noch für rein katholische Schulen und Anstalten, noch für die Erziehung der zum Priesterstande bestimmten Zöglinge. Um diese nothwendigen Auslagen zu bestreiten, hat das Bisthum keine andern Hülfsquellen als die Gaben des Werkes der Glaubensverbreitung. Diese Gaben erleichtern die Opfer, welche Geistlichkeit und Volk sich für die unerläßlichen Bedürfnisse des Gottesdienstes, der Erziehung und der Werke der Nächstenliebe durch freiwillige Beiträge auferlegen.

Die Primärschulen auf Trinidad sind nach dem Muster der Volksschulen in Irland eingerichtet, Schulen, in welchen katholische und protestantische Kinder unentgeltlich aufgenommen werden, von denen aber der Religionsunterricht ausgeschlossen ist. Zwei Tage in der Woche sind dazu vorbehalten, daß die Kinder zu den Geistlichen ihrer betreffenden

Religion gehen und den Religionsunterricht empfangen können. Dieses System ist auf Trinidad noch vollständiger gescheitert, als selbst in Irland. Die meisten Eltern, die in Religionssachen selbst gleichgültig sind, schicken ihre Kinder fast nie zum Priester oder Prediger, und da es diesen verboten ist, in der Schule Unterricht zu ertheilen, so kömmt es, daß die Kinder in Verderbniß und in der Unkenntniß selbst der Grundwahrheiten der Religion heranwachsen. So pflanzt sich denn auch die Unsittlichkeit in der Kolonie beständig fort. Die Katholiken haben gegen die gemischten Schulen immer ihre Stimme erhoben, und da die Regierung auch geneigt scheint, darin eine Aenderung vorzunehmen und dieselben in Irland sogar abzuschaffen, so darf man hoffen, daß man am Ende wieder auf die frühere Einrichtung zurückkommen werde, nach welcher der vom Lehrer ertheilte Religionsunterricht den wichtigsten Lehrgegenstand in den Primärschulen ausmacht.

2. — Insel St. Lucia[1]).

Die Kolonie St. Lucia bewahrt in Sprache und Sitten noch das Gepräge ihres französischen Ursprungs. Sie zählt dreißig tausend katholische Einwohner, zwei bis drei tausend Protestanten und eben so viele Indier. Sie ist in zwei Pfarreien getheilt und die Pfarrer werden vom Staate besoldet. Auf St. Lucia gibt es zweierlei Schulen, gemischte, wie auf Trinidad, und ausschließlich katholische, welche unter der Aufsicht der Pfarrer stehen. Die Ortsbehörden unterstützen unparteiisch die einen wie die andern.

3. — Insel Grenada[2]).

Grenada hat dreißig tausend Einwohner, von denen

[1]) Die Insel Lucia wurde im Pariservertrag van 1814 an die Engländer abgetreten. Seit 1637 gehörte sie zu Frankreich, wenn ihm gleich deren Besitz von England oft streitig gemacht wurde.

[2]) Die Insel Grenada, durch Kolumbus 1498 entdeckt, war bis 1650 im Besitz der Spanier, worauf sie dann französisch wurde. Die Engländer bemächtig'en sich derselben 1762, und der Friede von Versailles sicherte ihnen 1783 deren Besitz.

zwanzig tausend Katholiken, sieben bis acht tausend Protestanten, die andern Indier sind. Es wird hier englisch und französisch gesprochen. Die Regierung, welche die anglikanischen Prediger bezahlt, gibt der katholischen Geistlichkeit nichts. Diese Ungleichheit, welche beim ersten Anblick in dem sonst so geregelten Verwaltungsgang der brittischen Kolonien auffällt, erklärt sich durch die Verschiedenheit ihrer gesetzgeberischen Einrichtung. Die einen, welche, wie Trinidad und St. Lucia, Kolonien der Krone genannt werden, stehen nämlich unmittelbar unter der Gerichtsbarkeit des Mutterlandes, und werden durch einen gesetzgebenden Rath verwaltet, dessen Mitglieder von der Regierung ernannt werden. Die katholische Geistlichkeit erhält daher in diesen Kolonien, Dank dem liberalen Geiste des Mutterlandes, eine Besoldung. Andere Kolonien dagegen werden von gewählten Räthen geleitet, in welchen oft der Geist der Unduldsamkeit vorherrscht, und in diesem Falle sieht sich dann die katholische Geistlichkeit auf die eigenen Hülfsmittel angewiesen. Unter die Zahl dieser Kolonien gehören die Inseln Greneda, St. Vincent und Tabago. Um nun die von der Regierung verweigerte Besoldung durch mehrere Nebeneinnahmen zu erhöhen, haben meine erzbischöflichen Vorgänger die Kolonie nur in eine kleine Anzahl Pfarreien getheilt, nämlich in fünf auf zwanzig tausend Katholiken. Die Parteilichkeit der Kolonialregierung verletzt die Regeln der einfachsten Billigkeit; denn in Wirklichkeit tragen die Katholiken zwei Drittel der öffentlichen Lasten, da sie zwei Drittel der Bevölkerung bilden; sie tragen daher auch am meisten zum Unterhalt des protestantischen Gottesdienstes und Predigerstandes bei, und sind dann überdieß noch genöthiget, sich zum Unterhalt des katholischen Klerus und Gottesdienstes neue Opfer aufzulegen. Das ist ein Zustand, der mit dem in Irland Aehnlichkeit hat. Wir hoffen indeß, daß die sühnende Politik, welche sich zu Gunsten Irlands vorbereitet, sich in naher Zeit auch bis auf uns ausdehnen werde.

Die Regierung hat in Grenada die gemischten Schulen nicht eingeführt, und das ist ein großer Vortheil. Jedes

Religionsbekenntniß hat seine eigenen Schulen, welche ohne Unterschied Unterstützungsgelder erhalten, deren Verwendung der Aufsicht eines Kolonieinspektors unterstellt ist.

4. — Die Inseln Tabago und St. Vincent[1]).

Die zwei letzten Inseln, welche mein Bisthum ausmachen, Tabago und St. Vincent, sind für mich ein Gegenstand der Betrübniß. Noch vor dreißig Jahren zählten diese Kolonien eine schöne Anzahl Katholiken; alte Einwohner behaupten sogar, daß diese dort einst die Mehrheit bildeten. Heutzutage sind sie nun fast ganz protestantisch, und unter den fünfzehn tausend Kolonisten auf Tabago findet man kaum hundert bis zweihundert Katholiken. Die Insel St. Vincent ist für uns jedoch noch nicht so völlig verloren, denn von den dreißigtausend Seelen ihrer Bevölkerung sind etwa fünftausend katholisch, und die Mehrzahl derselben findet sich in der Stadt Kingstown und in dem Landbezirk Georgstown beisammen. Woher kömmt dieser bedauernswürdige Abfall? Man muß es leider gestehen, er kommt vom Priestermangel. Meine Vorgänger waren außer Stande gewesen, mit einer wenig zahlreichen Geistlichkeit für die Bedürfnisse ihres Bisthums zu sorgen, und fanden sich dahr genöthigt, Tabago und St. Vincent ohne Priester zu lassen. Da liegt nun der Ursprung des Uebels. Auf den Antillen vermag der Protestantismus nirgends einzudringen, wo sich ein Priester befindet; aber sobald die protestantischen Bekenntnisse ein verlassenes Feld entdecken, kommen sie auch gleich, um da ihr Unkraut zu säen. Mittelst der zeitlichen Hülfsmittel, über welche sie verfügen, besonders durch die Errichtung der zahlreichen Schulen, gewinnen sie nach und nach die Einwohner.

---

[1]) Die Insel Tabago, 1498 von Kolumbus entdeckt, 1732 durch die Holländer erobert, von 1660 bis 1781 abwechselnd im Besitze der Engländer und Holländer, dann von 1781 — 1793 in dem der Franzosen, blieb seit der letztgenannten Zeit den Engländern.

Auch die Insel St. Vincent war bald im Besitz der Franzosen, bald wieder der Engländer, welch letztere sie seit 1763 behauptet haben.

Einige Zeit widerstehen unsere Katholiken auf den Antillen den Plackereien, welche gegen sie angewendet werden, sie weisen Anfangs die Neuerungen zurück, welche ihrem Glauben ein Aergerniß sind; aber ohne Führer, ohne Stütze, den verfänglichsten Verführungskünsten preisgegeben, senden sie am Ende ihre Kinder in die protestantische Schule und gehen selbst in die protestantische Kirche. Auf diese Weise sind treffliche Bevölkerungen von der Kirche losgerissen worden, ein Schauspiel, das um so herzzerreißender ist, weil der nämliche Mangel an Arbeitern uns auch jetzt noch in der gleichen Ohnmacht erhält. Ich bin in der schmerzlichen Lage, auch nicht einen einzigen Priester abschicken zu können, der die kleine katholische Gemeinde auf Tabago trösten und aufrecht halten könnte.

Die Insel St. Vincent befindet sich in einer nicht ganz so trostlosen Lage. Es besteht in Kingstown eine Mission, die durch einen Priester versehen wird, eine Kirche und ein Pfarrhaus hat. In dem Städtchen Georgstown, welches von der Mission in Kingstown abhängig ist, wird eben eine Kapelle gebaut. Der einzige Priester in Kingstown bezieht eine mäßige Unterstützung für die Schule; darin bestehen aber auch alle seine Hülfsquellen. Daher vermag er nur mit Noth für die Bedürfnisse seines zeitlichen Auskommens zu sorgen, und entbehrt des Trostes, einen Mitbruder in der Nähe besuchen zu können. Da die Insel St. Vincent ein besuchter Landungsplatz ist, und sich unter den Reisenden sehr oft Priester befinden, so hat das letzte Provinzialkoncil die Ermächtigung nachgesucht und erhalten, daß jeder auf der Insel anlandende Missionär die Vollmacht habe, die Beichte des dort stationirten Missionärs zu hören.

Das ist im Allgemeinen der Zustand des Bisthums Puerto de Espanna. Die ungenügende Zahl der Priester ist die Quelle der schmerzlichen Uebelstände, auf welche ich hingewiesen habe, und dieser Mangel kommt von folgenden zwei Ursachen her.

Die erste Ursache ist der Mangel eines Diözesanseminars, wo der Bischof die aus dem Lande selbst genommenen Zöglinge vereinen, und diejenigen, welche später seine Mitarbeiter werden sollen, für ihre verschiedenen Verrichtungen vorbereiten könnte. Ein Seminar ist die Seele des Bisthums. Wir besitzen allerdings die Hülfe von Priestern, welche ein besonderer Beruf aus Europa in die ausländischen Missionen geführt hat; aber wie werthvoll uns diese Beihülfe ist, sie bleibt doch zufällig und füllt die immer nur allzugroßen Lücken nicht aus. Wir haben die Ordensgesellschaften; aber auch diese vermögen bei allem ihrem Opfergeist und ihrer Hingebung nicht allen Bedürfnissen zu genügen, weil sie von allen Seiten in Anspruch genommen werden, und immerhin nur ein beschränktes Personal haben. So hat das Bisthum Puerto de Espanna für eine Bevölkerung von hundert tausend Katholiken auf zweihundert tausend Einwohner nur sechs und vierzig Priester, eingerechnet vierzehn Ordenspriester, die in der Bischofsstadt theils zum Dienste an der Kathedralkirche, theils zur Leitung des katholischen Kollegiums verwendet werden. Die zwei und dreißig andern Weltpriester, Franzosen, Irländer oder Belgier von Geburt, sind über die Inseln des Bisthums zerstreut; ihre Kräfte und ihr Eifer können sich nicht auf alle Bedürfnisse, nicht auf alle durch Meere getrennten Bezirke erstrecken. Da gibt es nothwendig Posten, welche zu kurz kommen, andere, welche, wie Tabago und ein Theil von St. Vincent verlassen sind. Nur die Errichtung eines Seminars kann diesem trostlosen Zustand ein Ende machen.

Eine zweite Ursache, daß wir in unsern Gegenden so wenige Missionäre haben, ist die in Europa herrschende Meinung, daß das Klima auf den Antillen so ungesund sei. Allerdings ist das Klima der Antillen nicht dasselbe, wie in Europa. Wegen der großen Hitze sind demjenigen, der seine Gesundheit bewahren will, besondere Vorsichtsmaßregeln geboten, und Ueberschreitungen der geregelten Lebensweise ge-

hen hier weniger straflos durch als anderwärts. Ist aber das Klima ungesund? Nein. Einige sumpfige Stellen an den Küsten ausgenommen, ist es gesund, und man kann hier lange leben. Es fehlt auch nicht an Europäern von verschiedenen Nationen, welche sich häufig auf den Antillen niederlassen, um hier Beamtungen zu führen, oder sich mit den Spekulationen des Handels und der Industrie abzugeben. Diese fürchten die klimatischen Verhältnisse nicht, wie sollten daher die opfermuthigen Seelen, welche Gott zu seinem Dienst in den Missionen beruft, für ihre Gesundheit eine größere Besorgniß tragen? Wie sollten sie sich weigern, aus Liebe zu Gott das zu thun, was so viele andere für zeitliche Vortheile thun?

Und dies ist doch wohl der einzige Beweggrund, welcher den wahren Missionär beseelen soll, die Liebe zu Gott, welche den Glaubensboten antreibt, sich ganz für das Heil der Seelen aufzuopfern, und welche ihm die Entbehrung süß und das Opfer leicht macht.

Möchten wir doch recht viele solche opferwillige und hingebungsvolle Missionäre haben; denn auch das Gute, das sie wirken könnten, hat keine Grenzen. Es ist um so wichtiger, daß wir hier eine starke und zahlreiche Geistlichkeit haben, weil der Protestantismus uns das Feld streitig macht. Wenn die katholische Religion in den englischen Kolonien Trinidad, St. Lucia, Dominika, Grenada, und in den französischen Kolonien, Martinique, Quadeloupe und Cajenne herrschend ist, so ist es ebenso unbestreitbar, daß der Protestantismus im englischen Guyana, im holländischen Guyana, auf den Inseln Antigoa, St. Kitt, Barbados, St. Vincent, und andern kleinern Inseln der nämlichen Gruppe der Zahl seiner Anhänger nach den ersten Rang einnimmt. Die unangenehmen klimatischen Verhältnisse sind auf allen diesen Inseln die nämlichen. Wie sollten sich denn die katholischen Priester weniger opferwillig erweisen, als die Diener der Irrlehre?

Die Nähe von Südamerika ist noch ein Beweggrund mehr, um die Geistlichkeit der Antillen und von Trinidad

im Besondern zu vermehren. Die Insel Trinidad ist von der Republik Venezuela nur durch den Meerbusen von Paria getrennt, über welchen die Dampfschiffe in zwei bis drei Stunden fahren. Ich brauche Ihnen den traurigen Zustand, in welchem sich die katholische Religion in Südamerika befindet, nicht in's Gedächtniß zu rufen, er ist allbekannt. Auch den Ursachen dieses Verfalles will ich hier nicht nachforschen; es genügt, die Thatsache als solche hingestellt zu haben. Dieser Zustand der Erschlaffung erfordert eine neue Lebenskraft, welche diese katholischen Bevölkerungen wieder erweckt und diese schönen Länder einer Wiedergeburt entgegenführt. Es komme nur einmal dazu, daß die kirchliche Ordnung in der Hauptstadt der Provinz Puerto de Espanna auf fester Grundlage ruht, daß eifrige und begeisterte Missionäre aus Europa anlangen und die Lücken ausfüllen, welche das Herz eines Bischofs betrüben, alsdann wird es auch möglich werden, von Zeit zu Zeit evangelische Arbeiter nach Venezuela zu schicken und Missionen zu unternehmen. Es ist Wahrscheinlichkeit vorhanden, daß diese wiederholten Missionen den halberstorbenen Glauben wieder aufwecken, eine eigentliche religiöse Wiedergeburt vorbereiten werden. Ohne Zweifel wäre das nicht das Werk eines Tages, noch eine mühelose Arbeit, aber man würde eben thun, was Menschen möglich ist, das Andere würde Gott thun. Haben solche Aussichten für den priesterlichen Geist nicht etwas Anziehendes an sich?

Möge doch der liebe Gott sich würdigen, einen mitleidigen Blick auf Südamerika, und auf diese Antillen zu werfen, welche ehedem der Schauplatz der Arbeiten des seligen Ludwig Bertrand gewesen! Möge seine Gnade einigen Mitgliedern des geistlichen Standes, und einigen der zahlreichen Zöglinge in den europäischen Seminarien den Entschluß eingeben, hieher zu kommen, um hier zu arbeiten.

Das sind die Wünsche, welche ich im Grunde meines Herzens hege für die geistige Wohlfahrt von Südamerika, und insbesondere für die Provinz Puerto de Espanna. Ich

empfehle dieſe große Miſſion Ihren Gebeten, wie auch denen der Mitglieder der Glaubensverbreitung.

Genehmigen Sie, Herr Redakteur, den Ausdruck meiner tiefſten Verehrung im Herrn.

† Joachim Ludwig,
Erzbiſchof von Puerto de Eſpanna.

Vereinigte Staaten.

Kanada.

Schreiben der zum vierten Provinzialkoncil in Quebec verſammelten Biſchöfe an die HH. Mitglieder des Centralrathes des Werkes der Glaubensverbreitung.

Quebec, den 12. Mai 1868.

Geehrte Herren!

Der Erzbiſchof und die Biſchöfe der Kirchenprovinz Quebec, verſammelt zur Abhaltung des vierten Provinzialkoncils, wollen nicht auseinandergehen, ohne Ihnen zuvor die Gefühle ihrer lebhaften Dankbarkeit auszuſprechen.

Iſt es doch in der That die ſo ächt chriſtliche Opferwilligkeit der Mitglieder der Glaubensverbreitung, welcher man die ſo reißenden und tröſtlichen Fortſchritte unſerer heiligen Religion in dieſem unermeßlichen Ländergebiet zu danken hat, welches ſich vom Meerbuſen von St. Lorenz bis zum Felſengebirge, vom Eismeer bis zum 45° nördlicher Breite erſtreckt. Wenn die katholiſche Kirche daſelbſt gegenwärtig eilf Bisthümer und ein Vikariat zählt, wenn zahlreiche Pfarreien und blühende Miſſionen über einen großen Theil dieſes Landes ausgeſtreut ſind, wenn ſo viele Heiden die frohe Botſchaft des Heils und das heilige Waſſer der Taufe empfangen haben, wenn es ſich endlich eben jetzt darum handelt, den hl. Stuhl zu bitten, die Provinz Quebec

in drei Provinzen zu theilen, so darf gewiß das Werk, dem Sie, geehrte Herren, sich widmen, einen großen Theil dieser glänzenden Erfolge für sich in Anspruch nehmen. Ohne Ihre Beihülfe hätten ja viele dieser Missionen weder gegründet noch unterhalten werden können.

Seien Sie daher versichert, daß überall die Gebete dankbarer Herzen für Ihr Wohl emporsteigen, aus jedem Tempel, zu dessen Erbauung Sie beigetragen, möge sich derselbe nun mitten in den Wäldern unserer Gebiete, oder in den Ebenen des Westens, oder an den Ufern unserer Seeen und unsers großen Flusses befinden.

Wir selbst, geehrte Herren, danken Ihnen im Namen der uns anvertrauten Völkerschaften aus tiefstem Herzensgrunde. Glück und Segen über Sie und Ihre Vereinsgenossen, Glück und Segen über Ihre Familien für all das Gute, das durch Ihre Vermittlung uns zugekommen ist!

Setzen Sie Ihr gutes Werk doch ja fort, unterstützen Sie diese in der Entwicklung begriffenen Bisthümer, zu deren Gründung Sie beigetragen, diese Missionen, welche Sie unter den uns umgebenden wilden Stämmen ins Leben gerufen haben. Wie viele Anstalten der Wohlthätigkeit und Erziehung müssen in diesen neuen Bisthümern erst noch gegründet, wie viele Kirchen erbaut und ausgestattet, wie viele Missionäre mit den nothwendigsten Lebensbedürfnissen versehen werden! Wie viele Bedürfnisse sind hauptsächlich noch in den nordwestlichen Gegenden, wo sich die Bisthümer St. Bonifaz und St. Albert, und die Vikariate der Mackenzie- und der Hudsonsbay befinden! Ohne Zweifel sind die so eifrigen und muthvollen Oblaten-Patres, unterstützt von heldenmüthigen barmherzigen Schwestern, auch jetzt noch wie immer bereit, für das Heil dieser armen Wilden, denen sie das Evangelium predigen, Anstrengungen und Entbehrungen zu ertragen. Sind diese doch ihre Kinder, welche sie für den Glauben wiedergeboren haben, und ist diesen guten Ordensmännern doch nichts zu viel, um nur denselben geistlichen Beistand zu leisten.

Auf Sie aber richten ſie nun ihre Blicke um Hülfe in dieſem Unternehmen. Sie, geehrte Herren, werden ihnen darum in ihrer Armuth beiſtehen, Ihre Gaben werden im Verhältniß ſtehen theils zu den außerordentlichen Unkoſten, welche weite und öftere Reiſen nöthig machen, theils zu der Unmöglichkeit, in welcher ſich die Eingebornen befinden, ſelbſt zum Unterhalt der Miſſionäre beizutragen. Sie werden gleichfalls der Armuth eines großen Theils unſerer Bisthumsangehörigen Rechnung tragen, und ſo immer mehr und mehr Anſpruch gewinnen auf die Dankbezeigungen der unterzeichneten Biſchöfe und deren Heerden.

Genehmigen Sie, geehrte Herren, den Ausdruck tiefſter Hochachtung, mit welcher zeichnen

Ihre ergebenſten Diener,

† Karl. Franz Baillargeon, Erzbiſchof von Quebec;
† Ignaz Bourget, Biſchof von Montreal;
† Johann Baptiſt Lynch, Biſchof von Toronto;
† Joſeph Eugen Bruno Guigues, Biſchof von Ottawa;
† Vital Grandin, Biſchof von Satala;
† Johann Farrell, Biſchof von Hamilton;
† Johann Walſh, Biſchof von Sandwich;
† L. F. La Fleche, Biſchof von Anthedon, Koadjutor des Biſchofs von Trois-Riviéres;
† Johann Langevin Biſchof von Kimuski;
† Karl La Roque, Biſchof von St. Hyazinth.

Große Verlurſte der katholiſchen Kirche.

Die katholiſche Kirche in Nordamerika hat in den letzten Monaten bedeutende Verlurſte erlitten. Es ſtarben nemlich die Hochwürdigſten Herren Biſchöfe Heinrich Juncker von Alton und Georg Alois Carrell von Covington. Erſterer war erſt im Sommer 1867 in München, und unſere Leſer werden ſich gewiß mit Vergnügen des intereſſanten Berichtes erinnern, den er für unſere Annalen geſchrieben und der in Heft 203 Seite 266—277 veröffentlicht iſt. Ueber den Letzteren ſchreibt eine bayeriſche Kloſterfrau aus Covington: „Unſer Hochwürdigſter Herr Biſchof iſt am 25. September zum größten Leide ſeiner ganzen Diözeſe nur all zu früh mit Tod abgegangen. Er war, von allen Seiten hoch verehrt und allgemein für einen Heiligen gehalten.“ Wir laſſen deßwegen nachſtehend die Necrologe folgen, welche die in New-York erſcheinende „Katholiſche Kirchenzeitung“ über die beiden Hochwürdigſten Herrn gebracht hat, in der Vorausſetzung, daß es für unſere Leſer von größtem Intereſſe ſein werde, das Leben und die Thaten ſo ausgezeichneter, wahrhaft apoſtolicher Männer näher kennen zu lernen.

I.

Biſchof Heinrich Damian Juncker von Alton.

Wie bereits in vorhergehender Nr. „der Kirchenzeitung“ mitgetheilt worden, ſtarb der ſeit längerer Zeit leidende Hochw. Biſchof H. D. Juncker, von Alton, Ill., am vorigen Freitag, den 2. Okt., nachdem er ſeiner Diözeſe, von der er der erſte Biſchof war, über 11 Jahre vorgeſtanden hatte. Hochderſelbe wurde am 22. Juni 1809 zu Finſtingen (Fenestrange), Departement der Meurthe, in der ehemaligen Provinz Lothringen geboren. Seine claſſiſchen Studien machte er in dem Knabenſeminare der Diözeſe Nancy zu Pont a Mouſſon, dem

ehemaligen berühmten College der Jesuiten an der Mosel gelegen. Nachdem er zuvor noch in Paris am dortigen Gerichte eine Zeit lang beschäftigt gewesen war, wanderte er im Jahre 1831 mit einigen seiner Verwandten nach den Ver. Staaten aus. Er kam mit denselben nach Cincinnati, und als einst bei Gelegenheit eines Krankenbesuches der Hochw. F. Rese in das Haus derselben kam und mit H. D. Juncker bekannt wurde, redete er demselben zu, in das hiesige Priesterseminar einzutreten, indem er ihm die Aufnahme versprach. Dieser folgte dem Rufe, den er als einen ihm von oben gesandten betrachtete, und setzte im hiesigen Athenäum seine für eine Zeit lang unterbrochenen Studien wieder fort, unter der Leitung des Hochw. Generalvicars Rese und der Seelsorger an der damaligen Chathedrale, jetzt St. Xaviers-Kirche. Am 26. September 1832 starb der Hochw'ste Bischof Eduard Fenwick, und am 22. Oktober 1833 wurde der gegenwärtige Erzbischof als dessen Nachfolger auf dem Bischofssitze von Cincinnati zu Baltimore consecrirt. Dieser sah alsbald, daß die eine Kirche für die katholische Bevölkerung Cincinnati's nicht mehr genüge und daß es zur Förderung des religiösen Lebens besser sei, wenn die englisch redenden und die deutschen Katholiken ihr eigenes Gotteshaus hätten. Zu dem Ende wurde der Hochw. H. D. Juncker am 16. März 1834, als am Passionssonntage, zum Priester geweiht, um, wie sich der Bischof bei der Gelegenheit ausdrückte, den Bau der neuen Kirche zu leiten und der deutschen Gemeinde als Seelsorger vorzustehen. Derselbe war der erste Priester, welcher vom gegenwärtigen Erzbischofe von Cincinnati geweiht wurde. Während des folgenden Sommers beaufsichtigte er den Bau der neuen Dreifaltigkeits-Kirche, der zweiten katholischen Kirche Cincinnatis, und übernahm die Leitung der deutschen katholischen Gemeinde. Im Herbste dieses Jahres, am ersten Sonntage im October, wurde die neue Kirche vom Hochw'sten Erzbischof eingeweiht. Hochw. H. D. Juncker, Anfangs allein, später unterstützt von den Herren Mathias Würz und J. M. Henni, verblieb Seelsorger dieser Gemeinde bis zum

Jahr 1836. Dann wurde er von Cincinnati nach Chillicothe versetzt, und ihm außerdem noch die Seelsorge der Katholiken in Columbus übertragen. So wie früher schon von Cincinnati, so hatte er auch von den letztgenannten Plätzen aus nebstdem noch öfters im Jahre Missionsreisen zu den im Staate zerstreut wohnenden Katholiken und verschiedenen katholischen Ansiedlungen zu machen. Was er bei diesen oft Wochen langen Missionsreisen für Mühen zu erdulden, welchen Entbehrungen sich zu unterziehen, mit welchen Schwierigkeiten zu kämpfen hatte, das kann nur der vollkommen ermessen, welcher mit dem damaligen Zustande unseres Staates, über dessen größere Hälfte sich dieselben erstreckten, und mit den schlechten Reisemitteln der damaligen Zeit genügend bekannt ist. In Chillicothe und Columbus verdanken die katholischen Bewohner es seiner unermüdlichen Bemühung, daß sie die ersten katholischen Gotteshäuser dort erhielten. Die alte Kirche in Chillicothe erwarb er durch Ankauf und die erste katholische Kirche in Columbus wurde unter seiner Leitung erbaut. Von Chillicothe wurde Hochw. H. D. Juncker im Jahre 1844 als Seelsorger nach Dayton berufen und stand dieser Gemeinde 13 Jahre vor, bis zu seiner Erhebung zur bischöflichen Würde. Hier gab er zuerst Veranlassung zur Trennung des deutschen und englischen Theils dieser bis dahin gemischten Gemeinde, später vergrößerte er die für die rasch wachsende deutsche Gemeinde bereits zu beschränkt gewordene Emanuels-Kirche und schmückte das Innere derselben durch drei prachtvolle marmorne Altäre. Wie sehr er von der seiner Obsorge anvertrauten Gemeinde geliebt und geehrt wurde, davon zeugen die vielen Thränen und die herzliche Gewogenheit, mit der sie ihm stets zugethan war.

Am 26. April 1857 wurde derselbe von dem Hochw'sten Erzbischof J. B. Purcell in der Cathedrale von Cincinnati zum Bischofe consecrirt, zugleich mit dem Hochw'sten J. F. Wood von Philadelphia; zehn Bischöfe waren bei dieser feierlichen Handlung gegenwärtig. Am nächsten Pfingstfeste hielt

der Hochw'ſte Biſchof nunmehr ſeinen Einzug in ſeine Cathedrale zu Alton. Doch wie traurig ſah es dort damals noch aus. In der biſchöflichen Stadt befand ſich nur eine Kirche, und die verdiente kaum den Namen eines Gotteshauſes. Vier Mauern, und auch dieſe ſchon im Verfall, waren nothdürftig unter Dach gebracht und ſtatt der Thüren mit rohen Brettern verſchlagen. Im Innern waren ſie nicht beworfen, entbehrten noch alles Schmuckes, ja ſogar noch eines ſchicklichen Altars für die Darbringung des heil. Meßopfers. Der Biſchof fand dort keine Prieſterwohnung, keine Schule. Die Diözeſe ſelbſt war in keinem beſſeren Zuſtande. Im ganzen Bereiche derſelben zählte man nicht mehr als gegen 20 Prieſter, 51 Kirchen und 34 Stationen für eine zerſtreute Bevölkerung von 50,000 Seelen. Viele Gemeinden entbehrten ſchon ſeit längerer Zeit des geiſtlichen Troſtes. Entblößt von allen Mitteln, und ohne Ausſicht, dieſe in ſeinem Sprengel erlangen zu können, und bekümmert durch die Sorge für ſo viele verlaſſene Gemeinden, die nach Prieſtern verlangten, entſchloß ſich der ſeeleneifrige Biſchof, noch im Herbſte desſelben Jahres die beſchwerliche Reiſe über den Ocean zu machen, um in Europa Hülfe in dieſer ſeiner Bedrängniß zu ſuchen. Und Gott ſegnete auch ſeine Bemühungen; der beſcheidene, anſpruchsloſe Oberhirte gewann überall zahlreiche Freunde und Gönner. In Frankreich, Irland und Deutſchland ſchloſſen ſich ihm verſchiedene Prieſter und Studenten an, um für das Seelenheil der Gemeinden in ſeiner Diözeſe zu wirken. Im nächſtfolgenden Jahre zählte daher das Bisthum Alton bereis 42 Prieſter, 64 Kirchen und 49 Stationen, und außerdem hatte ſich eine Colonie von Franziskanern aus der rheiniſch-weſtphäliſchen Provinz in demſelben niedergelaſſen. Unter der unermüdlichen Hirtenſorge des Hochwürdigſten Biſchofs Juncker begann nun die Diöceſe Alton raſch emporzublühen, von Jahr zu Jahr mehrten ſich die Gemeinden, ſowie die Zahl der Prieſter. Aber auch die religiöſen Anſtalten und namentlich die katholiſchen Schulen fanden in ihm einen eifrigen Beförderer. Obſchon noch ohne eigene Wohnung in

seiner Bischofsstadt und genöthigt für die, welche er benutzte, eine schwere Miethe zu zahlen, wollte er doch, daß man eher eine katholische Schule für die Knaben errichtete, als ein Haus für ihn selbst. Den größten Theil des Jahres, im Winter sowohl wie im Sommer, befand er sich auf der Rundreise durch seine ausgedehnte Diözese, keinem Theil derselben, auch dem entferntesten und dem, wo die geringste Zahl von Katholiken sich befand, entzog er seine ungetheilte und besondere Sorge und Aufmerksamkeit. Das schönste Zeugniß seiner sorgsamen Thätigkeit ist der jetzige Zustand seiner Diözese, verglichen mit dem, wie er ihn beim Antritte seines bischöflichen Amtes fand. Das Bisthum Alton zählt nach der Angabe des Katholischen Almanachs von diesem Jahre 115 Kirchen, 82 Priester, 45 Pfarrschulen, 1 höhere Lehranstalt für Knaben, 8 höhere Töchterschulen, 1 Waisenhaus und 2 Krankenhäuser. Viele der alten und räumlich zu beschränkten Kirchen haben neuern und schöneren Gotteshäusern Platz gemacht, andere sind seither vergrößert und verschönert worden. Alles dieses geschah meist ganz in der Stille und ohne daß damit öffentlich in den Blättern viel Rühmens gemacht wurde, gegen das der hohe Verstorbene überhaupt eine ganz besondere Abneigung hatte. Außerdem sorgte er durch vernünftige Regulationen für die gute Ordnung und für die Förderung der priesterlichen Wirksamkeit in seinem Sprengel. Im Jahre 1866 nahm er Theil an dem Plenar-Concilium von Baltimore und reiste im folgenden Jahre mit mehreren anderen Bischöfen der Ver. Saaten zur Secularfeier der hh. Apostel Petrus und Paulus nach Rom. Auf seiner Rückreise von dort verweilte er noch eine Zeit lang in Deutschland und Frankreich, um dort die Interessen seiner Diözese zu fördern. Er kehrte im November des letzten Jahres in seine Diözese zurück. Im Monat Juni, als Hochderselbe eben auf einer Visitationsreise begriffen war, wurde er von einer Krankheit befallen, die ihn nöthigte, alsbald nach seinem Bischofssitze zurückzukehren. Nach einem Leiden von mehreren Monaten und verschiedenen Rückfällen

rief ihn endlich Gott aus diesem Leben ab, wir hoffen, zu einem reichen Lohn für seine vielen Mühen und Opfer im Weinberge des Herrn.

II.

Bischof Georg Aloys Carrell von Covington,

ist den 25. September nach jahrelangem Leiden gestorben. — Derselbe wurde am 13. Juni 1803 in Philadelphia, Pa., geboren, wo sein Großvater, ein geborner Irländer, welcher den Unabhängigkeitskrieg mitmachte, das Bürgerrecht erworben hatte. Georg Aloysius, so heißt der Verewigte, machte seine Studien in den Kollegien von Emmitsburg und Georgetown und trat im Jahre 1820 in White Marsch, Md., bei den Jesuiten in das Noviziat. Dort verlegte er sich mit allem Eifer auf das Studium und die Uebung des geistlichen Lebens, welches ihn fortan erleuchtete und beseelte und ihn mit einer heil. Liebe zu jenem Berufe erfüllte, zu dem ihn Gott auserwählt hatte. Nachdem er das Noviziat verlassen und kurze Zeit bei seiner Familie zugebracht hatte, trat er in das theologische Seminar zu St. Mary's in Baltimore, wo er ein Mitschüler des Hochw'sten Bischofs Eccleston und des Dr. Charles J. White war. Er kehrte dann zu seinem ersten Musensitze, nämlich nach Mount St. Mary's Emmitsburg, zurück, wo er seine theologischen Studien vollendete unter Leitung des sel. Bischofs Brute. Im Jahre 1829 wurde er vom Hochw'sten Bischof Conwell zum Priester geweiht in der St. Augustin-Kirche zu Philadelphia, wo er auch einige Zeit als Hülfspriester an dieser Kirche blieb und zugleich die Furnace-Mission in New-Jersey versah. Später wurde er Pfarrer an der heil. Dreifaltigkeitskirche in Philadelphia. Darauf kam er als Pfarrer nach Washington, Delaware, und versah auch die Stationen Westchester in Pennsylvanien und New-Castle in Delaware. In Wilmington erwarb er sich ein großes Verdienst dadurch, daß er zwei große Schulen gründete, nämlich 1) ein Erziehungsinstitut für junge Mädchen, unter der Leitung der Sisters

of Charity, welches heute noch in der höchsten Blüthe steht, und 2) eine Schule für Knaben unter weltlichen Lehrern, welche sich heute eines großen Rufes erfreut unter Leitung seines Nachfolgers Rev. P. Reilly. Im Jahre 1835 zog es Father Carrell in die Stille des Ordens und er verließ Wilmington, begleitet von den Segenswünschen und den Gebeten seiner geliebten Gemeinde, die ihn mit Trauer scheiden sah. Von Wilmington begab er sich über Philadelphia nach Florissant, Mo., und trat dort in das Noviziat der Gesellschaft Jesu, widmete sich mit allem Eifer den geistlichen Uebungen, und wurde nach etwa 2 Jahren unter die Söhne des heil. Ignatius aufgenommen. Darauf wurde er Professor an der Universität in St. Louis, und in rascher Folge Pfarrer an der Kirche des Collegiums, Rector der Universität, Präsident des Purcell Mansion College für Knaben, nahe bei Cincinnati, darauf Pfarrer an der St. Xaviers-Kirche in Cincinnati, hernach Pfarrer in Chilicothe, O., dann wieder Pfarrer an der St. Xaviers-Kirche und College, und wurde endlich im Jahre 1853 zum Bischof von Covington consecrirt. Schon in der Jugend zeichneten den späteren Bischof Bescheidenheit, feine Sitten, Gelehrigkeit und unschuldiges, frommes Wesen in hohem Grade aus, und er hatte etwas an sich, welches ihn zum Priester wie vorher bestimmt erscheinen ließ. Während seiner Studienjahre war er ein Muster des Fleißes, der Ordnung und Frömmigkeit. Als er zum Priester geweiht war, zeichnete ihn ein rastloses Streben nach dem Heile der Seelen aus und besonders leuchtete bei ihm eine große Liebe zu den Kindern hervor, gleich als spräche er stets mit dem Heilande: Lasset die Kleinen zu mir kommen! Als Bischof verband er die liebreichste Milde mit der bischöflichen Würde, und Niemand kam in seine Nähe, der sich nicht innerlich zu ihm hingezogen fühlte. Freunde aus dem Osten und dem fernen Westen machten nicht selten einen Umweg von vielen hundert Meilen, um den liebenswürdigen Mann und frommen Bischof nur auf einige Stunden einmal wieder zu sehen und zu sprechen. Die Diözese

Covington verliert in ihm einen ebenso frommen, als erleuchteten Oberhirten, und lange noch wird sein Andenken als des ersten Bischofs von Covington in Segen sein!

Außer dem Tode dieser beiden Oberhirten müssen wir noch das Ableben zweier Benediktinerordenspriester melden, welche uns durch ihre Abstammung aus Bayern etwas näher stehen und deßwegen auch unsere besondere Theilnahme erregen. Der eine war der bisherige Prior der Abtei St. Vincenz P. Baunach, welcher 1815 geboren, im Jahre 1840 in Würzburg zum Priester geweiht ward, und 1854 in den Benediktinerorden eintrat. Er wirkte während einer Reihe von Jahren in Texas, wo er sich durch außerordentliche Anstrengungen eine Lungenkrankheit zuzog. Nach St. Vincenz zurückgekehrt, versah er die Stelle eines Priors und Professors der Theologie in der Abtei. „In frommer Betrachtung und unter Gebet erwartete er als guter Religiose den Tod, indem er sein schweres Leiden mit nachahmungswerther Geduld ertrug."

Der zweite war P. Columban Schmittbauer, wenn wir nicht irren, ein geborner Regensburger-Diözesan. Er kam vor 10 Jahren nach St. Vincenz, wo er seine Studien absolvirte. Im Jahre 1861 zum Priester geweiht, wirkte er mehrere Jahre in der St. Josephsgemeinde in Covington, und später in Erie, New-Braunfels und Texas, um nach Covington zurückzukehren und dort die Laufbahn eines frommen Priesters und getreuen Ordensmannes zu schließen in noch nicht vollendetem 31. Lebensjahre. — Gleich, als ob Bayern diese zwei Missionäre unverweilt ersetzen wollte, sind, wie unten gemeldet wird, im Monat Oktober wieder zwei junge bayerische Priester nach Nordamerika abgereist, um in der Diözese Neu-Orleans als Missionäre zu wirken, und sind nach eingegangener telegraphischer Mittheilung bereits glücklich an ihrem neuen Bestimmungsorte angelangt. Ihr Wirkungskreis ist ein gefährlicher in Bezug auf die klimatischen Verhältnisse. Erst im

vorigen Jahre sind zwei bayerische Missionäre, P. Stießberger und P. Seelos dem dort einheimischen gelben Fieber zum Opfer gefallen. Wir bitten deßwegen unsere Vereinsmitglieder um ihr Gebet für die jungen, seeleneifrigen Glaubensboten, J. Kögerl und A. Bichlmaier, welche in der Blüthe ihrer Jahre und mit Jugendkraft ausgerüstet, für eine lange und gesegnete Wirksamkeit auf dem Missionsgebiete gegründete Hoffnung geben.

Verschiedenes.

Anam. Mittleres Tong-King. — Der hochwst. Herr Lezon, apostolischer Vikar des mittleren Tong-King, schrieb am 23. Januar 1868 an die Centralräthe:

Ich mußte Ihnen letztes Jahr die schmerzliche Nachricht von den Verheerungen geben, welche der Orkan vom 19. Juli, und die Ueberschwemmung vom 16. August 1867 in diesem Lande angerichtet haben *). Heute bin ich genöthigt, wieder mit den gleichen betrübenden Erscheinungen zu beginnen. Am 9. September, also kaum drei Wochen nach dem letzten Unglücke, traten die Flüsse neuerdings aus, und als die Wasser wieder in ihr Bette zurückkehrten, trat am 13. September noch eine zweite Ueberschwemmung ein, welcher heftige Stürme vorhergingen.

Meine äußerst ärmliche, aus Holz und Binsen gemachte Wohnung hatte den ersten Stürmen widerstanden; aber der letzte hat sie großentheils zu Grunde gerichtet. Das einzige Gemach, welches noch besteht, ist dasjenige, in welchem ich die Ueberreste meines ehrwürdigen Vorgängers, des hochwst. Herrn D. F. Valentin de Berrio Ochoa bewahre. Wenn ich diese Zufluchtsstätte noch retten konnte, so schreibe ich

*) Heft 204 Seite 410—412.

dieß gerne der Fürbitte dieses heiligmäßigen Prälaten zu. Kein Ordensmann, noch eine andere zur Mission gehörige Person sind hiebei verwundet worden, was ich für eine Wirkung des ganz besondern göttlichen Schutzes ansehe. Dagegen sind die Häuser der Ordensschwestern und derjenigen des dritten Ordens, einundzwanzig an Zahl, der Zerstörung anheimgefallen.

Das lateinische Kollegium, welches nach einem großen und passenden Plane angelegt, eben seiner Vollendung entgegenging, ist nicht mehr vorhanden, und die Schüler suchen nur noch unter dessen Trümmern ein Obdach.

Unsere fünfhundert und siebenundvierzig Christengemeinden besaßen dreihundert Kirchen, und von diesen stehen nur noch drei, und diese in welchem Zustande! Bedenkt man noch, daß diese Unglücksfälle nach einer ununterbrochenen Verfolgung von mehr als neun Jahren, nach einem grausamen Kriege, einer schrecklichen Hungersnoth und Pest eingetreten sind, so gewinnt es den Anschein, als ob dieser letzte Schlag für unsere Mission das Vorspiel des Todeskampfes sei.

Da die zwei Ueberschwemmungen im September *in so* kurzer Zeit aufeinander folgten, so blieb das Land zwei Monate unter Wasser, und die Ernte auf den im August angesäeten Feldern war verloren. Das hinderte aber die Mandarine nicht, die Steuer wie gewöhnlich einzufordern, wie wenn die Ernte eine sehr ergiebige gewesen wäre.

Nach der Ueberschwemmung kam nun auch noch die Trockenheit, und der Himmel schien verschlossen zu sein. Das Elend treibt zum Verbrechen. Die Diebe begannen herumzustreichen. Während ich am Vorabend von Allerheiligen mit den Christen des Dorfes, wo ich wohne, in der Kirche betete, schlichen sich Diebe in den armseligen Schlupfwinkel, der mir als Wohnung dient, und plünderten ihn aus. Die Christen setzten den Uebelthätern nach, und es gelang ihnen, einen derselben einzufangen, der dann vor den Mandarin geführt wurde. Dieser aber, als er erfuhr, daß der Dieb-

ſtahl an einem Chriſten verübt worden, ſetzte den Dieb nach kurzer Haft wieder in Freiheit.

In Folge der äußerſten Noth, welche in dieſem Lande herrſcht, belagern die Chriſten meine Thüre, bisweilen in Schaaren von fünfzehnhunderten, denn der Hunger reibt ſie auf, und ſie gleichen wandelnden Geſpenſtern. Ich kann keinen Schritt außer das Haus thun, nicht in den Beichtſtuhl gehen ohne herzzerreißende Sachen zu vernehmen. Die Chriſten bitten mich um Hilfe, die Miſſionäre ebenfalls, Alles fleht mich dringend an, und ich habe nichts zu geben. Mein Herz bricht beim Anblick dieſes Unglücks und bei der Unmöglichkeit, demſelben zu ſteuern. Ich ſollte meine Viſitation halten, allein wie darf ich wagen, dieſelbe mit leeren Händen anzutreten?

Wäre ich nicht durch dieſe traurige Rückſicht zurückgehalten, ſo würde ſich der Ausübung meiner Pflicht in dieſem Theile der Provinz, ja ſelbſt in meinem Vikariat im Allgemeinen nichts in den Weg ſtellen; denn wir können jetzt die einſt geächtete Religion ganz offen verkünden. Das Einzige, was man von den europäiſchen Miſſionären verlangt, iſt, daß ſie einen von den Vertretern ihrer Regierung unterzeichneten Paß vorweiſen. Die Miſſionäre im weſtlichen Vikariat haben auch wirklich ihre Päſſe vorgewieſen, welche von den hohen Beamten der kaiſerlich franzöſiſchen Regierung unterzeichnet ſind. Wir Spanier aber haben, in Ermangelung dieſer Unterſchrift ſeitens eines Stellvertreters unſerer Nation, die Erlaubnißſcheine unſerer Ordensobern vorgezeigt. Wir waren nicht ganz ohne Furcht, aus dem Königreiche Anam vertrieben zu werden, weil alle Papiere an den königlichen Hof eingeſandt werden mußten; aber, Gott ſei Dank, unſere Schriften ſind anerkannt worden.

Ich habe geſagt, daß der Miſſionär nur im Allgemeinen ſein Amt frei ausüben kann, weil er bisweilen doch noch auf große Hinderniſſe und örtliche Verfolgung ſtößt. Das Recht, die katholiſche Religion frei ausüben zu dürfen, ſteht zwar in den mit Frankreich abgeſchloſſenen Verträgen

geschrieben, wird von der Bevölkerung ohne Schwierigkeit anerkannt; aber noch ist es nicht in die Anschauungsweise und die Praxis des Gelehrtenstandes übergegangen. Es steht ihren Kastenvorurtheilen, ihrem Fremdenhasse und ihrem Hang zur Willkür im Wege. So vernehme ich, daß die Mandarine das Haus in Ke-Trinh, auf der Grenze des westlichen Vikariats, verbrannt haben, weil der apostolische Vikar desselben. der hochwst. H. Theurel, den die Gelehrten mit ihrem Hasse verfolgen, dort einige Rast gepflegt hatte, als er in den zu seinem Vikariat gehörigen und an Ke-Trinh angrenzenden Gebieten eine Visitationsreise machte.

Wir haben den Frieden, aber der Sturm droht immer noch; daher bitte ich Sie für diese so schwer geprüfte Mission um Ihr Gebet, wie um das Ihrer Vereinsgenossen.

China. Kiang-Nan. — Die Gesellschaft der Ordensschwestern zur Erlösung der armen Seelen im Fegfeuer, welche zu Paris in der Straße Barouillere Nro. 16 errichtet wurde, hat ihre Wirksamkeit schon bis nach China ausgedehnt. Zweck ihrer Einsetzung ist, an der Erlösung der armen Seelen mittelst Gebet, Leiden und Wirken zu arbeiten. Diese Genossenschaft, ein rührender Beweis der Liebe, mit welcher die Kirche ihre Kinder auch noch jenseits des Grabes umfängt, wird, wie wir hoffen, bei den Chinesen, welche die Verehrung ihrer Vorfahrer so hoch halten, eine freundliche Aufnahme finden.

Der Pfarrer von Ars war eine der mächtigsten Stützen dieser neuen Ordensgesellschaft gewesen. Am 4. August 1867, dem Jahrestage des Todes des ehrwürdigen Pfarrers, berief der hochwst. H. Languillat, apostolischer Vikar von Kiang-Nan die Genossenschaft zur Theilnahme an den Missionsarbeiten. Damit öffnete sich derselben ein weites Feld für Opfer und Thätigkeit, und sie konnte die wohlthätige Frucht davon den Seelen im Fegfeuer nicht verweigern. Daher schifften sich sechs ihrer Mitglieder gegen Ende des verwichenen Jahres ein. Der Segen des Papstes, welchen

sie noch vor ihrer Abreise erhielten, zog den Schutz Gottes auf sie herab, und sie hatten eine glückliche Ueberfahrt. Jetzt studiren sie die chinesische Sprache, und bald werden sie bei den jungen Mädchen, den Kranken und Armen den heiligen Beruf erfüllen können, welchen die Vorsehung Gottes ihrer Selbstverläugnung und ihrem Eifer anvertraut.

Indien. Madras. — H. Stephan Fennelly ist zum Bischof von Thermopolis i. p. und apostolischen Vikar von Madras ernannt worden. Er ist der Nachfolger seines Bruders, des hochwst. H. Johann Fennelly, dessen Generalvikar er gewesen, und der am 23. Januar 1868 gestorben ist. (Consistorium vom 22. Juni 1868).

Quilon. — Der hochw. P. Maria Ephrem, Karmeliter und apostolischer Provikar von Guilon, schrieb am 18. März d. Js. an die Centralräthe:

Zu Travendrum, von wo ich Ihnen schreibe, ist unsere Noth auf's Höchste gestiegen. Ein anständiges Haus zum Schutze des Missionärs gegen den Regen oder die maßlose Hitze unter einer tropischen Sonne ist gar nicht vorhanden, sondern wir haben nur mit Blättern bedecktes Gemäuer, welches bei jedem Sturmesandrang zusammenzustürzen droht. Eine Kirche gibt es selbst in der Hauptstadt des Königreiches nicht, und daher auch keine äußeren gottesdienstlichen Handlungen, welche doch in einem Lande, wo man die Seelen durch den Glanz des Gottesdienstes erobern muß, so nothwendig wären. Unmöglich ist es auch, für die Bedürfnisse der Schule hinreichend zu sorgen, oder da, wo es nützlich wäre, neue Schulen zu errichten. Auch Hilfsquellen mangeln in einer Mission, welche die aus Europa kommenden Gegenstände, wie Kirchenschmuck, Meßwein u. s. w., nur aus Cochin, das heißt aus einer Entfernung von 48 Stunden beziehen kann. Daher schreibt sich das Steigen der Ausgaben und der Noth.

Ach, sagt der Provikar schließlich, wenn man zweimal sein Vaterland und seine Freunde verlassen hat, um auf die

Eroberung von Seelen auszuziehen, und wenn man dann sieht, wie der Fortschritt der Religion durch den Mangel an Hilfsmitteln aufgehalten wird, dann können Sie sich nur schwer einbilden, was das Herz hiebei leidet. Das ist indessen nicht Entmuthigung, nein, zweimal nein; gegentheils scheint der Muth im gleichen Verhältniß mit den Prüfungen zu steigen. Da ist noch weniger Murren, denn dieses Gefühl regt sich in unserm Herzen nie und kommt nie über unsere Lippen; aber es ist eine brennende und tiefe Traurigkeit, welche macht, daß man Hände und Augen zum Himmel erhebt, und in Erwartung der Hilfe demüthig fleht.

Syrien. Jerusalem. — Am vergangenen 5. Juni wurde dem Moniteur aus Jerusalem geschrieben:

Die Arbeiten für den Neubau der heiligen Grabkuppel, welche von den Baumeistern mit größter Raschheit betrieben wurden, und bei welchen die Arbeiter den größten Eifer beweisen, scheinen ihrem Ziele zu nahen. Schon gegen Ende des verflossenen Jahres war das Eisenwerk des halbkugelförmigen Aufsatzes angebracht, wie auch die durchbrochene Haube, welche die Spitze desselben krönt. Schon damals konnte man die zierliche Gestalt der neuen Kuppel beurtheilen. Das alte Bauwerk, zu niedrig, bot den Anblick einer schweren und erdrückten Masse, während die jetzige Kuppel, ungefähr sechs Fuß höher, und mit einem Kreuze gekrönt, sich von den sie umgebenden Gebäulichkeiten besser abheben wird. Seit dem Anfang dieses Jahres sind die Arbeiten mit der gleichen Thätigkeit betrieben worden; im März war das Filzwerk fertig, man begann mit der Bleibekleidung, und jetzt ist dieses große Werk, nach verschiedenen Schwierigkeiten zu gutem Ende geführt, seiner Einweihung nahe.

Es ist bekannt, daß die Kuppel des heil. Grabes durch Zusammenwirken der Kaiser von Frankreich und Rußland und des Sultans, als des Landesherrn von Jerusalem, neu gebaut wurde.

Asiatische Türkei. Cypern. — Jedermann weiß, welche wichtige Rolle die Insel Cypern in der Geschichte der Kreuzzüge und der Republik Venedig spielt. Die christliche Religion, die bis zur türkischen Eroberung auf dieser Insel sehr blühend war, hat auf zahlreichen Denkmälern den Stempel der Kunst und des Glaubens so tief eingedrückt, daß ihn weder die Zeit, noch der muhamedanische Fanatismus ausgelöscht haben.

Dom Michael Cyrilli, Generalvikar des Patriarchen von Jerusalem für die Insel Cypern, schreibt unterm 28. April 1868:

Die Hauptstadt von Cypern, Nikosia, besitzt noch jetzt eine große Anzahl christlicher Denkmäler. Leider zerstören die Türken dieselben nach und nach, und nur zwei alte Kirchen haben sie verschont, von denen die eine der hl. Sophia, die andere der hl. Katharina geweiht ist. Allein sie haben beide in Moscheen verwandelt.

Am reichsten an christlichen Bauwerken ist die Stadt Famagusta. Hier findet man die Trümmer von dreihundert Kirchen oder Kapellen, welche zur Zeit der Herrschaft der christlichen Nationen die Zierde und den Ruhm der Stadt bildeten; aber bald werden auch diese Trümmer verschwinden, da der Statthalter von Konstantinopel den Befehl erhalten hat, dieselben zu verkaufen.

In der Gegend um die kleine nördlich gelegene Küstenstadt Cerinya bewundern die Alterthumsforscher und Künstler zwei große Klöster im Spitzbogenstil gebaut, welche ihre alte Pracht zum Theil noch bewahrt haben.

Nach dem Bericht des Stephan von Lusignan gab es zur Zeit der christlichen Fürsten auf der Insel sechzig tausend katholische Maroniten. Heute sind von diesen noch ungefähr zwölfhundert übrig, welche fünf Dörfer bilden. Jedes dieser Dörfer hat seine Kirche und seinen Pfarrer, aber einen armen Pfarrer und eine nackte Kirche mitten unter einer dürftigen Bevölkerung.

Oſtafrika. — Miſſion der Gallas. — Der hochw. P. Dominikus, Provinzial der franzöſiſchen Kapuziner und Präfekt der Gallasmiſſion, ſchrieb im April dieſes Jahres: . . . . . Unſere Miſſionäre ſind am 1. Februar 1868 auf der Straße von Tadjoura und Ambado abgereist, um ſich nach Schoa zu begeben, wohin der König Menelik den hochwſt. H. Maſſaja mit ſeinen Miſſionspriеſtern eingeladen hatte. Es waren ihrer fünf: der hochwſt. H. apoſtoliſche Vikar, der hochw. P. Taurin, Vizepräfekt der Miſſion, der hochw. P. Ferdinand und zwei Studenten aus den Gallas. Die Karawane, ohne die Miſſionäre aus vierzig Perſonen beſtehend, reiſten drei Wochen lang unter der tropiſchen Sonne, durch fürchterliche und ganz öde Gegenden, und ſah ſich gezwungen, alle drei oder vier Stunden wieder Halt zu machen. Später fand ſie ein etwas belebteres und beſſer bewohntes Land, aber den Schwierigkeiten einer Wüſtenreiſe folgten die Verlegenheiten von Seite der Menſchen. Die Häuptlinge der Stämme, durch welche der Weg führte, ſind in hohem Grade argwöhniſch und unverſchämt, und bilden ſich immer ein, daß die Fremden nur deßwegen kommen, um ihr Land zu erobern. Man beruhigte ſie durch Geſchenke, die in Baumwollſtoffen und Glaswaaren beſtanden, und ſo wurden einige dieſer Häuptlinge ordentlich gefällig und höflich. Endlich, nach tauſend Unfällen und Entbehrungen aller Art, langten die Miſſionäre am Ziele ihrer Reiſe an. Die Einzelheiten, die ich Ihnen darüber mittheile, entnehme ich aus drei Briefchen, welche mir P. Taurin zufällig durch Karawanen zuſchickte, die aus dem Innern von Afrika an die Küſte zogen. Das letzte derſelben meldet mir, daß die Miſſionäre nur mehr einen Tagmarſch von den Ländern des Königs von Schoa entfernt ſeien. In dieſem Augenblick ſind ſie ſicher in Schoa. Sie mußten in dem Augenblick dort eintreffen, als uns die engliſchen Telegramme die Niederlage und den Tod des Nagus Theodoros von Abyſſinien meldeten. Welches werden wohl die Folgen dieſes Ereigniſſes für unſere Miſſionen ſein? Werden wir endlich die unüber-

steiglichen Schranken fallen sehen, welche uns die Barbarei der Ostküste von Afrika, wie die unerbittliche Feindschaft, mit der der Nagus uns verfolgte, entgegenstellten? Nur Gott kennt die Geheimnisse der Zukunft, allein auch wir prophezeien für diese bisher so schwer geprüfte Mission gerne schönere Tage und sehen deren Morgenröthe in den jetzigen Ereignissen anbrechen.

Madagaskar. — In einem Briefe von St. Denis (Reunion), vom 17. Mai dieses Jahres erzählt der hochw. P. Cazet, Vorsteher der Mission in Madagaskar, die Ereignisse, welche bei und nach dem Tode der Königin Rashoerina vorgefallen sind. Man erinnert sich noch, daß diese Fürstin gegen die katholische Mission sehr günstig gesinnt war. Wir lassen den Brief des hochw. Cazet hier folgen.

Die Königin Rashoerina, welche seit ungefähr zwei Monaten schwer krank lag, wurde einige Stunden von ihrer Hauptstadt Tananariva nach Ambohimanga, der heiligen Stadt der Madagassen, gebracht, welche die Weißen nie betreten dürfen. Da sich die Krankheit in die Länge zog, hatte man sich entschlossen, den französischen Consul Laborde zu rufen, welcher das Vertrauen der Königin genoß, und welcher in Folge seiner langen Erfahrung die in diesem Lande vorkommenden Krankheiten sehr gut zu behandeln versteht. Allein er sollte, ohne die Kranke zu sehen, durch die Vermittlung des ersten Ministers Rainilaiarivony die Heilmittel und Behandlung angeben. Dieser setzte ihn von dem Verlauf der Krankheit immer in Kenntniß und ließ dann seine Anordnungen ausführen. Bald begriff man indessen die schweren Mißstände dieser Behandlung durch eine Mittelsperson. Rashoerina wurde in ein Landhaus, eine Stunde von Ambohimanga gebracht. Dahin begab sich nun Laborde täglich, und da er nun Zutritt bei der Kranken hatte, konnte er mit gehöriger Sachkenntniß die Mittel verordnen. Rashoerina spürte eine merkliche Besserung, die eine nahe Wiedergenesung hoffen ließ. Aber ungeachtet der guten Wirkungen,

welche die von H. Laborde vorgeschriebene Behandlung hatte, drang doch Rainimarhavo, einer der gewandtesten und einflußreichsten Männer Namens aller Beamten, von denen die meisten Methodisten sind, darauf, daß auch der englische Doktor gerufen werde.

Die Krankheit der Königin und die vorzeitige Kunde von ihrem Tode belebte die Hoffnungen der verschiedenen Parteien auf's Neue, und jede derselben bereitete sich vor, die Umstände zu benützen.

Als sich am Sonntag den 22. März am Vormittag das Gerücht verbreitete, die Königin sei gestorben, da bemächtigte sich der Einwohner von Tananariva ein panischer Schrecken. Mitten unter dem katholischen Gottesdienste kamen Adjutanten und befahlen mehreren Christen, die Kirche zu verlassen und sich sogleich auf ihren Posten zu begeben; dann wurden von Seite der Eltern ihre Kinder zurückverlangt. Glücklicherweise war es nur ein blinder Lärm. Alles kehrte bald wieder zur gewohnten Ruhe zurück, besonders nach dem Kabar (eine Art Volksberathung), in welcher die Königin hatte erklären lassen, daß sie nicht nur nicht gestorben sei, sondern sich gegentheils besser befinde, und daß man gegen diejenigen, welche inskünftig ähnliche falsche Gerüchte ausstreuen würden, mit sehr schweren Strafen vorgehen werde. Doch die Ruhe war nur scheinbar.

Freitag den 27. März, um zwei Uhr Nachmittags, entstand in Tananariva eine außerordentliche Aufregung. Der große Marktplatz wurde geräumt, die Bevölkerung eilte im schnellen Laufe in dichten Haufen und tiefem Schweigen nach dem Palaste, die einen mit Gewehren, andere mit Säbeln, noch andere mit Wurfspießen bewaffnet. Die seit mehreren Monaten angezettelte Verschwörung kam endlich zum Ausbruche. In diesem Augenblicke ließ der Leiter der Verschwörung mehrere Beamte, unter andern auch den Befehlshaber der königlichen Leibwachen verhaften. Aber dieser, muthiger als seine Kameraden, protestirt gegen diese Verhaftung,

es gelingt ihm, mit etwa zwanzig Soldaten zu entkommen, und er erklärt, daß er dem ersten Minister, der sich damals bei der Königin befand, von den Vorfällen Kenntniß geben werde. Wirklich geht er, wirft seinen Parademantel weg, und den Säbel in der Faust und von einer Bedeckung von Soldaten und Sklaven gefolgt, schlägt er den Weg nach dem Landhause ein, wo sich der Hof befand. Kaum hat er die Hälfte des Weges zurückgelegt, als er schon einen Boten des ersten Ministers Rainilaiarivony antrifft, der ihm sagt: Das ist das Wort von Rainilaiarivony: „Ich habe die Kanone gehört, ich weiß Alles. Kehre nach Tananariva zurück, und verhafte alle, welche dich selbst haben verhaften wollen.“ Diese Worte wurden von den Soldaten und der Volksmenge, welche diese begleitete, mit Freudengeschrei aufgenommen.

Dieser tapfere Befehlshaber, dessen Schaar sich unterwegs um das Zehnfache verstärkt hatte, kehrte eilig nach der Stadt zurück, und der Lenker der Verschwörung wird sammt seinen Mitschuldigen verhaftet.

Um fünf Uhr Abends langte ein Befehl der Königin an, dahin lautend: Diejenigen, welche es mit mir halten, sagt Rashoerina Manjaka, sollen sich um mich schaaren. Und alsbald sah man in der Hauptstraße die Truppen mit ihren Anführern, und die gesammte Bevölkerung von Tananarina aufmarschiren.

Eine große Volksversammlung fand auf dem Platze Andohalo statt: die Hauptschuldigen wurden bezeichnet und Befehl gegeben, dieselben überall, wo man sie finden würde, zu ergreifen.

Unter den bedeutendsten Persönlichkeiten, welche als in die Sache verwickelt ergriffen wurden, muß man Rainivoninahitrioni nennen. Dieser war der Lenker der Verschwörung gewesen, welche Radama II. durch Meuchelmord vom Throne stürzte; als Freund des Anglikaner Ellis und durch

seinen Einfluß unterstützt, hatte er sich Rashoerina als erster Minister aufgedrängt. Allein die Ueberschreitungen seiner Macht, die er sich zu Schulden kommen ließ, brachten die Bevölkerung gegen ihn auf, er wurde verbannt und vier Stunden von Tananariva scharf bewacht. Hier war er nun seit drei Jahren und lauerte auf eine Gelegenheit, wieder zur Macht zu gelangen; diese fand er in der Verschwörung, in welche er eingeweiht war. Er marschirte nach Tananariva unter dem Geleite von Soldaten, die ihn bewachen sollten, sich aber zu ihm geschlagen hatten, von befreiten Galeerensklaven, von Sklaven, die allerorts her geworben waren, und einer ungeheuren Meute von Hunden, die eigens abgerichtet waren, um sich auf den Feind zu stürzen. Ich mache den Erfindungsgeist unserer europäischen Strategen auf dieses neue Kriegsmittel aufmerksam, das indessen Rainivoninahitrioni doch nicht rettete. Unter Trommelwirbel und dem Beifallsgeschrei der Madagassen wurde er verhaftet und in's Gefängniß geführt.

Schon am 31. März waren mehr als hundert Personen eingezogen, und die Verhöre können diese Zahl noch leicht vergrößern. Viele einheimische Methodisten oder schwarze Prediger, Mpitori teny, wie sie hier heißen, und zwar von den vornehmsten, sind im Gefängniß. Von Seite der Katholiken war Niemand in diese Verschwörung verwickelt, was die Madagassen selbst bemerken.

Sie werden mich vielleicht fragen, was denn die Verschwörung bezweckte. Darauf kann ich Ihnen nur mit Gerüchten antworten. Nach dem einen wollte Rainivoninahitrioni die Republik ausrufen und sich zu deren Präsidenten erklären, er soll sich sogar angelegentlich darnach erkundigt haben, worin denn die Rechte und die Macht des Präsidenten einer Republik bestehen. Nach den andern haben sich die alte Howapartei und der Methodismus gemeinschaftlich verständigt: die alte Partei, um den gegenwärtigen ersten Minister zu ersetzen und an seiner Stelle zu herr-

ſchen; der Methodismus, um einen König an die Stelle der Königin zu ſetzen, aber einen proteſtantiſchen König, der ein Gegner des erſten Miniſters geweſen wäre. Dieſer König war ſchon bezeichnet, er wäre aber eben ein blindes Werkzeug auf dem Throne geweſen, und man hätte ihm den Rainivoninahitrioni zum erſten Miniſter gegeben. Dieſe letzte Auslegung erſcheint nach allen den verſchiedenen Berichten, die uns zugekommen ſind, als die wahrſcheinlichere. Der Verlauf des Prozeſſes wird ohne Zweifel Enthüllungen bringen, welche tiefer auf den Grund dieſes traurigen Ereigniſſes ſehen laſſen werden.

Kehren wir jetzt wieder an den Hof der Königin zurück. Sobald man von den Vorgängen Kunde erhalten hatte, wurde beſchloſſen, daß Rashoerina wieder nach Tananariva zurückkehren ſollte, und wirklich zog ſie am folgenden Tage trotz ihrer äußerſten Schwäche in der Stadt ein. Aber leider war es nicht wie gewöhnlich ein feierlicher und triumphirender Einzug, man hätte ihn eher eine übereilte Flucht nennen mögen. Es war Befehl gegeben worden, überall, wo die Königin durchkommen mußte, die Thüren und Fenſter zu ſchließen, und es war verboten, ſich in dieſem Augenblick auf den öffentlichen Plätzen aufzuhalten. Man fürchtete nämlich die Kugeln einiger Theilnehmer an der Verſchwörung.

Dieſe Aufregungen waren nicht dazu angethan, den ohnehin ſchon ſo gefährlichen Zuſtand der Königin zu verbeſſern. Die Krankheit machte raſche Fortſchritte, und die Bemühungen des Herrn Laborde und des engliſchen Arztes konnten die Ruhr, welche die Königin erſchöpfte und ihr nahes Ende ankündigte, nicht heben. Wirklich ſtarb Rashoerina am 1. April zehn Uhr Abends.

Am folgenden Morgen wurde ihr Tod dem Volke bekannt gemacht, und nach einer Berathung der Beamten, wurde die Fürſtin Ramoma, ihre Nichte, unter dem Namen Ranavalo-Manjaka II. zur Königin von Madagaskar ausgerufen. In der Wahl dieſes Namens muß man ohne

Zweifel eine Familienerinnerung und nicht das Anzeichen eines Regierungssystems erblicken. Seit dieser Zeit genoß Tananariva der vollständigsten Ruhe, und das zu Jedermanns Erstaunen. Denn Angesichts der vorangegangenen Aufregung der Geister mußte man sich bei Eintritt eines Regierungswechsels auf Unruhen gefaßt machen; indessen haben die kräftigen Maßregeln der neuen Regierung die befürchteten Unordnungen abgehalten.

Am Wahltage der Königin fand auch gleich die Eidesleistung (Velirano) nach madagassischem Gebrauche statt. Der hochw. P. Delbosc gibt uns hierüber folgende wunderliche Einzelheiten, die ich Ihnen wörtlich mittheile.

Die Velirano (Eidesleistung) begann am 2. April Morgens und dauert fort für alle, welche in die Stadt kommen. Man nimmt sie an verschiedenen Orten, besonders aber in der Hauptstraße, vor. Hier ist ein todtes Kalb, dem man den Bauch aufgeschnitten hat; den Kopf hat man an die Stelle des Schweifes gelegt und umgekehrt. Im offenen Bauche stecken sechs bis acht Lanzen, und jeder Madagasse ergreift beim Vorübergehen den Schaft einer dieser Lanzen, welche er ein wenig schwenkt; dann tritt er zu einem Kahne, welcher nur einige Schritte entfernt ist, und trinkt den Vokaka. Dieser Vokaka ist Wasser, worin man eine Kugel, Pulver und Salz gethan hat, zum Zeichen, daß diejenigen, welche, nachdem sie davon getrunken, dennoch den Eid brechen würden, durch die Kugel getödtet, wie Pulver in Rauch aufgehen, und wie Salz in Wasser aufgelöst werden sollen.

Man sagt, daß auch einige Engländer an dieser Ceremonie theilgenommen, auch wir sind von Beamten dazu eingeladen worden. Wir haben es abgelehnt mit der Bemerkung, daß unser Gewissen uns in der Vergangenheit nichts gegen die madagassische Regierung vorwerfe, und wir daher auch nicht nöthig hätten einen neuen Eid zu schwören. Der Sinn dieser Antwort wurde dann auch begriffen, die Beamten lächelten und drangen nicht weiter in uns.

Neu-Süd-Wales. Maitland. — Das Bisthum Maitland in Neu-Süd-Wales, einer weitläufigen englischen Kolonie im südlichen Theil von Australien, besteht erst seit zwei Jahren, und in dieser kurzen Zeit hat der erste Bischof des neuen Sprengels, der hochwst. H. Murray schon viel Gutes gewirkt. Mittelst der Beiträge der Glaubensverbreitung konnte er eine große Anzahl Dominikanerinnen aus Irland erhalten, welchen er in der Stadt Maitland einen Wohnsitz angewiesen hat. Hier haben sie Schulen für die armen Mädchen, und Erziehungsanstalten für Töchter aus den höhern Ständen gegründet. Der Bischof hat auch mehrere Missionen in's Leben gerufen und für sein Bisthum einige Priester und mehrere Studenten gewonnen. Alle diese Unternehmungen verursachten große Unkosten, dafür ist aber auch das Bisthum so weit gehoben worden, daß es in wenigen Jahren ohne Beihülfe von außen sich selbst wird genügen können.

In Erwartung dieses Zeitpunktes, den der hochwst. H. Murray aus allen Kräften zu beschleunigen sucht, nimmt er für jetzt noch die fortdauernde Unterstützung Europa's in Anspruch. Der Freude über die ersten Erfolge und den schönen Hoffnungen gibt die Vorsehung gemeiniglich ein Gegengewicht von Prüfungen bei. So wurde das Bisthum Maitland im vergangenen Jahre durch Ueberschwemmungen verheert, welche die Heerden und ein großes Stück Land in der Nähe von Maitland weggeschwemmt, und hunderte von Familien an den Bettelstab gebracht haben. Anderseits hat eine neue Einrichtung in den gemischten Schulen, die 1867 in der Kolonie eingeführt wurde, den Bischof genöthigt, die vom Staate den öffentlichen Schulen bewilligte Unterstützung zurückzuweisen. Um seine eigenen Schulen vor den Gefahren des Unglaubens oder der religiösen Gleichgültigkeit zu bewahren, welche die Frucht der gemischten Schulen sind, hat der hochwst. H. Murray keine andere Hülfsmitteln, als die Mildthätigkeit der Gläubigen. Die vom Prälaten bei dieser

Gelegenheit an den Tag gelegte Festigkeit wird nicht ermangeln, in der Kolonie erfreuliche Wirkungen hervorzurufen, und die Regierung vermögen, eine für die Sittlichkeit und den Glauben so verderbliche Erziehungsweise zu ändern. Der Erfolg der vom hochwst. H. Murray bewiesenen Festigkeit wird aber hauptsächlich von dem thätigen Beistand abhängen welchen ihm die Katholiken von Europa leisten werden.

Abreiſe von Miſſionären.

Das amerikaniſche Seminar von der unbefleckten Empfängniß zu Löwen hat im Verlauf des Jahres 1868 an verſchiedene Diözeſen von Amerika folgende Miſſionäre geſandt:

Herrn A. Bichlmaier von Wolfau in Bayern, Diözeſe Regensburg, und Herrn J. Kögerl von München zur Diözeſe Neu-Orleans;

Herrn C. H. Gavin von Scherbroocke in Canada zur Diözeſe Chicago;

Herrn G. H. Brantner von St. Louis, S. T. B., zur Diözeſe St. Louis;

Herrn M. C. De Weert von Warre, St. Katharina von Belgien, zur Diözeſe Trinidad;

Herrn H. Mertens von Boxhorn, Großherzogthum Luxemburg, und Herrn G. van der Hagen von Rode, St. Ode in Holland, zur Diözeſe Louisville;

Herrn B. G. W. Wiedau von Coesfeld in Preußen zur Diözeſe Fortwayne;

Herrn H. H. Windelſchmidt von Broich in Preußen zur Diözeſe Hartford;

Herrn M. O'Donovan von Clonikelty in Irland, und Herrn J. B. Rickert von Rüthen in Preußen und Herrn Th. Anciaux von Nethen in Belgien zur Diözeſe Detroit;

Herrn F. A. A. J. Janſſens von Tilburg und Herrn G. van der Plas von Raamsdonck in Holland zur Diözeſe Richmond.

J. De Neve, Gen.-Vic.
Rector.

Aus dem Seminar der auswärtigen Missionen in Paris verreisten den 15. Juli 1868: Nach Japan: die HH. Alfred Pettier, aus dem Bisthum Rennes, und Amadäus Salmon, aus dem Bisthum Bourges.

Nach Siam: Die HH. Ludwig Alphons d'Houdt, aus dem Bisthum Brügge (Belgien); Ludwig Chevillard, aus dem Bisthum Nantes, und Julius Edmund Barreteau, aus dem Bisthum Luçon.

Nach Pondichery (Indien): Die HH. Johann Baptist Faure, aus dem Bisthum Lyon, und Nikolaus Julius Brochenet, aus dem Bisthum Dijon.

Nach Hong-Kong (China): H. Eugen Georg Coste aus dem Bisthum Montpellier.

Inhalts-Verzeichniß des 36. Bandes.

Seite

Rechnungs-Ablage des Ludwig-Missions-Vereines in Bayern für das Jahr 1867 201

Rechnungsausweis des Werkes der Glaubensverbreitung in Lyon für das Jahr 1867 209

Abreisen von Missionären . 197. 314. 414. 520. 609

Missionen Asiens.

China.

Mission der Lazaristen 5

Apostolisches Vicariat des nördlichen Petscheli 6

Apostolisches Vicariat des westlichen Petscheli 15

Apostolisches Vicariat von Kiang-Si 28

Apostolisches Vicariat von Tsche-Kiang 34

Apostolisches Vicariat von Kuang-Tong 97

Brief des hochwürdigsten Herrn Guillemin, apostol. Vicars von Kuang-Tong und Kuang-Si, an die Herren Mitglieder der Centralräthe der Glaubensverbreitung . 98

Apostolisches Vicariat des östlichen Petscheli; Brief von F. Guillon, aus der Gesellschaft Jesu, an Herrn Abbè Guillon, im Priesterseminar in Blois . . . 529

Seite

Japan.

Apoſtoliſches Vicariat 321. 417

Schreiben des heil. Vaters, Papſt Pius IX., an den Biſchof von Myriophita, apoſtol. Vicar von Japan . . . 543

Mittheilungen aus Briefen des Herrn Miſſionärs Couſin 546

Korea.

Verfolgung der chriſtlichen Religion im Königreiche Korea im Jahre 1866 115

Oſtindien.

Bericht der Oberin der engliſchen Fräulein in Allahabad, Maria Angela Hofmann, an Se. Excellenz den hochwürdigſten Herrn Erzbiſchof Gregor von München-Freiſing 39

Miſſionen Afrikas.

Natal.

Apoſtoliſches Vicariat Natal 49

Brief des hochwürdigſten Herrn Allard, apoſtol. Vicars von Natal an die H. H. Mitglieder des Centralrathes des Werkes der Glaubensverbreitung 60

Dahomey.

Apoſtoliſches Vicariat. Brief des H. Fr. Bouche, apoſtol. Miſſionärs in Dahomey, an H. A. Planque, Generalobern des Seminars der auswärtigen Miſſionen . . 162

Congo.

Apoſtoliſche Präfectur. Auszüge aus einem Briefe des H. H. Pruſſot, apoſtoliſchen Vicepräfecten von Congo, an die H. H. Mitglieder der Centralräthe des Werkes der Glaubensverbreitung 368

Seite

Madagaskar.

Missionen von Madagaskar 440

Abyssinien.

Apostolisches Vicariat. Auszüge aus einem Briefe des hochwürdigsten Herrn Bel, Bischofs von Agathopolis und apostolischen Vicars von Abyssinien, an Fr. Genin in Paris 550

Missionen Amerikas.

Süd-Amerika.

Englische Antillen. Bisthum Puerto de Espanna. Brief des hochwst. Herrn Gonin, Erzbischofs von Puerto de Espanna (Trinidad), an den Redacteur der Annalen der Glaubensverbreitung 570

Nord-Amerika.

Berichte über die Diözese Chatham in Neu-Braunschweig vom H. H. Bischofe Rogers 73. 454

Bisthum Charleston 169

Brief des hochwst. H. Bischofs Lynch von Charlestown . 170

Mittheilung über die Errichtung der kirchlichen Provinz von Oregon mit einigen Aufschlüssen über Canada von dem H. H. Mod. Demers, Bischof der Insel Sanct Couver 179

Schreiben des H. H. Bischofs Heinrich Junker von Alton an die Centraldirection des Ludwigmissionsvereines in München 266

Bisthum St. Bonifaz 284

Brief des hochw. H. Grandin, Bischof von Setola, an die H. H. Mitglieder des Centralrathes des Werkes der Glaubensverbreitung 297

Google

Seite

Schreiben des IV. Provincialconcils von Quebec an die H. H. Mitglieder des Centralrathes des Werkes der Glaubensverbreitung 582

Brief des H. H. J. Busche, Missionspriester in Lapeer (Michigan), an den H. H. J. De Neve, Rector des amerikanischen Missionsseminars in Löwen . . . 77

Jahresbericht des H. H. Abtes P. Bonifaz Wimmer O. S. B. von St. Vincenz an die Centraldirection des Ludwigmissionsvereines in München 278

Jahresbericht des H. H. P. Franz Xaver Wenninger an die Centraldirection des Ludwigmissionsvereines in München 386

Errichtung von neun neuen Bisthümern in den vereinigten Staaten 195

Große Verluste der kathol. Kirche. Tod der beiden Bischöfe Junker von Alton, und Carrol von Covington . . 585

Hirtenbriefe und Erlasse von H. H. Bischöfen zu Gunsten des Werkes der Glaubensverbreitung . . . 86. 490

Verschiedenes 92. 303. 409. 502. 593

Inhalt der Lieferung 206.

Missionen Asiens.

Seite

China. Apostolisches Vikariat des östlichen Petschely . 529

Brief von F. Guillon, aus der Gesellschaft Jesu, an Herrn Abbé Guillon, im Priesterseminar in Blois 529

Japan. Apostolisches Vikariat Japan 542

Antwortschreiben des heiligen Vaters Pius IX. an den Bischof von Myriophita, apostol. Vicar von Japan 543

Mittheilungen aus Briefen des Herrn Missionärs Cousin 546

Missionen Afrikas.

Abyssinien. Apostolisches Vikariat 550

Auszüge aus einem Briefe des hochwürdigsten Herrn Bel, Bischofs von Agathopolis und apostolischen Vikars von Abyssinien an Fr. Genin, in Paris . . . 550

Missionen Amerikas.

Seite

Südamerika. Englische Antillen. Bisthum Puerto de Espanna 569

Brief des hochwst. Herrn Gonin, Erzbischofs von Puerto de Espanna (Trinidad), an den Redakteur der Annalen der Glaubensverbreitung 570

Nordamerika. Kanada. Schreiben der zum IV. Provinzialconcil in Quebec versammelten Bischöfe an die HH. Mitglieder des Centralrathes des Werkes der Glaubensverbreitung 582

Große Verluste der kathol. Kirche (Tod der beiden Bischöfe Junker von Alton, und Carrol Covington) . . 585

Verschiedenes 593

Abreise von Missionären 609

schickt werden. — Beigefügte Bestimmungen der Wohlthäter über die Verwendung ihrer außerordentlichen Gaben zu Gunsten einzelner Missions-Zwecke (gewisser Gegenden, geistlicher Orden oder Anstalten ꝛc.) werden stets gewissenhaft in Erfüllung gebracht werden.

Wo solche ausdrückliche Bestimmungen fehlen, werden die außerordentlichen Schenkungen, unter Lebenden oder auf den Todes-Fall, ebenso wie die ordentlichen Beiträge durch die Centraldirection des Ludwig-Missionsvereins auf die Zwecke des Vereins zur Vertheiluug gebracht. Ueber sämmtliche Einnahmen wie Ausgaben des Vereins wird alljährlich in den „Annalen" ein umständlicher Rechenschaftsbericht bekannt gegeben.

Die „Annalen der Verbreitung des Glaubens zum Vortheil der Missionen herausgegeben durch den Ludwig-Missionsverein" jährlich einen Band aus 6 Heften bildend, sind bestimmt, die auf den Zweck des Vereins bezüglichen päpstlichen Breven, oberhirtlichen Erlasse, Urkunden und Missionsberichte zu sammeln und den Mitgliedern des Vereins durch unentgeltliche Vertheilung unter denselben zur Kenntniß zu bringen. Außerdem sind die Annalen um den Preis von 15 kr. für ein Heft von dem Geschäftsführer der Centraldirection zu beziehen. —

Die Mitglieder des Ludwig-Missionsvereins haben Antheil an der vollkommensten Gutheißung, dem heil. Segen und an allen Abläßen, welche der heil. Stuhl wiederholt dem „Werke der Verbreitung des Glaubens" ertheilt hat. Solches geschah durch die Päpste Pius VII., Leo XII., Pius VIII., Gregor XVI. und Pius IX. in ihren Rescripten vom 25. März 1823, vom 11. Mai 1824, vom 18. Sept. 1829, vom 25. Sept. 1831, vom 15. Nov. 1835, 22. Juli 1836, 15. Aug. 1840, 17. Oct. 1847, 10. Sept. 1850, 31. Dez. 1853 und 17. April 1855.

Die den Mitgliedern des Vereines hienach bewilligten **Abläße** sind die folgenden:

Vollkommene Abläße: 1) Am 3. Mai (hl. Kreuzerfindung und Stiftungsfest des Vereins); 2) am 3. Dezember (Fest des hl. Fr. Xaverius); 3) am Feste Mariä-Verkündigung; 4) am Feste Mariä-Himmelfahrt oder an einem Tage während der Oktav dieser vier Feste; 5) an zwei Tagen eines jeden Monats, welche von den Mitgliedern nach Belieben gewählt werden können; 6) einmal im Jahre am Tage, an welchem die Gedächtnißfeier aller Verstorbenen des Vereins gehalten wird; 7) einmal jährlich am Tage der Gedächtnißfeier für die Verstorbenen aus der Abtheilung für 1000, 100 oder 10 Mitgliedern, zu welcher man gehört, und 8) in der Todesstunde für alle Mitglieder, die mit wahrer Reue wenigstens im Herzen, wenn sie es nicht mündlich thun können, den heiligsten Namen Jesu anrufen. Kinder, welche noch nicht zur ersten heil. Kommunion gegangen sind, können auch diese Abläße gewinnen.

Partielle Abläſſe: 1) Ein Ablaß von dreihundert Tagen, ſo oft die Mitglieder an den drei Tagen, welche den Feſten vom 3. Mai und 3. Dez. vorangehen, der vom Vereine gehaltenen Feierlichkeit beiwohnen; 2) ein Ablaß von hundert Tagen, ſo oft ein Mitglied irgend ein Werk der Frömmigkeit oder der chriſtlichen Liebe zu Gunſten der Miſſionen verrichtet.

Damit man dieſe Abläſſe gewinne, iſt es nothwendig, die heiligen Sakramente zu empfangen und die Kirche zu beſuchen, um da nach der Meinung des heiligen Vaters zu beten. — Wer wegen Krankheit, oder großer Entfernung, oder irgend einer andern gegründeten Urſache die Kirche nicht beſuchen kann, gewinnt die gleichen Abläſſe, wenn er den Kirchenbeſuch durch andere von ſeinem Beichtvater vorgeſchriebene gute Werke oder Gebete erſetzt. (S. Annalen 1851, Nro. 101; 1855, Nro. 128.)

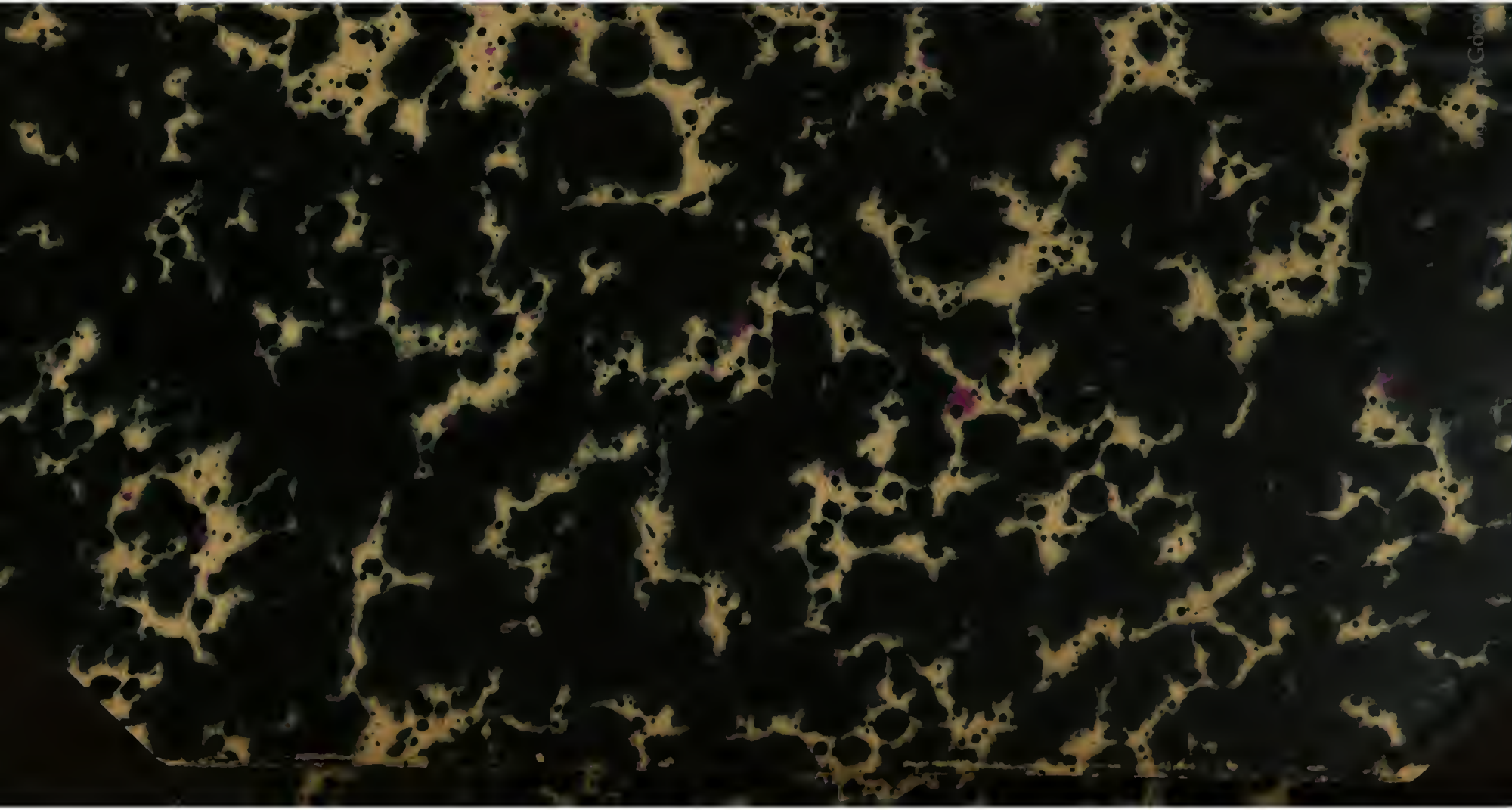
Das Privilegium des Altars (d. i. ein vollkommener Ablaß) iſt für jede heil. Meſſe verliehen, welche im Namen eines Mitgliedes zu Gunſten eines verſtorbenen Mitgliedes geleſen wird. Des nämlichen Privilegiums erfreut ſich fünfmal in der Woche jeder Prieſter perſönlich, welcher Vorſteher einer Abtheilung iſt.

Mit den Geſchäften des Ludwig-Miſſionsvereins

ſind beauftragt:

In **Bayern**, und zwar als Geſchäftsführer Se. Hochwürden Herr Dr. Paul Kagerer, Erzbiſchöflicher Secretär in München, als Geſchäftsführer und Central-Caſſier Herr Privatier L. J. Lebling, an welchen ſämmtliche Geldſendungen (Promenadeſtraſſe Nro. 15.) zu richten ſind; mit Ausnahme jener aus der Erzdiözeſe München-Freiſing, welche Hochw. Herr Stiftsvicar Max Graf von Zech (Frauenplatz Nr. 13/3,) in Empfang nimmt.

In den übrigen Diözeſen des Königreichs wird von Seite der hochw. Ordinariate für die Angelegenheiten des Vereines Sorge getragen.

Für das Erzbisthum **Freiburg** (Großherzogthum Baden) iſt Geſchäftsführer der hochwürdige Herr Dom-Präbendar Boulanger in Freiburg i. B.

MAX
BUCH
MÜ